ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

HUGO GERING

EINUNDZWANZIGSTER BAND

HALLE A. S.

VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES.

1889.

Inhalt.

Nekrologe.

Litteratur.

Miscellen.

TIUS THINGS.

Der germanische gott *Tius war ursprünglich der himmelsgott, gleich dem Zevs und dem Jupiter: der göttlich verehrte himmel (skr. *dyaus*) als spender des lichtes und der wärme.

In dem nordgermanischen mythus von Týr und Fenrir zeigt sich der gott noch in dieser uralten eigenschaft; auch in der erzählung von der fahrt zu Hýmir lässt sich Týr noch als himmelsgott erkennen, seine mutter, die *brúnhvít* und *algullin*, als die morgenröte.

In Deutschland sind die spuren dieser eigenschaft Tius verwischt. Hier hat sich seine weiterentwicklung zum kriegsgott früh volzogen, die aber zur voraussetzung eine gottheit hat, welche dem volke als inbegriff der höchsten lebenskraft dastund, da in dem kriege der einzelne wie die gesamtheit den höchsten einsatz von dem, was sie vermochten, zu wagen hatten. Nur ein gott der reichsten lebensfülle in der natur, wie sie von dem himmel auf die menschen sich verbreitet, konte der kriegsgott germanischer völker werden.

Aus dem, was die Römer aus westgermanischem lande von dem Tius erfuhren, zogen sie den schluss, dass er dem Mars entspreche. Und als die Deutschen die namen der sieben tage der römischen woche sich übersezten, übertrugen sie den *dies Martis* als *Tiwes dag*.

Mars-Tius verehrten die Tencterer als ihren höchsten gott (Tac. histor. 4, 64). Bei den Hermunduren stund er über dem Wodan-Mercurius (ann. 13, 57). Die völker oder das volk, von dem Tacitus seine nachricht über das opferwesen bezog, hatten dagegen den Wodandienst über den des Thunar (Hercules) und des *Tius (Mars) gestelt. Es werden Istævonen gewesen sein. Bei den Erminonen hat *Tius im mittelpunkt der religion gestanden. Der bundeskultus der swebischen völker war ihm gewidmet; von ihm leiteten sich noch später die Schwaben ab, wie die Wessobrunner glosse *Cyuuari: Suapa* (Diut. 2, 370) bezeugt, die uns die *initia gentis*, den *regnator omnium deus* in Germania c. 39 erläutert.

Bei Sachsen und Angelsachsen trug *Tius auch den Bein men Saxnôt Seaxneát, von dem schwert, seinem heiligen sinbilde, unter

dem ihn die Quaden verehrten (Ammian. Marc. 17, 12). Bei den Sachsen hiess er auch Er (altgerm. **Eras* = Ἄρης). Die Eresburg, welche k. Karl 772 eroberte, war ein befestigtes heiligtum des Sachsenvolkes, worin das *idolum* oder *fanum* stund, *quod vocabatur Irminsûl,* die gewaltige säule des kriegsgottes, wie solche die Sachsen nach dem entscheidenden schlage gegen die Thüringer dem Mars (d. i. ihrem kriegsgotte) nach Widukinds durch üble gelahrtheit verdunkelten bericht als siegeszeichen errichteten.

Den namen Er, der erreger, aus derselben wurzel gebildet wie Irmin,[1] ursprünglich nur attribut zu Tius, gaben ihm auch jene dem Swebenbunde früher angehörigen völker, die sich almählich zum Baiernvolke vereinigten, während ihre verwanten auf dem linken Lechufer, die Alemannen, an dem hauptnamen Ziu (so seit der lautverschiebung) festhielten.

So sehen wir den alten arisch-germanischen himmelsgott als *praecipuus deorum* von dem grösten teile der Deutschen verehrt, und zwar als kriegsgott verehrt.

Aber ein noch nicht alter inschriftenfund belehrte uns über eine andere eigenschaft Tius: der kriegsgott war auch der über das ding, die versamlung der staats- und rechtsgemeinde mächtig waltende. In dieser stellung führte Tius den beinamen Things.

Professor Emil Hübner hat in der Westdeutschen zeitschrift für geschichte und kunst 3, 120 zwei inschriften veröffentlicht, die im nördlichen England, bei Housesteads, der alten römischen station Borcovicium am Hadrianswall gefunden wurden. Der eine altar,[2] mit schwerem aufsatz, trägt auf der ziemlich schmalen vorderseite des hauptstücks, folgende inschrift:

DEO
MARTI
THINGSO
EDVABVS
ALAESIAGIS
BEDEETFI
MMILENE
ETNAVGGER
MCIVESTV
IHANTIV
VSLM

1) Partic. *ermnas*, ὄρμενος vgl. Müllenhoff in der ztschr. f. d. a. XXIII, 3.
2) Herr prof. Hübner hatte die güte mir zwei photographien des steins mitzuteilen.

Nach herrn Hübners lesung:

Deo Marti Thingso et duabus Alaesiagis Bede et Fimmilene et numini Augusti[1] Germani cives Tvihanti votum solverunt libentes merito.

Auf der rechten seitenfläche sieht man in flacher arbeit auf einem hohen fussgestell eine bekleidete behelmte gestalt, die den nackten rechten unterarm empor hebt und die hand ausstreckt. Das faltige gewand ist über der hüfte gegürtet. An sie schmiegt sich rechts eine kleine bekleidete gestalt, die bis an den gürtel der grossen reicht. Sie legt die rechte hand gegen die linke brust. Unter dem langen gewande sieht man die zwei füsse hervorkommen. Der kopf ist auf der photographie wenigstens undeutlich. Auch lässt sich nicht sicher sagen, ob der kopf der grösseren männliche oder weibliche züge trägt; lezteres scheint aber das wahrscheinlichere.

Die linke seitenfläche des altars ist ohne bildliche darstellung.

Der zweite votivaltar[2] trägt über dem gesims, worein D E O eingehauen ist, einen aufsatz aus je einem rundstücke mit verwitterter, vielleicht ein rad darstellender meisselung; in der mitte ein spitzes giebelstück, aus dessen innerer fläche ein brustbild mit undeutlichem, jedenfals kurzhaarigem kopf ziemlich flach hervortritt.

Das hauptstück des altars hat folgende inschrift:

MARTI · ET · DVABVS
ALAISIAGIS · ET · N · AVG
GER · CIVES · TVIHANTI
CVNEI · FRISIORVM
VER · SER · ALEXAND
RIANIVOTVM
SOLVERVNT
LIBENT--
M

Herr E. Hübner las das ganze:

Deo Marti et duabus Alaisiagis et numini Augusti Germani cives Tvihanti cunei Frisiorum Ver. Ser. Alexandriani votum solverunt libentes merito.

Aus dieser inschrift ergibt sich, dass der altar unter dem kaiser Severus Alexander (222—235) von Deutschen aus der landschaft Twente, die zu dem friesischen regiment gehörten, errichtet worden ist. In

1) Mommsen liest numinibus Augustorum.

2) Auch von ihm teilte mir herr prof. Hübner eine photographie mit.

dieselbe zeit muss bei der grossen übereinstimmung der inschrift auch der erste altar gesez werden.

Der name Things ist von herrn E. Hübner noch auf einem dritten stein bemerkt worden, der dem keltischen gotte Belatucadrus und dem Tingsus von Germanen des friesischen cuneus errichtet wurde.[1] Die inschrift lautet nach herrn Hübners lesung:

Deo | Belatv | cadro a | mvro | sivitvs | Tingso | ex cvne | vm [Fr] is [iorvm Ger] mano | rvm

Sie ist unläugbar entstelt. Das *tvs* vor *Tingso* deutete herr Hübner auf Tius. Scherer fasste es so, freilich nur als unsichere möglichkeit, dass der nominativ *Tus Tingsus* misverstanden und daraus ein dativ *Tusthingso* gebildet worden sei. Der steinmetz hat hier überhaupt gearbeitet, ohne eine ahnung zu haben von dem was er hieb. Mutmasst man also, so kann man lieber gleich das richtige *Tiro Thingso* mutmassen. Sicher bleibt aber *Tingso* (*Thingso*), dativ zu dem beinamen des Tius, den jener altar vom Hadrianswall uns lehrte.

Ausser E. Hübner hat sich W. Scherer mit diesen inschriften beschäftigt und darüber am 8. mai 1884 in der Berliner akademie der wissenschaften einen vortrag gehalten: Mars Thingsus betitelt,[2] wozu er nach H. Brunners mitteilung am 29. mai dess. j. einen nachtrag gab.[3] Wir werden auf seine erklärungen fortwährend bezug nehmen müssen.

Das latinisierte *Thingsus*, deutsch *Things* ist attribut zu *Mars* d. i. *Tius* und bezeichnet des gottes verhältnis zu dem *thing*. Grammatisch ist es eine adjectivische weiterbildung des stammes *thingsa* durch das secundäre suffix-a, durch welches adjectiva und appellativa gebildet werden, die irgend eine beziehung zu dem grundworte ausdrücken.[4] Dieses selbst ist dasselbe neutrum *things*, das aus dem longobardischen *edictus Rothari* (171 fgg. *thinx*) bekant ist mit der bedeutung einer rechtshandlung. Und in dieser bestimten, gewissermassen beschränkten bedeutung möchte ich aus unsern inschriften den Tius Things nehmen. Er wird hier nicht als der gott gemeint, der über die volksversamlungen überhaupt waltet, sondern als der grosse gerichtsgott.

Allerdings stunden die zusammenkünfte der sämtlichen freien männer des landes oder des gaus wie der ortsgemeinde, in denen getagt

1) Bruce, lapidarium septentrionale s. 412 nr. 807 und ephem. epigr. 3. 125 nr. 85.

2) Sitzungsberichte der akad. d. wiss. zu Berlin. 1884. XXV.

3) Brunner in der zeitschrift der Savigny-stiftung für rechtsgeschichte. V. bd. Germanist. abteil. s. 226 fgg. Weimar 1884.

4) Zimmer, die nominalsuffixe *a* und *â* s. 214 fg., vgl. Scherer a. a. o. s. 4 (574).

und gedingt ward, in dem frieden des Tius, weil er der kriegsgott war, die Deutschen aber keine öffentliche noch persönliche sache anders als in waffen verhandelten.[1] Die begriffe volk und heer deckten sich volkommen. Noch in den volksrechten bedeutet *exercitus* das volk; *in exercito ambolare* wird in den erlassen des langobardischen königs Liutprant von den reisen der *judices* im lande gebraucht.[2]

Wir haben es aber in den beiden votivaltären von Borcovicium nicht mit einer grossen politischen verhandlung zu tun, sondern sie sind, nach allem was wir finden werden, denkmäler eines rechtsstreites, dessen glücklichen ausgang die deutschen bürger aus der landschaft Tvianti dem schutze des Tius Things und der beiden göttinnen verdankten, zu denen sie vorher gebetet und denen sie, der römischen sitte sich anschmiegend, einen denkstein mit frommem gelübde zu setzen sich verpflichtet hatten. Daheim hätten sie vielleicht eine art irminsûl aufgerichtet; hier im fremden lande, als teile des römischen heeres, ward die römische form gewählt. Sprache, schriftzeichen, bilder, form des steins sind römisch. Auf dem dritten englischen stein, welcher den namen Things trägt, ist derselbe sogar mit dem keltischen kriegsgotte Belatucadrus zusammen genant, was sich nur aus einer gemeinschaftlichen angelegenheit gallischer und friesischer soldaten des römischen lagers erklären kann.

Die votivsteine sind also zunächst dem Tius als dem grossen gerichtsgotte des volkes geweiht. Wer sind aber die *duae alaisiagae* (*alaesiagae*), deren eigennamen *Beda* und *Fimmila* die eine inschrift glücklicherweise angibt, welche als genossinnen oder gehilfinnen neben ihm oder unter ihm sich hilfreich bezeigt haben?

Das wort *alaisiagae* oder *alaesiagae*, wie das einemal römischer eingehauen ist (denn germ. *ai* gaben die Römer durch *æ* wider, wie *Aestii*, *Cæsia silva*, *Boihemum* (= *Boihæmum*), *Istaevones* zeigen), gibt ein rätsel auf.

al ist zunächst abzutrennen als das zur verstärkung des wortbegrifs vorgestelte adjectiv *al*. Zusammensetzungen mit *al* erscheinen auf rheinischen römisch-germanischen inschriften mehrfach. Neben den *matronis Gabiabus* werden steine den *matronis alagabiabus* geweiht (Corpus inscription. rhenanar. edid. Gu. Brambach n. 557. 559. 560.

1) *nihil autem neque publicae neque privatae rei nisi armati agunt.* Germ. c. 13. — *ut turba placuit, considunt armati.* — — *Sin placuit, frameas concutiunt. honoratissimum assensus genus est armis laudare* c. 11.

2) Liutpr. leg. 83. ed. Roth. c. 386; vgl. auch Waitz, deutsche verf. gesch. I, 213 (N. 3). 362.

625. 2050. — 296). Wir finden dort ferner *alateiviae* (n. 197) oder besser *matres alatervae*, wie ein in Schottland gefundener stein lehrte.[1]

Es mag daran erinnert werden, dass *al* sowol adjectiven als substantiven in allen germanischen sprachen verstärkend vortritt.

Den hauptteil des wortes zerlegte Scherer (s. 9 oder 579) in *aisiagae*, indem er vorausschickte, dass unter den möglichen deutschen etymologien diese die verhältnismässig wahrscheinlichste sei. *al-aisia-gæ* könne zur not[2] erklärt werden die algeehrten, wenn man aus dem einmaligen ahd. (1. prs. ind.) *êreôm* (gl. Ker. 109, 36) auf ein germanisches **aizjâ*, die ehre, schliessen dürfe.

Ich will hierzu anmerken, dass aus den rheinischen inschriften die neigung erhelt, bei latinisierung germanischer *a*- und *â*-stämme dieselben als *ja*- und *jâ*-stämme zu behandeln: man vergleiche *gabiabus, alaterviæ*.

Aus jenem anzusetzenden **aizjâ* wäre also durch das suffix *-ga* das adj. **aizjaga-* abgeleitet, (ahd. *êrac*), das die bedeutung mit ehre behaftet, im besitz von ehre, haben kann, aber nicht ehre verleihend, wie Scherer s. 11 (581) auslegte, mit rücksicht auf zwei kranzhaltende weibliche gestalten eines ganz andern, inschriftlosen steins (des stirnstücks einer *ædicula*), dessen beziehung auf die *alæsiagæ* doch höchst unwahrscheinlich ist.

Wenn wir nun übersetzen „den zwei algeehrten", so kann es auffallen, dass ein solches adjectivisches attribut in der einen inschrift den eigennamen mit sichtlich substantivischer selbständigkeit vorantritt, und in der andern gradezu als substantiv, ohne die eigennamen, dient. Indessen ist das in alter poetischer sprache nicht unerhört. In dem Grottasǫngr, dem lied von den zwei gefangenen göttinnen Fenja und Menja, heisst es str. 1, unsrer inschrift ganz entsprechend:

nú ero komnar til konungs húsa
framvísar tvær Fenja ok Menja

nun sind zu den königshäusern gekommen die zwei hervorragend weisen, Fenja und Menja.

Und str. 13 lesen wir, zur andern inschrift stimmend, ohne die namen:

en vit siðan á Svíþióðu
framvísar tvær í folkum stigum.

1) H. Kern, germaansche woorden in latijnsche opschriften aan den Beneden-Rijn (Amsterd. 1872.) s. 7.

2) Als notbehelf nahm auch Brunner die Scherersche deutung, zeitschr. der Savignystift. f. rechtsgesch. V, 228.

Freilich kann hier *framrísar trær* als apposition zu dem vorausgehenden *vit*, wir zwei, gezogen werden.

Für den übergang adjectivischer attribute selbst in eigennamen liegen belege genug vor. Hier sei nur an Heimdallr erinnert, der heimfrohe nach seiner eigentlichen bedeutung, wenn Müllenhoff recht hatte (zs. f. d. a. XXX, 245).

Aber trotzdem empfindet man bedenken gegen das adjectivische wesen von *alaisiagae*. Sichtlich antwortet das wort dem DEO, und man fühlt die berechtigung, ein gleich bedeutendes substantiv hier zu verlangen.

Ich wage daher eine andere erklärung, die ich für nichts anderes als einen fraglichen versuch ausgebe, die mir aber einer berechtigung nicht zu entbehren scheint.

Ich lese statt ALAISIAGIS oder ALAESIAGIS
ALAISAGIIS

und übersetze den grossen gesetzsprecherinnen, indem ich zu dem latinisierten dat. plur. einen german. nom. sg. **aisagjô* aufstelle, das femininum zu **aisagja*, ahd. *êsegjo êseco*. Bekant und belegt sind ahd. *êsago* (Trierer glossen; *êasagari êsagari* gl. Mons. Salzburg.), alts. *êosago*, altfries. *âsega*. Als *jan*-stamm tritt das zweite glied der zusammensetzung ahd. in *wârseeco* auf, und auch das fries. *âsega* führt auf **-sagjan* zurück.

Über das gesetzsprecheramt ist durch die untersuchungen von Konrad Maurer und Karl v. Richthofen vornehmlich licht verbreitet worden.

Konr. Maurer hat bewiesen, dass es eine algemein nordische rechtseinrichtung war, nur Dänemark ausgenommen.[1] Die deutschen rechtshistoriker erkanten dann, dass der gesetzsprecher bei den verschiedensten deutschen völkern in sehr früher zeit, wenn auch unter verschiedenen namen, erscheint.[2]

Der *êsago* (gesetzsprecher wörtlich) ist, um K. v. Richthofens erklärung zu benutzen, „kein vorsitzender des gerichts, kein urteiler, sondern ein gesetzsprecher — ein lebendes gesetzbuch, der überall befähigt und befugt ist, die urteiler über die rechtssätze zu belehren,

1) Festgabe der Münchener juristenfacultät zum doctorjubiläum von Arndts s. 1—69 (1875). Sitzungsber. der bayr. akad. d. wissensch. phil. hist. cl. 1887. II. s. 363 fgg.

2) H. Brunner, deutsche rechtsgeschichte I, 110 fg. 150—153. 287. R. Schröder in der zeitschr. d. Savignystiftung f. rechtsgesch. IV, 215 fgg.

die beim aburteilen des einzelnen falles in anwendung zu kommen haben.“ [1]

Bei den Alemannen und Baiern finden wir ihn vor der einführung der fränkischen gerichtsverfassung, die ihn beseitigte, neben dem vorsitzenden richter als bestelten rechtskundigen. In Baiern schlägt er (hier *judex* genant) sogar den urteilspruch vor, wenn der vorsitzende es fordert.

Für die abfassung der volksrechte waren nach der überlieferung *sapientes, legislatores, judices* tätig, welche das recht, das sie kanten, mitteilten, worauf hin es für das volk durch die oberste staatsgewalt zusammengestelt wurde.

Die in den meisten handschriften des prologs der lex Salica genanten vier edlen männer Wisogast, Bodogast, Saligast und Widogast, die vom volk aus einer grössern zahl ausgewählt wurden, um in drei grossen dingen (*per tres mallos*) das recht zu weisen, woraus das salfränkische gesetzbuch entstund, werden sich als ehsagen deuten lassen. Nicht minder die *sapientes Volemarus* und *Saxmundus*, von denen zusätze zur lex Frisionum überliefert sind. Ebenso Wlemarus, der nachträge zur lex Anglorum et Werinorum gegeben hat.

Auf die tätigkeit der ehsagen weist auch der prolog zur lex Ribuariorum, Alamannorum et Bajuvariorum hin, wonach der Frankenkönig Theoderich *viros sapientes* auswählte, die mit den alten rechten in seinem staate vertraut waren. Nach der rechtsbelehrung, die sie gaben, liess er dann die gesetze schriftlich abfassen.

In dem altsächsischen evangeliengedicht (Heljand) werden *êosagon* mehrmals angeführt, aber nur als kenner des göttlichen rechts. Der ausdruck wird aber von den weltlichen gesetzsprechern entlehnt sein. Wenigstens lässt sich in jüngeren ostfälischen und holsteinischen rechtsquellen ein dem *êsago* ähnlicher urteilsfinder erkennen. [2]

Bei den Angelsachsen entsprechen die *witan, sapientes*, welche den urteilsvorschlag machen, auf grund dessen die gerichtsgemeinde das urteil fält. [3]

In Friesland war in jedem gau ein *âsega* auf bestimte jahre gewält. Er muste das in der landschaft giltige recht wissen und über den einzelnen fall die urteiler belehren, samt angabe der bussen, wergelder und strafen. [4]

1) K. v. Richthofen, untersuchungen über friesische rechtsgeschichte II, 458. Berlin 1882.

2) Brunner, deutsche rechtsgesch. 1, 152. 3) Brunner ebd. a. a. o.

4) v. Richthofen, untersuchungen II, 477.

In Schweden und Norwegen hiess der gesetzsprecher *lagmaðr* oder *lǫgmaðr* (gesetzmann), auf Island *lǫgsǫgumaðr* (rechtsvortragsmann). Aus dem umstand, dass die *lǫgsaga* auf Island schon bei der ersten ordnung der landesverfassung (um 930) durch Ulfljótr eingeführt ward, ziehen wir den beweis, dass er in Norwegen schon vor der auswanderung bestanden hatte. Auch auf die Færœer, die Orkneys und nach Grönland war der *lǫgmaðr* oder *lǫgsǫgumaðr* von Norwegen aus verpflanzt worden.

In Schweden reichen die spuren des lagmann bis in die heidnische zeit.

Die lebendige gründliche kentnis des landrechts ist überall die forderung an den nordgermanischen gesetzsprecher. Er muste „ein lebendiges gesetzbuch“ sein. Sein amt war belehrung über streitige fälle geben, gutachten erstatten, in Schweden der unmittelbare urteilsvortrag. Auf Island war er ausserdem verpflichtet, zu gewissen zeiten des jahres auf dem ding vorträge über gesetzkunde, die *lǫgsaga* oder *uppsaga,* zu halten.

In Norwegen ist der *lǫgsǫgumaðr* seit dem 12. jahrhundert in einen königlichen beamten und mehr und mehr in den richter übergegangen. In Deutschland ward die uralte gestalt des *èsago* durch die *raginburgen, rèdjeren* und die schöffencollegien beseitigt.

In der alten friesischen westerlauwer sage, deren älteste aufzeichnung nicht über das 14. jahrhundert hinauf geht,[1] wird erzählt, dass könig Karl den zwölf fürsprechen, die aus den sieben friesischen seelanden erwählt worden waren, das recht der Friesen zu küren befahl. Als sie nach sechs tagen bekanten, dass sie es nicht könten, liess ihnen der könig frei, die art ihres todes zu wählen und sezte sie dann in ein schiff ohne riemen und tau als spiel der wilden see. Da beteten sie zu Christus, er wolle der dreizehnte unter ihnen sein wie dereinst unter seinen jüngern. Und sie sahen plötzlich einen dreizehnten am steuer sitzen, eine achse auf der schulter, und er steuerte sie durch wogen und wind ans land. Da warf er die achse auf die erde und ein brunnen entsprang. Um den sassen die zwölf, und der dreizehnte lehrte sie das landrecht aller Friesen. Darauf verschwand er. Der weg, den er zum lande genommen, ward *Eesweg* (answeg, weg des gottes) geheissen.

Wie schon dieser ortsname beweist, ist Christus in dieser späten aufzeichnung an die stelle eines germanischen Ans (fries. *ès*) getreten.

1) K. v. Richthofen, altfriesische rechtsquellen s. 439 fg.; untersuchungen zur friesischen rechtsgeschichte II, 459 fgg.

Die kunde des volksrechts wird auf die unterweisung eines gottes zurückgeführt, die gottheit ist der quell des über dem volke waltenden gesetzes. Wir wissen aus jenen nordenglischen votivsteinen, dass *Tius jener gott war. Die gesetzeskundigen verkünden seine lehre und hüten das gottgegebene recht. Sie sind Tius diener und priester.

Der zusammenhang des priestertums mit dem gesetzsprecheramt ist von Jacob Grimm, K. v. Richthofen, Konr. Maurer, R. Schröder und andern längst erkant und vorgetragen worden.

Der häuptling im isländischen freistaate, welcher in seinem bezirk die öffentlichen verhandlungen und das gericht leitete und über dem frieden wachte, hatte zugleich den dienst im tempel des bezirks, sein hof war der tempelhof. Auf diesem *godord* lag seine würde und sein amt. Sein name *goði* aber wird durch das got. *gudja* erklärt, womit Wulfila ἱερεύς übertrug.

Für Norwegen und Dänemark lässt sich der *goði* (*guþi*) nicht in der verbindung eines ausgedehnten weltlichen und religiösen amtes erweisen, sondern nur als priester. Konr. Maurer[1] nimt diese norwegisch-dänischen goden als untergebene der häuptlinge der einzelnen volksverbände, denen der religiöse dienst übertragen war, und die darin auch von frauen, den *gyðjur*, ersezt werden konten. In der isländischen erweiterung der godenwürde sieht er etwas erst aus dortigen verhältnissen entsprungenes, obschon er die alte germanische verbindung der obrigkeitlichen, namentlich der richterlichen und der priesterlichen stellung anerkent.

In Deutschland ist das wort *goto*, *gote* (fem. *gota*, *gote*) möglicherweise in der eingeschränkten bedeutung des tauf- und firmpaten erhalten. Der und die göte (gött[2]) weisen durch diese bedeutung auf ein geistliches verhältnis, als welche die patenschaft galt; in Schweizer cantonen (namentlich in Bündten) heisst auch der priester, der das kind getauft hat, aber weiterhin jeder priester herr götti. Erhalten ist das alte wort ausser Oberdeutschland in Hessen als femininum: die gote, die gott, gött, die taufpatin, sowie die götel, götche, das weibliche patenkind.[3] Auch in Mittel- und Niederfranken (Brabant usw.) komt weibliches godd, goede für die taufpate vor.

1) Zur urgeschichte der godenwürde, in dieser ztschr. IV, 125—130.

2) Bair. der gött, die gott (auch die godn, godl) Schmeller bair. wörterb. 1^2, 962, alem. der götti, die gotte Stalder, schweizer. idiot. 1, 466. Schweizer. idiot. 2 (1887), s. 527. Schmid, schwäbisches wörterb. 236.

3) Vilmar, idiotikon von Kurhessen 133. Kehrein, volkssprache und volkssitte im herzogtum Nassau 1, 169. Weigand, ein Wetterauer, hat in seinem deutschen wörterbuch 1, 714 auch nur das fem. die gote.

Man wird versucht gote, göte mit dem nord. *goði*, dem got. *gudja* (was auf **gotjo* führt und das umlautende göte erklärte) in verbindung zu setzen. Der eigenname Godjo komt in dem Weissenburger schenkungsbuch (Tradit. Wizenburg. 213) vor und hat sich in Göthe erhalten. Anderseits drängt sich freilich auch die vermutung auf, ahd. *goto, gota* seien als kosende alte kürzungen von *gotrater, gotmuoter* zu nehmen, die im altdeutschen zwar nicht nachweisbar sind, aber durch älter nl. *godmoeder*, englisches *godfather, godmother, godson, goddaughter, godchild* = pate, patenkind, nahe gelegt werden. — Für ein selbständiges ahd. *goto gotjo* (= *gudja, goði*) würde aber ins gewicht fallen, dass ahd. *cotinc* als *tribunus* glossiert (Graff IV, 153) vorkomt, also ein einfaches *coto* annehmen lässt, dem wir die bedeutung priester und richter oder rechtsmann geben dürfen. Auch *goding, cotinc* komt früh als personenname vor (Pol. Irmin. 34. Trad. Wizinburg.) und dauert noch fort in den familiennamen Götting, Kotting.

Für die bedeutung priester dient in den vorhandenen althochdeutschen sprachdenkmälern das wort *èwart* oder *èwarto* (Graff I, 955), der gesetzhüter; für die zweite richter, gesetzsprecher dagegen *èsago* (*legislator, juridicus, curialis* glossiert Graff VI, 107) oder *èsagari, êasagari* (*legislator*, ebd. 108).

Die verse im altsächsischen Heljand 4466 fgg.

wurdun èosagon alle kumane
an hwarf werôs, the sie thô wìsôstun
undar theru menegî manno taldun,
craftag kuniburd

die sich auf eine priesterliche zusammenkunft beziehen, könten ohne weiteres in einem weltlichen gedicht von einem rate der weisesten gesetzsprecher im ding gesagt sein.

Die bittere rede zu Christus (Helj. 3801)

hwat, thu bist êosago allun thiodun,
wîsis wâres sô filu

mochte auch ein heidnischer Sachse gegen den gerühmten rechtskundigen gebraucht haben.

Alles angeführte weist darauf hin, dass bei den Nord- und Südgermanen der *èsago* (man gestatte die althochdeutsche wortform an dieser stelle!) eine verbreitete und sehr alte, für die rechtskunde und rechtspflege sehr wichtige gestalt ist, deren zusammenhang mit den ältesten verhältnissen schon daraus erhelt, dass die neuordnung des fränkisch-karolingischen staates sie beseitigte und dass auch die staats-

umwälzung in Norwegen durch das einheitskönigtum sie verdrängte oder wenigstens stark veränderte.

Nach dieser ausführung über die bedeutung der germanischen gesetzsprecher kehren wir zu den friesischen votivsteinen zurück.

Ich deutete die beiden *alæsiagæ* oder, wie ich änderte, *alæsagiæ* als gesetzsprecherinnen, **aisagjôns*, die des grossen gerichtsgottes Tius Thiggs gehilfinnen sind, gleich wie der **aisagja* (*êsagjo* oder *êsago*) neben dem richter stund, um den urteilenden männern der gerichtsgemeinde das giltige recht zu lehren. Durch die namen *Beda* und *Fimmila* erfahren wir zugleich ihre tätigkeit in besondern gerichtsversamlungen.

Unzweifelhaft richtig hat W. Scherer in einem nachtrag vom 29. mai 1884, über den Brunner berichtet hat,[1] jene namen auf das *bodthing* und das *fimmelthing* bezogen, die aus dem friesischen rechtswesen grade bekant sind.

Das *bodthing*, das von dem gebotenen ding zu unterscheiden ist, welches nur ein hundertschafts- oder untergericht war,[2] ist die auf besonderes gebot, seit karolingischer zeit kraft landesherlicher machtvolkommenheit, zusammenberufene algemeine landesversamlung, daher auch *placitum generale* genant, die sich noch in späterer zeit aus dem gebiete des sächsischen (ostfälischen) und friesischen rechts nachweisen lässt.[3]

Das *fimmelthing* erklärten J. Grimm und K. v. Richthofen (Rechtsalterth. 838. Altfries. wörterb. s. 740) als das gericht, welches die im bodthing nicht zu ende gebrachten sachen verhandelte; es wäre also dasselbe wie das after- oder nachding andrer rechtsquellen.[4]

Bede ist lat. dativ zu *Beda*, d. i. fries. *Bêda* = ahd. *Biota* (fränk. *Bioda*, Förstemann Altd. namenbuch I, 265) die gebietende, zum ding fordernde.

Mehr schwierigkeit macht der dativ *Fimmilene* und der name selbst.

Fimmilene führt nicht auf einen nominativ *Fimmilena*, sondern auf *Fimmila*. W. Wackernagel hat bereits in seiner abhandlung über sprache und sprachdenkmäler der Burgunden (s. 43) ausgeführt, dass, wo deutsche namen, schwache masculina sowol als feminina, im ersten

1) Zeitschr. für rechtsgesch. V, 226 fgg.

2) Grimm, RA 827. R. Schröder, zeitschr. f. rechtsgesch. V, 55.

3) v. Richthofen, altfries. wörterbuch 567. Kühns geschichte der gerichtsverfassung der mark Brandenburg II, 94 fgg. R. Schröder a. a. o. V, 45.

4) Grimm, RA 837.

halbjahrtausend des mittelalters lateinisch decliniert werden, die casus obliqui nicht selten durch verbindung eines ableitenden *an* (andre vocalisierung ist minder gebräuchlich) mit den endungen der ersten, der zweiten, der dritten lateinischen declination hergestelt werden. Es heisst also von *Theoda* der genit. *Theodanae*, von *Gemola* der gen. *Gemolane*, von *Manna Mannani* oder *Mannanis*, ablativ *Mannano*, von *Offa* der dat. *Offano*, von *Traguila* der acc. *Traguilanem*. Wackernagel entnahm die beispiele gotischen, fränkischen und burgundischen urkunden. An fränkischen eigennamen hatte dann d'Arbois de Jubainville in seinem *Étude sur la déclinaison des noms propres dans la langue franque à l'époque méroringienne* (Paris 1870 s. 44 fgg.) dieselbe wahrnehmung gemacht. Es ergibt sich daraus, dass die schwachen feminina (nom.-*a*) die obliquen casus regelmässig in -*ane* bilden, z. b. gen. *Teudilane*, dat. *Bertane*, acc. *Fedane*, *Raganane* (s. 41). Fr. Bluhme im zweiten heft seiner *gens Langobardorum* (Bonn 1874 s. 29) wies an langobardischen latinisierten eigennamen ganz entsprechende flexionen nach.

Wenn wir auf unserm votivstein nicht *Fimmilane*, sondern *Fimmilene* lesen, so ist dies eine schwächung des *a*, die sich in dem dativ *Hludenae* auf dem Leidener stein neben dem *Hludanae* auf dem Bonner[1] ganz ähnlich findet.

Scherer (s. 9 fg. seiner abhandlung) knüpfte die stamsilbe des namens *Fimmila* (er sezte die got. form **Fimmilô* an) an das altnord. adjectiv *fimr*, geschickt, gewant, wobei er *mm* als unorganische verdoppelung von *m* nahm. „Dem befehl stünde dergestalt die geschickte ausführung gegenüber, und die beiden algeehrten oder ehre besitzenden und daher ehre verleihenden wären zwar nicht walküren, aber göttinnen oder genien der disciplin, welche den Tius Things sehr passend begleiten würden: ehre wird durch den zweckmässigen befehl und dessen geschickte ausführung erworben."

Ich halte die Scherersche erklärung nicht für richtig, sondern *Fimmila* für eine doppelt hypokoristische wort- oder namenform, ganz gebildet wie die friesischen namen *Temmel*, *Gummel*, wie die kosenamen *Kemmulo*, *Cuffolo*, *Oppila*, *Hibbele* und andre. Es ist die durch -*l* widerholte verkleinerung eines namens, der in der art zusammengezogen ward, dass der anlautende consonant des zweiten gliedes nach ausstossung des auslauts im ersten gliede verdoppelt wurde.[2] Es

1) Brambach, corp. inscript. rhenan. nr. 188. 150.

2) Franz Starck, die kosenamen der Germanen (Wien 1868) s. 142 fg.

liegt also dem *Fimmila* der name *Fimme* zunächst zu grunde. Das masc. *Fimme* ist wie das gleiche *Femme* (fries. *e* für *i*) zu belegen.[1] Diese kürzung geht durch ein zu erschliessendes **Feddma* = **Ferdma* d. i. **Fredma* auf einen namen, der im ersten gliede *Fredu* oder *Fridu* (*frethu*, *frithu*), im zweiten *môd* oder *mund* hatte. Dieselbe herleitung gilt für den weiblichen namen *Fimme*. Unser *Fimmila* ist also doppelt hyperkoristische form von *Frithumôd*, die friedebegehrende, oder von *Frithumund*, die friedeschützerin. Der lezte name ist für eine rechtsgöttin, welche durch ihre belehrung streitsachen zum endlichen austrag bringt, wol geeignet.

Das fimmelthing der Friesen hat den namen dieses göttlichen wesens in späte zeit getragen. *Fimmila* war die patronin des nachthings, wie *Beda* die des bodthings. Beide sind überraschend alte zeuginnen für die entwickelung der vergöttlichten personification in der deutschen mythologie, im besondern der personification juristischer einrichtungen. Wir kanten früher nur in dieser art die *Syn* aus der nordgermanischen mythologie, die göttliche patronin der rechtfertigung, was sie ursprünglich war.[2] Allenfals kann man aus jenem kreise der Asynnen abstrakter eigenschaft noch die *Vár* herziehen, eine göttin der treue, des vertrages.[3]

Für die neigung grade der Friesen, das rechtswesen in seinen einzelnen ausbildungen und darin auftretenden personen in die religiöse höhere schicht zu versetzen, gibt der gott *Forsite* zeugnis, der auf der friesischen insel Helgoland noch im 8. 9. jahrhundert nach den lebensgeschichten der heiligen Willebrord und Liudger[4] verehrt und von dort aus den Skandinaviern bekant ward (Grimnism. 15. Gylfaginn. c. 32). Dass er kein alter nordgermanischer gott war, beweist schon sein unnordischer name,[5] der uns aber die richtige form *forsete* oder *forsite* des in den handschriften der vita Willebrordi und Liudgeri von den schrei-

1) Cadovius-Müller, memoriale linguae frisicae herausgeg. von Kükelhan (Leer 1875) s. 79. Starck a. a. o. s. 172.

2) Nach der wortbedeutung (vgl. got. *sunjôn sik* ἀπολογεῖσθαι, *gasunjôn* δικαιοῦν) zu schliessen, die Graff VI, 241 sicher richtig auch für die *sunnis* der lex sal. zu grunde legte. Was in der Gylfaginning über *Syn* gesagt wird, ist abgeleitet aus der bedeutung des zw. *synja*, verneinen, läugnen.

3) Über *Vár* als richtige namensform Müllenhoff in der zs. f. d. a. XVI, 149 fgg.

4) Alcuini vita S. Willebrordi (Jaffé Biblioth. rer. germ. VI, 47), Altfridi vita Liudgeri I, 19 (Mon. Germ. II, 410).

5) *forseti* komt im älteren skandinav. gar nicht vor. Nichts weniger als glücklich war J. Grimms einfall, den namen von *fors* (wasserfall) abzuleiten (Mythol. 1210. GDS 757).

bern entsteiten[1] friesischen namen (*fosete* vit. Ludgeri, *fosite* vita Willibr.) verbürgt. Wenn K. v. Richthofen Forsita für eine „bezeichnung des höchsten gottes der Friesen, für den vorsitzer der götter, für den gott, der den zwölf friesischen asegen gelehrt hat, was friesisches recht sei“ erklärte,[2] so würde, fals es richtig wäre, Forsite und Tius Things zusammenfallen. Aber dagegen ist einzuwenden, dass der grosse thinggott nicht als richter unmittelbar gedacht worden sein kann, sondern als die gewaltige gottheit, unter deren schutz und frieden das volk tagt. Von einem göttercollegium, dem ein höchster gott vorsass, wird unsre älteste religion auch schwerlich gewusst haben. Forsita war eine von Tius ebenso wie die Alaesagjen abgeleitete göttliche gestalt, die vergöttlichung des vorsitzenden der gerichtsgemeinde, wie Beda und Fimmila vergöttlichung der gesetzeskundigen für die in gewissen dingen und gerichten zu entscheidenden sachen sind. Forsitesland (das spätere Heligland, Helgoland) war ein eiland, auf dem der höchste frieden herschte, den selbst die seeräuber nicht zu verletzen wagten. Es erscheint wie das geheiligte vorbild der dingstätte, von der see umschlossen und eingehegt, wie jene von den heiligen fäden (*vébǫnd*), und unter den bann der unverletzlichkeit und des schweigens gegeben, gleich der mahlstatt.

Darauf, dass Forseti in der Gylfaginning ein sohn Baldrs und der Nanna heisst, ist kaum etwas zu geben. Veranlasst kann es dadurch sein, dass Forseti alle streitsachen beilegt,[3] und dass Baldr nach seiner ethischen entwicklung hin der tapfre bürge des friedens war. Darum verband die mythologische wissenschaft Islands, schwerlich der lebendige volksglaube, diese beiden.

Wider meine deutung des inschriftlichen ALAISIAGIS wird wahrscheinlich sachlich eingewant werden, dass das weibliche geschlecht für diese vergöttlichten gesetzsprecher bedenken machen muss. Ich würde den einwand gelten lassen, wäre der gesetzsprecher dasselbe wie der richter. Da dies aber nicht der fall ist und da wir wissen, welche heilige und prophetische gaben die Germanen den frauen zutrauten und wie sie ihre ratschläge und antworten suchten und befolgten, ja dass sie manchen, wie der Veleda, der Albruna und andern, wegen ihrer hohen weisheit eine fast göttliche verehrung erwiesen haben

1) K. v. Richthofen, untersuchungen zur fries. rechtsgesch. II, 345 hat hierin gewiss recht.

2) A. a. o. 435.

3) *allir er til hans koma međ sakar vandrædi, þá fara allir sáttir á brott.* Dazu in Grimnesm. 15: *Forsete svefer allar sakar.*

(German. c. 8),[1] so scheint es durchaus glaublich, dass sie sich auch die rechtskunde bei göttlicher personification weiblichen geschlechtes dachten. Darum meine ich nicht fehl gegangen zu sein, wenn ich die friesische *Bêda* und *Fimmila* als göttliche vorbilder der êsagen aufstelte. Ihrer einwirkung auf die gesetzsprecher durch einweihung in das geltende landesrecht verdankten die Deutschen aus der Twianti, welche zum cuneus der Friesen gehörten und nach friesischem rechte lebten, die günstige entscheidung ihrer streitsachen, die erst in einem bodthing, dann in einem fimmelthing verhandelt worden waren. Diesen beiden göttlichen frauen und dem grossen kriegs- und himmelsgott, dessen macht überall gebot, wo das volk zum tagen und richten sich versammelte, sezten sie jene beiden steine, die als wichtige zeugen für die religiösen und rechtlichen verhältnisse des dritten jahrhunderts unsrer zeitrechnung auf uns gekommen sind.

1) Vgl. dazu mein buch: die deutschen frauen im mittelalter I², 63 fgg.

BRESLAU, MÄRZ 1888. K. WEINHOLD.

BRIEFE VON OPITZ UND MOSCHEROSCH.

Die hier mitgeteilten briefe befinden sich auf der stadtbibliothek zu Breslau und wurden mir durch die bereitwillige güte des herrn prof. Markgraf und der herren kustoden Frenzel und Suckow zugänglich gemacht. Die bände, in welchen die originalbriefe in Opitzens und Moscheroschs handschrift enthalten sind, führen die bezeichnung Hs. R. 402, Hs. R. 2306 und Hs. R. 251. Die beiden erstgenanten waren bereits früher bekant und sind von Palm[1] und Oesterley[2] benuzt worden. Hs. R 402[3] enthält die grosse von Matthias Machner[4] und

1) Beiträge zur geschichte der deutschen litteratur des XVI. und XVII. jahrhunderts. Breslau 1877.

2) Bibliographie der einzeldrucke von Martin Opitz' gedichten und sonstigen schriften (Centralblatt für bibliothekswesen, Leipzig 1885, s. 383—416).

3) Rektor Klose verfertigte eine sehr sorgfältige abschrift dieser handschrift, die sich ebenfals auf der Breslauer stadtbibliothek befindet (bez. Kl. 175).

4) Da vier der unten folgenden briefe an Machner gerichtet sind, mögen einige biographische angaben über ihn hier platz finden. Geboren zu Poschwitz im fürstentum Jauer, bezog er, nachdem er den ersten unterricht in der heimat

Nikolaus Henel angelegte briefsamlung, Hs. R 2306 die von Ezechiel zusammengestelten Opitiana, so weit dieselben noch vorhanden sind.[1] *Gänzlich unbeachtet war bisher die dritte handschrift, R 251*[2], *welche den ausserordentlich umfangreichen briefwechsel Christoph Colers*[3] *mit einer grossen anzahl hervorragender zeitgenossen umfasst. Unter nr. 24—60 sind hier 37 briefe Martin Opitzens aufbewahrt*[4], *von denen 35 an Coler und zwei an Kaspar Sinner in Lauban gerichtet sind. Die mehrzahl derselben ist aus der zeit von 1626—1631.*

Opitz stand damals in den diensten des burggrafen Karl Hannibal von Dohna, der ihn zwar zu zahlreichen gesantschaftsreisen und sonstigen geschäften verwendete, daneben aber dem dichter, welcher in jener zeit sorgenloser als je zuvor lebte, musse zu mannigfachen poetischen arbeiten liess.

Freilich ward diese ruhe inmitten eines durch die härteste religiöse vergewaltigung auf tiefste erregten landes von Opitz schwer genug erkauft; denn bis zum heutigen tage lastet der vorwurf auf ihm, dass er die bedrückung seiner glaubensgenossen, wenn auch nicht befördert, so doch an der seite ihres peinigers tatenlos mit angesehen hat. Um seine stellung im hause des verhassten „seligmachers“ zu

genossen, 1618 die universität Wittenberg, studierte dann in Strassburg, wo er mit Venator und Moscherosch innige freundschaft schloss, und kehrte nach längerem aufenthalt in Tübingen, Jena und Leipzig in die heimat zurück. Den verkehr mit den zahlreichen hervorragenden männern, welche er auf seinen reisen kennen gelernt hatte, pflegte er eifrig durch lebhaften briefwechsel. Von 1624—1630 war er sekretär bei der regierung der herzogtümer Schweidnitz und Jauer, wurde dann syndikus des rates zu Bunzlau und schliesslich notar der stadt Breslau, in welchem amte er am 14. juli 1662 verschied. Genaueres über Machner siehe in Epistolicum Machnerommema i. e. M. Machneri Vitae Epitome conscripta à Johanne Gebhardo. *Vratislaviae (1662).*

1) *Der gröste teil gieng am 10. april 1733 beim brande des pfarhofes zu Peterwitz zu grunde (Beiträge zur kritischen historie der deutschen sprache VII. band. Leipzig 1741 s. 55).*

2) *Auch diese samlung ist von Klose vortreflich kopiert worden (bez. Kl. 172).*

3) *Er war am 1. december 1602 zu Bunzlau geboren, studierte bis 1629 in Breslau und Strassburg, lebte 1630—33 in Brieg, kam 1634 als professor der eloquenz an das gymnasium Elisabethanum in Breslau, wurde 1639 bibliothekar an der bibliothek zu Maria Magdalena und starb 1658 als prorektor des Elisabethanum.*

4) *Nr. IV—XXXVI und XXXVII—XL unserer samlung. Von diesen briefen sind nr. IV, V, VII—IX und XXVI bereits in Colers* Laudatio Martini Opitii ed. Melchior Weise, *Lipsiae 1665 abgedruckt; aber ganz unvolständig und ungenau, weshalb sie, zumal die bezeichnete schrift ausserordentlich selten ist, hier nach der handschrift mitgeteilt werden.*

behaupten und für sich lohn und ehren einzuheimsen, gewann er es sogar über sich, eine berüchtigte jesuitenschrift, das Manuale des Martin Becanus, ins deutsche zu übertragen, eine tatsache, die zum mindesten von einer zu weit gehenden gleichgiltigkeit in religiösen dingen zeugt. Eine innere hinneigung zum katholicismus zeigt Opitz jedoch auch in dieser zeit nicht, vielmehr spricht er es widerholt aus, dass er fest zum evangelischen glauben halten wolle.[1] *Allerdings konte sich diese standhaftigkeit, wolte er seine stellung bei Dohna nicht aufgeben, nicht durch taten, sondern nur symbolisch äussern.*

Als ein solches symbolisches glaubensbekentnis haben wir wol die übersetzung des holländischen gedichtes „Bewijs van de ware Gods Dienst“ *von Hugo Grotius zu betrachten*[2], *wenn auch Opitz bei dieser arbeit daneben den zweck verfolgte, seine freundschaft mit Grotius, die er in Paris geknüpft hatte, noch mehr zu befestigen.*

In den lezten monaten des jahres 1630, nach der rückkehr aus Frankreich, beschäftigte sich Opitz mit der übersetzung, am 11. februar 1631 übersante er das erste buch an den buchdrucker Augustin Gründer in Brieg, welcher für David Müller, den verleger des dichters, schon zuvor zahlreiche werke gedruckt hatte.

In Brieg lebte damals im hause eines gewissen Joachim Stein, dessen kinder er unterrichtete, Christoph Coler, gleich Opitz aus Bunzlau gebürtig. Coler war, nachdem er seine studien in Strassburg vollendet hatte, in die heimat zurückgekehrt, konte aber hier keine anstellung finden und befand sich in sehr bedrängter lage. Da vermittelte ihm Opitz eine stellung, die ihn wenigstens auf einige zeit vor not schützen konte: der verleger David Müller übertrug Coler die anfertigung einiger übersetzungen und die korrektur des Opitzischen buches „von der wahrheit der christlichen religion.“ Es entspann sich in folge dessen ein lebhafter briefwechsel, der vom februar bis in den herbst 1631 währte. Derselbe ist fast volständig erhalten, da die briefe Opitzens sich in der Breslauer handschrift R. 251, die Colers in dem buche Jaskis „Magnorum Quondam Eruditissimorumque Virorum Epistolae ad Martinum Opitium, Dantisci 1670“ *vorfinden.*

Am 1. märz (Jaski nr. XXIV) meldet Coler, der druck schreite langsam vorwärts, da Müller kein papier an Gründer sende. Das werk würde kaum lange vor der Leipziger messe fertig werden. Opitz

1) *Palm a. a. o. s. 206. Siehe auch unten brief nr. VIII.*

2) *Hugo Grotius Von der Warheit der Christlichen Religion. Aufs Holländischer Sprache hochdeutsch gegeben. Durch Martin Opitzen. In verlegung Dauid Müllers 1631. 4o.*

ist darüber sehr ungehalten (4. märz, Br.[1] nr. XX) und verlangt, dass seine arbeit nach Breslau zurückgesant werde, wenn sie nicht schnell gedruckt werden könne. Coler antwortet beruhigend (5. märz, Jaski nr. XXVI), dass schon der dritte bogen des Grotius vollendet sei. Er spricht zugleich seine absicht aus, den inhalt der dichtung, den Grotius selbst in lateinischer sprache gegeben hatte[2], ins deutsche zu übertragen. Dieser plan Colers ist, wie aus den späteren briefen hervorgeht, auf eine anregung Opitzens zurückzuführen. Opitz übersendet dem freunde das buch und am 21. märz (Jaski nr. XXVIII) begint derselbe die übersetzung.

Was veranlasste Opitz dazu, den lateinischen text des Grotius, der dem sinne nach völlig mit dem holländischen übereinstimte, ebenfals ins deutsche übertragen zu lassen? Er muste sich sagen, dass diese zweite arbeit dem absatz der seinigen nur schaden konte; aber trotzdem trieb er mit dem grösten eifer Coler an und ruhte nicht, bis das werk vollendet war; denn die übersetzung geschah auf ausdrücklichen befehl des burggrafen von Dohna, seines beschützers.

Diese tatsache ergibt sich mit unzweifelhafter sicherheit aus den vorliegenden briefen. Immer von neuem mahnt, fleht, beschwört Opitz den freund, mit aufbietung aller kraft das werk zu fördern, da er sonst fürchten müsse, die gunst seines herrn gänzlich zu verlieren. Schon am 14. april (Jaski nr. XXXI) kann Coler melden, dass die übersetzung bald vollendet sein werde, anfang mai erhält Opitz die abschrift des ersten buches, am 12. mai (Br. nr. XXVII) erbietet er sich, selbst das lezte buch zu übertragen; denn sein „Mäcen" habe mit strengen worten das werk von ihm gefordert und ihn der lässigkeit beschuldigt. Am 14. mai (Jaski nr. XXXV) antwortet Coler, er würde sich ein gewissen daraus machen, durch seine langsamkeit Opitz oder Dohna zu erzürnen, und verspricht, in kürzester zeit die übrigen bücher zu senden. Aber schon am folgenden tage (Br. nr. XXVIII) drängt Opitz wider, dass es ihm ermöglicht werde, Dohna bis zum ende der woche wenigstens ein gedrucktes blatt zeigen zu können. Coler versichert darauf (15. mai, Jaski nr. XXXVI), keinen anlass zu weiterer verzögerung zu geben, damit nicht Opitz etwas von der liebe seines herrn und er selbst die hofnung auf die in aussicht gestelte belohnung Dohnas einbüsse.

1) *„Br." bezeichnet die unten abgedruckten briefe.*

2) De veritate religionis Christianae. *Die älteste ausgabe, welche die bibliographien verzeichnen, ist vom jahre 1633.*

Gründer übernimt den druck und fördert denselben so, dass am 20. mai (Jaski nr. XXXVII) bereits das erste buch gesezt und corrigiert ist. Colers bitte, die übersetzung Dohna widmen zu dürfen, wird von diesem abgelehnt, um bei den katholiken keinen anstoss zu erregen (Br. nr. XXX). Eine woche später (27. mai, Br. nr. XXXI) äussert Dohna seine ungeduld in zornigen worten gegen den dichter, so dass dieser den freund anfleht, Gründer zu drängen; denn sonst würde die mühe der übersetzung für Coler vergeblich, die gunst des beschützers für Opitz gefährdet sein.

Der nächste brief Colers, der uns vorliegt, ist vom 6. august (Jaski nr. XXXIII). Er enthält die nachricht, dass der Grotius noch immer nicht fertig gedruckt ist. In seiner antwort (15. aug., Br. nr. XXXII) sagt Opitz, das interesse seines herrn an dem buche sei jezt erloschen; immerhin würde es ihm aber genehm sein, wenn es nun bald erschiene. Endlich am 28. august (Br. nr. XXXIII) kann Opitz melden, dass er seinem herrn das werk[1] übergeben habe; er hoffe, Colers arbeit werde nicht ganz vergeblich sein, aber jezt wolle er seinem herrn, der grössere sorgen habe, damit nicht lästig fallen.

Erst am 7. november (Br. nr. XXXVI) erhält Coler auf sein drängen (Jaski nr. LVIII) durch Opitz ein kleines geschenk. Er ist durch dasselbe scheinbar zufrieden gestelt (11. nov., Jaski nr. LIX); aber insgeheim wirft er Opitz lässigkeit und eigennutz vor. (Senftleben an Coler 20. nov.[2], Br. nr. XLIII).

Die angeführten tatsachen lassen Opitzens charakter in recht ungünstigem lichte erscheinen. Die unaufhörliche sorge um Dohnas gunst, die furcht vor jedem harten wort des gebieters, zeigen den dichter in einer lage, die ein mann von höherer sinnesart nicht ertragen hätte. Daneben erfahren wir noch (aus Br. nr. XXIV), dass Opitz, während er scheinbar Dohna völlig ergeben war, bereits wider die gunst der von jenem verfolgten evangelischen fürsten von Liegnitz

1) *Der titel lautet: „Die meinung der bücher* Hugonis Grotii *Von der Warheit der christlichen Religion. Von Ihm selbst Aufs dem Holländischen inn Latein, Vnd Aufs diesem inn das Deutsche gezogen. Durch CHRISTOPH COLERUM In Vorlegung David Müllers 1631. 12°. 290 s.*

2) *Aus diesem briefe sind unter nr. XLIII zwei stellen angeführt, welche über Kolers streit mit Müller, der in unsren briefen vielfach erwähnt ist, genaueres mitteilen und ein wertvolles urteil über Opitz von einem seiner besten freunde enthalten.*

und Brieg suchte, um für alle fälle gesichert zu sein. Man findet hier aufs neue bestätigt, dass Opitz völlig teilnahmlos die politischen und religiösen kämpfe der zeit beobachtete und sich nur von der rücksicht auf seinen eigenen vorteil lenken liess.

Zur erklärung der übrigen briefe, die keine geschlossene gruppe bilden, sind die nötigen hinweise in den anmerkungen gegeben. Näher zu begründen ist die aufnahme von nr. XLI, XLII und XLIV. Nr. XLII eröfnet einen rückblick in das jugendleben des dichters und bringt wertvolle nachrichten über dessen lage vor der reise nach Siebenbürgen. Der brief an Daniel Herrmann (nr. XLI) war bereits Palm bekant[1]; doch verzichtete dieser darauf, ihn abzudrucken, da er die darin berührten verhältnisse nicht klarzulegen vermochte. Auch ich kann nichts zur genaueren erläuterung dieses briefes anführen; ich habe aber trotzdem nicht gezögert, ihn zu veröffentlichen, da es nicht ausgeschlossen erscheint, dass weitere nachforschungen hierdurch angeregt werden und aufklärung über den inhalt bringen. Der brief zeigt den dichter in einer äusserst bedenklichen lage. Sein ruf ist durch die beschuldigungen zweier frauen, von denen die eine bereits verstorben ist, aufs schwerste geschädigt, und es scheint sogar eine klage gegen ihn beim rate (in Breslau?) eingereicht zu sein. Welcher art das vergehen war, dessen Opitz beschuldigt wurde, lässt sich nicht klar erkennen; allein der umstand, dass frauen die ankläger sind und der satz „Quatuor isti anni sunt, cum scelus hoc non obiter uidi, adeo ut ne suspicio quidem de me haerere possit“ *machen es wahrscheinlich, dass der dichter irgend eines unerlaubten geschlechtlichen verkehrs geziehen wurde.'*

Unter nr. XLIV ist ein stambuchblatt Opitzens widergegeben, welches aus der handschrift R 2306 stamt. Es fand hier seine stelle, trotzdem es ja eigentlich nicht in diesen rahmen gehört.

Von Moscherosch sind, so viel ich weiss, bisher nur acht briefe bekant.[2] Um so wilkommener werden daher die am schlusse mitgeteilten vier schreiben von seiner hand sein, zumal wegen des reichen biographischen und bibliographischen materials, welches sie enthalten.

1) Er erwähnt ihn a. a. o. s. 136 und 227.

2) Mitgeteilt in Moscheroschs Geschichte Philanders von Sittewalt, von Johann Wirth (Erlangen 1887) s. 54—61.

A. Briefe von Martin Opitz.

I.[1]

Martin Opitz an Michael Bartsch.[2] *Liegnitz, 7. februar 1624.*

S. P. CL. Bartschi, amice desideratiss^e, Ab eo tempore quo a vobis discessi praesentiam tuam occasione delati tibi semel officii semper expectaui. Verum ea est nunc aulae huius conditio, vt quid scribere aut quid non scribere debeam ignorem, neque litteris fidenda sunt ea, quae malum creare amicis in hac acerbissima temporum calamitate possint. Spero tamen meliorem posthac sortem & quae nos laetiori paullo vultu coniunget. Interim hunc hymnum[3] meum ad te transmitto, cuius tu exemplaria cuique non gravate vt reddi cures rogo. Praeterea cum Teubnerus[4] noster, illiteratus ille quidem, litteratis tamen non infensus, filiae suae adoptiuae nuptias paret, e re me facturum esse existimaui, si sollennem hunc diem versibus meis[5] celebrarem. Itaque eos ad te mitto, atque vt in officina vestra typis describi iubeas etiam atque etiam peto. Constitutus est huic festo 12. d. Februarius, is cum fere instet, tabellarium vt tandiu detineas, donec exemplaria ferre secum possit, non minus oro. Sexaginta a.[6] aut praeterpropter typis mandari cupio. Si quid argenti praeter hoc quod mitto impendendum erit, libentissime id et prima quauis die reddam. Cur e typographia nostra prodire isthaec nolim, causas habeo non contemnendas. Correctionem versuum, quia in distinctionibus, colis, punc-

1) Hs. R 2306 nr. 4.

2) Er war rat des fürsten von Liegnitz und mit Opitz eng befreundet. Der dichter verfasste zu Bartschs hochzeit (17. jan. 1623) zwei lateinische gedichte, die durch ihre datierung für die chronologie der reise Opitzens nach Siebenbürgen wichtig sind. Das erste derselben ist unterzeichnet „*Mart. Opitius iter Pannonicum moliens raptim scripsit Bolesl. Sil. Non. Maj. A. 1622*“, das zweite „*Mart. Opitius Lusi Cassoviae* [Kaschau], *Pridie Cal. Jun. A. 1622.*“ (Hiernach ist die angabe Palms a. a. o. s. 168 zu berichtigen.) Ausserdem schrieb Opitz ein glückwunschgedicht, als Bartsch ein sohn geboren wurde (21. juni 1624). Aus dem briefwechsel zwischen Opitz und Bartsch ist ausser diesem und dem folgenden briefe nur noch ein kurzes urteil Bartschs über den „Lobgesang Vber den Frewdenreichen Geburtstag“ usw. erhalten (Gedichte ausg. 1625 A4b).

3) Martini Opitii Lobgesang Vber den Frewdenreichen Geburtstag Vnseres HErren vnd Heilandes JEsu CHristi .... Liegnitz. Die widmung ist datiert „*Lignicii Prop. Cal. Januarias Anni 1624.*“

4) Fürstlich Liegnitzischer rat, ein gönner Opitzens, dem dieser auch sein „Lob des feldlebens“ (1623) widmete.

5) Dieses gedicht ist verloren.

6) *autem.*

tis, additione syllabarum et detractione vehementer interdum errare operae solent, quaeso in te suscipias: si quid vicissim a me petes, libenter hoc t...[1] militabitur. Nihil hic est quod laedere castas aures possit neque quicquam officit, quominus debeat prodire in luminis oras: imo non pauca apparent, qua(e) deflectentes ad praua animos deducere in viam possunt. Fiducia amoris qua me prosequeris efficit, vt non metuam his rebus meis tibi molestus esse: neque me opinio fallit, te etiam maiora mei causa promptissime suscepturum. Idem vt tibi de me ex animo persuadeas volo. De publicis nihil noui; omnia enim ad bellum spectant, quod plerique contempserunt, alii quibus vires partium notae sunt, inter quos et ego, merito timuerunt. Sed quid interest ab hoste spoliari an a proprio milite? cum praesertim maior misericordia ab hoste speranda sit. De fusis Mansfeldii turmis[2] fama est, sed fama, quae raro verum dicit. Vale, Vir CL. cum amabilissima coniuge et filiola tua, measque res vt tuas diligenter cura. Spero enim vnius diei spatio operas haec absoluere posse. Salutat te plurimum Nüsslerus noster qui longum iter ad doctas proficisci cogitat Athenas, et spatio paucarum septimanarum valedicet. Kirchnerus Boleslauiam iuit, rerum suarum agendarum gratia, peste ibi sublata. Propediem tamen huc redibit.

Vale iterum, frater dulcissime. Lignicii, 7. d. Febr. A°· 1624.
tuus ex animo Martinus Opitius.

Dem Edlen Ehrenvesten vnde Wolbenambten Herren Michaël Bartschen, fürstlichem Lignitschem Rahte, meinem günstigen Herren vnd Vertrawtem bruder.

Schweidnitz.

In abwesen seiner Herrn Balthasar Leuschnern Zueeröffnen, vnd die sachen vnbeschwert zuebefördern.

II.[3]

Martin Opitz an Michael Bartsch. *19. Mai [1624].*[4]

S. P. Amplissime Bartschi, frater multo clarissime, Eunte ad vos Floriano nostro, dimittere eum absque litteris nostris noluimus; licet praeter solemnes salutandi formulas nihil erat quod scriberemus. Offi-

1) Loch im papier; vielleicht *tibi*.

2) Mansfeld war gegen ende des jahres 1623 nach England gegangen, seine entlassenen truppen streiften im lande umher und machten die heerstrassen unsicher.

3) Hs. R 2306, nr. 5.

4) Die jahreszahl ergiebt sich aus der erwähnung der reise nach Warmbrunn.

cium tamen hoc epistolarum nescio quo modo eos quos alloquimur nobis quasi praesentes referat, et memoriam eorum, licet alias etiam memores tui nunquam non simus, magis magisque resuscitat. Nos benè viuimus pariter et bibimus; suadentibus sic ferè diebus aestiuis, quae nos ad alia ferè languentes faciunt. Serenissimus noster post ferias in thermas sanitatis ergò se conferet: quò et an me deducet ignoro.[1] Tu hac occasione Senatùs vestri titulum Senatorumque vt ad me perscribas peto: possit enim fieri, vt propediem amplissimo eorum nomini libellum aliquem Poëmatum meorum Germanicorum, sic volentibus amicis neque nobis nolentibus, inscriberem.[2] Vale, Vir Cl. cū coniuge tua & filiola, Leuschnerumque praestantiss^m^ saluta. Lignicii in aedibus tui Kirchneri & mei. 19. d. Maii

Cl.

Bartschi celeberrimi,

M. Opitius.

Nobili Clarissimoque Viro Dn^o^ Michaeli Bartschio, Illustriss^o^ Principi Lignicensi à Consiliis, amico coniunctissimo. Swidnicium.

III.[3]

Martin Opitz an Andreas Senftleben.[4] *Liegnitz, 13. December (1624).*

Ornatiss. Dn. Sanftlebi,

Doctissimus Cothurnius[5] noster ex Itinere vestro morbi aliquid contrahere cepit.[6] Eius rei caussa, et vt melius sibi consulere possit in pagum huc secessit ad amicum, suasu etiam Amplissimi Dni Teubneri,[7] cum quo heri propterea collocutus sum. Ad medicinam rectius

1) *Nos benè — ignoro* ist bei Palm a. a. o. s. 191 anm. mit kleinen ungenauigkeiten angeführt.

2) Im januar 1626 widmete Opitz dem rate zu Schweidnitz seine poetische übertragung der „Klagelieder Jeremiä.“

3) Hs. R 2306 nr. 2.

4) Andreas Senftleben (dies ist die gewöhnliche schreibung des namens), geboren in Bunzlau 1602, starb als advokat der stadt Breslau am 26. juli 1643. Ein anderer brief Opitzens an ihn ist von Ezechiel (Beiträge zur kritischen historie der deutschen sprache, Leipz. 1741. VII, 76) mitgeteilt worden. Die nachschrift ist irtümlich als zweiter brief bezeichnet und die adresse „Hain bei Teubner“ als datierung angeführt. Auf der Breslauer stadtbibliothek befindet sich die abschrift eines lateinischen gedichtes von Opitz an A. Senftleben vom 1. februar 1625.

5) Cothurnius war mit Opitz zusammen auf der schule zu Beuthen, verliess dieselbe aber vor dem dichter, der bei dieser gelegenheit ihm und Nüssler zwei lateinische gedichte widmete (Oesterley a. a. o. nr. 17).

6) so!

7) Vgl. s. 22, anm. 4.

applicandam vino indiget vctori[1] defuscatoque. Id cum nec precio nec precibus Lignicii habere ex voto potuerimus, ad vos propterea misimus. Tu hoc a Dña Katharina (quam multùm saluto) aut si cui alteri cellae cura incumbit impetrabis, non nolente tuo Dño hospite, idque tibi persuadebis, et amicum hunc nostrum, et me beneficii memores fore. Golsdorfii in prandio, quo finito ad Musas meas Lignicium redeo. Vale. Idib XBR *(von anderer hand MDCXXIV)*.

Tui amantissimus

M. Opitius.

Ornatiss. eruditiss°que iuueni Dn. Andreae Senftleben, amico suo singulari.

Hain, bey H. Marcus Teubnern.

IV.[2]

Martin Opitz an Christoph Coler.[3] *[Breslau], 28. Juni [1626].*[4]

S. P. D. Praestantissime Colere, Festinare libellorum Monauianorum[5] remissionem non oportuit, et satis cito ad me redierunt. Panegyricum carmen tuum expectamus, post quam id obtuleris illi, cui id destinatum est.[6] An uero ille in Prouinciam hanc, aut ad uos saltem, breui uenturus sit, ignoro. Te Poematia tua in corpus revocare, tibi Musisque nostratibus gratulor.[7] Mihi tempus omne iis negotiis perit, quae aut ab omnibus studiis, aut saltem ab iis studiis auersa sunt, quibus condimentum humanae vitae gloria et honos apud Posteritatem quaeritur. Sed tempore tam periculoso, tam doctrinae omnis ac rerum bonarum fastidienti[8] quaeuis conditio uiuendi bona est, dummodo honesta.[9] ad d. XXVIII. Junij.

Tuus

ex animo

Mart. Opitius.

Eximio Viro Christophoro Colero suo.

1) *vctori?* vielleicht *unctiori.*

2) Hs. R 251 nr. 30. Der absatz *Mihi — honesta* ist in Colers *Laudatio M. Opitii* s. 67 abgedruckt. 3) Über Coler siehe die einleitung.

4) Im jahre 1626 fasste Coler den plan, seine gedichte zu sammeln. Siehe auch den folgenden brief.

5) Jakob Monavius (1546—1603) schrieb drei bücher *carmina in symbolum suum.* Sein andenken ehrte 1605 Casp. Cunrad durch „*Manes Jac. Monavii.*“

6) Es lässt sich nicht ermitteln, welches der zahlreichen gelegenheitsgedichte Colers hier gemeint ist.

7) Eine gesamtausgabe der gedichte Colers ist in dieser zeit nicht erschienen.

8) so!

9) Am 9. juni hatte Opitz an Buchner die nachricht gelangen lassen, dass er

V.[1]

Martin Opitz an Christoph Coler. *Breslau, 20. november 1626.*

S. P. Caue credas, Colere praestantissime, obliuisci me tui posse unquam. Vnicam a te, serio loquar, epistolam accepi[2], cui, quod non respondi, status uitae meae obstitit; cum semper aut in aulis, aut in itinere, aut in castris etiam uersatus sim.[3] Nunc cum paullo maius otium suppetat, prius silentium crebrioribus resarciam. De poematis tuis catalogus Francofurtensis indicauit.[4] Gratulor patriae nostrae, ob doctissimam hanc prolem, et tibi quoque recta uia ad famam tendenti: Macte hoc animo: nos tibi lampada libenter trademus. At tu saluere iubes meam Justinam, quasi coniugio libertatem hanc unquam addixerim.[5] Nonne illud nosti; consultum non esse siluam relinquere, ut arborem nanciscaris? Optas etiam ipsi felicem partum, ueluti de illa loquereris, cuius mentio fit in Inscriptione Hispanica

SVM. EGO. IVSTINA.
VXOR. FVTVTA.[6] FIVNT. ET. HAEC.
LIBENTER. etc. Hostibus talem.

Ita me amet, quam non odi, ut[7] tu continentiae meae et castitati iniuriam facis. Amicos salutabo. Iscram[8] vero non noui. Nam carmen eius notae non malae additum fuit libello meo me inscio. Patriam nostram pestis denuo affligit.[9] Itaque parens meus, qui alias omnibus modis retinere me domi suae cupit, uenire ad se nunc uetat. Sed instat bruma, cuius rigor, ut spero, morbi uires extinguet. Vale,

in die dienste Karl Hannibals von Dohna getreten sei (Geiger, mitteilungen s. 33). Er scheint hier diesen schritt vor Coler rechtfertigen zu wollen.

1) Hs. R 251 nr. 55. Ungenau gedruckt in Colers *Laudatio* s. 64 fg.

2) Coler an Opitz 8. august 1626 (Jaski a. a. o. s. 10 fg.).

3) Vom juli bis zum november 1626 war Opitz anhaltend auf reisen. S. Geiger, mitteilungen s. 35—40. 4) Siehe s. 25, anm. 6.

5) Opitz hatte 1627 bis 28 die absicht sich zu verheiraten, und zwar mit einem reizenden, reichen mädchen (an Buchner 15. juli 1628); aber die vormünder gaben nicht ihre zustimmung (Geiger, mitteilungen s. 53). Möglich, dass diese Justina jenes mädchen ist.

6) Bei Coler „FVTVRA." Das wort „Fv(tvta)" ist in der inschrift (Corpus inscriptionum latinarum Berl. 1869 II, 455 nr. 3367) ergänzt, wahrscheinlicher ist „Fv(tvra)." Opitz fand die inschrift vermutlich unter den von seinem gönner Abraham von Bibrau aus Spanien mitgebrachten; vgl. Variarum lectionum liber cap. V (ausg. 1690 I, 495). 7) Bei Coler „*et.*"

8) Bei Coler „*Isleram.*" Augustinus Iskra verfasste ein widmungsgedicht zu Opitzens „Buch von der deutschen Poeterey" (Braunes neudruck s. 7).

9) Schon 1623 hatte die pest den dichter am besuche der vaterstadt gehindert (s. die vorrede zur *vita Promnicii* 1624).

mi ornatissime Colere, cum Wesselio[1] nostro, cuius his diebus inter me, Kirchnerum et Teubnerum sane optima facta fuit mentio. Vtinam eius studiis possem prodesse. Vale iterum. Vratislauiae ex Museo meo anno 1626, d. 20. IXbr.

Tuus
omni studio ac fide
Mart. Opitius.

Praestantissimo Juueni Christophoro Colero, Boleslauiensi Silesio, amico dilectissimo. Argentoratum.

VI.[2]

Martin Opitz an Christoph Coler. Breslau, 13. Februar 1627.

S. P. D. Colere praestantissime, Paullo post reliquis amicis omnibus scribam, et latius tibi. Nunc hoc saltem scito, tuas mihi redditas esse sane gratissimas. Sero forsan epigrammation meum[3] ad te ueniet, cum tua Poemata iam possint esse edita.[4] Sereniss. Princeps Lignicensis, et ita ni fallor ad te scripsi, omnino praeponi debet, ob muneris dignitatem, cum sit supremus Silesiae Legatus aut Praefectus.[5] Illam, de qua in nugis meis tot sunt amatoriae delitiae, caue credas esse nobilissimi apud nos uiri filiam. Iamdiu, apud plures est Galatea siue Siluia,[6] siue quod aliud nomen puellae inferioris fortunae[7] dedi. Caeterum[8] si ad sorores elegantissimas uenis, pl ......[9] eas meo nomine saluta; item fratrem, cuius carmen in natalem meum summopere mihi placuit. Respondebo, ut dixi, omnibus prolixius. An Grutero meas transmiseritis,[10] indica. Vale, cum Excellent. Berneg-

1) Vermutlich ein sohn des Johannes Wessel, der seit 1617 prediger in Bunzlau und mit Opitzens tante Helena verheiratet war. Opitz nent ihn (Gedichte ausg. 1625 s. 92) „seinen schwager."

2) Hs. R 251 nr. 60.

3) Das gedicht am schlusse des briefes.

4) Siehe s. 25 anm. 6.

5) Coler wolte wahrscheinlich dem schlesischen landeshauptmann, herzog Georg Rudolf von Liegnitz, seine gedichte widmen.

6) Mit den namen Galatea und Sylvia bezeichnete Opitz seine Heidelberger geliebte (Gedichte ausg. 1625 s. 176 und 187). Sylvia scheint später ziemlich tief gesunken zu sein (Gedichte ausg. 1625 s. 98).

7) *fortuna* bedeutet hier wol *condicio*.

8) Undeutlich.

9) Unleserlich, vielleicht *plurimum*.

10) Gruter hatte Opitz um die in Siebenbürgen gesammelten inschriften gebeten. Der dichter übersante dieselben am 20. november 1626 (Palm a. a. o. s. 173 fgg.).

gero [1] et Venatore [2] meo. Vratisl. ex regia XIII. d. Februar. Ann. 1627. Tuus Opitius.

In Praestantiss. Juuenis Ch. Choleri Poemata Germanica.

Tu nostro sermone quidem noua carmina condis,
Flos iuuenum, quiuis quae uelit esse suas.
At patriae (lusum transactos dixeris annos)
Tota peregrinus moenia miles habet;
Gens Italûm, gens Parthenopes, Gallusque Tagique
Accola et extremi qui terit arua Sai; [3]
Coniurata lues gratos subuertere campos,
Ne quisquam priscas dicere possit opes.
Quid speres, aut quid metuas etiam amplius? actum est
I licet; armorum praeda cruenta sumus.
Perge, Colere, tamen, si forsan patria vires
Colliget (hos iubeat Numen adesse dies)
Clarior ut uirtute tui reddatur honoris,
Sin minus, in libris uiuat ut illa tuis. [4]

Martinus Opitius.

Praestantissimo Juueni Christophoro Colero, Boleslau. Silesio, amico singulari. *Strassburg beym H. Bernegger zu erfragen.*

VII. [5]

Martin Opitz an Christoph Coler. Breslau, 29. Februar 1628.

S. P. D. Jure equidem, Colere praestantissime de silentio meo conqueri posses, si eo otio frui hactenus datum mihi fuerit, quod nunc demum bonis auspiciis nactus sum. Sed tempore satis longo unum mensem [6] Vratislauiae uix fui [7], nuper admodum huc reuersus. Faciam imposterum ut sedulitatem uideas maiorem. De statu meo Praga nuper ad literarum illud columen Berneggerum [8], quas literas recte perlatas

1) Matthias Bernegger (1582—1640) lernte Opitz erst 1630 persönlich kennen, wie Berneggers brief vom 24. juli 1623 beweist (Palm a. a. o. s. 148).

2) Opitzens bekanter Heidelberger freund und studiengenosse.

3) *Sai?* Savus, fluss in Numidien und (neulat.) die Sau, nebenfluss der Donau.

4) Über dieses gedicht schrieb Coler am 8. märz (a. st.) 1627 (Jaski a. a. o. s. 15): *Triste Carmen Tuum, quo Poemata mea indigna dignaris, fermè lachrymas mihi expressit.*

5) Hs. R 251 nr. 53. Abgedruckt in Colers *laudatio* s. 66 fg.

6) *Sed — mensem* feht bei Coler.

7) Opitz verweilte im Sommer 1627 mit Dohna in Polen und Preussen und vom november bis zum januar 1628 in Prag.

8) Opitz an Bernegger Prag 15. januar 1628 (Tscherning, unvorgreiffliches bedencken, Lübeck 1659 bl. 8^b fg.).

esse confido, et iam ad Venatorem meum aliquid perscripsi. Tuas paucos ante dies Hermannus bibliopola, hic mihi tradidit.[1] CL. senem Gruterum[2] ad plures abiisse triste auditu fuit. Vergunt sensim literae ad barbariem, et lumina studiorum quae supersunt tam rara sunt, ut obrui hac bellorum occasione nisu vel exiguo possint. Scire aueo an aliquid constituerit uir summus de iis rebus quas ineditas reliquit. Imprimis magna reipublicae literariae iactura periret ea pars Inscriptionum, quam ab annis plurimis ingenti cum labore conquisiuerat. Dici non potest, quantum haec epigrammata antiquitatis historiam illustrent. Itaque uidendum est etiam atque etiam quomodo reddi possit luci thesaurus incomparabilis. De Kirchneri epicediis[3] iterum aurem uello[4]; nihil enim scribam in eius memoriam nisi carmina uestra prius accepero. Germanica tua Poematia[5] recrearunt hunc animum non[6] mediocriter: iis a.[7] uniuersis quae editurus es propitios lectores opto. Quod uero iudicia imperitorum timeas non est: latratus eius modi facile pereunt, uiuida uero laus et gloria solidiorem sibi quaerit fundum, quam ut euerti possit. Ego earum nugarum, quas adolescens fere Heidelbergae et alibi excogitaueram, pretium nunc quoque hic fero. Omnes enim aedes, omnes plateae cantiunculis meis perstrepunt, quae in compitis[8] quoque uno alteroque obulo uenduntur.[9] Viuus intersum meae

1) *quas literas — tradidit* fehlt bei Coler.

2) Gruter war am 20. september 1627 gestorben.

3) Kirchners tod erfolgte im juni 1627. Opitz schrieb eine biographie Kirchners für Henelius' *Silesia togata* (abgedruckt bei Palm a. a. o. s. 186 fg.). In der antwort auf diesen brief (am 5. september, Jaski a. a. o. s. 27) verspricht Coler, binnen kurzem seine und Venators *epicedia Kirchneri* zu senden.

4) *aurem uello*, mahne (Virg. Ecl. 6, 4). 5) Siehe s. 25, anm. 6.

6) *non* fehlt bei Coler. 7) *autem*.

8) *compitum*, kreuzweg.

9) Palm a. a. o. s. 162 nent diese mitteilung höchst befremdlich und meint, dsas Opitz niemals algemein sangbare lieder veröffentlicht habe. Er beschuldigt den dichter sogar, sich hier einer unwahrheit schuldig gemacht zu haben. Dazu liegt kein grund vor. Unter den gedichten Opitzens befindet sich so manches, das für den gesang bestimt und volkstümlich genug gehalten war, um schnell algemein bekant und beliebt zu werden. Es sei nur erinnert an „Newlich als ich aussgegangen“ (ausg. 1624 s. 25), „Sey wolgemuth, lass trawren sein“ (s. 28), „Mit Liebes Brunst behaftet sein“ (betitelt „Chansonette“ s. 36), „Jetzt blinken auss des Himmels Saal“ („Auff die Melodey: Kehr vmb mein Seel“ s. 52), „O du Gott der süssen Schmertzen“ („Auff die Courante: *Si c'est pour mon pucelage*“ s. 56), „Coridon sprach mit Verlangen“ (s. 84), „Ist jergendt zu erfragen“ („Vff die Melodey, *Aupres du bord de Seine*“ s. 89), „Wol dem der weit von hohen dingen“ (mit dem hübschen kehrreim: „Ein jeder folge seinem Sinne, Ich halts mit meiner Schäfferinne“ s. 91), „Itzund kompt die nacht herbey“ (s. 92), „Kompt last vns aussspatziren“

famae, si diis placet, et puellarum animos ac ancillas lepidus sc. suauiludius oblecto. Nunc ut ab his annorum delitiis remisi; ita tamen iuuat praeteritorum reminisci. Si[1] porro ad nos reuerti cogitas, tu conditionem rerum tuarum sciueris optime. Inuenies patriam multo alterius faciei, quam eam reliqueras. Ego consilio et ope mea tibi non deero; licet ea nobilium nunc ratio sit, ut deuastatis eorum bonis, absumptisque maximis uitae praesidiis alere praeceptores fere non possint. Sanftlebius[2] certe noster hactenus diu frustraque lapidem omnem mouit, et adhuc mouet. Suggeret tamen Deus, qui egregiis his studiis te exornauit, eorum quoque praesidia. Engmann ante dies XII. nuptias celebrauimus[3] cum zythopolae[4] filia in platea Suidnicensi, puella satis lepida, quo fato sacerdotes nostri fere utuntur.[5] Aderat et cum nouerca parens meus, qui post morbum sex mensium, post exustam aedium posteriorem partem[6] et militum Gallorum diuturnas iniurias respirare tandem incipit. Vale, mi optime et amicissime Colere. Vratisl. Prid. Cal. Martii Anno CIↃIↃCXXVIII.

Tuus Opitius.

Christophoro Colero Suo iuueni praestantissimo.

VIII.[7]

Martin Opitz an Christoph Coler. Breslau, 17. November 1628.

S. P. D. Praestantissime Colere. Halonium uestratem nondum uidi[8], redditae tamen[9] mihi sunt literae uestrae, de quibus, uti et de

(„auff die Melodey *Allons dans ce boccage*“ s. 92), „Nechst als zugleiche lagen“ (s. 93), „Ach Liebste lass vns eilen“ („Lied im thon: *Ma belle je vous prie*“ s. 100), „Koridon der ging betrübet“ (Ausg. 1625 s. 176), „Als ich nechst war ausspatzieret“ (s. 187), „Ich empfinde fast ein Grawen“ (s. 201), „Tugend ist der beste Freundt“ (s. 204). Diese grosse anzahl von sangbaren und meist heiteren liedern passt freilich nicht zu der herkömlichen vorstellung von dem schulmässig steifen, gelehrt hochmütigen Opitz. Aber gerade diese dichtungen zeigen uns eine frische jugendliche kraft, die noch nicht durch den bann der regeln gefesselt ist, und beweisen mehr für Opitzens dichterische befähigung, als die späteren hochtrabenden Alexandriner, neben denen lange zeit diese anspruchslosen jugendgedichte verachtet wurden.

1) Der übrige teil des briefes fehlt bei Coler. 2) Siehe s. 24, anm. 4.

3) Schreibfehler für *celebrauit* [es ist wol eher *Engmann* in *Engmanni* zu bessern. Red.] 4) Bierwirt.

5) *quo fato sacerdotes nostri fere utuntur,* ein geschick, das unseren theologen meist zu teil wird.

6) Auch in dem briefe an Buchner vom 28. febr. 1627 (Geiger a. a. o. s. 43) erwähnt Opitz „*conflagrationem aedium paternarum nuperam, lentumque ipsius patris et nescio an lethalem morbum.*“

7) Hs. R 251 nr. 57. Sehr unvolständig abgedruckt bei Coler *Laudatio* s. 65 fg.

8) *Halonium — uidi* fehlt bei Coler. 9) *tamen* fehlt bei Coler.

carminibus elegantissimis gratias ago. Inscriptiones, quas decus illud literarum Berneggerus petiit, ad Vos misi, ut in Galliam una cum aliis transuehantur.[1] Inter schedas Gruteri alterum earundem Inscriptionum exemplar erit[2], quod Venator noster penes se retinebit[3]: cum hoc ex aduersariis[4] meis excerptum sit accuratius. Caeterum quod de tranquillitate studiorum mihi gratularis, non immerito hoc facis, cum otio hactenus fruar satis abundanti. Sed ea, nunc ingruit temporum conditio, quae coloniam mutare me, aliosque procul dubio iubebit.[5] Glogouienses, uix XXX. ciuibus exceptis, omnes Pontificiorum partibus accesserunt. Guhrani etiam facilius persuasionibus uiolentis locum dederunt. Nunc, ubi coniecturam capere possum, de Ducatus Suidnicensis ac Jauorensis corio ludetur, ita ut[6] ob parentes nostros ac necessitudines non mediocri in metu constitutus sim.[7] Ex actionibus crebris, stationibus militum, armilustriis aliisque technis tota prouincia ita exhausta est, ut ne millesimo quidem ullum fugae restet praesidium. Ego quoque solita liberalitate mea summam nummorum non mediocrem hactenus absumpsi, et cum sit unde hic laute uiuere possim, fortasse deerit, cuius ope alibi mihi consulam.[8] Orandus est Deus, ut constantiae nobis consilia coelitus suggerat: de uirtute sibi agnata et robore animi gloriari uanissimum est. Et plerumque ii qui secundo adhuc tempore paratragoediari audent viresque suas iactare, ubi ad rem uentum est, desertorum agmen ducunt. Intueri nugas cerimoniarum hactenus coactus fui: Vt credam quae Deus uetat, nemo mortalium me coget.[9] Illud[10] antiquum sem-

1) Am 30. aug. 1628 machte Bernegger Grotius auf die von Opitz in Siebenbürgen gesammelten inschriften aufmerksam (*Grotii et Berneggeri Epistolae Mutuae Argent.* 1667 s. 11 fg.), am 7. december sante Bernegger die inschriften an Grotius (a. a. o. s. 21) und Grotius dankte Opitz am 1. februar 1629 durch vermitlung Berneggers (a. a. o. s. 27).

2) Siehe s. 27, anm. 10.

3) Bei Coler steht *retinuit.* 4) *adversaria,* notizbuch.

5) Dies bezieht sich auf die religiösen verfolgungen, denen Opitz trotz seiner stellung bei Dohna nicht entgieng. Vgl. Palm a. a. o. s. 206.

6) *Glogovienses — ita ut* fehlt bei Coler.

7) Opitzens vater muste, da er seinen glauben nicht abschwören wolte, Bunzlau verlassen und lebte längere zeit in Sachsen und anderen gegenden (Opitz an Buchner 31. märz 1629, Archiv f. litgesch. V, 350). Im märz 1629 verschafte ihm sein sohn bei Dohna die erlaubnis, sechs monate zum verkauf seines eigentums in Bunzlau zu verweilen. Siehe Dohnas brief an den rat zu Bunzlau vom 21. märz 1629 bei Wernicke, chronik von Bunzlau, 1884, s. 974.

8) *Ex actionibus — consulam* fehlt bei Coler.

9) Opitz wurde damals von den immer gewalttätiger auftretenden katholiken in der umgebung Dohnas, besonders den Jesuiten, hart bedrängt. Dass er sich ihnen beugte und die hier ausgesprochene absicht, seine stellung aufzugeben, nicht aus-

per placuit: nunc etiam perplacet: Omne solum forti patria est. Vale iuuenis doctissime, et suauissimum sodalem nostrum Venatorem urge ut respondeat. Vratisl. ex regia XV. Cal. Xbr. Ann. MIOCXXVIII.

Tuus

M. Opitius.

Iam narratur Iauorenses unum ex templis ante triduum fere Pontificiis concessisse.[1]

Ornatissimo Juueni Christophoro Colero Suo, Argentoratum.

IX.[2]

Martin Opitz an Christoph Coler. Breslau, 1. Januar (Greg.) 1629.

S. P. D. Pridie tuas accepi, Colere praestantissime cum iam ad Amplissimum Lingelshemium[3] et Sebizium[4] nostrum perscripseram. Huius parens, Vir nobilissimus obuius heri in foro mihi factus, consultum tibi ex animo mecum uellet, et de modo tua studia iuuandi serio ac cum cura cogitabit. Nunc quidem unde desiderio tuo satisfieri possit, nihil nouimus. Venatori de statu hoc gratulor.[5] Diu exoptaui, ut eruditionem suam peregrinatiuncula etiam aliqua, quoniam his moribus ac iudiciis hodie uiuitur, exornaret. Erit tamen et sic mei non immemor, et tu hominem monebis ne et literis et Grutero[6] carere me diutius patiatur. Si Dominus Lingelshemius suis me dignabitur, sane gaudebo: si negotia obstabunt, interea tu de statu eius ad me perscribes. Scire item uelim, quid tota domus eius, quid liberi faciant. Item quomodo cum ualetudine CL. Domini Berneggeri agatur; est enim inter antesignanos meorum amicorum. De Zinkgrefio nihil hac-

führte, gereicht seinem charakter nicht zur ehre. Muste er doch, wie aus dieser stelle hervorgeht, trotzdem ihm von Dohna ausdrücklich glaubensfreiheit gewährleistet war, dem katholischen gottesdienste beiwohnen. Da er sich darein fügte, will die betonung seiner standhaftigkeit nicht viel bedeuten.

10) *Intueri — illud* fehlt bei Coler.

1) *Jam — concessisse* fehlt bei Coler.

2) Hs. R 251 nr. 59. Abgedruckt in Colers *Laudatio* s. 64.

3) Lingelsheim, dessen söhne Opitz in Heidelberg unterrichtet hatte, lebte seit der plünderung Heidelbergs in Strassburg, seiner vaterstadt.

4) Sebisius wurde von Bernegger als „*amicus Opitii*“ an Grotius empfohlen (*Gr. et B. Ep. mut.* s. 40).

5) Venator hatte Opitz am 29. november 1628 (Jaski a. a. o. s. 30) geschrieben, dass er bei beginn des frühjahrs mit zwei herren von Rehlingen nach Frankreich reisen werde.

6) *Panegyricus Jano Grutero scriptus à Balthasare Venatore. Generae* 1631. S. 131 fg. findet sich ein lateinisches gedicht von Opitz, beginnend „*HOc Vnum patriae fatorum poena remisit*“ 10 distichen.

tenus audiui. Apud nos lentius circa reformationem; sed tamen pergitur.[1] Suidnicenses templum quod adhuc habebant unicum aut iam cesserunt, aut cedere propediem cogentur. Itaque uideris, an nobiscum esse consultum sit. Ego, quid mecum futurum sit, incertus sum. Tui tamen certe non obliuiscemur. Interea pistrini tui pulueres animo ferre disce erecto et alacri, et cogita uitam hanc ubiuis locorum molestiis, taedio atque periculis metuque ac spe inani esse plenissimam.[2] Vale, mi Colere, et sequentem annum felicibus auspiciis ac successu rerum optimo cum amicis qui apud uos sunt aggredere. Vratisl. ex regia ipsis Calend. Januar. *(von Colers hand „Greg. 1629").*

T.

Opitius.

Praestantissimo Viro Domino Christophoro Colero Suo. Argentoratum.

bei H. Klement Schleicher[3] *abzugeben.*

X.[4]

Martin Opitz an Christoph Coler. [Breslau], 19. Mai [1629].[5]

S. P. D. Grotianas accepi[6], item eas quas Lingelshemius, et quas tu dedisti, omnes multo acceptissimas. Te saluum ad lares paternos uenisse, et incolumem, et mihi, et tibi, et patriae gratulor afflictissimae. Tecum colloqui gestio, et iam quidem aduolassent[7], nisi negotia obstarent, quae subterfugere nullatenus possum. Apologeticum Grotii[8] aut mitte, aut si hoc commodo tuo fieri poterit, affer ipse. Hospes mihi eris acceptissimus. Vtinam prodesse commodis tuis hic amor erga te meus possit. De Goldasto[9] laetor, et ipsum notitia sua dignum me crede. Vale, iuuenis eruditissime. XIV Cal. Junias.

Tuus

totus M. Opitius.

Eruditissimo Viro Domino Christophoro Colero Suo.

Boleslauiam.

1) Es versteht sich von selbst, das die katholische gegenreformation gemeint ist.

2) *Apud nos — plenissimam* fehlt bei Coler.

3) Bekanter buchdrucker, der unter anderm 1631 Opitzens lateinische gedichte druckte. 4) Hs. R 251 nr. 50.

5) Diese jahreszahl ist zu ergänzen, da Coler 1629 aus Strassburg nach Bunzlau zurückkehrte.

6) Der brief, den Grotius am 1. februar 1629 Bernegger zur gelegentlichen besorgung an Opitz sante (*Gr. et B. Ep. Mut.* Argent. 1667. s. 27).

7) Schreibfehler statt *aduolassem.*

8) *Apologeticus eorum, qui Hollandiae Westfrisiaeque .... praefuerunt ...* Paris 1622.

9) Melchior Goldast, genant von Haimisfeld (1578 — 1635), berühmter polyhistor.

XI.[1]

Martin Opitz an Daniel von Czepko.[2] *Breslau, 1. Juni [1629].*[3]

S. P. D. CL. Vir, Obstrictissimum me tibi reddidisti et literis tuis, et carmine panegyrico, utrisque eruditissimis. Laudes quas mihi tribuis immerenti, iure tibi reddo; quem ad decus literarum, et edita uirtutis templa pleno gradu contendere, diu est cum audiui. I, quo te ingenium tuum et auidus scientiarum animus ducit; non deerit etiam in hac seculi malignitate dignum operae pretium. A me amorem, et quicquid in hunc[4] hominem cadit expecta. Ita enim doctrina tua, ita beneuolentia, qua me prosequeris, meretur. Quod si scribendi officium etiam requiris, faciam ne quid negligentiae imposterum penes me haereat. Hactenus negotiola Patroni domestici obstiterunt, quo minus ad amicissimam tuam epistolam responderem. Nunc etiam propero, plena manu paria deinceps facturus. Vale, iuuenis doctissime. Vratislauiae, Cal. Juniis Tuus

Martinus Opitius.

Eruditissimo Juueni Domino Danieli Cepconi, amico suo singulari. Suidnicium.

XII.[5]

Martin Opitz an Christoph Coler. *Breslau, 7. Juni [1629].*[6]

S. P. D. Eruditissime Colere, De patriae statu quid possumus nisi priuatim queri? Interim alloquia etiam literarum dolori quantum possunt medentur. Mallem tuam praesentiam. Tu uideris, si hoc commodo tuo potest fieri. Gratissimus certe hospes eris. Grotii Apologeticus[7] magnopere mihi placet, ob libertatem imprimis; raram hoc seculo

Opitz rühmte ihn schon im „Aristarchus“ (1617) als „*vir in commodum ac gloriam Germaniae natus.*“

1) Hs. R 251 nr. 44.

2) Über Czepko vgl. den treflichen aufsatz Palms a. a. o. s. 261—302. Seine beziehungen zu Opitz werden wol durch Coler, mit dem Czepko in Strassburg zusammen studierte, angeknüpft worden sein. Ausser dem vorliegenden briefe ist von dem briefwechsel zwischen Opitz und Czepko nichts bekant; doch wird der leztere widerholt in briefen Opitzens und Colers erwähnt. (Siehe Jaski a. a. o. s. 71 und weiter unten brief XVI bis XIX und XL.)

3) Nach der rückkehr von der universität verweilte Czepko nur noch einmal, 1629, in Schweidnitz, wohin dieser brief gerichtet ist.

4) so! wol so viel wie *talem.*

5) Hs. R 251 nr. 51.

6) Der brief ist in dasselbe jahr wie nr. XI zu setzen, da sich sein inhalt unmittelbar an jenen anschliesst.

7) Siehe s. 33, anm. 8.

uirtutem. Vale, amice charissime et optimum sodalem meum Dominum Cnappium[1] saluta, utque mearum rerum memoriam non seponat mone. Ille mihi tecum semper in animo. Vale iterum a. VII. d. JunI. Vratisl. ex regia.

Tuus

totus M. Opitius.

Eruditissimo Viro Christophoro Colero Suo.

XIII.[2]

Martin Opitz an Christoph Coler. [Breslau], 28. Oct. (Dez.?) [1629].[3]

S. P. D. Praestantissime Colere, Amplissimus Lingelshemius noster his diebus literas ad me dedit, quibus erant inclusae istae, quas fiducia amicitiae nostrae aperui. CLi Berneggeri historiam[4] iuuare non possum: raro enim aliquid notare soleo ad oram librorum meorum, quamuis confidam plura ad Augustos Scriptores me scire non protrita. Cum Muckio[5] nimium amicitiae mihi non intercedit; et rectius hoc facere potest Nüsslerus, quem tui caussa statim monebo. Gelhornium quem tu dicas nescio, quod si ille Fridericus est, Consiliarius Camerae Silesiacae, scito me eo uti admodum amico. Itaque inquire: nulli certe in te iuuando operae parcam. Kirchnerianos de meis libris adhuc tricas nectere, et mendacii me arguere doleo.[6] Ipsi uiderint, mihi profecto non deerit occasio de uindicta cogitandi. Theseum nostrum saluta, qui pro ueteri amicitia et consanguinitatis etiam arctae uinculo hoc aget, quod suarum est partium. Eo candore, ea honestate praeditus sum, ut mentiri uel mille librorum caussa nolim. Intra quatriduum Glacium petam, ante duos menses non reuersurus. Interea tuas, sicubi scribes, Dauidio Müllero transmittes, qui et meas tibi. Vale, Vir eruditissime. XXVIII. d. VIII br.

Tuus

ex animo M. Opitius.

1) Sonst nirgends erwähnt.

2) Hs. R 251 nr. 52.

3) Coler hielt sich 1629 in Bunzlau auf. Ausserdem ist die reise nach Glatz auch in Opitzens brief an Buchner vom 31. dec. 1629 erwähnt (Geiger a. a. o. s. 58: „*nunc equus ad fores est qui me Glacium vehat*“). Vergleicht man damit die unten folgende stelle: „*Intra quatriduum — reuersurus*“, so erscheint es fast sicher, dass unser brief am 28. decbr. 1629 geschrieben ist.

4) Vielleicht Berneggers ausgabe des *Justinus in Historias Troji Pompeji*, die 1631 in Strassburg erschien.

5) Über Muckius ist mir nichts näheres bekant.

6) Solte man vielleicht von Opitzens übersetzung des Becanus in protestantischen kreisen etwas erfahren und ihn deshalb der lüge geziehen haben? — Opitzens freund Kaspar Kirchner war bereits 1627 gestorben.

Eruditissimo Viro Christophoro Colero Suo.

Buntzlau.

XIV.[1]

Martin Opitz an Caspar Sinner.[2] *27. Februar 1630.*

S. P. D. Iucundissime Amicorum, Tu nihil nisi festiuitas es, adeo omnes nos Socraticis sermonibus pridie exhilarasti.[3] Et me aegerrime hoc discidium nostrum ferre noueris. Sed iunget nos rursum idem, qui nos segregat Deus immortalis. Optimos amicorum Schweinbeckium et Strackium[4] peramanter saluto, et hospitam beneuolentissimam imprimis, quam quod ex incuria et obliuione ante discessum non salutauerim, fateor me uehementer errasse. Plurimum certe illi debeo. Tu me, qua facundia polles, excusa, et longiores Dresda expecta. Nunc propero. Vale, Propr. Cal. Mart. CIↃIↃCXXX.

Tuus ex animo

M. Opitius.

Iucundissimo Amicorum Domino Caspari Sinnero Suo.

XV.[5]

Martin Opitz an Caspar Sinner. Frankfurt a. M., 29. März 1630.[6]

S. P. D. Desideratissime frater, Recte huc, quamvis ob grassationes militum non absque periculo, perueni, et iam aliquot dies hic moror, ob nundinas, quarum occasione omnia bibliopolia perscrutari possum. Nunc cisiarios quaero, quibuscum Argentoratum inde Lutetiam ire liceat. Vbi uti crebras a me habebis, ita tuas auide expecto. De rebus circa amicos, quos nosti, quid accidat, quid tecum fiat, quae mei mentio sit, quis status patriae, quis religionis, quis Patroni mei, si me certiorem reddideris, magnopere me tibi deuincies. Scito me neminem sodalium aeque desiderare atque iucundissimos tuos fidissimosque sermones, et tu quoque aliqua caussa eris, de reditu paullo citius cogitandi. Interea millies milliesque vale, et Dominum Lachmannum[7]

1) Hs. R 251 nr. 48.

2) Siehe die anm. zu nr. XLII.

3) Opitz hatte, wie er an Buchner bereits am 31. decbr. 1629 (Geiger a. a. o. s. 58) geschrieben, gegen ende februar Breslau verlassen, hatte sich am tage zuvor in Lauban bei Sinner aufgehalten und befand sich bei abfassung dieses briefes auf dem wege nach Dresden, wo er einige zeit zu verweilen gedachte, um dann über Frankfurt a. M. und Strassburg nach Paris zu reisen.

4) Schweinbeck und Strack sind nur hier erwähnt.

5) Hs. R 251 nr. 38.

6) Siehe nr. XIV, anm. 3.

7) Unbekant.

plurimum saluta; Dominam item Magdalenam nostram. Francofurti ad Moenum, 29. d. Martii 1630.

Opitius.

Si meus famulus apud uos adhuc haeret scribere eum.[1]

Domino Casparo Sinnero Suo.

XVI.[2]

Martin Opitz an Christoph Coler. Breslau, 20. November 1630.

S. P. D. Eruditissime Colere, Egregia me aduentitia[3] tu ac Cepco[4] noster ornatissimus excepistis, elegantibus illis carminibus uestris, quorum beneficio Musae magis magisque servabuntur. Ego quae remittam huius commatis, non habeo, et ea uitae meae, adde et propositi ratio est, ut ad pangendos uersus, inprimis Germanicos, aegre dehinc rediturus sim. Est enim etiam in his rebus certus modus, ac furoris meta. Tibi prospera omnia eamque tranquillitatem exopto, quae curis te minoribus eximat. Ad uos, donec Patronus meus hinc abeat, uenire, nequeo, id quod admodum tamen uelim. Et dabitur aliqua itineris tam minuti occasio. Interea literarum officio fungamur, si libet. Desidiam certe accusari in me non patiar. Cum Mullero[5] de impedimentis tuis locutus sum. Vale, ac Cepconem saluta. Vratislauiae, a. d. XX. m IXbr. CIƆIƆCXXX.

Tui amantissimus

Mart. Opitius.

Ornatissimo Viro Christophoro Colero, amico singulari.

Bregam.

XVII.[6]

Martin Opitz an Christoph Coler. Breslau, 20. Dezember 1630.

S. D. Praestantissime Colere, Praeter has quae iam mihi redditae sunt, nonnisi unas a te accepi, ex quo domum reuersus sum, ad quas statim respondi.[7] Alias cum non uiderim, tu scies cui illas tradideris.

1) sc. *volo.*

2) Hs. R 251 nr. 45.

3) Opitz wird etwa ende oktober nach Breslau zurückgekehrt sein, da er am 27. september von Leipzig aus an Buchner schrieb (Geiger im Arch. f. litgesch. V, 356).

4) Siehe s. 34 anm. 2.

5) Opitzens und Colers verleger David Müller in Breslau.

6) Hs. R 251 nr. 54. Antwort auf Colers brief vom 13. november 1628 (Jaski a. a. o. s. 68 fgg.).

7) Der vorhergehende brief.

De Odis gratias habeo singulares prorsus tuis, id est, optimis. Müllerus[1] Glogouiae haeret, his demum diebus reuersurus. Tu recte facies, si ipse ad eum de supellectile tua perscribes, cum illum impense tibi fauere sciam. Jussit me tibi offerre mensam uictumque et habitationem suarum aedium, ea conditione, ut liberis illius quotidie aliquid temporis impendas, donec melius consuli tibi deinceps forte possit. Neque hoc abiret, ut puto, sine aliquo salariolo. Tu uideris; ego enim et conditionem nunc tuam ignoro, et propterea nihil suaserim, ne si res eos non sortiatur exitus quos utrinque uelitis, poenitentiae culpam ipse luam. Omnibus tamen modis solicitus semper ero, quei ornari ex merito ac prouehi possis. Mone quid sentias. Czepkium saluere iubeo, et tecum ualere. Vratisl. a. d. XX. m. Xbr. CIƆIƆCXXX.

Tui
amantissimus
M. Opitius.

[Am rande]: Eruditissime Colere, Consanguineus meus Caspar Cunradus[2] I. V. C. mihique coniunctissimus a. d. XI. Januar. Sophiam Firliam Gorlicii ducet, puellam praestantissimam. Ei cum Epithalamium debeam, te quoque de Epigrammate in hanc rem rogo. Idem et CL. Cepconem nostrum huc inuitabis. Sufficient pauca, *damit meines vnd der herren auff einen Bogen kommen. Es solte aber in 8 tagen allbereit hier sein.* Vtrum latine aliquid moliamini, utrum Germanice perinde est: cantilenae tamen germanicae ambos decent.

Praestantissimo Viro Christophoro Colero Suo.
Bregam.
beim H. Joachim Stein abzuegeben.

1) Siehe s. 37, anm. 5. Über Müllers verhältnis zu Coler vgl. die einleitung.

2) Der Breslauer Gönner Opitzens gleichen namens kann hier nicht gemeint sein, da derselbe doctor der medicin war, und am 22. januar 1630 in dritter ehe Barbara Rumbaum geheiratet hatte (Oesterley a. a. o. nr. 93).

(Schluss folgt.)

DAS SOGENANTE HAMBURGER PREISAUSSCHREIBEN.

J. Minors beitrag „Zur Hamburgischen preisausschreibung" (in dieser ztschr. XX, s. 55 fgg.) beweist, dass das abschliessende wort über jene dramatische concurrenz, in welcher Leisewitzens „Julius von Tarent" den „Zwillingen" von Klinger unterlag, noch immer nicht gesprochen ist. So weit ersichtlich, stüzt sich die untersuchung Minors auf quellen zweiter hand, die sich sämtlich als getrübt erweisen. Aus der originalquelle lässt sich der wahre sachverhalt in vollem umfange ohne mühe construieren.

Das „Hamburgische theater", I. band, 1776, gibt in seiner einleitung sowol den wortlaut des ausschreibens als die officielle verkündung des resultates. Obgleich bereits Henneberger in seinem „Jahrbuch für deutsche litteraturgeschichte" (1855, s. 111 fgg.) das wesentlichste hiervon zum abdruck bringt, sei zur endgültigen aufklärung der immer noch verwirten angelegenheit der abdruck hier teilweise widerholt.

Das sogenante preisausschreiben führt die einfache, aber sehr bezeichnende überschrift: „Ankündigung." Die in betracht kommenden stellen dieser ankündigung lauten:

> „Wir erbieten uns .., für jedes originalstück, von drei oder fünf akten, es sei trauer- oder lustspiel, dem verfasser 20 alte louisd'or, jedoch unter folgenden bedingungen zu bezahlen ..."

Es wird nun nur verlangt, dass es „in ansehung seines sitlichen inhalts auf der bühne gebraucht werden dürfe," sowie dass es nicht zu grossen aufwand an kleidern, dekorationen und personen erfordere. — Trauerspiele seien in prosa lieber gesehen als in versen. — Allerdings solle nicht jedes eingesante stück etwa ein anrecht auf die hundert thaler haben:

> „wir wünschen, durch diesen weg mehr gute originalstücke auf unser theater zu bringen. Und daher lässt sich freilich schon schliessen, dass, wenn wir uns auch dramaturgische kritiken anmassen dürften, wir dennoch unter den jetzigen umständen nicht so gar strenge sein würden."[1] „Noch bitten wir, die öffentliche bekantmachung dieses anerbietens keiner andern absicht zuzuschreiben, als damit es dadurch solche gelehrte erfahren mögen, die wir nicht die ehre haben zu kennen, um es ihnen privatim zu tun.

1) Die worte „wenn — würden" sind im original fett gedruckt.

Solte einer oder der andre herr verfasser uns unter andern bedingungen seine arbeiten überlassen wollen; so wird aus dem vorigen schon erhellen, wie geneigt wir sind, dramatische talente zu verehren, und die für uns angewendete mühe nach unsern kräften zu erkennen.

Hamburg, den 28. februar 1775.

Sophie Charlotte Ackermann.
Friedrich Ludwig Schröder."

Die überleitung zur verkündung des resultates bildet der nachstehende beachtenswerte absatz:

„Preisstücke also! — was sind das? Meisterstücke etwa, die mit allen bisherigen um den preis streiten sollen? — Nicht doch! Preisstücke sind in unserer bedeutung, um allen auslegungen vorzubeugen, gute und brauchbare originale, und gute und brauchbare verdeutschungen. Die kritik also muss sich hauptsächlich über ihre brauchbarkeit erstrecken, und darum mehr praktisch sein."

Zu der bezeichnung „brauchbar" ist am ende der seite folgende anmerkung gemacht:

„Gerade ein meisterstück oder werk des genies kann zuweilen nicht brauchbar sein."

Sodann geht es an die aufzählung der im selben bande veröffentlichten „preisstücke." Es heisst da:

„Dieser band enthält:

1) Die zwillinge, ein trauerspiel von herrn Klinger. — Sonderbar wars, dass kurze zeit auf einander drei trauerspiele eingesant wurden, die alle drei den brudermord zum gegenstande hatten. Das erste: Die unglücklichen brüder, war zu leer an handlung, nicht überdacht und reif genug, obschon einige scenen vorteilhaft und erwartung erregend angelegt, die aber unbefriedigt blieb. Das zweite hiess Julius von Tarent, handlungsvoll, schön dialogiert, voll nerve und geist; alles entdeckt den kenner der leidenschaft, den denkenden kopf, den sprecher des menschlichen herzens, und kurz — den dichter von talenten; es war des preises entschieden wert, bis ihm das dritte: Die zwillinge, denselben dadurch abgewonnen, dass es die mächtig gewaltige triebfeder der unentschieden gebliebenen erstgeburt voraus hatte. „Wer beweist mir, dass nicht ich der erstgeborene von uns zwillingen war?" Das entflamt den wilden hintennach gesezten Guelfo, und darüber fallen sie beide."

Es folgen der reihe nach bemerkungen zu den übrigen im I. bande enthaltenen stücken; dies waren: „Die reiche frau“, „Die nebenbuhler“, „Was sein soll, schickt sich wol“ — von denen das erstere ein original-lustspiel von Karl Gotthelf Lessing, die beiden andern übersetzungen waren — und zwar wird das leztgenante als vor erlass des preisangebotes eingereicht bezeichnet.

Die einleitung des I. bandes schliesst mit folgendem frommen wunsch:

„Wir hängen nur noch den wunsch und die bitte an Deutschlands dichter an, dies werk zu unterstützen. Ihr eifer, und unser dank und aufmunterung, können uns in den stand setzen, das eigentlich ausländische zu entbehren, und den frommen gedanken vom national-theater zur wirklichkeit zu bringen.“

Der im folgenden jahre ausgegebene II. band des „Hamburgischen theaters“ wird mit der widerholten versicherung eingeführt: „Wir geben darin alles, was wir haben.“ Das waren noch einmal vier stücke, zunächst „Henriette“ von Grossmann, welches die vorrede — im gegensatz zu der sich dadurch als irtum charakterisierenden angabe Meyers („Schröder“ I, 275), dass „die reiche frau“ das erste überhaupt eingereichte stück gewesen sei — als erstes eingesantes preislustspiel, und „Gianetta Montaldi“ von Schink, welches sie als erstes eingesantes preistrauerspiel bezeichnet, — beide nunmehr in umarbeitungen; sodann zwei preisübersetzungen „Jeanette“ und „Geschwind, eh es jemand erfährt.“

In der diesen beiden bänden angefügten repertoire-übersicht werden noch folgende 5 preisübersetzungen genant: „Die notlügen“, „Das mädchen im Eichtale“, „Amalia Schönwald“, „Die stutzerlist“ und „Athelstan.“ Die repertoire-übersicht des III. bandes berichtet die aufführung von zwei ferneren preisübersetzungen: „Handlung und tausch“ und „Wie man eine hand umkehrt.“ Neue originale enthielt dieser band gar nicht, sondern nur vier übertragungen, nämlich ausser den schon erwähnten preisübersetzungen „Das mädchen im Eichthale“ und „Wie man eine hand umkehrt“ noch „Hamlet“ und „Der argwöhnische ehemann.“ Schröder bemerkt dazu in der einleitung: „Zwei originale und zwei umgearbeitete stücke anderer nationen dem publikum jährlich zu geben, schien mir äusserst wahrscheinlich, und doch hat mich der erfolg gelehrt, dass ich viel zu viel versprochen, obgleich d i e a n z a h l d e r e i n g e s a n t e n s t ü c k e b e t r ä c h t l i c h i s t.“

Die erste aufführung der original-preisstücke geschah in der zeit vom 19. september 1775 („Henriette“) bis 23. februar 1776 („Die zwil-

linge“); „Die reiche frau“ war am 13. oktober, „Gianetta Montaldi“ am 24. november 1775 aufs repertoire gesezt. Die erste aufführung mancher preisübersetzungen zog sich bis in das theaterjahr von ostern 1777 bis 78 hin. — Den „Julius von Tarent“ bezeichnet die repertoire-übersicht, ohne die benennung preistrauerspiel zu gebrauchen, als am 20. februar 1777 zuerst dargestelt.

Soweit der tatbestand, aus dem sich alle erforderlichen schlüsse unmittelbar ergeben.

Zunächst erweist sich die grundlage der meisten forschungen über unser thema als ein offenbares misverständnis: denn nach dem wortlaut der „ankündigung“ kann von einem preisausschreiben im gewöhnlichen heutigen sinne des wortes nicht die rede sein; vielmehr handelte es sich um nichts anderes als um ein anerbieten Schröders, „brauchbare“ bühnenwerke, die ihm zur aufführung eingereicht würden, von jezt an nicht mehr — wie es algemein sitte war — ohne bezahlung zu lassen, sondern mit einem angemessenen, festen preise zu honorieren. Nicht also die ausschreibung einer preisconcurrenz nach art der 1757 von Nicolai erlassenen ist in Schröders „ankündigung“ zu sehen, sondern das erste wirklich betätigte freiwillige, öffentliche erbieten eines theaterdirektors zur honorarzahlung an den autor.

Wenn trotzdem in der urteilsverkündung behauptet wird, „Die zwillinge“ hätten dem „Julius von Tarent“ den preis „abgewonnen“ — was doch offenbar auf eine concurrenz hindeutet und worin ich in übereinstimmung mit Henneberger (a. a. o. s. 114) die wurzel des verbreiteten irtums sehe —, so ist es naheliegend, die erklärung in dem umstande zu suchen, dass die aufführung dreier stücke mit demselben thema innerhalb desselben jahres nicht gut möglich war. Obgleich also jedes eingelaufene stück nur auf seine absolute brauchbarkeit ohne rücksicht auf die andern eingesanten dramen geprüft werden solte, muste ein relatives abwägen, also ein concurrieren, von dreien der eingelaufenen trauerspiele infolge der zufälligen übereinstimmung des themas eintreten; und zwar wurde hierbei, entsprechend dem wortlaut und — zweck des ausschreibens, in erster linie auf die „brauchbarkeit“ für theatralische aufführung gesehen und bei verkündung des resultates ausdrücklich hervorgehoben, dass die mehr oder minder grosse brauchbarkeit eines stückes nicht dem grade seines wertes entspreche.

Es ist, als ob Schröder die misverständnisse, denen sein löbliches vorgehen ausgesezt war, und die daraus entspringenden anklagen vorausgesehen hätte! Bereits in der „ankündigung“ verwahrt er sich

gegen jede „andere absicht“ als die der anknüpfung von beziehungen mit ihm bisher unbekanten autoren; und vor verkündung des resultates erklärt er nachdrücklich, „um allen auslegungen vorzubeugen“, dass es ihm nur um erwerb von zur aufführung „brauchbaren“ stücken zu tun sei. Solte nicht vielleicht gar die mehrerwähnte reserve: „Gerade ein meisterstück oder werk des genies kann zuweilen nicht brauchbar sein“ in direktem hinblick auf „Julius von Tarent“ und um allen anklagen wegen zurücksetzung dieses treflichen trauerspiels von vorn herein die spitze abzubrechen, geschrieben sein? Wenigstens bei dem biographen Leisewitzens, bei Kutschera, dem übrigens — wie im gegensatz zu Minor bemerkt sei — der richtige sachverhalt bekant ist (s. s. 70), hat Schröder mit diesem vorbehalt erfolg erzielt: „Von ihrem standpunkte“, gibt er (s. 73) zu, „stelten die preisrichter die „Zwillinge“ vielleicht mit recht voran; denn sie gingen von dem wunsche des theatereffektes aus, und dieser war wol für das publikum von den „Zwillingen“ in grösserem masse zu erwarten, als vom „Julius.“ Ich möchte darum auch gar nicht mit Henneberger die zurücksetzende kritik des „Julius von Tarent“ hauptsächlich Bode zur Last legen; denn wenn er auch, wie Schröder ausdrücklich anerkent, der veranlasser der rühmenswerten „ankündigung“ und also wohl auch ein beirat Schröders in der auswahl der eingelaufenen stücke war, so ist doch nur, um Meyers ausdruck (a. a. o.) zu gebrauchen, von einer „mitprüfung seiner kritischen freunde“, nicht aber von einer unterordnung Schröders unter das urteil eines regelrechten preisgerichtes zu sprechen; überdies ist dem bühnenpraktikus Schröder — ohne eine schmälerung seiner verdienste sei es gesagt! — sehr wol eine bevorzugung des „brauchbaren“ vor dem „genialeren“ zuzutrauen. Jedenfals muss die anklage wegen zurücksetzung des „Julius von Tarent“ auf ein minimum reducirt werden, seitdem uns einmal feststeht, dass Leisewitzens werk nicht in regelrechter preisconcurrenz, sondern in einer zufällig notwendig gewordenen abwägung der mehr oder minder grossen bühnenbrauchbarkeit den „Zwillingen“ Klingers unterlag. Überdies hat Schröder nicht nur, wie oben erwähnt, später sehr bald Leisewitzens trauerspiel zur aufführung gebracht — er muste eben doch wenigstens ein jahr zwischen der aufführung zweier tragödien mit gleichem stoff verstreichen lassen — und hat sich nicht nur selbst zu der rolle des fürsten darin nach Meyers bericht (I, 295) „lange vorbereitet und seinen gang sorgfältig geübt“, sondern er ist auch bereits 1776 in persönliche freundschaft zu dem dichter getreten (s. Meyer I, 287), — beweis genug, dass er den wert

des genialen jünglings und seines meisterwerkes zu würdigen nicht ermangelte.

Ebenso wenig wie von einer eigentlichen preiskrönung Klingers kann von einer zuerkennung des accessit an Schink die rede sein. Die betreffende von Minor aus „Tiedges Leben und poetischem nachlass" (herausgegeben von Falkenstein, I, 281) aufgenommene behauptung stamt aus einem briefe Tiedges, der von der falschen voraussetzung einer „von dem Hamburger theater eröfneten preisbewerbung" ausgeht. Tiedge weiss offenbar, dass ausser Klingers „Zwillingen", wie erwähnt, Schinks „Gianetta Montaldi" des preises, d. h. des honorars, würdig befunden ist. Dies zu seiner falschen voraussetzung einer ausgeschriebenen concurrenz, ergibt folgerichtig seine grundlose behauptung, dass Leisewitz auch mit Schink „in den wetlauf getreten" sei. Schinks stück gehörte nicht zu den brudermord-tragödien, wurde also — um es zum überfluss nochmals zu betonen — in keinerlei vergleichung mit „Julius von Tarent" gesezt. Die von Tiedge widergegebene äusserung Schinks, „dass es leichter sei, ein preisaccessit in Hamburg zu gewinnen, als einen „Julius von Tarent" zu schreiben", widerspricht diesem sachverhalt durchaus nicht; im gegenteil, da durch Schröders bekantmachung in der vorrede zum II. bande seines „Hamburgischen theaters" feststeht, dass der „Gianetta" der preis, d. h. widerum das „angekündigte" honorar, zuerkant wurde, so erhärtet gerade auch Schinks äusserung die tatsache, dass es sich um keine eigentliche concurrenz, sondern um einen blossen access zur honorierung gehandelt hat. Auch wählte Schink vielleicht die bescheidene bezeichnung „accessit", weil er sein stück vor der drucklegung noch umarbeitete. Gleichviel, das honorar (der „preis" oder das „accessit"), welches Schink erhielt, bedeutete keinerlei zurücksetzung des allerdings zunächst leer ausgehenden Leisewitz, dessen „Julius" eben nur mit den beiden andern brudermordstücken auf seine bühnenbrauchbarkeit hin „concurrierte."

Was schliesslich „Galora von Venedig" betrift, die Minor nach Hagen („Geschichte des theaters in Preussen", s. 304) heranzieht, so stehen wir anscheinend vor einem unlösbaren widerspruch: In der officiellen preisverkündung betont Schröder ausdrücklich als „sonderbar", dass drei trauerspiele, welche den brudermord behandeln, nämlich „Die zwillinge", „Julius von Tarent" und „Die unglücklichen brüder", eingereicht seien. Wären vier bearbeitungen dieses selben stoffes eingelaufen, so hätte Schröder dies factum als noch „sonderbarer" hervorheben müssen. Dem gegenüber behauptet Hagens gewährsmann,

der „Danziger theaterrecensent" Gomperz, positiv: „Dieses trauerspiel weteiferte mit Julius von Tarent und mit den Zwillingen um den preis bei der Hamburger direction des theaters." Es bleiben nur zwei möglichkeiten: entweder gibt Gomperz eine positive unwahrheit oder — „Galora von Venedig" ist mit dem verschollenen dritten brudermordstück „Die unglücklichen brüder" identisch. — Würde nun ein zweifel an der behauptung eines sonst unbekanten „theaterrecensenten" vielleicht berechtigung haben, so darf doch ein mann wie Gomperz eine gewisse autorität für sich in anspruch nehmen. Er ist der verfasser jener „Briefe über die deutsche litteratur und sprache", welche eine der besten gegenschriften zu Friedrichs des Grossen erörterungen „De la littérature allemande" bilden. Die von Hagen angezogene äusserung findet sich in Gomperz' „Kritischen bemerkungen über das theater, entworfen bei anwesenheit der Schuchischen geselschaft in Danzig" (Danzig 1781). Der verfasser zeigt sich wolunterrichtet, seine erwähnung des Hamburger preisausschreibens bildet den ersten satz der besprechung von T. B. Bergers „Galora" (s. 117 fgg.), ja, er versucht im laufe der kritik die zurückweisung seitens der Hamburger theaterdirection zu rechtfertigen, und da heisst es denn sogleich: „Wahrscheinlich haben die häufigen lücken in der handlung es vom ziel entfernt" — ganz wie das Hamburger urteil über „Die unglücklichen brüder" lautet: „zu leer an handlung." Allerdings finden im gegensatz hierzu Hagen und Minor, ohne ihre behauptung zu begründen, die „Galora" eher zu überladen an handlung. Gomperz erklärt sich näher: „Man erwäge nur z. b., wie unwahrscheinlich es ist, dass ein prinz, der so glühend liebt, dass er fähig ist, seinen bruder der rache aufzuopfern, es mit gleichgiltigkeit ansehen konte, wenn man ihm seine geliebte entreisst. Der handlung fehlt einheit. Die heldin des stückes, die hauptsächlich interessieren solte, liegt im 1. akt 2. aufz. in ohnmacht, ohne dass die mutter und Casori sich darum bekümmern. Im 3. akt stirbt sie schon. Darauf folgt im 4. akt die ermordung des kardinals. Diese begebenheit ist zwar eine folge der haupthandlung, aber nicht darin verkettet. Auf wunderbare weise treffen alle personen im kloster zusammen. Alles geht hier mit zauberkraft zu; und ohne den deus ex machina kann man sich die ereignisse nicht denken ... Den etwaigen beifall, den es erhält, hat es einigen tragischen zügen und dem nonnengesange zu verdanken." — Ich muss mich mit meinem urteil durchaus auf die seite von Gomperz stellen.[1]

1) Auch die „Königsbergischen gelehrten und politischen zeitungen" vom jahre 1780, 16. bis 20. stück, enthalten ein nach dieser richtung hin vernichtendes urteil

Namentlich ist in der tat die haupthandlung mit dem 3. akte abgeschlossen, und die erwartung grosser taten erweckt eigentlich nur der 1. akt, in welchem sich allerdings die motive geradezu überstürzen. Passt dies nicht widerum zum Hamburger richterspruch über „Die unglücklichen brüder“: .. „obschon einige scenen vorteilhaft und erwartung erregend angelegt, die aber unbefriedigt blieb“? Überdies wird die erste fassung der „Galora“ naturgemäss noch ärmer an handlung gewesen sein als die im druck allein vorliegende spätere umarbeitung. — Ferner wirft Hagen ein, es „würde dieser name nicht passen.“ Und doch werden in der „Galora“ gegen schluss die brüder widerholentlich „unglücklich“ genant; Garsias sagt zu sich selbst (IV, 9): „Dein bruder lauert wie ein raubvogel auf dein blut! — Aber nein, er mag leben, mag er doch leben! Ich allein will unglücklich sein!“ Ebenso (V, 5): „Der unglückliche kent keine furcht. Ich mag nicht leben!“ Und in der folgenden scene: „Enden sie mein unaussprechliches elend, sonst macht mich das unglück wahnsinnig.“ — Wichtiger als diese anklänge ist die erwägung, dass „Galora“ mit dem 3. akte verschwindet, um dem kampfe der brüder allein das feld zu überlassen; liebe und tod der Galora bietet somit nur die vorbereitung zu der endkatastrophe, dem tode der brüder, dar. Dass dieser aber als hauptmotiv gedacht war, beweisen die schlussworte: „Jedes blatt in der geschichte ist mit einem brudermord gestempelt.“ Danach scheint mir der name „Die unglücklichen brüder“ zum mindesten ebenso berechtigt wie „Galora von Venedig“, um so mehr, wenn in der ursprünglichen fassung der anfang gleich leer an handlung war wie der schluss; mit einer verstärkung der ersten um Galora gruppierten akte war dann der neue titel von selbst gegeben. Dass auch äusserer grund zur änderung desselben vorhanden war, liegt auf der hand: niemand sendet gern ein werk mit dem kenzeichen einer erlittenen niederlage in die welt, am wenigsten, wenn er — wie es durch umarbeitung geschehen — das abweisende urteil als berechtigt anerkent.

Steht uns somit die identität der ersten fassung von T. B. Bergers „Galora von Venedig“ mit dem dritten Hamburger brudermordstück „Die unglücklichen brüder“ fest, so dürften schliesslich einige notizen über den verfasser dieser tragödie angebracht sein. Nach Meu-

über die „Galora.“ Nach einer freundlichen mitteilung des herrn stadtbibliothekars A. Wittich in Königsberg, der diese mehr als 30 spalten füllende recension durchgesehen, wird durch eingehende zergliederung des dramas nachgewiesen, dass weder eine wirkliche hauptfigur darin vorhanden, noch die einheit der handlung — als „eine kette verknüpfter vorfälle“ — irgend gewahrt worden ist.

sels „Gelehrtem Teutschland“ von 1796 ist Traugott Benjamin Berger zu Wehlstädtchen bei Pirna in Sachsen 1754 geboren, war also zwei jahre jünger als seine concurrenten Klinger und Leisewitz; er wird als obersteuersecretär in Dresden, vorher hofmeister zu Frankenberg im erzgebirge, aufgeführt. Erschienen sind von ihm: ausgabe des Achilles Tatius 1776; „Achills zürnender schatten“, ein tragisches singspiel in 5 aufzügen, 1777; „Liederchen und gedichte“ 1777; „Die beschleunigte hochzeit“, komische oper, 1777; „Der landtag“, lustspiel, 1777; „Lykon und Ayle“, eine scene aus der alten welt, 1778; „Galora von Venedig“ 1778, neue (dem anschein nach titel-) auflage 1790; ausserdem passionskantaten sowie gedichte in den Leipziger und Göttinger musenalmanachen (teils mit, teils ohne namen).

Alles in allem bleibt es bei dem im „Hamburgischen theater“ verkündeten resultate des von Schröder veröffentlichten anerbietens zur honorierung von brauchbaren theaterstücken:

Des angebotenen preises von 20 louisd'or wurden wert befunden zwei original-trauerspiele, nämlich Klingers „Zwillinge“ und Schinks „Gianetta Montaldi“, ferner zwei original-lustspiele, nämlich „Die reiche frau“ von Karl Gotthelf Lessing und „Henriette“ von Grossmann (eine reihenfolge der „preisstücke“ ist nicht festgestelt, da jedes nur auf seinen eigenen wert, keines im hinblick auf die andern „preisstücke“ geprüft wurde); an übersetzungen schliesslich wurden elf oder zwölf meist aus dem englischen stammende mit dem für sie angesezten honorar von 6 louisd'or bedacht. Ausserdem wurden — wie nachdrücklich hervorgehoben sei — Leisewitzens „Julius von Tarent“ als des festgesezten „preises entschieden wert“ bezeichnet und nur deshalb nicht sofort zur aufführung erworben, weil zufällig zwei andere eingelaufene stücke dasselbe thema behandelten, und zwar das eine, „Die zwillinge“, in einer für die bühnenaufführung „brauchbarer“ erscheinenden form. Als das dritte eingesante brudermordstück ist die erste fassung von T. B. Bergers „Galora von Venedig“ zu betrachten.

Das ist die geschichte des sogenanten Hamburger preisausschreibens.

BERLIN. EUGEN WOLFF.

DIE FRAUEN IN WOLFRAMS PARZIVAL.

Die sitlichen lebensanschauungen einer zeit spiegeln sich am klarsten in dem verhältnis des mannes zur frau. Wenn dieser satz schon im algemeinen eine wichtige wahrheit ausdrückt, so ist er gewiss unbestreitbar für eine zeit, in welcher der frauendienst aufblühte, nachdem die frau aus dem halbdunkel ihrer kemenate in den hellen glanz der ritterlichen geselschaft eingetreten war. In Wolframs Parzival tritt uns diese geselschaft in dem glänzendsten lichte entgegen. Seine frauengestalten müssen also auch das deutlichste bild dieses lebens geben und uns mehr als alle abstractionen und andeutungen einen blick in die sitlichen anschauungen des mittelalters gewähren.

Da taucht freilich sofort die noch ungelöste frage auf, wie weit wir die darstellungen des dichters auf die wirklichkeit übertragen dürfen, wie weit sich die sitlichen zustände seines vaterlandes mit seinem der fremde entlehnten stoffe decken. Im algemeinen möchte man geneigt sein, ohne weiteres alles, was er aus dem französischen gedichte aufnahm, auch auf deutsche kulturzustände anzuwenden, und etwa die ansicht zu vertreten, dass er schilderungen, welche den verhältnissen und anschauungen seiner geselschaft nicht entsprachen, abgeändert haben würde. Aber eine genauere untersuchung hat uns gelehrt, dass dies nicht richtig ist, dass Wolfram (und so wird es bei den andern auch gewesen sein) seiner quelle nicht frei genug gegenüber stand, um ganze episoden anders darzustellen und einzelnes in den sitlichen anschauungen wesentlich umzugestalten. Er weiss selbst sein entschiedenes misfallen nur beiläufig und andeutungsweise dem leser fühlbar zu machen. Dies ergab sich bei genauerer betrachtung der Antikonie, wie ich es ztschr. f. d. a. 30, 357 fg. dargestelt habe.

Die entscheidung dieser wichtigen sache, soweit hier überhaupt von einer entscheidung die rede sein kann, rückt dann aber zugleich die frage wider in den vordergrund, wie weit man denn in den darstellungen unsrer mittelalterlichen dichter die wirklichkeit sehen kann. Wenn sie ihrer nächsten quelle so unselbständig gegenüberstanden, dass sie nicht einmal ihre sitlichen anschauungen einzutragen wagten, wird man dann noch davon reden können, dass sie uns ein getreues bild ihrer zeit geben? Ich glaube auch diese frage im ganzen und grossen verneinen zu müssen; das ist das ergebnis der nachfolgenden untersuchung. Dadurch, dass die dichter allen behandelten stoffen im algemeinen das colorit ihrer zeit aufprägten, wird man zu leicht ver-

leitet, in ihren darstellungen durchweg ein getreues abbild ihrer gesellschaft und ihres lebens zu sehen.

Als die grossen ereignisse des 12. jahrhunderts das rittertum zu herlicher blüte entfalteten, als grosse völkerzüge und heldentaten das volk zu ungeahnter begeisterung entflamten, da durfte man erwarten, dass das lied der dichter wie einst in der zeit der völkerwanderung sich der ereignisse der gegenwart bemächtigen würde, dass das selbsterlebte wie das selbstempfundene dichterisch ausgestaltet werden und die epik dadurch zu einer wahrhaften blüte sich entfalten würde. Aber diese hofnung erwies sich als trügerisch. Den dichtern fehlte die rechte reife, sie konten die gegenwart nicht genug objectivieren, sie suchten ihr spiegelbild in der vergangenheit, sie sangen aufs neue von Hagen und Gunther oder sie holten aus der fremde märchenhafte geschichten einer andern welt, welche ihnen die stätten ihrer eignen kämpfe dunkel in die erinnerung riefen, oder versezten gar die heidenschlachten in die spanische mark; statt an Gotfrid und Friedrich Rotbart erfreuten sie sich an Roland und Alexander, an Iwein und Artus. Unser volk hatte eben noch eine kinderphantasie, welche zeit und raum ohne beschwer überflog und, weil die gegenwart ihr nicht genug freiheit bot, in den märchenhaften zeiten der vergangenheit schwelgte. Sie wurden zwar zur gegenwart gemacht: Roland, Alexander, Iwein und Artus waren ritter, aber da sie doch auch einer vergangenen zeit angehörten, konte man ihnen ungestraft und ohne gewissensbisse alles andichten, was man für ideal, für wünschenswert und schön hielt. Gewisse formen des höfischen lebens musten sie natürlich annehmen, und zwar möglichst zugespizt, sonst aber konten sie in sitlicher beziehung fast unbeschränkt walten.

Dies scheint mir die einzig mögliche voraussetzung für ein richtiges verständnis der frauengestalten Wolframs. Die folgenden darstellungen sollen dies beweisen, und es wird sich zeigen, wie Wolframs schlichter und nüchterner sinn sich oft gegen die von ihm erzählten utopischen verhältnisse sträubt, ebenso wie dies bei der schilderung Antikonies sichtbar wurde. Von diesem gesichtspunkte aus lösen sich auch die grossen widersprüche, welche die sitliche lebensanschauung im Parzival zeigt. Auf der einen seite welche unglaubliche schamlosigkeit in geschlechtlichen dingen (in einer dichtung, die in damengesellschaft vorgelesen wurde!) welche gewissenlosigkeit in auffassung der ehe und keuschheit, und daneben welcher ernst z. b. im verhalten des Orilus gegen Jeschute! Weder die schier feenhafte pracht des äusseren lebens (Wolfram sagt öfter, dass bei ihm so etwas nicht vorkäme) noch die

ausschweifende art des frauendienstes wird der wirklichkeit entsprochen haben. Sondern die geselschaft ergözte sich eben an zauberhaften bildern aus dem märchenlande.

Die wirkliche auffassung Wolframs entnehmen wir mehr algemeinen bemerkungen, welche er sicher seiner quelle nicht entlehnte. Hierher gehören u. a. die auf die frauen bezüglichen worte in der einleitung und am schluss des Parzival, in denen er gewissermassen sein gedicht dem weiblichen geschlechte zueignet, und manche andren gelegentlichen äusserungen, die uns zeigen, dass der dichter sich stets dessen bewusst war, dass ein wesentlicher teil seiner aufgabe darin bestehe, dem geschmacke der frauen gerecht zu werden und auf ihn bei der darstellung seiner weiblichen figuren rücksicht zu nehmen. So sagt er am schlusse des VI. buches: „eine sinnige getreue frau (337, 1) wird anerkennen, dass ich von frauen besser zu reden wisse als ehedem, da ich meinen sang an eine richtete.“ Er hebt an dieser stelle von seinen frauengestalten hervor Belakane (*missewenden âne, valscheite laȥ*), Herzeloyde (durch den traum zum seufzen gebracht), Ginover (mit ihrer trauer um Ithers tod), Jeschute (*diu kiusche, diu so schamlichen reit*) und die gezauste Cunneware, die lezten beiden mit ihrer widerhergestelten ehre (*ir scham hât prîs genomen*). Sein frauenideal entwickelt er mit wenigen zügen im eingang: diejenige frau, welche auf seinen rat achten will, wird merken, wohin sie *ir prîs und ir êre kêren sol*, wem sie ihre tüchtigkeit opfern, ihre liebe schenken soll, damit es ihr nachher nicht leid zu tun braucht, ihre zurückhaltung und stäte gesinnung weggeworfen zu haben (3, 2). Er wünscht an edlen frauen zu finden *rehtiu mâȥe* und *scham*, welche über allen sitten das schloss ist: mehr ist nicht von nöten. Vor dem gegenbilde der *valscheit* warnt er (2, 26—3, 10). Schönheit bringt ruhm, doch ist er nur echt, wenn jener das innere entspricht. Aber auf *rehte wîpheit* komt es mehr an, als auf schönheit; ist diese vorhanden, so achtet man nicht auf eine schöne aussenseite (*herzen dach*) 3, 11—3, 24.

Dass Wolfram unter *scham* das sitliche verhalten versteht, welches auf der unterscheidung von gut und böse beruht, habe ich schon ztschr. f. d. a. 30, 354 dargetan. Parzival hatte scham über allen seinen sitten, darum vermied er das unrecht; scham ehrt und ist der seele krone 319, 7—11. Die rechte zucht geht aus der scham hervor: er nent die zucht daher das schloss über der minnesitte, und dies hält ihn 643, 8 zurück, mehr von dem verhalten der liebenden zu sagen. Zucht und scham sind also im besten sinne identisch; so ist zu verstehen 710, 15 *dô brach ir jâmer durch die schem.*

Auch in dem ernsten schlusswort wünscht der dichter sich die zustimmung guter frauen, wo er sagt, dass der seine mühe nicht verloren hat, welcher neben der anerkennung der welt erreicht, dass gott um des leibes schuld die seele nicht verstösst 827, 19—30.

Mannigfach sind die verstreuten anspielungen, welche im Parzival auf des dichters frauenideal gemacht werden. So leitet er sein III. buch mit dem bedauern ein, dass so verschiedenartige wesen denselben namen weib tragen: *valsche* und *valsches lære;* zu einem rechten weibe gehört die stäte gesinnung: 116, 13

wîpheit, dîn ordenlîcher site,
dem vert und fuor ie triwe mite.

Und mit dieser gesinnung soll stets *kiusche* verbunden sein:

54, 24 *der frouwen herze nie vergaz*
im enfüere ein werdiu volge mite:
an rehter kiusche wîplîch site.

115, 2 *swelhem wîbe volget kiusche mite,*
der lobes kemphe wil ich sîn.

Ja sogar ein ritter wird mit beziehung auf diese weibliche eigenschaft gelobt 26, 15: *er was noch kiuscher denne ein wîp.* Was darunter im einzelnen zu verstehen, habe ich in dieser ztschr. 18, 448 fg. auseinandergesezt.

Wolfram ist sich volkommen klar bewusst, dass die frauen, welche er schildert, diesem seinem ideale nicht immer entsprechen, dass überhaupt die geselschafts-sphäre, in welche seine gedichte einführen, nicht seiner umgebung, seinen verhältnissen entspricht. Man ist stets schnell mit der behauptung zur hand, dass die sogenanten höfischen dichter uns die „ritterliche“ geselschaft schildern; man vergisst, dass aus diesem umfangreichen stande das eigentliche object der darstellung nur die adlichen, die hochfürstlichen kreise sind, in die unser dichter gewiss als armer ritter und lehnsmann nicht alzu tief eindrang. Diesen konte man schon wunderbare sachen andichten und muste es, wolte man der aventiure treu bleiben, auf deren wahrheit man doch so viel gab. So erkläre ich mir die in sitlicher beziehung oft mehr als bedenklichen situationen, ganz abgesehen von den geschlechtlichen freiheiten, welche die frau unbeanstandet und öffentlich ihrem ritter für seinen minnedienst gewährte. Ich will die bekantesten hier vorführen 167: jungfrauen (dienende, vielleicht unfreier oder ritterbürtiger abkunft; s. unten Bene) bedienen den badenden Parzival. Sie sind *zühte site gelîch, kiusche unde balt,* d. h. zurückhaltend und doch ihr werk zu tun beflissen. Sie waschen ihm seine verletzungen; Parzival schämt sich,

besonders als er aufstehen und das laken umnehmen soll. Sie gehen hinaus, obschon sie gern gesehen hätten, „ob ihm dort unten etwas geschehen wäre“; *wipheit vert mit triuwen*, d. h. dem weibe ist stätigkeit der gesinnung angeboren, eines freundes last schmerzt sie ebenfals (167, 28). – Die stelle enthält ja gewiss eine zweideutigkeit in den worten *dort unde;* ohne weiteres aber eine obscönität anzunehmen, wie Bartsch tut, verbieten die beiden folgenden verse: die frauen hätten am liebsten auch seinen unterkörper auf wunden untersucht (auch hierin *balt*), doch verbot dies die schamhaftigkeit (*kiusche* s. diese zeitschrift 18, 451).

Ähnliche situation 243, 20—244, 30: Auf der gralburg kommen vier jungfrauen, um zu sehen, ob man den helden besorge und ob er bequem liege. Wolfram beruft sich auf die aventiure, dass vier knappen sie begleiteten. Parzival springt eiligst unter die decke; er schämt sich doch also! Die mädchen aber ergötzen sich an seiner weissen farbe, seinem roten bartlosen munde. Sie bringen erfrischungen, eine kniet vor Parzival nieder, er bittet sie, sich zu setzen; sie lehnen dies ab als für den dienst unpassend. Nachdem er sich gelabt und galant unterhalten, entfernen sie sich. — Dass jungfrauen die helden bedienten, wenn sie im bade sassen oder im bette lagen, ist zwar sehr unterhaltend zu lesen, entsprach aber schwerlich der wirklichkeit.

Ergänzt wird dies bild in gewisser weise durch 201, 21—202, 18. Parzival lässt sein weib in der brautnacht *maget*. Dies veranlasst Wolfram zu der algemeinen betrachtung, welche wir ihm wol zuschreiben dürfen, dass viele frauen damit nicht einverstanden gewesen wären. Ihr anständiges benehmen ist durchsezt von ihrem sinn, der ihnen qual macht, aber sie wollen es nicht zeigen (201, 24—26). Vor fremden sind sie zurückhaltend; aber die lust ihres herzens hat ihre (sonst *kiuschen*) gebärden doch beeinflusst: ihrem geliebten bereiten sie heimliche pein mit ihrer zartheit (201, 27—202, 1). — Ich habe die stelle in dieser zeitschrift (18, 455—457) genau erörtert und meine auffassung dargelegt. Versezt man sich in die situation, dass der dichter selbst diese stelle in höfischer geselschaft vorlas, so wird man den ganzen reiz verstehen, den es ihm gewährte, so die geheimsten gedanken der zuhörerinnen ans licht zu ziehen. Das stimt sicherlich besser mit der wirklichkeit, als die rücksichtslose offenheit, mit welcher in der aventiure oft der minnegenuss behandelt wird.

Will man aber völlig klar des dichters meinung erkennen, so blicke man auf das gegenbild 216, 13—217, 6. Da schildert Wolfram die innerlichen gefahren, welche den frauen in der ritterlichen hohen

geselschaft wie an Artus hof drohen, so: Jede muste natürlich ihren geliebten haben, sonst dachte sie, ihr ruhm wäre verloren. Ich, sagt der dichter, brächte mein weib nicht in eine so gemischte geselschaft (*gemenge*); da machte ihr vielleicht einer einen antrag: er wäre von liebe zu ihr entbrant, sie allein könne seine not wenden, er wolle ihr sein lebtag dienen. Da wolte ich vorher mit ihr von dannen! — Das ist charakteristisch dafür, wie der dichter der in seinen gedichten geschilderten phantasie- (märchen-) welt gegenüberstand.

Zwei welten haben wir also bei der betrachtung unsrer höfischen dichter zu unterscheiden. Beide gehen natürlich in einander über; denn es wäre ja unglaublich, wenn nicht die wirklichkeit in die märchenwelt hineinragte, sie durchsezte und umgestaltete. Schwierig ist es aber in den meisten fällen, sie kritisch von einander zu sondern, weil der dichter selbst der aventiure meist naiv gegenüber stand. Daher sehen wir einerseits die keuschheit ohne andeutung des misfallens aufs gröblichste verlezt, und andrerseits die jungfräuliche liebe und treue aufs höchste gepriesen; die heiligkeit der ehe in der Orilus-geschichte krass vertreten und den offenbaren ehebruch bei Gahmuret und Feirefiz anstandslos gebilligt. Grade die lezte geschichte ist bezeichnend für die naivität unsres dichters. Der elsterfarbene held, mit Repanse de schoye vermählt, erfährt, dass Secundille gestorben (822, 20), und als Anfortas dies hört, freut er sich, dass seine schwester nun *âne strît* herrin über so grosse länder ist (823, 8).

Ein gleiches gemisch von harmlosigkeit und raffinement zeigt die darstellung der endlichen vereinigung Gawans mit Orgeluse 640, 13 fg. In der abendgeselschaft auf dem wunderschlosse fragt die alte Arnive den helden, ob seine geliebte ihm heute minnelohn gewähren wolle

daz se iwer wil mit decke pflegen
noch hînte gesellecliche!

Er bittet sie, Orgeluse danach zu fragen, und diese bejaht es. Arnive, Bene und Orgeluse geleiten nun Gawan in ein gemach, wo zwei betten stehn. Arnive empfiehlt den ritter der herzogin mit deutlichen worten (642, 14—26) und geht mit Bene ab. Wolfram hält es nicht für anständig (*man jach dem unfuoge, ez ist den höfschen leit, er unsæliget sich*) zu erzählen, was sie da taten, redet aber dennoch sehr deutlich weiter bis zum obscoenen (644, 1).

In dieser beziehung ist nach mehr als einer hinsicht die gestalt der Bene interessant. Die stelle des 10. buches ist zunächst die einzige im Parzival, aus welcher uns die wunderbaren socialen verhältnisse jener zeit deutlich entgegentreten, nach denen ein ritter den

höchsten und den niedrigsten ständen entstammen konte. Plippalinôt, der schifmann (*der verje* 564, 4; *des schiffes herre* 543, 30), also der besitzer oder pächter einer fähre, die er selbst bedient (596, 11), war der sohn eines ritters (*er was geborn von riters art* 544, 17) und auch als solcher erzogen (544, 18). Er hat waffen im hause, doch streitet er selten (nie? 561, 1). Sein lehen erlaubte ihm, die rosse der auf seinem plan besiegten ritter zu behalten; daneben hatte er das jagdrecht. Gawan nent ihn herr, und er ebenso jenen, aber er betrachtet sich nicht als ihm gleichstehend. Gawan weist ihn mit seiner forderung ziemlich kurz ab (545, 13 fg.). Als Gawan nachher bei ihm eingekehrt seine tochter zur tischgenossin fordert, da sagt er, es zieme sich nicht für sie, mit „herren“ zu essen; sie würde ihm sonst zu stolz (550, 19). Dennoch nent sie der dichter „frau“ Bene. Errötend leistet sie dem helden geselschaft, bleibt auch allein bei ihm, als ihm das bett bereitet ist: *het er iht hin zir gegert, ich wæn si hetes in gewert* (552, 27. 28). Es geschah diesmal nicht, obwol ihr vater nichts dagegen gehabt hätte. Fast unglaublich klingen die worte, welche er spricht, als er sie am andern morgen in Gawans geselschaft weinend findet: „Weine nicht, was im scherze hier geschehen ist, ist manchmal zuerst recht ärgerlich, wird aber nachher vergessen“ (555, 30). Bene war nämlich ganz früh wieder an Gawans bett geeilt, als er noch schlief. Erwacht dankt er ihr, dass sie sich um seinetwillen den schlaf abgebrochen; er habe dies nicht „verdient.“ Sie erwidert: „Euern dienst kann ich nicht verlangen, ich wünsche nur huld von euch; ihr könt über mich gebieten; denn all die meinen würden euch gern zum herrn haben für das was ihr ihnen erwiesen habt“ (554, 22). Als Bene ihn später wider empfängt, küsst sie ihm steigbügel und fuss, nimt das pferd beim zaume und entwapnet ihn (621, 15). Doch wird *frou Bene* mit den edel-frauen am hofe wol empfangen (630, 28), ist auch im 14. buche als botin Itonjes durchaus der höfischen geselschaft gleichgestelt. Sie wagt es, den könig Gramoflanz aufs gröbste zu schelten (693, 21), und der entgegnet ihr sehr höflich: *frouwe, zürne niht, daz der kamph von mir geschiht* (694, 3).

Die einfache darlegung dieser gegensätze bringt es uns zur überzeugung, dass diese schilderung wirkliche und märchenhafte züge mit einander mischt. Der dichter hilft aber auch hier mit einer kleinen andeutung nach: 554, 4

bî mir ich selten schouwe
daz mir âbents oder fruo
sölch âventiure slîche zuo.

Ich fasse dieselbe nicht bloss als eine persönliche, sondern ich sehe darin den wenn auch mehr oder weniger unbewussten zwiespalt, den eine dichternatur wie Wolfram empfinden muste.

Ich führe nun im folgenden die frauenbilder in der reihenfolge vor, wie sie im Parzival gezeichnet sind. An die spitze stelle ich Amphlise, die königin von Frankreich, deren züge wir uns zusammenlesen müssen. Es ist neben Sigune die einzige gestalt, welche uns so andeutungsweise bei verschiedenen gelegenheiten vorgeführt wird. Ob diese composition schon in der französischen vorlage vorhanden war, ist zweifelhaft. Mehrere andeutungen sprechen dafür, dass wir unserm dichter die anlage und ausführung zuweisen müssen. Merkwürdig ist, dass in echt künstlerischer weise ganz dunkle züge erst almählich zur völligen klärung gebracht werden. Um dies zu zeigen, müssen wir der darstellung selbst folgen.

Amphlise. I. buch. 12, 3—14. Bei dem bericht über Gahmurets ausrüstung wird erzählt, dass ihm eine geliebte (*sîn friundîn*) *durch liebe kraft und durch wîplich geselleschaft* wertsachen im preise von 1000 mark geschickt habe. Es war dies der vorteil (*gewin*) von dem dienste, den er ihr gewidmet. Das verhältnis selbst, der name der geliebten bleiben im dunkeln. Die überleitung zu dieser bemerkung erfolgt auffallend 12, 3 mit den worten: *als uns diu âventiure saget.* Und mit dem folgenden soll das gesagte wol durch die worte 12, 14 verbunden werden: *doch wart im selten kumbers buoz.* Heisst das: doch konte ihm das nicht den schmerz des abschieds nehmen? Bartsch bezieht es auf den liebeskummer, und dafür könte 76, 24 sprechen, wo Amphlise denselben ausdruck braucht. Es ist aber nirgends darauf hingedeutet, dass das verhältnis dem Gahmuret solchen verursacht. Wer die geliebte war, ermitteln wir nur durch combination mit 69, 28 fg., einer stelle, welche noch weit mehr als die eben behandelte aus dem zusammenhange heraustritt.

Herzeloide vermisst bei der tjost den neu angekommenen könig von Zazamanc: „wohin ist er gekommen, von dem ich ausserordentliches gehört habe?“ (69, 24—28). — Unmittelbar danach heisst es: damals war der könig von Frankreich gestorben (*nu was ouch rois de Franze tôt*), dessen gemahlin ihn (soll sich auf Gahmuret beziehen) oft durch ihre liebe in grosse not brachte. Sie hatte nach ihm dahin (? soll heissen Zazamanc oder Anschouwe?) geschickt, ob er schon wider aus der heidenschaft zurückgekehrt wäre (69, 29—70, 6). — Daran schliessen sich ziemlich unverständliche worte 70, 7—12: mancher kühne besitzlose ritter tat dort (wo?) tüchtige taten, ohne so hohen

gewinn wie leib und leben der königin zu erstreben. — Dann geht die erzählung von Gahmuret weiter: *nu was och Gahmuretes lip in harnasche.*

Die anordnung der zeilen rührt von Lachmann her. Alle handschriften haben nach seinen angaben folgende reihenfolge: Die königin vermisst Gahmuret und spricht die oben citierten worte (69, 24—28). Mancher kühne arme mann tat dort tüchtige taten, ohne so hohen gewinn wie leben und leib der königin zu erstreben (70, 7—12). Unterdes (*nu .. ouch*) hatte sich Gahmuret gewafnet: harnisch, helm, schild werden beschrieben (70, 13—71, 6). Obgleich nun die beschreibung nachher fortgesezt wird (des wappenrocks usw.), finden sich hier die acht verse (69, 29—70, 6) eingeschoben, welche die anspielung auf Amphlise enthalten. Offenbar können dieselben in diesem zusammenhange nicht gedichtet sein. Lachmann hat ihnen eine bessere, die relativ beste stelle angewiesen, aber passend sind sie an diesem orte auch nicht, obgleich sich doch leicht im hinblick auf die bemühungen beider königinnen, Herzeloidens und Ampflisens, um Gahmuret, eine verständliche anspielung auf die leztere hätte anbringen lassen. Wir haben es also hier sicher mit einem späteren einschub zu tun, den der dichter selbst (?) in seinem originale hinzufügte[1]. Man könte darauf um so eher schliessen, als Wolfram auch an dieser zweiten stelle den namen der frau verschweigt, wenn das nicht auch sonst des dichters art wäre. Jedenfals wolte er seine leser auf eine geschichte aufmerksam machen, die er erst 76, 1 fg. erzählt:

Die königin Ampflise von Frankreich sendet Gahmuret einen brief und einen ring, den sie von ihm besass, und bietet ihm ihre liebe und ihr land. Der brief ist ebenso sonderbar für eine königin wie für eine frau: „du solst mein ritter vor Kanvoleiz (wo das turnier statfand) sein. Die königin mag das wissen; es wird mir nichts schaden; denn ich bin schöner und reicher, kann auch liebevoller liebe geben und empfangen. Drum minne mich.“ Ihre gesanten suchen Herzeloides einfluss mit aller macht zu vereiteln (87, 7).

Worauf die ansprüche beruhen, welche die königin von Frankreich hier äussert, wissen wir noch immer nicht. Wir erfahren sie erst 94, 21 fg. Herzeloide verlangt, dass Gahmuret sie heirate, obwol er ihr sagt, dass er ein weib habe (94, 5) und dass er auch ohnedies aus einem andern grunde auf sie verzichten müsse. Und als sie nun auf die königin von Frankreich anspielt, da nent er diese seine wahre

1) Darauf bringt uns auch der gleiche anfang *nu was ouch,* den ich oben durch gesperten druck hervorgehoben habe.

frau, deren rat, erziehung und unterstützung (beziehung auf 12, 7) ihn bisher begleitet habe. Er hatte also seine jugend an demselben hofe zugebracht, wo sie aufgewachsen war (94, 27) und ihr dort seine dienste gewidmet. Als Gahmuret nun durch rechtliche entscheidung Herzeloides eigentum geworden, entlässt er die boten mit den worten: „da mich Ampflise zum ritter gemacht hat, so muss ich auch ritterlich handeln und mich hier dem ritterlichen urteil unterwerfen. Doch bleibt ihr mein dienst, ich bleibe ihr ritter, und wenn mir alle kronen bereit wären, nach ihr habe ich mein höchstes leid“ (98, 6).

Noch zweimal spielt Wolfram auf dies verhältnis an, und beidemal zieht er es an den haaren herbei. Die bemerkung 325, 27 ist wider ganz unmotiviert: Parzivals mutter erwarb Gahmuret vor Kanvoleiz. Ampflise ihn auch höfisches benehmen lehrte. Und in Antikonies geschichte weist die ungestüm umworbene Gawan mit den worten zurück 406, 2—5: „ich biete es (minne) euch, dass es Ampflise Gahmureten nie besser bot.“ „Ohne beiliegen“ sezt sie hinzu; und Lachmann hat dies durch ein semikolon vom vorigen getrent, wol um anzudeuten, dass man aus diesem zusatz nicht auf ein alzu intimes verhältnis zwischen Ampflise und Gahmuret schliessen dürfe. Nach dem dargelegten wird man aber auch diese anspielung nicht grade besonders klar und passend nennen können.

Die figur der Ampflise ist einzig in ihrer art im Parzival. Wolfram führt sie uns nicht persönlich vor und hat deshalb auch keine mühe darauf verwant sie zu individualisieren. Anders bei den übrigen frauengestalten. Die charaktere der Belakane, Jeschute, Sigune und Kondwiramur hat uns mit der absicht, die kunst der charakteristik im Parzival hervorzuheben, K. W. Osterwald in einem programm von Merseburg 1863 geschildert. Wir beabsichtigen daher hier nicht, das gleiche zu versuchen, obwol seine idealisierende darstellung zu manchem widerspruch herausfordert[1], sondern geben nur das, was unsrem zwecke dient, die sitliche auffassung und die übereinstimmung mit der wirklichkeit zu beurteilen.

Belacâne. I. buch. Gahmuret komt als jüngerer besitzloser mann auf seiner ritterfahrt nach Zazamanc, wo die schwarze jungfräuliche königin eben von zwei heeren belagert wird, weil Isenhart in ihrem dienste das leben verloren hatte (16, 7). Der burggraf nimt den recken auf, der ihm *sînen dienst umbe guot* anbietet und meldet ihn

1) Sie findet durch das folgende stilschweigend ihre correctur.

der königin. Diese wünscht ihn zu sprechen, ist aber unsicher, wie sie ihn empfangen soll: ob sie ihn zu sich entbiete oder ob sie selbst zu ihm eile, ob sie ihn küssen dürfe usw. Der graf verspricht ihn zu bringen.

dô si gesach den Anschevîn:
der was sô minneclîche gevar,
daz er entslôz ir herze gar,
ez wære ir liep oder leit:
daz beslôz dâ vor ir wîpheit (23, 28).

Also das herz gieng ihr auf, ob sie wolte oder nicht, das bisher ihr weiblicher (zurückhaltender) sinn verschlossen gehalten hatte. Diesen weiblichen sinn hebt der dichter 24, 8 noch einmal hervor, er stelt ihn in einen gewissen gegensatz zur ritterlichen, statlichen erscheinung[1]; und Belakane selbst gibt ihrer alzuzarten empfindung schuld, dass ihr geliebter zu grunde gieng[2]. Als sie dem Gahmuret die ursache ihrer bedrängnis mitgeteilt und mit den worten geschlossen hatte: „*ich enwart nie wîp decheines man* (28, 9), da schien es dem helden, dass, obgleich sie eine heidin war, weiblicherer sinn nie in das herz eines weibes kam. Ihre kiusche und ihre tränen waren ersatz der taufe. Ihr schmerz war ihre wonne (28, 18). Als sie nun seufzend weiter berichtet, blickt sie unter tränen oft *schamende gastlichen* auf Gahmuret[3], und es entsteht zwischen ihnen eine *vil getriulichiu ger* (29, 7 ein aufrichtiges verlangen, nicht nur momentan erregt!). Sie wäre nun am liebsten noch länger mit ihm zusammen gewesen; denn sie fühlte sich schon ganz eins mit ihm: *doch was ir lîp sîn selbes lîp; ouch hete er ir den muot gegeben, sîn leben was der frouwen leben.*

Am abend komt sie selbst und dient ihm kniend zu tische (33, 9). Als er am andern tage aus dem gefecht zurückkehrt, reitet sie ihm entgegen und entwapnet ihn (44, 9. 18). Alle verlassen das zimmer, die jungfrauen schliessen die tür, sie ergibt sich dem geliebten 44, 27. Dann führt sie ihn an der hand heraus und verkündet, dass Gahmuret

1) *si hete wîplîchen sin, und was abr anders rîterlîch.* Vgl. 104, 20 *ez ist selten wîbe mêr geschehen in slâfe kumber dem gelîch. dâ vor was si ritterlich* usw.

2) 26, 26 *mîn wîbheit was unbewart, deiz im nâch fröuden niht ergienc.* Sie achtete nicht auf wahre weibliche gesinnung, d. h. also wol: sie war alzu spröde. Oder lag das unweibliche ihrer handlung darin, dass sie verlangt hatte, er solte seinen harnisch weggeben und ungerüstet in den kampf ziehen (*er gap durch mich sîn harnas enwec* 27, 15)? Es scheint so, als wenn sie dies zum massstab seiner liebe gemacht hatte 27, 13.

3) Vgl. Haupt zu Erec 9714.

ir lîp und lant untertan sei (45, 26). — Wie selbstverständlich wird dieser ausgang kurz und schlicht dargestelt. Als Gahmuret sie bald schnöde verlässt, klagt sie bitterlich und ist bereit, um seinetwillen sich taufen zu lassen (57, 1).

Herzeloide. II. buch. Der fahrende Gahmuret komt vor Kanvoleiz, wo die königin von Waleis, die jungfräuliche witwe dem sieger im turnier ihre beiden länder und sich selbst als preis verheissen hat. Er wirft im poinder alles vor sich nieder. Am abend sucht Herzeloide den sieger im zelte auf, zeichnet ihn durch einen kuss aus (82, 30); denn er gefält ihr. Seine minne bezwingt sie, und als er sich in ihre nähe sezt, zieht sie ihn dicht an ihre seite. Gahmuret sizt verdriesslich da in gedanken an die verlassene Belakane und die minnegehrende Ampflise (85, 11) und lässt sich erst daran erinnern, was ihm für ein siegespreis winkt. Die königin bittet ihn daher, er solle ihr ihr recht gewähren und die erfüllung ihrer wünsche (*reht unde gnâde*). Doch wenn diese gewährung ihm seinen ruhm schmälere, so wolle sie von hinnen gehn (86, 29—87, 6). Da springt der kaplan der kiuschen und weisen Ampflise auf und macht seine ansprüche geltend. Herzeloide weist nochmals auf ihr recht hin bei der ehre aller frauen: „bleibt hier, bis ich mein recht nehme, sonst lasst ihr mich in scham, d. h. sonst bin ich blamiert (88, 27—30).

Am folgenden tage erhebt sie aufs neue ihre ansprüche. Gahmuret macht sie darauf aufmerksam, dass er eine frau habe, die er mehr liebe als sein leben; und auch wenn er diese nicht besässe, hätte er noch etwas, was ihn von Herzeloide trente (94, 4—10). Diese in der tat wenig höfliche abfertigung hält die königin von Waleis nicht ab, von dem helden zu verlangen, dass er die heidin verlasse und sie nach christlichem gesetz eheliche. Sie hofft, dass ihr auch die Französin nicht zum schaden gereiche (94, 11—20). Gahmuret aber nent diese nun seine *wâriu frouwe;* ihr rat und ihre gute erziehung haben ihn hierher begleitet usw. (s. oben). Er bittet sie ausserdem, ihn in frieden zu lassen, er sei traurig über den tod seines bruders. Das alles ist in den wind gesprochen. Die königin wirft ihm ganz unvermittelt die frage entgegen, womit er sich verteidigen wolle (95, 12). Das soll doch wol heissen: diese motive sind für mich nicht massgebend; ich habe rechtsansprüche, was habt ihr gegen diese vorzubringen? Gahmuret geht darauf ein: der angesagte turney sei gar nicht ordnungsmässig zu stande gekommen. Sie entgegnet, er sei schon durch die vesperie vorher erledigt gewesen. Er weicht aus: er habe nur ihre

stadt verteidigt mit andern, die ebenso tapfer gekämpft hätten wie er; ihm komme deshalb nicht mehr zu als jenen, und sie habe kein anrecht an ihn. Ein richter entscheidet endlich, dass der sieger der königin gehöre. Dies nimt sie sofort in anspruch und verspricht, ihn wider fröhlich zu machen (96, 7). Da nun der mai gekommen und Gahmuret von feenart war, so regt sich in ihm die liebe, er gibt nach; nachdem sie in die einzige bedingung gewilligt hat, dass er alle monat auf ein turnier reiten dürfe: *er enpfienc diu lant und och die maget* (97, 12).

Wir sehen in dieser doppelgeschichte Ampflise-Herzeloide das treue bild ritterlicher romantik vor unsern augen entrolt. Niemand kann glauben, dass das, was Wolfram hier vorführt, ein abbild der wirklichkeit sei, dass die anschauungen, welche uns hier entgegentreten, die wirklichen lebensanschauungen jener zeit gewesen seien. Man belustigte sich in naivem sinn an solchen idealistischen vorstellungen, ähnlich wie unsere phantasie sich an den märchen erfreut. Ich sage absichtlich ähnlich, weil ich mir wol bewust bin, dass unsre anschauung sehr viel weiter von jenem schlaraffenlande entfernt ist, als die kindliche des mittelalters. Schon dass eine jungfrau-königin hand und land dem sieger im turney schenkt, ist nur ausgeburt ritterlicher phantasie, welcher durch sieg im kampfspiel das höchste erreichbar scheint. Dass die verwitwete königin von Frankreich dem besitzlosen jüngeren spross eines edlen geschlechts thron und hand bietet, weil er ihr einst seine jugendlichen dienste gewidmet, ist noch immer kühn genug. Nun aber diese „edle“ Herzeloide! Alle sitlichen schranken tritt sie nieder, alle rücksicht auf die herzensstimmung Gahmurets, alle zurückweisung fühlt sie nicht: er muss ihr werden, und er gibt sich endlich. Damit man nicht aber doch vielleicht selbst in Wolframs gesellschaft daran anstoss nähme, fügt der feinsinnige dichter wie beiläufig die motivierung ein: *sîn art von der feien muose minnen oder minne gern* (96, 20). Das heisst: wundert euch nicht alzusehr, wir sind im märchenlande!

Einer alzu hohen verherlichung der Herzeloide hat sich Wolfram auch enthalten. Erst später lobt er *ir site, ir kiusche* (103, 4), ihre liebe (103, 11) und da gestaltet sich dann ihr bild freundlicher, ja man könte aus ihrem späteren verhalten vielleicht eine erklärung für das eben dargestelte minnewerben entnehmen, wenn man dem dichter so weite absichten und feine anlage der charaktere zutrauen dürfte. Schön ist ihre klage um den gefallenen gemahl (109, 19) und die freude über die geburt des sohnes. Wolfram preist sie, dass sie sich alles

reichtums entäussert *durch triwe.* Er kenne niemand *der junc der erde richtuom lieze durch des himels ruom.* Schön ist die schilderung der mütterlichen sorgfalt, die alles aus dem wege räumen will, auch mit törichten mitteln, was dem sohne schaden könte. Wolfram kenzeichnet sie hier als eine einfältige frau, und dieser zug tritt immer mehr hervor: er spizt sich zu in den einfältigen lehren, die sie dem jungen Parzival auf seinen lebensweg mitgibt. Man ist zunächst geneigt, diese einfalt für hinterlist anzusehen, als hätte die mutter den Parzival dadurch ebenso wie durch die torenkleidung aus der welt zurückschrecken wollen. Aber dies wird unmöglich bei betrachtung des schlusses ihrer rede, in der sie ihm die untat des Lähelin mitteilt (128, 3 fg.). Das muss ernst gemeint sein; auch beteuert Wolfram 142, 10 *diu gab den rât ouch âne missetât.* — Herzeloide stirbt beim abschied des sohnes. Der dichter nent den tod *getriulich*, sofern er aus ihrer treuen gesinnung hervorgieng, sie selbst *wurzel der güete, stam der diemüete,* die dadurch selig wurde, dass sie als mutter diesen sinn beweisen konte.

Jeschûte. III. buch. Parzival, der unerfahrene knappe raubt dem wortlaute der mütterlichen vorschrift folgend der schlafenden gemahlin des Orilus ring und kuss und drückt sie an sich. Da sie *kiusche, zuht gelêrt,* so schämt sie sich, klagt und widersteht (131, 3). Während er in ihrem zelte ist, wagt sie natürlich nicht aufzustehn; sie hält ihn für von sinnen. Der heimkehrende Orilus durch die spuren an den zerrissenen zeltschnüren und durch die trauer seiner gemahlin argwöhnisch geworden, klagt sie des treubruchs an. Jeschûte beteuert weinend ihre unschuld; vergeblich (133, 11). Da sie dabei der schönheit Parzivals gedenkt, wird jener noch in seiner eifersucht bestärkt (vgl. 271, 4 *dô se abr von dîner schœne sprach, ich wând dâ wære ein friuntschaft bî*), und er verstösst sie nach einer langen rede (134—135), deren zusammenhang mit der sache etwas lose ist[1]. Auch das angebot ihrer gerichtlichen reinigung weist er zurück. Demütig erkent sie seine macht und seine treue an und wünscht sich den tod (136, 11). *Ir kiusche und ir wîpheit sîn hazzen lîden muosten* (137, 8). Aber es quält sie nicht ihr eigen leid, sondern nur das ungemach ihres mannes; den dichter aber drückt ihr leid (137, 30). — Die sühne

1) „Du hast zwar deinen königstitel mit meinem herzogsnamen vertauscht, dafür aber auch einen tapfern mann bekommen, der alle waffentaten für deine treue zu deinem ruhme tat.“ So in drei absätzen dreimal mit gleichem schluss: 134, 1—22 (20—22!). 134, 23—135, 6 (5—6!). 135, 7—24 (12!).

folgt, als Parzival ihr aufs neue begegnet (256, 11 fg.). In elendester kleidung, halb bloss, auf bastgezäumtem dürrem pferde reitet sie geduldig ihrem manne nach. Der dichter ist von ihrer tugend erfült: *doch næme ich sölhen blôzen lîp für etslîch wol gekleidet wîp* (257, 29). Sie erkent ihn wol, wünscht ihm aber, dass gott ihm mehr freude und ehre geben möchte, als er an ihr verdient; denn ohne ihn hätte sie *êre âne strît* (258, 14). Er ahnt nicht, wen er vor sich hat; sie erwidert nichts, sondern deckt sich ihre blösse. Er bietet ihr sein kursit, sie aber bittet ihn sich zu entfernen, da sie zwar nicht ihren, aber seinen tod fürchtet (259, 14). Mit recht rühmt sie der dichter abermals 260, 8

wîplîcher kiusche lobes kranz
truoc si mit armüete:
si pflac der wâren güete
sô daz der valsch an ir verswant.

Nun reitet er für ihre ehre in den kampf, und widerstreitender gefühle voll sieht sie zu: sie gönte keinem der kämpfer schaden (262, 29). Der dichter ist selbst von dem ernst und der schönheit der situation ergriffen: tritt noch einmal für des Orilus recht und Parzivals unschuld ein und bittet gott zu verhindern, dass es einem ans sterben gehe (264, 30). In der tat gehört diese geschichte zu dem besten, was der Parzival aufzuweisen hat. Der jugendliche tor, der unwissend und absichtslos ein weib beschimpft, der ehemann, ders so ernst mit der ehelichen treue nimt, und dies demütige weib. Aus dieser geschichte spricht ein sitlicher ernst, der ein rechtes gegenbild zu der oft geschilderten leichtfertigkeit ist. Und wie Wolfram dazu stand, zeigt uns sein häufiges eintreten mit seiner eigenen persönlichkeit. — Als Orilus besiegt am boden liegt, will er sein leben nicht unter der bedingung hinnehmen, sich mit seinem weibe zu versöhnen; sie habe ihn zu sehr betrogen (266, 10. 267, 6). Mit angst hört Jeschûte diese worte (268, 6); doch als Parzival den gegner zwingt, seine bedingung anzunehmen, da springt sie vom pferde und küsst seinen blutüberströmten mund (268, 24). Nun erst folgt nach Parzivals reinigungseid die volle aussöhnung.

Sigune. Die jugendgeschichte und den liebesfrühling dieses mädchens hat Wolfram nachher im Titurel ausgeführt. Hier führt er uns dreimal an für den entwicklungsgang des Parzival wichtigen stellen das rührende bild dieser jungfräulichen liebe vor, welche im schmerz über das begangene unrecht sich selbst verzehrt und zu ungeheuerlichkeiten

sich versteigt. Zweimal findet Parzival sie mit dem toten geliebten im arme (138, 11); in reue darüber, dass sie ihm nicht minne gewährte (141, 21), genauer dass sie ihre liebe an ein so törichtes verlangen knüpfte, mint sie jezt den toten. Das mitleid des törichten knaben ist ihr woltuend, und sie widmet ihm ihre ganze teilnahme, als sie in ihm ihren vetter erkent. Da er ihr leid rächen will, weist sie ihm den falschen weg, um nicht durch seinen tod den schaden grösser zu zu machen (142, 1). Dasselbe bild, man möchte sagen ein profanes gegenstück der mater dolorosa (Pieta) widerholt sich 249, 11 fg. Der dichter rühmt ihre treue, gegen die alle irdische treue ein nichts ist; er stelt sie den frauen gegenüber, die man *bî wanke siht* (253, 16), weil sie leicht vergessen. *Sigûne gerte ergetzens niht,* drum will sie auch den toten geliebten nicht begraben lassen.

Nachdem wir in zwei büchern Gawans abenteuern gefolgt sind, taucht im IX. Parzival wider auf, und zwar vor Sigunens klause, die *durch ir gottes minne ir magetuom und ir freude gap,* und zwar *durch alte triuwe* (435, 18). Ihr geliebter begraben, ihr leben ein gebet auf seinem sarge, ihr roter mund bleich, alle weltliche freude tot. — Diese situation veranlasst Wolfram zu einigen algemeinen bemerkungen 436, 1—25, welche der interpretation schwierigkeiten machen. Versuchen wir den sinn festzustellen: Um der minne willen, welche erstarb an ihm, darin dass Schianatulander sie (Sigunen oder die minne) nicht erwarb, minnete sie seinen toten leib. [Aber auch] wenn[1] sie sein weib geworden wäre, so hätte [bei ihr] Lunete mit so eiliger bitte, wie sie solche ihrer herrin vorlegte, gezögert. Man kann noch oft sehen, dass Lunete mit ihrem rat schlecht ankomt. Wenn ein weib um ihrer liebe willen oder kraft ihrer gesittung (*durch ir zühte kraft*) den gedanken an andre liebe verwirft (wenn ichs recht beurteile) bei lebzeiten ihres mannes, so hat er an ihr das höchste was er wünschen kann. Kein zögern (unterlassen) steht ihr so wol an; das will ich beweisen, wenns nötig ist. Nach dem tode ihres mannes tue sie wie sie will: behält sie auch dann noch ihre ehre (d. h. also: bleibt sie ihm auch dann noch treu), so kann sie keinen andern so glänzenden kranz tragen, wenn sie aus freude zum tanz geht[2]. Doch warum stelle ich hier

1) Dies soll also wol heissen: sie war ja noch nicht sein weib; also passt Lunetens beispiel hier nicht, welches sich um widervermählung dreht. Nur diese kann hier im algemeinen gemeint sein, nicht der rat, den mörder des gatten zu heiraten.

2) Wolfram meint: dieser ehrenkranz ist schöner als der schönste freudenkranz, den man beim tanze trägt.

freude mit der not zusammen, welche Sigunen ihre treue gebot — so lenkt Wolfram nach dieser abschweifung, die wir doch wol ihm selbst verdanken und die uns den ernst seiner persönlichen lebensauffassung zeigt, mit kühnem sprunge zum faden zurück. Es folgt das gespräch mit diesem urbild der treue. Als sie erfährt, was Parzival gelitten, seit er erkannte, dass er den gral verscherzt habe, da schwindet ihr zorn (441, 18) und sie rät ihm, der spur der gralsbotin zu folgen.

Kundwiramur. IV. buch. Auf der fahrt von Gurnemanz trägt das ross den in höfischer sitte unterwiesenen Parzival nach der belagerten feste Pelrapeire, wo ihn die bedrängte königin mit gruss und kuss empfängt. Die not treibt sie nachts an sein bett. Wolfram beugt vor 192, 1: *daz kom als ich iu sagen wil; ez prach niht wîplîchiu zil: mit stæte kiusche truoc diu magt* (vgl. diese ztschr. 18 s. 455); sie kam nicht um der minne willen, sondern suchte hilfe und rat. Die nun folgenden verse sind humoristisch gemeint 192, 14—17: die frau hatte ein kampfkleid an, nämlich ein seidnes hemd; denn nichts kann einen mann mehr zum kampf herausfordern, als wenn ein weib so zu ihm komt. — Doch auch dies scheint dem dichter etwas zu schroff, drum fügt er hinzu, dass sie auch einen mantel angehabt und dass der kummer sie zu einem solchen schritt bewogen habe. Das bedenkliche der situation, die Wolfram gewiss genau so aus dem französischen übernahm, war dem dichter doch empfindlich; dies tritt uns aus seiner darstellung deutlich entgegen, und der eindruck wird durch das folgende noch verstärkt. Die erzählung fährt fort 193, 1: sie kniete an seinem bette nieder; und dann 193, 15: ihr jammer war so gross, dass ihre tränen auf ihn niederfielen usw. In den dazwischen liegenden 13 versen nimt Wolfram noch einmal gelegenheit zu versichern, dass keiner von beiden an *bîligen* dachte; sie war ohne freude, aus scham; und er verstand davon noch nichts (*leider des enkan er niht* 193, 9); es geschah wol, aber *âne kunst*, ohne verständnis, ohne dass sie versöhnungtragende glieder zu einander brachten. Nachdem er nun so vorgebaut hat, kann er endlich das unglaubliche berichten, dass Kondwiramur selbst ihm anbietet, sie wolle sich neben ihn legen, wenn er verspreche nicht mit ihr zu ringen. So geschiehts, und dann klagt sie ihm nach einigen umständen ihre not. Er verspricht mit dürren worten hülfe, und sie scheidet (196, 7).

Nach dem siege zur königin geführt wird er sofort von ihr umarmt. Sie drückt ihn an sich und sagt: ich werde keines andern mannes weib als den ich umfangen halte (199, 26). So sehen wir also

auch hier, wie bei Herzeloide und Ampflise, das natürliche verhältnis verkehrt, nämlich dass das weib um den mann wirbt. Die bürger nehmen ihn zum herrn, Kondwiramur zum *âmîs,* weil er so hohen ruhm erworben hat 200, 7. Nun folgt 201, 19 das beilager. Über die auslegung der algemeinen bemerkungen habe ich in dieser ztschr. 18, 255—257 gehandelt. Parzival berührt sein weib anfangs nicht, und sie ists zufrieden; sie glaubte, sie wäre sein weib (201, 22; 202, 23).

Parzival verlässt die geliebte frau bald und sieht sie erst nach langer zeit mit ihren beiden söhnen wider (buch XVI, 800, 15). Wolfram geht auffallend kurz über das widersehn hinweg. Kein wort der reue oder des vorwurfs wird uns berichtet; es war als muste es so sein. —

Die folgenden frauengestalten, welche in beziehung zu Gawan treten, unterscheiden sich in mehrfacher hinsicht von den vorigen, besonders ist ihre charakteristik ungleich mannigfaltiger, ihr charakter im algemeinen weniger edel und rein. Doch bieten auch sie für unsre beobachtungen gutes material. Über Antikonie (buch VIII) habe ich schon ztschr. f. d. a. 30, 357 fg. gehandelt. Ihre gestalt hat mich zuerst zur weiteren erforschung der frauencharaktere veranlasst, weil es sich zeigte, wie der dichter hier vergeblich rang, der aventiure herr zu werden und seine lebensanschauungen mit denen seiner quelle in einklang zu bringen. Es gibt kein andres beispiel im Parzival, an dem man dies so deutlich nachweisen könte, aber andeutungen treten uns auch im folgenden entgegen.

Obie und Obilot. Buch VII. Der zögling des fürsten Lyppaut, der junge könig Meljanz von Liz, bittet die tochter desselben Obie um minne nach seinem dienste (345, 27). Sie weist ihn heftig und übermütig ab. Das urteil über ihr benehmen bleibt zunächst dem leser ganz überlassen. Erst sehr viel später 386, 17 (er nent es *tumbiu lôsheit*) deutet der dichter sein eigenes an (vgl. ztschr. f. d. a. 30, 359). In ihrer antwort sagt Obie: wäre er fünf jahre älter und hätte ruhm im turnier erworben und käme dann mit neuem antrage zu ihr, und sie gewährte seine bitte, so wäre es immer noch zu früh (346, 16). Seine zornige erwiderung zeigt wenig edlen sinn: er hofte davon vorteil zu haben, dass ihr vater sein vasall war. Sie aber hat dagegen ungebeugten stolz: wer euer vasall ist, der mag euch dienen; ich aber will von niemand lehen haben, ich halte mich für frei und jeglicher krone hoch genug. Meljanz glaubt, dass Lyppaut ihr das eingegeben habe und geht mit gewalt gegen ihn vor.

Zu diesem kampfe komt zufällig Gawan. Als er vor der burg lagert, stellen die frauen ihre vermutungen an, wer er wol sei. Die schnell fertige Obie erklärt ihn für einen kaufmann, während die kindliche Obilot an seinem minniglichen äussern den ritter zu erkennen glaubt, dessen dienst sie gern durch ihre liebe lohnen würde (352, 26). Sie tadelt auch freimütig Obiens hochfahrendes benehmen gegen Meljanz. Diese aber wird durch den widerspruch noch mehr verhärtet und erklärt den ritter der schwester für einen wechsler (353, 30). Als nun im ersten kampfe, dem Gawan ruhig zusieht, Meljanz ruhmwürdige taten volbringt, vergleicht Obie spottend ihrer beider ritter, und Obilot muss sich mit der hofnung trösten (358, 14). Damit nicht genug will sie Gawan ihren hass beweisen und schickt einen knappen, den ritter anzufeilschen; ja sie bittet den burggrafen, ihm gewalt anzutun, der kaufmann wolle sie betrügen (361, 14). Und als sie sieht, dass dieser sehr höflich mit ihm verkehrt, schickt sie ein spielweib zu ihrem vater mit der bitte, dem manne seine schätze wegzunehmen und damit seine söldner zu bezahlen[1]; denn er wäre ein falschmünzer (362, 30). Durch dieses listige motiv hoft sie den vater, der in not war (363, 4), wie er seine leute bezahlen solte, zur gewalttat zu bewegen.

365, 1 fg. erklärt der dichter, dass die minne Obies sinne so verkehrt hatte. Wahre herzensliebe nimt das herz so gefangen, dass sie mannes wie weibes hohen sinn schwächen kann. So hatte der zorn des Meljanz ihr solches leid zugefügt, dass sie, die sonst so zurückhaltend war, sich zum zorn hinreissen liess, den der unschuldige Gawan entgalt (vgl. diese ztschr. 18, 451). Wolfram schildert ihren seelenzustand sehr gut: wenn sie Meljanz sah, war er ihr ein dorn im auge (weil er sie daran erinnerte, wie sie sich gegen ihn benommen); und doch sah ihr herz in ihm den ausgezeichnetsten, und es wurde ihr klar, dass sie ihn liebte *vor al der werlt,* wenn er ihr schmerzen machte. Durch die liebe geschieht noch viel zorn, drum macht Obien keinen vorwurf. So schliesst Wolfram seine betrachtung, und wir werden schwerlich irre gehen, wenn wir diese ganz auf seine rechnung schreiben.

Der fürst erkent bald seinen irtum Gawan betreffend und bittet diesen um hilfe. Doch vergeblich. Er kann sie nicht gewähren, weil er den ihm angesagten kampf, zu welchem er gerade unterwegs ist,

1) 362, 26—30: bitte ihn um seines ritterlichen sinnes willen, da er viele söldner hat, die um ross, silber und kleidung dienen, davon die erste bezahlung zu nehmen. Dies (was der mann da hat) bringt wol sieben auf den platz (genügt zur ausstattung und bezahlung von sieben söldnern). Falsch bei Bartsch.

nicht versäumen darf. Da findet Lyppaut bei der rückkehr sein töchterlein Obilot mit ihrer freundin ringe schnellend auf dem wege zu ihrem erwählten, ihn zu *biten dienstes nâch lônes siten.* Sie tritt in die kemenate des ritters. Gawan springt auf, sie setzen sich, und er dankt ihr, dass sie ihn vorher gegen ihre schwester in schutz genommen. *Er sprach: geleit ie ritter nôt durch ein sus wênec frouwelîn, dâ solt ich durch iuch inne sîn.* Sie antwortet ganz naiv (*ân alle vâre*): gott kann das schon fügen. Herr, ihr seid der erste, mit dem ich so vertraut rede. Schadet das dem nicht, was ich durch erziehung gelernt habe und was mir das natürliche zartgefühl gebietet, so soll mich das sehr freuen. Denn meine erzieherin hat mir gesagt, an der rede könte man den sinn erkennen. Herr, meine bitte geht euch wie mich an, dazu drängt mich meine wirkliche not; die will ich euch nennen, wenn ihr erlaubt. Haltet ihr mich deshalb für weniger wert, so bedenket doch, dass ich damit die ziemende zurückhaltung nicht aufgebe, da ich in euch mich selber bat; denn ihr seid eins mit mir (369, 17—21). Lasst ihr mich ohne gewährung beschämt von hinnen gehn, so muss sich euer ruhm vor eurer wolgezogenheit verantworten, da ich jungfrau zu euch meine zuflucht nahm, erfüllung meiner bitte erwartend. Wenn es euch gefält, gebe ich euch dafür von herzen meine minne. Seid ihr ein mann, so werdet ihr mir wol dienen; ich bin es wert. Lasst es euch nicht verdriessen, dass mein vater bei freunden und verwanten hilfe sucht (?), ihr dient mir und ihm. Als Gawan sich nun bereit zeigt für sie zu kämpfen, erklärt sie ihm in überschwänglichen, dem höfischen wörterbuche entlehnten worten ihre liebe und verheisst ihm glück, das diese ihm im kampfe bringen werde (371, 16). Ihre hand ruht in der seinigen, und sie nimt nun abschied, um ihm ein kleinod zu bereiten. Unterwegs beraten beide mädchen, was sie dem ritter schicken sollen. Die freundin will ihre puppen opfern, wenn sie etwa schöner sind als Obilots. So trift sie der vater; sie verkündet ihm, dass Gawan zugesagt hat (372, 30) und will ihm heimlich ihren kummer klagen. Drum hebt er sie zu sich aufs pferd, während auf ihre frage, was aus der gespielin werde, ein ritter diese zu sich nimt. Ihre not besteht darin, dass sie kein kleinod für den helden hat, von dem sie sagt: *nie magede wart sô liep ein man* (373, 26). Ein neues kostbares kleid wird ihr von der mutter bereitet, die ebenso stolz ist auf das glück ihrer tochter, als der vater froh über die hülfe. Ein ärmel dieses kleides wird Gawan übersant. Ganz ernsthaft wird nun erzählt, wie glücklich dies zeichen den ritter machte (375, 30). Als Gawan nun nachher den Meljanz geworfen,

schickt er ihr am ende des kampfes den durchlöcherten ärmel zurück. Stolz legt sie ihn an, und so oft sie vor Obie tritt, höhnt sie die schwester mit den worten: *„wer hât mir dâ getân“* (390, 30)?

Als die versöhnung nun zu stande komt, will Meljanz auf seinem zorn gegen Obie beharren. Die eltern weinen, doch Obilot war sehr froh (395, 16), vermutlich wol weil sie selbst die aussöhnung beider vermitteln wolte. Denn als Meljanz ihr als gefangner zugesprochen wird, da spottet sie abermals in fröhlichem übermut, dass er einem kaufmanne sicherheit gelobt habe; dann befiehlt sie ihm, diese sicherheit nun Obien zu geloben. Und es gelingt ihr, die geliebten zu versöhnen. Neue liebe treibt Obien vor allen leuten den geliebten mit tränen zu küssen. Als Gawan nun abschied nimt, weint Obilot und bittet ihn (in kindlicher unschuld), sie mitzunehmen (397, 16). Ihre mutter konte sie kaum von ihm losmachen.

Orgeluse. X.—XIV. buch. Gawan findet vor Logroys Orgeluse, die schönste frau nach Kondwiramur, und gesteht ihr seine liebe. Schnöde abweisend antwortet sie: „Gut, ich weiss schon (509, 10). Lobt mich nicht zu sehr, ihr könt nur schande davon haben. Ich will nicht, dass jeder beliebige über mich urteile. Wenn mich jeder lobte, der kluge und der unerfahrene, der gute und der schlechte, das wäre nichts wert. Ich will, dass nur die weisen mein lob bewahren. Ich kenne euch nicht, und es ist zeit, dass ihr euch entfernt. Ich will euch mein urteil nicht vorenthalten: ihr seid bei meinem herzen, aber weit draussen, nicht drinnen. Wenn ihr meine minne begehrt, womit habt ihr sie verdient? Mancher wirft seine blicke heftiger als er sie mit einer schleuder werfen könte, wenn er durchaus sehen möchte, was sein herz verwundet. Sucht anderswo minne, und wenn ihr sie auf mich richtet, so werdet ihr davon keinen lohn haben; ihr werdet hier nur schande finden (510, 14).“ Mit solchen und ähnlichen worten reizt sie den ritter nur noch mehr, ihr zu dienen. Ohne zögern löst er die von Orgeluse ihm gestelten aufgaben. Auch in ihren handlungen zeigt sich ihre sprödigkeit. Denn als er ihr sein ross zu halten gibt, will sie es nicht da anfassen, wo seine hand geruht hat.

Worin das erste abenteuer seine spitze hat, sehe ich nicht: Gawan holt auf Orgelusens wunsch ihr ross aus einem baumgarten (512, 26—514, 26); die leute warnen ihn dabei überall vor der frau (vgl. 513, 13. 514, 19). — Ebenso wenig verstehe ich ganz 515, 1—10: Als Gawan zurückkehrt, hat Orgeluse ihr gebende vom kinn aufs haupt geschoben (also den mund frei gemacht). Kampftüchtige glieder trägt ein weib, die man so findet (nämlich wol den mund bereit zum küs-

sen und zum schelten): die wäre sehr leicht über ein spiel froh (zu einer kurzweil geneigt?). Was sie sonst noch für kleider trägt? Wenn ich mich auch entschlösse darnach zu sehen, ihr blick erlässt mir das (?). Vermutungen sind wolfeil, hellen aber das dunkel der worte nicht völlig auf.

Mit auffallenden worten begrüsst sie ihn nun, schilt ihn gans usw. (515, 13), ja sie ruft ihm die worte zu: *„got müeze iuch vellen* (statt des gewöhnlichen grusses *halten!* 516, 2). Gawan bietet ihr ohne dies zu beachten seine dienste. — Soweit hat es Wolfram über sich gebracht, ohne eine eigene bemerkung zu übertragen. Jezt warnt er wenigstens, sie voreilig zu verurteilen, ehe man weiss, wie es um ihr herz stünde (516, 3). — Gawan bricht unterwegs ein kraut für wunden; sie höhnt ihn, als wolle er mit salben handeln. Als er ihr erklärt, er habe es für einen wunden ritter bestimt, entgegnet sie schnippisch: sie werde es vielleicht noch von ihm lernen (517, 10). Als ihm sein pferd gestohlen wird und er zu fuss gehen muss, höhnt sie, dass er aus einem ritter ein knappe geworden (523, 9). Er beteuert aufs neue seine dienstwilligkeit, macht ihr dabei aber doch vorwürfe (524, 2). So widerholen sich abweisung, hohn und spott noch öfter (530, 8. 531, 12). Er hört nicht, was sie spricht; wenn er sie ansah, fesselte sie ihn aufs neue (531, 19—30).

So erzählt Wolfram ganz schlicht nach seiner quelle; er kann sich nicht einmal entschliessen, die frau zu tadeln (516, 3 fg.). Aber hier zeigt er doch, dass solche minne nicht die seine sei. Zwei abschnitte von je 30 versen schiebt er ein, um die wahre liebe zu preisen, 532—533: mancher gelehrte sagt, Amor, Cupido und Venus riefen mit ihrem geschoss und feuer die liebe hervor. Aber solche liebe gefält mir nicht. Sondern das ist wahre minne, welche aus herzlicher stäter gesinnung hervorgeht, sei sie nun mit freude oder schmerz verbunden, ja in der wahren *triuwe* selbst besteht die liebe. Ich habe es weder mit Cupido und Amors pfeil, noch mit der Venus feuer zu tun.

sol ich der wâren minne jehn,
diu muoz durch triwe mir geschehn.

Wüste mein verstand ein mittel gegen die minne, so wolte ich Gawan helfen. Aber wenn ihn wirklich die minne zwingt, welche auch die stärkste wehr niedertritt, so ist er ja ohne schande. Wenn ihn jedoch, den starken tapfern mann, ein weib[1] überwände, das solte mir leid

1) Wolfram scheidet so, wenn ich recht verstehe, die wahre, echte herzensneigung von der bloss sinlichen liebe. Solte nur diese, welche er mit den antiken namen bezeichnet, durch Orgeluse ihn fesseln, so würde der dichter dies bedauern.

tun. Nun lass dich einmal näher betrachten, liebesgewalt! Du scheinst die freude ganz und gar untergraben zu wollen und nur schmerz zu bereiten! Geschähe das anderswo als im tiefsten herzen, so liesse ich mir das gefallen (533, 8). Um bloss ungehörigkeiten zu verüben, dazu ist die minne zu alt; man kann doch nicht annehmen, dass das jezt eine neue sitte der minne ist, sonst würde sie ihren ruhm bald einbüssen. Man soll sie darüber besser unterweisen (533, 20). Ich preise mit allen weisen die reine liebe. Wenn der geliebte dem geliebten ungetrübte lautere gesinnung entgegenbringt, so dass es keinen von beiden verdriesst, dass die minne mit liebe ohne wanken ihr herz besizt, so ist dies die höchste liebe.

Niemand wird zweifeln, dass wir es hier wider mit einem von den treuherzigen, edlen herzensergüssen unsres dichters zu tun haben, welche sich meist durch besonders schwerfälligen ausdruck auszeichnen. Er will sagen: es scheint so, als wenn den helden hier eine ganz törichte, nur äusserlich sinliche liebe zu einem weibe ergriffen hätte, die sie gar nicht erwidert; in diesem falle würde ich mein misfallen darüber ausdrücken müssen. Denn ich kann solche liebe nicht billigen. Doch der weitere verlauf soll es lehren.

Als ein ritter ihnen entgegenreitet, wünscht sie ihrem begleiter, entschieden die grenzen der zucht überschreitend, derselbe möchte Gawan so zu falle bringen, dass ihm das wegen seiner zerrissenen hosen um der zusehenden frauen willen sehr leid wäre (535, 24). Dann steigt sie in ein schiff und lässt ihn zurück. Doch gestattet sie ihm, sie wider zu sehen, wenn er siegreich gewesen; sie glaubt aber, dass dies lange dauern werde (536, 8).

Gawan besteht nun die abenteuer im wunderschloss und sieht in der säule Orgeluse mit einem ritter reiten. Er eilt hinzu und wirft ihn. Die nun folgende rede der Orgeluse macht schwierigkeiten 598, 16—599, 13. Es ist wol das stärkste beispiel von ironie, das die mhd. poesie aufzuweisen hat: „ihr seid so fröhlich, dass ihr dort im wunderschlosse und eben hier den sieg erfochten; ich will euch die freude darüber nicht schmälern, dass das wunderbett so schwächlich sich erwiesen. Euer schild ist ja zerbrochen und zu weiterem kampfe seid ihr zu sehr verwundet, ein neuer schmerz zu meinem ehrentitel gans von vorhin. Rühmt euch nur eures durchlöcherten schildes, neues ungemach könt ihr doch nicht auf euch nehmen. Lasst euch den finger ziehen, den ihr euch verstaucht habt und kehrt zu den frauen zurück; für mich könt ihr doch nicht mehr in den kampf ziehen.“ Doch als Gawan noch immer treu bleibt, da scheint sich ein umschwung in

dieser leidenschaftlichen und scheinbar so hartherzigen frau vorzubereiten. Sie erlaubt ihm, zu neuem streit mit ihr zu ziehen (599, 21). Die lezte aufgabe, welche sie ihm stelt, ist, ein reis zu pflücken; dann dürfe er ihre minne fordern (600, 24). Endlich wird der zweck all dieser prüfungen angedeutet, 601, 26 *den heiet der mir freude nam,* ausgesprochen wird er erst 606, 6: er soll sie an dem rächen, der ihr den geliebten erschlug. Ihre rede wird milder, als sie ihm mit einem heilwunsch den weg weist (602, 2), ja sie weint, als das pferd im wasser strauchelt (602, 18).

Wolfram ist nicht einverstanden mit dem abenteuer: wie sehr auch Orgeluse strahlte, ich hätte ihre minne nicht so erobert; ich weiss wol, was sich für mich ziemt (604, 6).

Gawan nimt nun den kranz und verabredet mit dem schuldigen Gramoflanz einen kampf über 16 tage. Bei seiner rückkehr zu Orgeluse löst sich endlich das rätsel ihres betragens. Sie springt vom ross und fält ihm zu füssen. Sie gesteht: solche bedrängnis, wie er durch sie erlitten, vereine sich schlecht mit ihrer würde. Sie mache ihm solches herzeleid, wie ein treues weib nur um des geliebten leben haben solte (611, 30). Er zweifelt an ihrer aufrichtigkeit, hält ihre worte für neuen spott und macht ihr dabei die verdienten vorwürfe, dass schildesamt für solchen spott zu hoch sein solte, sie solte keinem ritter fürder solche unehre bieten; er kündigt ihr fast den dienst (612, 21). In längerer rede (612, 23—614, 17) erwidert sie unter tränen: „wenn ich euch meine not darlege, so haltet ihr es meinem schmerz zu gute; was ich unrechtes getan habe, werdet ihr mir um eurer höfischen gesinnung verzeihen; denn ich kann nicht mehr freude verlieren, als ich an Cidegast verloren habe. Was ich euch zu leide tat, tat ich nur um zu prüfen, ob ihr meiner liebe wert. Nun habe ich euch für gold erkant, das durch das feuer geläutert ist.“ Als er jezt minnelohn fordert, vertröstet sie ihn; sie will erst seine wunden auf dem wunderschlosse pflegen. Da hebt er sie aufs pferd, drückt sie an sich (615, 17) und hört ihre klagen mit an, die dazu dienen sollen, ihr hartherziges betragen zu entschuldigen (616, 29). Amfortas empfieng in ihrem dienste die furchtbare wunde; sie bot ihm also ihre minne umsonst. Parzival, der ihre ritter niederstach, hat sie ebenfals minne geboten; doch er hatte sie verschmäht[1]. Sie fragt den geliebten, ob sie unrecht daran getan, aber dieser findet es durchaus berechtigt!

1) Als sie wider mit ihm zusammenkomt, schämt sie sich deshalb (696, 9) und will nicht mit ihm essen (697, 16).

Als sie nun Gawan ihre minne gewährt hat, wird ihr zorn über Cidegasts tod sanfter (723, 10). Sie lässt sich bereit finden, sich mit Gramoflanz zu versöhnen und ihn zur sühne zu küssen; doch muste sie in gedanken an Cidegast dabei weinen.

dô twanc si wîplîchiu nôt
nâch im dennoch ir riuwe.
welt ir, des jeht für triuwe. (729, 24.)

Diese hypothetische zustimmung zu diesem charakter ist für Wolframs darstellung charakteristisch. Vgl. ztschr. f. d. a. 30, 363.

Itonje, buch XIV, zeigt uns die minne in ihrer versöhnenden kraft. Um Orgelusens willen ist Gawan mit Gramoflanz in streit gekommen, der am festgesezten tage vor vielen zeugen, auch vor Artus und den seinen ausgefochten werden soll. Gramoflanz aber liebt Gawans schwester Itonje, freilich ohne sie je gesehen zu haben (712, 22), und Bene hat ihm auch der geliebten liebeszeichen überbracht. Nun hört Itonje von dem bevorstehenden kampfe (710, 11); da bricht ihr kummer die grenzen des anstandes, so dass Wolfram sogar sein misfallen äussert, obgleich er doch nichts unziemliches erzählt (710, 16). Sie klagt Artus ihr leid, dass der bruder ihr den geliebten erschlagen wolle, und bittet ihn als oheim, den streit zu scheiden. Dieser hält dafür, dass den zorn des streitbaren königs nur ihre liebe lindern könne (712, 17); als aber ein liebesbrief desselben ihm die stärke seiner neigung beweist (714, 28), beschliesst er doch zu vermitteln und ladet den könig mit seinem geleit in sein zelt. Beakurs, Itonjes bruder holt ihn ein, Artus führt ihn ins zelt und lässt ihn seine geliebte erraten (724, 15): die ähnlichkeit mit Beakurs leitet ihn. Artus vermitlung fält auf guten boden und führt die versöhnung mit seinem gegner herbei, als auch Orgeluse verzeiht, welche durch Gawans liebe milder gestimt ist. Mehrere hochzeiten besiegeln den frieden.

Die übrigen frauen, welche im Parzival noch auftauchen, wie Ginover, Arnive, Kunneware, Cundrie u. a. haben eine besondere ausgestaltung nicht erhalten. Die hauptpersonen aber sind mit einer gewissen planmässigkeit über das werk verteilt. Auf Gahmuret, Parzival und Gawan kommen je drei frauenbilder: Belakane, Herzeloide, Ampflise — Jeschute, Sigune, Kondwiramur — Obie (Obilot), Antikonie, Orgeluse. In jeder gruppe kann man gewisse ähnliche züge unterscheiden: in der ersten die naiv begehrende liebe mit realistischer färbung, in der zweiten die ernste, keusche, treue eheliche liebe, in der dritten die intrigante liebe, wie sie der minnedienst hervorrief mit

pikantem nebengeschmack. Dass diese anlage und gestaltung nicht ganz zufällig ist, scheint mir klar. Von Wolfram rührt sie nicht her, wie viel er auch zur ausmalung beigetragen haben mag. Denn ich habe gezeigt, dass sich seine auffassung oft im gegensatz zu der darstellung seiner quelle befand.

FRIEDENAU, OCT. 1887. KARL KINZEL.

MISCELLEN UND LITTERATUR.

Friedrich Becker.

Am 12. nov. 1887 starb zu Basel nach jahrelangen mänlich getragenen leiden dr. Friedrich Becker, jubilierter professor der dortigen gewerbeschule, der durch einige schätzbare arbeiten sich den deutschen sprachforschern angereiht hat. Er war das fünfte kind des berühmten deutschen grammatikers Karl Ferdinand Becker und demselben am 15. december 1815 von seiner gattin Amalie geb. Schnünke zu Offenbach a. M. geboren. Er wuchs unter der obhut des bedeutenden vaters und der heitern tatkräftigen mutter auf. Mit funfzehn jahren aber ward er zu seinem als arzt in Berlin lebenden älteren bruder Ferdinand geschickt, um die gute schule des Joachimsthalschen gymnasiums zu geniessen, bestand das abiturientenexamen auf demselben und liess sich dann an der dortigen universität als student der medizin einschreiben. Aber schon 1834 starb der bruder, als Friedrich eben das erste semester hinter sich hatte, und dieser gieng deshalb nach Bonn, später nach Giessen, um vorzüglich naturwissenschaften zu studieren. Nach abschluss dieser studien kehrte er nach Offenbach zurück und trat als lehrer in das väterliche bekante erziehungsinstitut, das wesentlich von jungen Engländern und Frankfurtern besucht ward und eine freie humane erziehung und bildung jüngeren und älteren schülern gab. Hier unterrichtete er mit seinem vater, mit dem schwager Helmsdörfer, mit Hagge und Bartelmann durch eine reihe von jahren, bis er 1845 ein lehramt an der realschule in Offenbach übernahm. Zwei jahre später verehelichte er sich mit Emma Weis, tochter des fürstl. Isenburgschen kammerrates Weis, die ihm nach seinen eignen worten erst als liebliche braut, dann als treue gattin dreissig jahre das gröste glück und der höchste segen gewesen ist.

1852 folgte Becker einem rufe zum lehrer der musterschule in Frankfurt a. M.; 1853 aber vertauschte er diese stelle mit der eines lehrers der deutschen sprache und der chemie an der neu gegründeten gewerbeschule in Basel. In diesem amte hat er ungemein segensreich gewirkt; hunderte über die ganze Schweiz verstreute schüler verdankten ihm zucht und geistige bildung. „Er kante“, wie einer derselben in der Schweizer grenzpost dem eben verstorbenen nachrief, „das geheimnis des anregenden unterrichtes wie selten einer und wuste uns dabei immer das für die jugend so festigende gefühl wach zu halten, dass wir es mit einem ganzen charakter und einem zuverlässigen manne zu tun hatten.“ Becker lebte sich in Basel gut ein und suchte mit land und leuten vertraut zu werden. Die Basler mundart machte er zum gegenstand liebevoller forschung und ward so auch zu J. P. Hebel geführt, dem dichter des nahen Markgräflerlandes. Regelmässig nahm er an den in Hausen

gefeierten Hebelfesten teil und sammelte viel auf den treflichen dichter und volksschriftsteller bezügliches. Zum hundertsten geburtstage desselben 1860 gab er ein schönes buch heraus:

J. P. Hebel. Festgabe zu seinem hundertsten geburtstage. Briefe Hebels an freund und freundin; dichterische grüsse an sein andenken; über die Basler mundart (von K. R. Hagenbach); Basler Helgen. Herausgegeben von Friedrich Becker. Basel, Bahnmaiers buchhandlung. 1860. 350 s. und 7 bilder.

Man merkt dem buche an, dass Becker sich mit Hebel verwant fühlte, und durch seine eigne natur für das verständnis des schalkhaften humors und des tiefen gemütes sowie des köstlichen naturgefühls des treflichen Alemannen völlig geschaffen war.

Das Basler wörterbuch auszuarbeiten, war ihm leider nicht vergönt. Als schwere krankheit ihm die aussicht dazu nahm, hat er seine samlungen der leitung des Schweizerischen idiotikons überwiesen.

Ausser den dialektischen forschungen zog die geschichte der deutschen familiennamen unsern Becker ganz besonders an. Er sammelte aus den urkunden der verschiedenen deutschen länder sowie aus dem leben der späteren und jüngsten zeit reichen stoff, und zog verständig und kundig die ergebnisse daraus. Die in dem programm der gewerbeschule Basel 1863/64 (Basel 1864) gedruckte abhandlung

Die deutschen geschlechtsnamen, ihre entstehung und bildung (27 s. 4.)

gehört zu dem besten was über den gegenstand geschrieben ist. Er behandelt darin die fragen: Wann bei uns die geschlechtsnamen aufgekommen sind? Auf welche weise sie entstanden sind? und was den gebrauch der geschlechtsnamen hervorgerufen hat? in lebendiger, geistreicher weise und mit entschiedener beherschung des stoffes. Die abhandlung ist das heitere gegenbild zu Vilmars deutschem namenbüchlein.

Eine weitere frucht dieser forschungen brachte die wissenschaftliche beilage zum bericht der gewerbeschule zu Basel 1872/73 unter der aufschrift Die deutschen satznamen. (29 s. 4.) Becker behandelte hier jene namen, die „gleichgültig ob eigenname oder gemeinname, personen- oder sachname, concretum oder abstractum, aus einem volständigen oder einem elliptischen satze, einem urteilssatz, befehlssatz oder wunschsatz zu einem flectierten substantiv erhärtet sind.“ Nach einer übersicht über das vorkommen derselben bei andern völkern, wendet er sich zu den deutschen satznamen, die als eigennamen verhältnismässig spät auftreten: das älteste beispiel, das er fand, ist Fridelant aus dem jahre 1170, name eines landmanns zu Woringen bei Köln. Er weist dann die verwendung der satznamen nicht bloss für personen nach, berührt die entstehungsgründe, untersucht die grammatische bildung, auch die ableitungen daraus und endet mit dem absterben derselben, das mit der ganzen veränderung des deutschen geisteslebens genau zusammenhängt.

Diese an umfang nicht bedeutenden, aber sorgsam durchdachten, mit leben und humor durchgeführten, auf ausgebreitete quellenschau gegründeten arbeiten geben Becker das recht auf einen platz unter den Germanisten, und seine gesinnung, fügen wir hinzu, eine stelle in der reihe guter deutscher männer. Obschon er sich in Basel völlig eingelebt hatte, hieng er treu an Deutschland. Durch viele jahre war er vorstandsmitglied des deutschen hilfsvereins für bedürftige landsleute. Der entwickelung der deutschen politik folgte er mit lebendigster teilnahme, und als der krieg zwischen Deutschland und Frankreich 1870 ausbrach und alle deutschen stämme einträchtig das schwert zum schutz des vaterlandes zogen, schickte Becker seinen ältesten zweiundzwanzigjährigen sohn mit ins feld. Der jüngling erwarb sich

bei Gravelotte das eiserne kreuz, focht tapfer vor Orleans und fiel am 28. januar 1871, am tage der unterzeichnung des waffenstilstands, bei der verteidigung von Blois.

Becker selbst und seine älteste tochter Auguste waren in dem hilfsverein für die deutschen krieger tätig, namentlich während der belagerung des nahen Belfort. Im september 1873 verlebte ich einen schönen tag in dem Beckerschen hause in Basel. Er war kräftig und voll leben, die gattin liebreich und mild, der stille schmerz über des sohnes tod warf einen leichten schatten über sie. Die beiden älteren töchter blühten in jugendschöne. Wie bald solte das anders werden! Zwei jahre später lag die schöne Auguste unter dem rasen, von rascher krankheit hingestreckt; nach wenig monden war ihr die mutter gefolgt. Das hat Beckers kraft gebrochen.

Als die Basler gewerbeschule am 22. juni 1878 das fünfundzwanzigjährige fest ihres bestehens feierte, begieng Becker gleichzeitig das jubiläum als lehrer seit beginn der anstalt. Die universität Basel verlieh ihm unter algemeiner zustimmung damals den ehrenbrief als doctor der philosophie. Er trat in den ruhestand wegen krankheit. Schwere jahre mit vielen leiden sind nun über ihn gekommen. Ein lichtblick war noch eine im anfang der pensionierung unternommene reise nach Kiel, wohin die zweite tochter Sophie sich an einen vetter, den professor der theologie dr. Friedrich Nitzsch verheiratet hatte. Becker sah dort seinen enkel. Aber kränker kehrte er nach zwölfwöchentlicher abwesenheit nach Basel heim. Neun jahre litt er; aber seine geistige frische blieb ihm, auch seine heiterkeit, und mit den seinen stund er in ununterbrochenem regem verkehr. Die andern freilich sahen und hörten nichts von ihm; die meisten glaubten, er sei längst tot.

Im sommer 1887 war endlich die kraft des starken leibes erschöpft, er verfiel zusehends, und am 12. nov. früh 1 uhr erlöste der tod den dulder aus den banden des irdischen daseins.

Seine kinder, seine freunde, seine schüler werden Friedrich Becker nicht vergessen.

BRESLAU, WEIHNACHTEN 1887. KARL WEINHOLD.

NEUERE SCHILLER-LITTERATUR.[1]

I. Biographisches.

1) **Richard Weltrich,** Friedrich Schiller. Geschichte seines lebens und charakteristik seiner werke. Unter kritischem nachweis der biographischen quellen. Erste lieferung, mit dem bildnis der Danneckerschen Schillerbüste. — Stuttgart, Cottasche buchhandlung. 1885. XII, 384 s. gr. 8. 4 m.

1) Widerholt hatte professor Zacher den wunsch ausgesprochen, dass ich die Schiller-litteratur der lezten jahre in seiner zeitschrift einer zusammenhängenden besprechung, welche namentlich den inhalt der einzelnen schriften klar erkennen liesse, unterziehen möchte. Der ihm noch kurz vor seinem tode gegebenen zusage glaubte ich mich nicht entziehen zu dürfen, obwol ich durch andere arbeiten in anspruch genommen war und die schwierigkeit eines solchen auf mehrere jahre zurückgreifenden — ich glaubte etwa mit dem jahre 1885, wo Weltrichs biographie einen markstein bildet, einsetzen zu müssen — berichtes erkante. Auf volständigkeit kann und will meine skizze keinen anspruch machen, von einem ersten versuch wird man sie auch billigerweise nicht erwarten oder verlangen. Ich hoffe bei der fortsetzung, welche ja ruhiger die einzelnen erscheinungen verfolgen kann, nach dieser wie nach anderen seiten den wünschen der leser besser entsprechen zu können. Vor allem gedenke ich dann auch die wichtigeren aufsätze aus zeitschriften, von denen ich diesmal leider absehen muste, zur besprechung mit heranzuziehen. G. K.

„Mein buch ist als ein ganzes gedacht; die verteilung des stoffes kann sich erst, wenn das ganze vorliegt, volständig rechtfertigen; manches, dessen aufnahme vielleicht auf den ersten anblick befremdet, wird als teil des gesamtplanes nach und nach erst sich erklären.“ Diese worte der vorrede und zugleich auch die rücksicht auf die zahlreichen und sehr eingehenden besprechungen, welche das buch bei seinem erscheinen gefunden hat, veranlassen mich hier nur kurz die eigentümlichen vorzüge und mängel dieser neuesten Schiller-biographie zu charakterisieren.

So sehr auch die meinungen über dieselbe auseinandergiengen, so reichlich auch der verfasser lob und tadel geerntet hat — vorzugsweise wol lezteren, da er durch sein leidenschaftliches auftreten „in eigner sache“ gegen Hepp selbst die erwartungen möglichst hoch gespant und der kritik den strengsten massstab in die hand gedrückt hatte —, das eine wird jeder unbefangene anerkennen müssen, dass hier seit Hoffmeister zum ersten male wider eine biographie des dichters unternommen ist, die allen wissenschaftlichen ansprüchen zu genügen vermag. — Ich will gewiss die vorzüge des treflichen buches von Palleske nicht verkennen und bedaure aufs lebhafteste, dass Weltrich in der vorrede so absprechend über dasselbe geurteilt hat, bedaure es, dass er ihm „rhetorik und declamation“ vorwirft, zu der er selbst doch nur zu sehr neigt, aber das lässt sich nicht leugnen, an die gründlichkeit in der heranziehung und benutzung der quellen, durch welche die neue biographie sich auszeichnet, reicht die ältere nicht heran. Ja oft verführt die strenge gewissenhaftigkeit den verfasser zu übertriebener sorgfalt; indem er von seinem verfahren uns überall rechenschaft abzulegen bemüht ist, erlässt er uns nicht die mitteilung des ganzen details, arbeitet er einzelne abschnitte zu selbständigen kleinen studien aus. Auch in der würdigung der werke Schillers überragt Weltrich alle jene vorgänger. Seine kritik umfasst mit gleicher schärfe und gleicher liebe die schulreden wie die medicinischen abhandlungen und die jugendgedichte, sie bricht ab in einer mustergiltigen ästhetisch-kritischen betrachtung der räuber; überall komt bei der beurteilung der litterarhistorische standpunkt zu seinem vollen rechte. Etwas zu weit ausgesponnen ist freilich auch hier manches, was brauchte z. b. in einer biographie die Schubartsche erzählung, welche die quelle der Räuber bildet, in extenso abgedruckt zu werden? war es nötig, einzelne jugendgedichte so eingehend zu besprechen, dass z. b. der elegie auf Weckherlin allein zwei seiten eingeräumt wurden?

Dies führt uns auf den hauptvorwurf, den man dem werke gemacht hat und gegen den ihn auch der geleitsbrief Vischers (Allgem. ztg. 1885 s. 3609 fgg.) vergebens zu schützen gesucht hat: die composition des werkes weist erhebliche mängel auf. Nicht bloss, dass die anordnung nicht übersichtlich genug ist, dass der verfasser sich zu oft in einzelheiten vertieft und die biographie fast zu einem repertorium für alle Schillerfragen ausweitet, er unterbricht sogar den zusammenhang durch betrachtungen, die gelegentlich zu excursen anwachsen. In s. 37—58 z. b. gibt die frage nach dem zusammenhang des dichters mit seiner heimat dem verfasser die veranlassung zu einer charakteristik der Schwaben, welche uns bis in die zeiten der völkerwanderung, ja bis auf Tacitus zurückführt!

Die darstellung des verfassers strebt meist mit glück nach sinlicher anschaulichkeit, energischem, packendem ausdruck. Das vorbild Fr. Vischers scheint nicht ohne einfluss auf dieselbe gewesen zu sein, namentlich in der besprechung der Räuber mahnt manches an lieblingswendungen des alten meisters. Freilich ist sein vorbild nicht ungefährlich, und den abweg ins rhetorische, ja phrasenhafte hat der verfasser nicht immer vermieden. Er wirft, wie schon erwähnt, Palleske das deklama-

torische vor und doch — wie deklamiert er selbst z. b. s. 281 über die begegnung Schillers mit Goethe!

Indessen, so manches man auch an dem buch anders wünschte, niemand wird sich dem bedeutenden eindruck des ganzen entziehen, jeder wird fühlen, dass hier unserer Schiller-litteratur ein werk geschenkt ist, dem kein anderes an die seite gestelt werden kann. Mag der verfasser durch die hervorgehobenen mängel auch die wirkung seines werkes auf weitere kreise, die er offenbar beabsichtigte, beeinträchtigt haben: für das studium des dichters hat er ein fundament zu legen begonnen, das für lange zeit dauern wird. „Man hat, um mit Vischers worten zu schliessen, bei dem verfasser das gefühl, wol geborgen zu sein. Es hat zur grundlage den eindruck der grossen gewissenhaftigkeit, der ehrlichkeit, die sich kaum genug tun kann; da nur gerade von ihr der viel verweilende gang herrührt, so verzeiht man ihn gern. Man darf vertrauen, dass er das feld, das vor ihm liegt, mit festem schritte abschreiten wird. Er wird in der kunst der ökonomie fortschreiten. Es geschieht grösseren, ja den grösten leicht, dass sie in ein erstes werk zu viel hineingeben, es überfruchten; strengerer haushalt lernt sich.“

2) **C. Hepp,** Schillers leben und dichten. Mit 2 faksimiles, sowie 50 abbildungen in kupferstich, photogr. lichtdruck und holzschnitt. Leipzig, bibliographisches institut. 1885, VIII, 602 s. 8.

Die biographie ist gleich bei ihrem erscheinen durch den leidenschaftlichen angriff Weltrichs, welcher den verfasser, der als procurist des bibliographischen instituts sein manuscript in händen gehabt hatte, des plagiats an demselben bezichtete, unliebsam bekant geworden. Dass diese anklage Weltrichs stark übertrieben war und die entlehnungen in wahrheit auf ziemlich unbedeutende einzelheiten zusammenschrumpfen, ist heute wol algemein zugegeben.

Hepps buch ist für einen weiteren leserkreis berechnet. Der äussere gang von Schillers leben wird darin eingehender als in den früheren Schillerbiographien geschildert. Die erzählung ist im ganzen anschaulich und übersichtlich; leider aber steht die darstellung oft unter dem niveau, an das man auf diesem gebiet der litteratur gewöhnt ist, der satzbau, der ausdruck sind mitunter mit solcher nachlässigkeit behandelt, dass man nicht recht weiss, kann der verfasser nicht besser schreiben oder liess ihm die eile, in der sein buch — nach den von Weltrich gegebenen andeutungen zu schliessen — entstand, keine zeit, auf die form zu achten. Die wunderlichsten trivialitäten kommen zum vorschein, wenn der verfasser den gang der handlung mit parabasen unterbricht, wenn er z. b. bei Schillers ernennung zum hofrat oder bei der verlobung desselben gegen titelsucht und adliche arroganz jener zeiten zu felde zieht; die gemeinplätze und schlagwörter, die dann vorgebracht werden, erinnern lebhaft an den seligen Johannes Scherr, nur dass die drastische sprache des lezteren hier in das allergewöhnlichste zeitungsdeutsch übersezt ist.

Das schlimste aber in dem buche sind die — glücklicherweise kurzen — besprechungen der einzelnen werke. Mit einer fast verblüffenden naivetät werden hier urteile ausgesprochen, die, wie man zu sagen pflegt, „einen empfindlichen mangel an algemeiner bildung verraten.“ Soll man lachen oder ärgerlich werden, wenn man in einer würdigung der braut von Messina (s. 555) liest: „Merkwürdig ist, dass in der zeit seiner höchsten blüte bei dem heitern volk der Griechen, welches sich das ganze leben zum feste zu gestalten stets bemüht war, ein so trostloses pfaffenmärchen (!!) wie die Oedipussage noch geltung genug haben konte,

um dem tragischen dichter einen brauchbaren vorwurf zu bieten. Dagegen das ernste gebirgsvolk der Schweiz ... wie viel grösser denkt es von der menschenkraft, indem es ... die sage vom Tell erfindet zum beweis dass gott der auf bewahrung des rechts, auf die erringung der freiheit gewanten tatkraft den sieg verleiht."

Oder s. 542: „Über den gebrauch des chors erklärte sich Schiller selbst im vorworte; einen bedenklichen stoss erleiden freilich die dortigen ausführungen durch den zweifel, welchen der chor Manuels an der eignen daseinsberechtigung (in diesem drama) in den versen äussert: „Sage was werden wir jezt beginnen usw. Die herren fangen alsdann eine unterhaltung an, die sich als blosse ausfüllung erweist und, so grossartig sie ist, wenigstens in ihrem ersten teile, doch unter diesem eingange zu leiden hat."

Hier hört die naivetät doch auf, noch naiv zu sein.

Die porträts sind, soweit sie im lichtdruck hergestelt sind, gut, nur mitunter etwas zu weich, widergegeben; die holzschnitt-porträts scheinen nach bekanten clichés gemacht, die landschaften sind zwar malerisch aufgefasst, aber sehr flüchtig und verschwommen behandelt.

3) **Franz Anders,** Schillers flucht aus der heimat. Berlin 1887. H. Gärtner (H. Heyfelder). — 37 s. 4. (Progr. des Leibniz-gymnasiums.)

Der verfasser will die sitliche berechtigung der flucht Schillers prüfen. Zu diesem zwecke hält er es für nötig, „die acten dieses processes mit möglichster genauigkeit durchzugehn." Von der entlassung Schillers aus der Karlsschule an bis zu dem scheitern seiner lezten versuche der versöhnung mit dem herzog werden alle wesentlichen punkte seines lebens behandelt, die wichtigeren briefe und erlasse, mitteilungen Streichers, Christophinens usw. in extenso abgedruckt. — Nachdem der verfasser sodann die urteile derer, welche dem dichter nahestanden, über jene tat angeführt, wägt er selbst recht und unrecht in derselben ab. „Es ergab sich ein konflikt der pflichten, der pflicht der treue gegen den ihm von gott gegebenen beruf und der des gehorsams gegen die obrigkeit." Er findet, dass „in diesem process zwischen fürst und dichter der innere tragische konflikt zweier aneinander grenzenden perioden zum austrag kam", wobei „herzog Karl die dem untergang geweihte alte, Schiller die sieghafte neue weltanschauung vertrat", und so „trägt er kein bedenken, auf Schiller das wort anzuwenden: Ihr solt gott mehr gehorchen, als den menschen." „Auch an Schiller war des geistes ruf ergangen: geh hin, du solst auf erden für mich zeugen! Kraft dieses rechtes, das er als vertreter der höheren wahrheit gegenüber einem sich zu grabe neigenden zeitalter besass, hatte er auch die pflicht, sich selbst, das gefäss jener wahrheit, vor dem untergange zu bewahren, ausserhalb seiner heimat, die ihn mit geistigem tode bedrohte, ein asyl der freiheit zu suchen." — Wenn man dies liest, so hat man unwilkürlich den eindruck, als ob man eine scene aus Laubes Karlsschülern deklamieren hörte. Man vgl. akt IV sc. 3 und 5, wo in den gesprächen zwischen dem herzog und Schiller resp. Franziska schon ganz ähnliches zu finden ist.

Wertvoller ist der historische teil der schrift. Die ereignisse werden klar und übersichtlich geschildert. Leider hat der verfasser die neuere litteratur nicht genügend berücksichtigt. Besonders auffallend ist, dass er Weltrichs Schiller-biographie, welche doch in dem schon 1885 erschienenen ersten halbbande die ersten von ihm berichteten vorgänge ebenfals behandelt, gänzlich ignoriert; er hätte z. b. den von ihm s. 7—8 abgedruckten brief an Petersen dort s. 347 in einem viel genaueren

abdruck gefunden. Auch die sehr eingehende untersuchung der Graubündner angelegenheit von Ferdinand Vetter (in Schnorrs archiv XII, 1884, s. 404—448) kent er nicht; vor allem für die chronologie, dann für die beurteilung Am Steins usw. war sie von wichtigkeit.

4) **E. Keller,** Schillers besuch in Schwaben 1793—94 und das gedicht: „Die Ideale.“ — Festschrift der badischen gymnasien, gewidmet der universität Heidelberg zur feier ihres 500jährigen jubiläums. Karlsruhe, G. Braunsche hofbuchdruckerei. 1886. 4. — S. 61—96.

Kap. I „die jahre des kummers“ schildert das verhältnis Schillers zu seinem elternhause während der Mannheimer zeit, kap. II „Lotte“ die anknüpfung mit Reinwald, die sich zwischen Lotte und den eltern ergebenden beziehungen, den besuch der mutter mit Nanette in Jena. Kap. III erzählt ausführlicher Schillers reise nach Schwaben in den drei abschnitten: 1. Heilbronn. 2. Ludwigsburg. 3. Stuttgart. Kap. IV sucht die empfindungen des gedichts „die ideale“ auf die wehmütigen stimmungen zurückzuführen, welche gerade damals bei der rückkehr an die stätten und in die kreise, aus denen er einst reich an hofnungen in die welt hinausgetreten, sich des dichters bemächtigen musten.

Der historische teil der arbeit zieht die vorhandene litteratur im vollen umfang heran. Zu der gewissenhaftigkeit in der samlung und sichtung des reichen stoffes geselt sich die klarheit und liebevolle wärme der darstellung, der verfasser versteht es in Schillers gemütsleben einzudringen und uns jene glückliche episode aus des dichters leben zu lebendiger anschauung zu bringen. Als besonders gelungen möchte ich die schilderung vom tode des herzogs Karl und der wirkung desselben auf Schiller hervorheben. Eine stelle daraus erlaube ich mir zum schluss hier mitzuteilen, da sie sonst in dem schwer zugänglichen sammelbande vielleicht der aufmerksamkeit vieler entgeht (s. 80):

„Als Schiller zehn jahre später die braut von Messina schrieb, da haben ihm, vielleicht unbewusst, aber unter dem erschütternden eindruck des kurz zuvor eingetretenen todes seiner mutter, welcher das gedächtnis an die in der heimat verlebten tage erneuerte, bei der schilderung der exequien des alten fürsten (II, 5) die officiellen hofberichte über die ausstellung und beisetzung des herzogs vor augen geschwebt. Diese hofberichte ... schildern die ausstellung der leiche folgendermassen: „Das paradebett stand d r e i s t u f e n h o c h unter einem baldachin ... Bei dem haupt e r b l i c k t e m a n d e n m i t b r i l l a n t e n b e s e z t e n h e r z o g s h u t und um die seiten des sarges den b r i l l a n t r e i c h e n k o m m a n d o s t a b u n d -d e g e n.“ ... Die [von Don Cesar erwähnten] f a c k e l n begegnen uns bei den feierlichkeiten in Ludwigsburg, wo die dienerschaft „kreuzfackeln“ hielt. Über die beisetzung selbst heisst es: „Als der leichenkondukt in der kirche ankam, nahm die t r a u e r m u s i k den anfang, der sarg wurde darauf unter das aufgeführte *castrum doloris,* welches mit wachskerzen beleuchtet war, aufgestelt, wo sodann solcher w ä h r e n d d e s g o t t e s d i e n s t e s d u r c h e i n e m a s c h i n e u n v e r m e r k t i n d i e u n t e r d e r k a p e l l e b e f i n d l i c h e g r u f t e i n g e s e n k t w u r d e.“ Was hat Schillers künstlerhand aus dieser trocknen beschreibung gemacht!“

So recht aus dem herzen ist mir die hieran geknüpfte bemerkung des verfassers gesprochen: „Trotz Lottens ausspruch: „Schiller fühlte die gewalt der gegenwart auch heftig“ (nämlich wie Goethe), hält sich die deutsche kathederphrase immer noch an ihr ebenso altes als falsches verdikt über Schiller, welches Scherer neuer-

dings so formuliert: „Das eigne erlebnis scheint nicht auf seine poesie zu wirken. Er arbeitet daran sich selbst zu vergessen über den dingen.““

II. Algemeines über seine werke, beziehungen, einflüsse usw.

5) **Georg Hesse,** Zum Goethe-Schillerschen briefwechsel. — Progr. des Neustädter realgymnasiums zu Dresden 1886. (Progr. nr. 510.) 37 s. 4.

Die arbeit zerfält in zwei teile. Im ersten werden äusserungen über Schillers persönliches befinden, scherzhafte oder spöttische bezeichnungen einzelner personen aus dem engeren bekantenkreise zusammengestelt, wichtigere correcturen, welche Eckermanns mitteilungen durch den briefwechsel erfahren, besonders solche, welche einflüsse Goethes auf Schillers dichtung betreffen, angeführt. — Der zweite teil (s. 9 fgg.) will „auf grund des briefwechsels alle urteile und äusserungen über das theater zusammenfassen.“ Der verfasser verfährt dabei chronologisch, die notizen des briefwechsels werden aus anderen quellen — die aber meist gar nicht oder nur ungenau angegeben sind — erläutert und ergänzt; so gewint die arbeit einen vorwiegend biographischen charakter.

Der verfasser hat sich in anerkennenswerter weise bemüht, die notizen des briefwechsels lebendig zu machen und dem leser ein anschauliches bild der theatralischen bemühungen Schillers und Goethes zu geben. Wäre es aber nicht viel zweckmässiger gewesen, anstatt die das theater betreffenden bemerkungen des briefwechsels jahr für jahr auszuziehen und zu commentieren, sie in einen systematischen zusammenhang zu bringen, etwa in der weise, wie man dies schon öfter bei Lessings dramaturgie versucht hat? Wer den Goethe-Schillerschen briefwechsel mit Düntzers „Übersichten und erläuterungen“ in der hand durchsieht, wird kaum die arbeit Hesses sehr vermissen. Dagegen wäre es, meiner meinung nach, recht wünschenswert, eine solche „dramaturgie Schillers und Goethes“, wie ich sie oben andeutete, zum bequemen überblick zu besitzen. Die theoretischen erörterungen des briefwechsels würden dann neben den kritiken einzelner werke und dem concreten wirken für das theater erst völlig zu ihrem rechte kommen.

6) **Richard Borges,** Über Schillers einfluss auf Goethes dichtung. — Leipziger inaugural-dissertation, 1886. 24 s. 4.

In kap. I bespricht der verfasser nach einem kurzen vergleich der wesentlichen eigentümlichkeiten Schillers und Goethes ihr verhältnis zur philosophie und zum Griechentum, „weil gerade hierbei die merkwürdige mischung von übereinstimmung und gegensatz hell in die augen springt“, ferner die „annäherung ihrer lebensbahnen“, die vereinsamung und misstimmung Goethes nach der italienischen reise und entwickelt endlich aus einer kurzen schilderung der damaligen stellung beider dichter, dass Schiller bei dem freundschaftsbunde durchaus nicht etwa der wesentlich nur empfangende gewesen sei. — Kap. II erzählt die anknüpfung des verhältnisses, die einwirkungen Schillers auf Goethes stimmung überhaupt und so auf seine produktivität, Schillers teilnahme an der Achilleis, dem Faust, dem Wilhelm Meister und den bühnenbearbeitungen älterer stücke. Kap. III fasst den „hohen anteil“ ins auge, welchen „Schiller an der überführung Goethes von anschauung und betrachtung zu beschaulichkeit und contemplation hat.“ Nachdem der verfasser die gemeinsamen kunsttheoretischen erörterungen beider dichter erwähnt hat, findet er Goethe „auf Schillers pfaden“ in dem hervortreten eines bewussten künstlerischen schaffens,

in dem ausbilden einer streng idealen stilrichtung und in dem hinneigen zur ideendichtung.

Anzuerkennen ist die belesenheit des verfassers und sein streben, das verhältnis beider dichter tiefer zu erfassen. Freilich hat er sich bei der untersuchung desselben nicht streng genug an die quellen gehalten, sondern viel zu sehr auf die oft recht subjektiven auffassungen bekanter litterarhistoriker gebaut. Er hat sich dadurch leider auch verleiten lassen, den einfluss Schillers nur in grossen zügen zu zeichnen und, auch wo er auf einzelne werke rücksicht nimt, doch sich mit algemeinen andeutungen zu begnügen. Während der verfasser jezt, wo er auf 24 seiten das ganze verhältnis beider dichter überfliegt, nichts wesentlich neues bringt, würde er einen ganz anderen ertrag gewonnen haben, wenn er die untersuchung auf einen abschnitt beschränkt und sie dann mit heranziehung aller quellen gründlich und überzeugend geführt hätte. Dann würde er auch sicher die selbständige künstlerische entwicklung Goethes nicht so volständig verkant haben!

7) **Kloetzer,** Schiller in seinen beziehungen zur musik. — Progr. des gymnasiums zu Zittau. 1885. (Progr. nr. 497.) 24 s. 4.

In kap. I „Einfluss der musik auf Schiller“ hebt der verfasser hervor, wie Schiller, obgleich er keine musikalischen kentnisse besass, doch zeitlebens eine tiefe empfänglichkeit für die musik zeigte; besonders stelt er die zeugnisse zusammen, aus denen sich ergibt, wie woltätig auf den dichter bei seinem schaffen die musik wirkte. — Kap. II soll „Schillers tätigkeit für die musik“ schildern, beschränkt sich aber nicht auf dieses thema, welches auch wenig ausbeute gewährt hätte, sondern zieht manches damit in zusammenhang stehende zur erörterung heran. Zunächst wird Schillers verhältnis zur oper ins auge gefasst. Der einfluss, welchen die oper in Ludwigsburg, die sorgfältige pflege der musik auf der Karlsschule auf die entwicklung des dichters übten, wird mit recht betont, seine Semele kurz besprochen, dabei aber leider nur der gang der handlung skizziert, statt dass die musikalischen elemente analysiert würden. Dann behandelt der verfasser Schillers stellung zu den operndarstellungen der Mannheimer bühne, seine in Weimar gefassten pläne zu operntexten, seine idee einer entwicklung der oper zu einem idealen drama, seine beurteilung Haydns und Glucks und seine leitung der proben von des lezteren Iphigenie in Tauris. Der nächste abschnitt „drama“ erwähnt die musikalischen einlagen in den meisten dramen, die composition derselben durch Körner u. a., speciell die musikalische ausstattung von Wallensteins lager durch eingangslied, tanzscene und schlusslied. Der lezte abschnitt „gedichte“ berührt Schillers urteile und wünsche mit bezug auf die compositionen des liedes an die freude, der glocke, des tauchers und der geselschaftslieder. Endlich kap. III stelt „Schillers äusserungen über die musik als kunst“ zusammen.

„Die arbeit, der nur einzelne notizen als stoff vorlagen, will auf volständigkeit keinen anspruch erheben. Manche gebiete, wie die musik im musenalmanach, beziehungen zu verschiedenen komponisten und künstlern, konten nicht berührt werden, teils weil ihr als programm gewisse schranken gezogen, teils auch manche quellen nicht zugänglich waren.“ Dieser epilog des verfassers legt der kritik rücksichten auf. Dankenswert ist der vorliegende versuch, eine sonst wenig beachtete seite in Schillers künstlerischer entwicklung einmal im zusammenhang zu verfolgen; dass er sich ohne grosse mühe gründlicher und ergebnisreicher wider aufnehmen liesse, liegt auf der hand. Schon der briefwechsel mit Körner, aus dem der ver-

fasser hauptsächlich schöpft, hätte viel mehr ausgenüzt werden können. — Nicht bloss von Naumann, sondern auch von Zumsteeg und Weber wurde Schiller zu einem operntext aufgefordert. — Doch auf eine vermehrung der einzelnen notizen über die beziehungen Schillers zur musik komt im grunde wenig an; vor allem müsten die musikalischen elemente in seinen dramen nachgewiesen werden. Der verfasser beschränkt sich eigentlich nur auf die paar eingelegten lieder; er hätte viel mehr auf die oft ganz musikalische composition achten sollen, auf die opernhaften ouverturen und finale (das opernhafte liegt nicht bloss im scenarischen), auf den oft ganz nach art eines duetts componierten dialog (besonders in der Jungfrau und im Tell), auf die melodramatischen scenen, besonders die wesentlich als monodram gedachten monologe der späteren dramen usw. Auch der einfluss Glucks lässt sich z. b. in der braut von Messina bis in einzelheiten nachweisen[1].

8) **Otto Schanzenbach,** Französische einflüsse bei Schiller. Programm des Eberhard-Ludwigs-gymnasiums in Stuttgart. 1885. (Progr. nr. 538). 52 s. 4.

Mit recht hebt der verfasser in der einleitung hervor, dass unseren grossen dichtern, abgesehen von der antike „keine fremde sprache und litteratur so nahegetreten ist wie die französische; alle haben vortreflich französisch verstanden, wie man es bei der gegenwärtigen generation von dichtern und schriftstellern nicht mehr trift“; mit recht betont er, dass speciell „Schiller von den jünglingsjahren an bis zulezt in den engsten beziehungen zur französischen sprache und litteratur des 17. und 18. jahrhunderts gestanden.“

Zunächst wird darauf hingewiesen, wie die einrichtungen der Karlsschule wesentlich französischen charakter trugen und einen wie breiten raum im unterricht die französische sprache einnahm. „So ist das französische für Schiller zeitlebens die einzige fremde sprache geblieben, die er bis zu einem gewissen grade besass, so dass er französische bücher mit lust und leichtigkeit las und sich auch mündlich in dieser sprache ziemlich fertig ausdrücken konte.“

Besprochen wird dann der einfluss Rousseaus, wie er in den Räubern, Fiesko, Cabale und liebe (hier speciell auch derjenige der Nouvelle Héloïse) hervortritt; beim Fiesko werden ferner die französischen historischen quellen berücksichtigt. — Anderseits wird durchaus zutreffend die ablehnende haltung gewürdigt, welche Schiller damals gegen die französische dichtung einnimt.

Einen einfluss der lezteren constatiert der verfasser erst vom Don Carlos an. Neben der benutzung der novelle des St. Réal nimt er mit Heller[2] eine solche des Andronic von Campistron an; in der sprache des Don Carlos findet er ferner „weit mehr als in anderen dramen“ gallizismen.

In den politischen ideen des Don Carlos verrät sich der einfluss von Montesquieus Esprit des lois. Von tiefgreifender bedeutung für Schillers darstellung wird dann seit der Dresdener zeit das vorbild Diderots. „Von Diderot hat Schiller erzählen gelernt“ (s. 21). Daneben gewinnen die liaisons dangereuses

1) Ich hoffe diese andeutungen demnächst in dieser zeitschrift weiter ausführen zu können.

2) Vgl. dagegen die ausführliche kritik der Hellerschen hypothese in dem unten s. 93 besprochenen buche von Löwenberg.

des Laclos[1], Voltaires Charles XII und die Contemporaines des Rétif de la Bretonne sein interesse.

Bei seinen historischen studien sehen wir ihn wider hauptsächlich von französischen werken umgeben. Erwähnt werden besonders Millot, Barthélemy, Anquetil, Vertot und die samlung der Mémoires.

Damals nahm Schiller auch an den politischen verhältnissen in Frankreich lebhaften anteil. Die revolution brachte ihm das bürgerdiplom und regte in ihm den plan einer verteidigungsschrift für Ludwig XVI an.

Bald wante er sich wider aesthetischen studien und der dichtkunst zu. Der standpunkt, den er jezt der französischen litteratur, speciell dem drama gegenüber gewonnen hat, wird genauer geschildert, seine urteile über französische schriftsteller zusammengestelt, die benutzung von Brumoys théâtre grec erwähnt und endlich seine übersetzung von Racines Phèdre und der zwei lustspiele des Picard charakterisiert, dabei wider eine reihe von gallizismen aufgezählt.

Den abschluss bildet die besprechung seiner zusammenkunft mit der Staël. Anknüpfend an Schillers äusserung: „Frau v. Staël hat mich aufs neue in meiner deutschheit bestärkt, so lebhaft sie mir auch die vielen vorzüge ihrer nation vor der unsrigen fühlbar machte“ sieht Schanzenbach in dieser begegnung „etwas ergreifendes, man möchte sagen providentielles (!). Es ist, als hätte Schiller noch einmal vor einem glänzenden geiste in lebendigster disputation eine prüfung (!!) ablegen sollen von seinem lernen und lehren, streben und schaffen.“

Der verfasser entrolt uns ein reiches und lebendiges bild von Schillers beziehungen zu französischem wesen. Er hat es verstanden, den mannigfachen stoff übersichtlich zu behandeln, indem er neben der chronologischen folge auch den inneren zusammenhang klar hervortreten lässt und überall die hauptpunkte scharf hervorhebt. Wird hierdurch schon die lektüre seiner untersuchung zu einer fesselnden, so noch mehr durch die neuheit des resultates. Wenn auch wenige der von ihm angeführten tatsachen an sich neu sind — das durch die vereinigung derselben gewonnene gesamtbild wirkt geradezu überraschend. Möchte es dem verfasser gefallen, dasselbe bald noch weiter auszuführen; für einen punkt, die frage, wodurch die nationalversamlung bewogen wurde, dem *sieur Gille* das bürgerdiplom zu erteilen, verspricht er selbst eine genauere untersuchung. Dann würden auch wol folgende mängel der arbeit beseitigt werden:

1) Auf die einschlägigen arbeiten anderer wird nicht die gebührende rücksicht genommen. So hätte doch z. b. s. 10 fg. Johannes Schmidt, Schiller und Rousseau, Berlin 1876 (in Virchows und Holtzendorffs samlung, serie XI, heft 256), zu s. 46 M. Maaſs, Racines Phèdre in den beiden übersetzungen von Schiller und Viehoff (in Herrigs archiv, bd. XXXIV, 1863, s. 299—326) erwähnung verdient; s. 29 bei der angabe, dass die quelle zum gang nach dem eisenhammer in den Contemporaines zu suchen sei, wäre doch ein hinweis auf Götzinger am platze gewesen. Besonders vermisst man diese berücksichtigung der vorhandenen litteratur s. 27. Schanzenbach folgt hier Hettners annahme (litteraturgesch. des 18. jahrh. III, 3, 2[3]

1) Der verfasser hätte noch auf das distichon im Xenien-manuscript hinweisen können (Goedeke, histor.-krit. ausg. XI, s. 155 nr. 18), welches wol irtümlich Goethe zugeschrieben wird:

Die gefährlichen verbindungen.

Warnung reitzet uns oft, ich seh' es, denn jegliche Schöne
Liest und wünscht insgeheim sich der Verbindung Gefahr.

s. 143), dass Schiller die abhandlung über die gesetzgebung des Lykurgus und Solon aus *Barthélemy*, *Voyage du jeune Anacharsis en Grèce* übersezt habe, wie dies u. a. die form *Salamine* beweise. Er scheint nicht zu wissen, dass in der Hempelschen ausgabe XV, 77 (wol von Boxberger) dagegen bemerkt wird, „wie Hettner die behauptung aufstellen konte, der aufsatz sei nicht von Nast, sondern aus Barthélemy entlehnt, ist unerfindlich"; andernfals würde er sich schwerlich mit der anführung eines von Schiller erweiterten citates aus Barthélemy begnügt haben.

2) Die citierweise des verfassers ist oft recht ungenau. So heisst es z. b. bei einem wichtigen citat s. 35: „schrieb er einmal" — gemeint ist der brief an Körner vom 13. mai 1801 (IV, 217). Welche schiefen auffassungen durch solch nachlässiges citieren entstehen, sieht man s. 33: „In der aesthetik war ihm Batteux (Les beaux-arts réduits à un même principe) bisher führer gewesen (an Körner, jan. 93)." In dem hier allein in betracht kommenden brief vom 11. januar (III, 1) wird aber Batteux nur mitten zwischen 8 anderen autoren und „5 oder 6 schlechten compendien" als bereits in Schillers besitz befindlich erwähnt, von einem einfluss desselben steht keine silbe da!

3) In der annahme von gallizismen hätte der verfasser vorsichtiger sein sollen, vollends zu der algemeinen behauptung, bei Schiller „fänden sie sich weit häufiger als bei irgend einem unserer klassiker" fehlt jede grundlage! *quis enim scrutatus est?* möchte ich mit Tacitus fragen. — Der dativ des persönlichen objekts in dem von *lassen* abhängigen infinitivsatze, den der verfasser s. 45 Schiller als fehler vorwirft, ist besonders bei *wissen* u. ähnl. bei den schriftstellern des vorigen jahrhunderts ganz üblich; ich nenne z. b. Lessing. In der Minna von Barnhelm[1] sagt das fräulein III, 12: „Wenn er mir diesen stolz zu stark merken lässt —." Überhaupt empfehle ich dem verfasser dies „erste deutsche lustspiel", welches sich so scharf gegen französisches wesen überhaupt und französisches parlieren im besonderen wendet, einmal nach vermeintlichen gallizismen zu durchstöbern! Würde für ihn nicht Werners „Es lernt sich wol." (III, 7) ganz französischen klang haben? — Doch zurück zu Schiller! Warum „der junge mann wird seinen weg machen" ein gallizismus sein soll, sehe ich nicht ein, Lexer weist im DWB. VI, 1368 sowol diese, als eine menge ähnlicher verbindungen nach. „Bei ihr macht er den empfindsamen" ist nicht eine falsche nachahmung von *faire* = *spielen*, sondern gut deutsch, Lexer führt DWB. VI, 1366 ein beispiel aus Fischart und eine menge aus Goethe, J. Paul u. a. an! Derselbe zeigt auch s. 1367, dass Schiller im Parasiten, wo es darauf ankomt, eine nuance zwischen *den redlichen mann spielen* und *den spitzbuben machen* mit feinem sprachgefühle einführt; daraus mag man ermessen, was es mit dem urteil des verfassers auf sich hat, „solche stellen bewiesen die energielosigkeit des deutschen sprachgefühls des übersetzers!" Berechtigt scheint auf den ersten anblick der tadel folgender übersetzung zu sein:

(Parasit I, 2) *Voilà La Roche! — Lui-même*
Kommt da nicht La Roche? — Er selbst.

wenn man auch schwerlich mit dem verfasser dafür wird sagen wollen: *Ja, er;* sondern einfach *Ja* oder *er ists.* Indessen wie übersezt A. W. Schlegel doch den anfang des Hamlet? *Franc. Bernardo?*
Bern. He.
Schlegel: *Bernardo? — Er selbst.*

1) Andere beispiele führt Lexer an in Grimms wörterb. VI, 232, 2; sie gehen zurück bis auf Schuppius.

während er vorher: *Bern. Who's there? — Nay, answer me: stand, and unfold yourself,* obgleich es auf den gegensatz ankam, einfach widergegeben hatte mit: *Wer da? — Nein mir antwortet: steht und gebt euch kund.* Ja, zu den versen:

Bern.: *What! is Horatio there?*
Hor.: *A piece of him.*

bemerkt Delius: „*Ein stück von ihm*" scherzhaft für „*Er selbst.*" Und diese scherzhafte bedeutung hat im grunde auch das *Er selbst*, stilschweigend wird der gegensatz vorausgesezt *und kein anderer:* an einen gallizismus ist auch nicht entfernt zu denken.

4) An druckfehlern ist die arbeit nicht arm. S. 17 ist zweimal *in reinen freien jamben* gesezt, wo es *reimfreien* heissen muss. Der brief an Körner s. 38 ist vom 12. febr. 88, nicht 89, in demselben ist ferner *Er führte mir* statt *Ich* zu lesen. Den satz s. 44 mitte: „Beweisen solche stellen überhaupt dafür, wie tief Schiller manchmal im französischen drinsteckte, für die energielosigkeit des deutschen sprachgefühls des übersetzers usw." verstehe ich nicht, wahrscheinlich liegt ein schreibfehler vor. Ebenso ist s. 50 „über die „rotonde" (statt „rotunde") im bild von Sais lesen wir uns leicht hinüber" wol hoffentlich nur ein druckfehler; es wäre doch sonst gar zu ärgerlich, wenn der verfasser da, wo er Schiller fehler gegen die deutsche sprache vorrückt, selbst nicht „frei von schuld und fehle" sich zeigte.

9) **A. Ruhe,** Schillers einfluss auf die entwickelung des deutschen nationalgefühls. — Programm des gymnasiums zu Meppen. 1887. (Progr. nr. 296.) 34 s. 4.

S. 1—10 schildert der verfasser, wie gegenüber den revolutionären strömungen der zeit, dem verfall des politischen, socialen und sitlichen lebens sich der kosmopolitische humanismus bei den trägern der deutschen litteratur entwickelte, s. 11—16, wie auch Schiller zunächst ganz unter dem banne desselben steht. Im folgenden wird dann ausgeführt, dass Schiller almählich infolge seiner hinwendung zur geschichte und unter dem eindruck der zeitereignisse auch in seiner dichtung den extremen standpunkt des weltbürgers verliess, wenn auch eine nationale tendenz ihm fernlag, er vielmehr nur indirekt durch „die still wirkende macht schöner geistes- und charakterbildung die menschen für den kampf der freiheit gegen wilkür und gewalt zu rüsten" meinte.

Die arbeit bricht, wie man sieht, gerade da ab, wo sie ihrem eigentlichen thema näher zu treten im begriff ist. Betrachtet man sie demnach nur als eine einleitung, so wird man anerkennen müssen, dass sie den leser in klarer und ausreichender weise über Schillers nationalen standpunkt orientiert, und man wird mit dem verfasser nicht deshalb rechten, dass er mehrere äusserungen Schillers nicht berücksichtigt und dass er bei denjenigen, welche er anführt, nicht immer streng genug zeit und umstände ins auge fasst.

10) **Robert Boxberger,** Das ahnungsvolle in Schillerschen frauencharakteren. Posen, L. Merzbach. 1886. (Deutsche vorträge. Viertes heft.) 30 s. 8. 0,50 m.

Das muster eines vortrags *de omnibus in universum et quibusdam aliis!* — Die einleitung komt von einer bemerkung über die zeitgenössischen kritiken der werke Schillers auf Körners äusserung (IV, 140), Thekla spreche in den Piccolomini im ton einer Kassandra. Dann werden folgende punkte behandelt: 1) Die darstellung

des „götterverächters“ Ajas Oileus in dem „siegesfest“ und seine angebliche reproduktion[1] im Talbot der jungfrau von Orleans, die sterbescene des lezteren wird ausführlich widergegeben. 2) Die grundstimmung in dem zuerst genanten gedichte. 3) Die Schiller vorliegende tradition über Kassandra. 4) Boxbergers eigener entwurf einer tragödie Kassandra. 5) Das visionäre im charakter Wallensteins. 6) Das visionäre in dem charakter der Kassandra in Aeschylos Agamemnon. 7) Die grundstimmung des gedichtes Kassandra. 8) Ein vergleich der situation Theklas mit derjenigen der Kassandra, der sich schliesslich in lauter citate aus dem Wallenstein verliert. 9) Biblische einflüsse auf die jungfrau von Orleans. 10) Das prophetische in derselben.

Man erkent wol dunkel einen faden, der alle diese punkte verknüpft, indessen bei der unerhört nachlässigen darstellung des verfassers ist es oft fast unmöglich, denselben zu verfolgen. Das fortwährende abschweifen von dem begonnenen gedanken, die wirre anhäufung oft ganz zweckloser und trivialer notizen ist auf die dauer kaum erträglich. Was der verfasser in dieser beziehung seinen lesern zumutet, mag man aus folgender stelle ersehen (s. 25): „Hervorheben möchte ich, dass es [in der jungfrau von Orleans] nicht bloss die sagen des klassischen altertums sind, die Schiller zu seiner schöpfung angeregt haben, sondern ebenso die erhabene und schwungvolle sprache der bibel. Ja die im turme gefangen sitzende jungfrau beruft sich ausdrücklich auf das vorbild Simsons, der, geblendet und gefesselt, nach langen jahren wider die göttliche kraft in sich fühlt und sich mit seinen feinden unter den trümmern des von ihm eingestürzten gebäudes begräbt.“ Nach dem citat „Du halfst dem Simson usw.“ heisst es dann weiter: „Simson ist richter in Israel, er ist ein nasiräer, ein gottgeweihter, der als solcher kein scheermesser an sein haupt kommen lassen darf usw. ... Die zeit der richter ist überhaupt die heldenzeit des israelitischen volks, und es wäre eine dankbare aufgabe, die drei mythischen heldenjünglinge der drei grossen kulturvölker ... in parallele zu stellen. Auch eine richterin und prophetin, Deborah, herschte damals über Israel, die mit Barak auszog in den kampf gegen Jabin, diesen in die flucht schlug“ usw. — Man wird mir zugeben, dass der hier sich verratende mangel an zucht der gedanken fast peinlich wirkt. Daneben wimmelt die arbeit auch von unklarheiten und geschmacklosigkeiten im einzelnen. Als stilblüte führe ich an (s. 14): „In der nächsten nacht erleuchtet Sinons fackel auch ihnen [den Trojanern] die nacht des geistes und schreibt mit flammenschrift Laokoons namen als den eines märtyrers für sein vaterland in das buch der geschichte.“

Boxberger gilt mit recht als einer unserer besten Schillerkenner, seine durch eine seltene belesenheit unterstüzte, unermüdliche tätigkeit in erschliessung neuer quellen für die kentnis und das verständnis Schillers verdient volle anerkennung. Um so mehr ist es zu bedauern, dass er ein so formloses elaborat veröffentlichen konte.

III. Gesamtausgaben.

11) **Schillers werke,** herausgegeben von **R. Boxberger.** Stuttgart und Leipzig o. j. W. Spemann. Jeder band 2,50 m.

1) Boxberger sagt wörtlich, Schiller habe denselben „zunächst im siegesfest in eigner person auftreten lassen und in der jungfrau von Orleans als Talbot reproduciert“, während doch das gedicht dem jahre 1803 angehört, das drama 1801 vollendet wurde.

Bd. III. Räuber, Fiesko in beiden bearbeitungen.
Bd. IV. Kabale und liebe, Don Karlos, mit dem ersten druck und der bühnenbearbeitung des D. K.
Bd. VII. Übersetzungen und bearbeitungen fremder lustspiele und bühnenbearbeitungen fremder stücke.
Bd. VIII. Körners vormittag. Oberon. Malteser. Narbonne. Schiff. Warbeck. Agrippina. Braut in Trauer. Rosamunde. Lustspiel im geschmack von Goethes bürgergeneral. Polizei. Themistokles. Gräfin von Flandern. Flibustiers. Herzogin von Zelle. Elfride. Demetrius.
Bd. X, 1. Universalgeschichte. Abfall der Niderlande.
2. Historische memoires. Kleine historische schriften.
Bd. XI. Dreissigjähriger krieg.
Bd. XII, 1. Kleinere philosophische schriften.
2. Philosophischer nachlass. Angewante ästhetik. Medizin. Juvenilia.
(= Deutsche nationallitteratur, historisch-kritische ausgabe von Josef Kürschner, bd. 120. 121. 124. 125. 127—129.)

Diese ausgabe ist ohne zweifel für weitere kreise die brauchbarste aller bisher erschienenen. Zwar bedingte der plan der samlung ein absehen von den verschiedenen lesarten und eine anbequemung an die heutige orthographie; aber wenn der text auch nicht streng wissenschaftlich, wie in der grossen historisch-kritischen ausgabe von Goedeke, widerhergestelt ist, so ist er doch mit grosser sorgfalt bearbeitet. Ausserdem aber bietet die ausgabe alle zum verständnis nötigen hilfsmittel in bequemster weise. In den einleitungen wird der leser kurz aber doch genau über die entstehung der einzelnen werke orientiert, in den anmerkungen werden die wesentlichsten parallelen, quellennachweise und erklärungen gegeben. Zwar decken sich diese anmerkungen zum grossen teile mit den in den späteren bänden der Hempelschen ausgabe (welche ja wol auch von demselben herausgeber besorgt sind) enthaltenen, doch sind die erforderlichen hinweise auf die inzwischen erschienene litteratur sorgfältig nachgetragen. Unter den vorzügen, welche diese ausgabe vor der bisher so empfehlenswerten Hempelschen besizt, möchte ich noch besonders auf folgende aufmerksam machen. In bd. III ist der bei Hempel von W. v. Maltzahn seltsam genug nur bruchstückweise mitgeteilte, zuerst 1880 von dem buchhändler A. Cohn volständig publicierte, unterdrückte bogen der Räuber zum ersten male in eine Schillerausgabe aufgenommen (auch Goedeke konte nur die Hempelschen bruchstücke geben); ebenda ist die theaterbearbeitung der Räuber — leider mit einigen wilkürlichkeiten in der interpunktion, die doch für die art, wie Schiller sich die declamation dachte, sehr bezeichnend ist[1] — und des Fiesko abgedruckt. In bd. IV werden zum Don Carlos nicht bloss, wie bei Hempel der erste plan des stückes, sondern auch der erste druck aus der Thalia, die bühnenbearbeitung und die novelle des St. Réal in der in Eisenach erschienenen übersetzung (auf die Schiller selbst verwies) hinzugefügt. In bd. XII, 2 ist der urtext der briefe über die ästhetische erziehung nach der von Michelsen in Rodenbergs Deutscher rundschau erfolgten veröffentlichung aufgenommen. Dagegen muste die in denselben band gehörende lateinische dissertation natürlich ausgeschlossen bleiben.

1) Es ist z. b. in dieser hinsicht ein unterschied, ob act IV, sc. 17 die theaterausgabe (s. 132) Moor sagen lässt *O ich blöder! blöder! blöder thor!* oder ob B. (s. 202, 2) die ausrufungszeichen in kommata verwandelt (dass er nicht etwa principiell die interpunktion modernisiert hat, zeigt ein blick in das stück).

IV. Gedichte.

12) **Heinrich Viehoff,** Schillers gedichte erläutert und auf ihre veranlassungen, quellen und vorbilder zurückgeführt nebst variantensamlung. Sechste umgearbeitete auflage. Bd. I. Gedichte der ersten und zweiten periode. XXVIII, 290 s. — B. II. Gedichte der dritten periode; erste abteilung: das jahr der ideendichtung und das epigrammenjahr 1795 und 1796. 214 s. — Bd. III. Gedichte der dritten periode; zweite abteilung. Vom balladenjahr bis zu Schillers tode. 1797—1805. 252 s. — Stuttgart, verlag von C. Conradi. 1887. 7 m.

Nur der anfang der neuen ausgabe ist von Viehoff († 5. aug. 1886) besorgt, die neubearbeitung hat der hauptsache nach sein schwiegersohn V. Kiy durchgeführt. Viel mühe hat sie ihm schwerlich gemacht. Die sechste auflage ist im wesentlichen ein abdruck der fünften, nur ist wider wie in der dritten die chronologische anordnung befolgt und eine reihe von Schiller verworfener gedichte mit abgedruckt. Auf die neuere litteratur ist fast nirgends rücksicht genommen. Zu dem gedichte „der eroberer" werden daher nur einige recht oberflächliche, schiefe, zum teil phrasenhafte bemerkungen gemacht, die sehr gründliche interpretation und beurteilung des gedichtes von Chr. Jeep (in den N. jahrbb. f. phil. u. pädag. II. abt. 1869, s. 421—436) existiert für den verfasser nicht. Ja selbst die einwände, welche G. Hauff in seinen Schillerstudien (Stuttgart 1880) gegen einzelne deutungen Viehoffs erhoben hat, sind, soweit ich es kontrollieren konte, von dem herausgeber einfach ignoriert (vgl. z. b. Hauff s. 222 mit Viehoff III, 133). — So ist der commentar erheblich hinter den anforderungen, die man jezt an einen solchen stellen muss, zurückgeblieben.

13) **C. H. Manchot,** Martin Crugot, der ältere dichter der unüberwindlichen flotte Schillers. Mit einem bildnisse. Bremen, verlag von C. W. Roussel. 1886. — 61 s. 8. 1 m.

Im zweiten heft der Rh. Thalia von 1786 veröffentlicht Schiller eine übersetzung von Merciers „précis historique zu seinem portrait de Philippe II" (Amsterdam 1785). Zu der vernichtung der armada ist hier unter dem text bemerkt: „Diese merkwürdige begebenheit hat ein dichter jener zeit in folgender ode besungen: Die unüberwindliche flotte. Sie kömmt — sie kömmt usw." In die samlung seiner gedichte von 1803 nahm er das gedicht auf mit dem zusatz „nach einem älteren dichter." Goedeke nahm jene übersetzung des précis in Schillers werke bd. IV auf, beim vergleich derselben mit dem urtext fand er schon bei Mercier mit der anknüpfung „voici de quelle manière un poète a peint cet événement" den wesentlichen inhalt in prosa, aber mit charakteristischen wendungen des Schillerschen gedichts angegeben. Goedeke glaubte, *un poète* sei Mercier selbst.

Manchot weist demgegenüber nach, dass die darstellung Merciers auf der schilderung eines 1756 zuerst erschienenen, dann in vielen auflagen verbreiteten erbauungsbuches der christ in der einsamkeit von Martin Crugot (geb. 1725 in Bremen, gest. 1790 als hofprediger des fürsten von Carolath) beruhe. Unter den französischen übersetzungen des buches (eine derselben rührt von Elisabeth, der gemahlin Friedrichs des grossen her) bildete diejenige von Gabriel Soigneux 1770 die vermitlung.

Weiter macht Manchot wahrscheinlich, dass die übersetzung des précis in der Thalia nicht von Schiller herrührt, sondern von dem verfasser der übersetzung des ganzen portrait de Ph. II, welche 1788 in Leipzig und Liegnitz erschien.

Sehr schwierig gestaltet sich nun die frage nach Schillers quelle. — Manchot nimt an, dass Schiller eine ihm von dem übersetzer des précis mit eingesante versifikation des Crugotschen textes überarbeitete und aus Mercier erweiterte; ja er versucht durch beseitigung der strophischen unregelmässigkeit und einiger sprachlichen und sachlichen anstösse des jetzigen gedichts jene ältere form zu reconstruieren. „Die ältere dichtung legt allen nachdruck auf die göttliche rettung; Schillers pathos hebt die anstrengung der menschen gegen könige und tyrannen, fast im widerspruch zum ausgang des gedichtes, hervor. Einfacher in der anordnung, dramatischer im fortschritt, kräftiger im abschluss, ist die ältere dichtung frei von manchen überschwänglichkeiten, die in Schillers bearbeitung gekommen sind .... Schillers damaliger gesinnung entsprach es, allem religiösen, dem protestantischen wie dem römischen, den geist und das genie der menschen entgegenzusetzen: der ältere dichter der unüberwindlichen flotte sah das ereignis mit religiösem danke für die behütung des protestantismus, der ihm im gegensatz zur römischen propaganda der höchste schutz aller freiheit war, betrachtete er doch [in der politischen flugschrift „der krieg in Deutschland“ 1757] unter demselben gesichtspunkt den krieg Friedrichs II. mit einem prophetischen blick auf alles grosse, das aus den taten des grossen königs hervorgehen solte.“ — So ansprechend diese vermutungen sind, so verhehlt sich der verfasser selbst nicht die unsicherheit derselben.

Im anschluss an diese untersuchung gibt Manchot eine eingehende, liebevolle würdigung Crugots; wir lernen in demselben einen edlen vertreter des älteren rationalismus kennen, dessen schriften ebenso durch die kraft der empfindung, wie durch eine in seiner zeit seltene phantasievolle lebendigkeit der darstellung ausgezeichnet sind. — Beiläufig wird s. 28 auf seinen einfluss auf Lessing und Gellert hingedeutet.

Hervorheben möchte ich noch, dass nach Manchot bei ihm zuerst das wort *selbstsucht* sich findet.

14) **Emil Grosse**, Das ideal und das leben von Schiller. Zum schulgebrauch erklärt. Mit einem anhange. Berlin, Weidmannsche buchhandlung. 1886. — 88 s. 8. 1,60 m.

Die schrift enthält einen abdruck des gedichts mit den später ausgefallenen strophen und den wichtigsten varianten (nach Goedeke), die beiden über dasselbe zwischen Schiller und W. v. Humboldt gewechselten briefe, eine ausführliche (von s. 16—36 reichende) einführung in die zu grunde liegende idee, eine kurze prosaische angabe des inhaltes der einzelnen strophen, endlich parallelen und erklärungen zu einzelnen versen. Der anhang bringt die abhandlung von Lehrs über die Horen, Plato Phaedr. c. 25—31 nach der übersetzung desselben gelehrten, und endlich Winckelmanns hymnus auf den Apoll von Belvedere.

Man sieht eine fülle von stoff ist hier zur erklärung des gedichtes zusammengetragen. Fehlen könte zunächst ohne schaden der anhang, vor allem jener aufsatz von Lehrs, denn er steht doch zu dem gedichte in gar zu lockerer beziehung, und wenn ihn jemand einmal in die besprechung desselben hineinziehen wolte, so sind doch wahrhaftig die „populären aufsätze“ jedem leicht zur hand. — Auch sonst aber führt den verfasser der wunsch, den gedanken durch parallelen zu illustrieren, oft zu weit: einzelne seiten sind fast ein mosaik aus citaten! Und wie zwecklos sind manche derselben! Man vgl. z. b. s. 22—24; wie verkehrt sind hier die „Sehnsucht“ und der „Pilgrim“ oder gar die worte Wallensteins zu Max herangezogen! Ich

fürchte, dass durch diese zu üppige fülle von parallelen der gedanke des gedichts nur überwuchert wird.

Indessen diese mängel sind schliesslich doch nur die mängel des reichtums, und der lehrer, für den das buch wol zunächst nur bestimt ist, mag sich aus dem dargebotenen auslesen, was ihn gut dünkt. Und man muss es dem verfasser nachrühmen, dass, wenn man auch mitunter eine strengere beschränkung auf das wesentliche wünschte, es ihm gerade dadurch, dass er den begriff der ästhetischen betrachtung in den mannigfachsten anwendungen zeigt, auf das glücklichste gelungen ist, denselben den schülern verständlich zu machen. Vortreflich dient zu diesem zwecke auch der vergleich der ästhetischen erhebung mit der religiösen und ethischen.

Die vorstellung des rein-ästhetischen zustandes, welche das in immer neuen variationen behandelte thema des gedichtes bildet, muss dem schüler zunächst fremd sein, sein eigenes verhältnis zur kunst ist noch ein wesentlich stofliches, die ethische wirkung überwiegt entschieden. Ich weiss nicht, ob es gut getan ist, ihn, bevor er selbst auch nur das bedürfnis, geschweige denn die fähigkeit eines rein ästhetischen genusses hat, schon über die ästhetische empfindung — wie Schiller wolte — ästhetisch empfinden zu lassen! Freilich — dazu komt es auch nicht! Der verfasser wird sich wol selbst nicht darüber täuschen, dass er mit seinem ausführlichen commentar, mit allen jenen mit anerkennungswertem geschick versuchten anknüpfungen an analoge vorstellungen aus der erfahrung des schülers doch nur das erreicht, dass lezterer den inhalt des gedichtes logisch versteht — und ich fürchte, es wird dies gedicht zum grossen teil dem schüler „eine in verse gebrachte metaphysik des schönen“ bleiben. Gerade die analyse des gedichts, welche der verfasser s. 37—42 gibt, kann nur dazu dienen, diese befürchtung zu verstärken. Sie entwickelt klar und verständig den gedankengang, von dem gedicht als einem lyrischen kunstwerk ist weder hier noch sonstwo in der ganzen schrift die rede.

So scheint mir Grosses versuch, das gedicht der schule zugänglich zu machen, obwol — oder auch weil — ich ihn relativ für den besten aller bisher gemachten halte, das misliche der lektüre derselben auf diesem standpunkt nur fühlbarer zu machen. Künstlich muss dem schüler erst die empfindungswelt desselben erweckt werden, künstlich wird das verständnis desselben bleiben, den wesentlichen schritt von logischem verständnis zu ästhetischem genuss wird nur in seltenen ausnahmen ein schüler volziehen.

Von einzelheiten möchte ich nur einen s. 24 vorkommenden irtum hervorheben, weil man ihn auch in anderen einzel-interpretationen von Schillers gedichten gelegentlich antrift. Der verfasser sagt: „Es ist sehr bezeichnend, dass „die teilung der erde“ und „das mädchen aus der fremde“ vor „das ideal und das leben“ von Schiller in der gedichtsamlung gesezt sind.“ Er glaubt also offenbar, dass die anordnung der Körnerschen vulgata von Schiller herrühre! Vielleicht hat er sich durch eine erklärung des „mädchens aus der fremde“ von A. Otto (in den jahrb. f. phil. u. paed. 1885. II. abt. s. 185 fgg.) verleiten lassen, der auch in der zusammenstellung gerade dieser gedichte einen fingerzeig dafür, wie Schiller sie aufgefasst wissen wolte, zu finden meinte.

15) **Helene Lange**, Schillers philosophische gedichte. Sechs vorträge, gehalten in Berlin im winter 1885—86. — Berlin, L. Oehmigkes verlag (R. Appelius). 1887. 188 s. kl. 8. 1,60 m.

Die vorträge behandeln: I. (s. 1—35) den ersten algemeinen teil der künstler. II. (s. 36—67) den zweiten culturhistorischen. III. (s. 68—96) die führer des lebens (s. 79), den genius (s. 81), den tanz (s. 90). IV. (s. 97—125) die würde der frauen, das verschleierte bild zu Sais (s. 108), den spaziergang (s. 117). V. (s. 127—157) die ideale (s. 136), den pilgrim (s. 147), die sehnsucht (s. 153). VI. (s. 158—188) das ideal und das leben.

Mit ausnahme der künstler wird den in einem abschnitt zusammengefassten gedichten eine zusammenhängende schilderung der sie beherschenden philosophischen anschauungen Schillers voraufgeschickt; dann wird der gedankengang der gedichte angegeben und erläutert. Eine scharfe und genaue analyse darf man hier allerdings nicht suchen: der verfasserin kam es vielmehr darauf an, die hauptgedanken zu entwickeln und ihrem publikum lebendig zu machen. Im ganzen ist ihr dies nicht übel gelungen: sie versteht es, das interesse für die in betracht kommenden fragen zu erwecken, die abstrakten gedanken an die erfahrung anzuknüpfen, in beziehung zu dem gemütsleben zu setzen, in phantasievoller und doch klarer darstellung auszuführen. Freilich wird dabei manches etwas wilkürlich aus- und umgedichtet: nicht ohne lächeln wird man z. b. die psychologische skizze lesen, welche die verfasserin von dem jüngling zu Sais entworfen hat — so hübsch sie ist, die eigentliche pointe des gedichtes wird doch darin abgestumpft!

Um Schillers philosophische dichtungen dem verständnis weiterer kreise nahe zu bringen, ist das buch treflich geeignet; aber auch, wer sonst an eine tiefer eindringende interpretation gewöhnt ist, wird nicht ohne interesse sehen, wie eine feinsinnige dame hier jene dichtungen in echt weiblicher weise aufgefasst hat.

16) **Friedrich Widder,** Schiller als erzählender dichter. — Progr. des grossh. gymnasiums in Lahr. 1885. 24 s. 4.

Der verfasser sieht von den dramatischen erzählungen und den „von Schiller selbst zur lyrischen gattung gerechneten gedichten", wie Kassandra ab; er berücksichtigt nur den taucher, handschuh, ring des Polykrates, ritter Toggenburg, kraniche des Ibykus, gang nach dem eisenhammer, kampf mit dem drachen, bürgschaft, Hero und Leander, graf von Habsburg.

Aus dem hinblick auf die entstehungszeit dieser gedichte ergeben sich ihm als gesichtspunkte seiner betrachtung der vergleich derselben mit den Goethischen balladen und die erwägung des zusammenhangs, in welchem der erzählende dichter mit dem philosophischen und dramatischen stehe.

Zunächst aber werden die quellen der genanten gedichte angegeben und auf übereinstimmungen auch im einzelnen hingewiesen. Dieser abschnitt ist hier, ganz abgesehen davon, dass er nur bekantes widerholt[1], um so weniger am platze, als der verfasser später nochmals die gedichte mit den quellen mit bezug auf die composition vergleicht. — Dann wird der „ideengehalt" der balladen des breiteren auseinandergesezt, und nun endlich — auf s. 16 — begint die arbeit des verfassers

1) Dabei hat der verfasser aus einer ganz richtigen bemerkung Düntzers II, 306 folgendes gemacht: quelle des ganges nach dem eisenhammer ist „das werk des französischen novellisten Rétif de la Bretonne: Coeur humain dévoilé, wo in der 9. novelle der samlung „les contemporains" unsere geschichte eingeschoben ist." Dass er contemporains für contemporaines schreibt, mag noch hingehen, denn der fehler findet sich oft; das ganze aber ist ungefähr dasselbe, wie wenn ich sagen wolte: „Wir lesen in Goethes roman Wilhelm meister, wo es in der briefsamlung „Werthers leiden" folgendermassen heisst . . ."

einen etwas selbständigeren charakter anzunehmen, indem er es unternimt, die kunstmittel des dichters zu betrachten. Nicht als ob seine beobachtungen auf diesem gebiete gerade neu wären — sie finden sich alle schon in den bekanten kommentaren von Viehoff, Grube, Düntzer, Götzinger — aber der verfasser hat sie geschickt in zusammenhang gebracht. Bei dieser gelegenheit werden nun, wie schon angedeutet, die balladen nochmals mit ihren quellen verglichen, um den vorzug der einheitlichen composition deutlich zu machen.

V. Dramen.

Von erklärenden einzelausgaben der dramen führe ich zunächst die bei Ferdinand Schöningh in Paderborn in kl. 8 erschienenen kurz an:

17) Wallenstein, mit ausführlichen erläuterungen für den schulgebrauch und das privatstudium von **A. Funke.** 1885. — 334 s. 1,80 m.

18) Maria Stuart [titel wie oben] von **Heinrich Heskamp.** 1884. — 192 s. 1,35 m.

19) Jungfrau von Orleans ... von **A. Funke.** 1886. — 172 s. 1,20 m.

20) Wilhelm Tell ... von **A. Funke.** 1880. — 164 s. Zweite verbesserte auflage. 1883. — 162 s. — Dritte verbesserte auflage, mit einem kärtchen. 1886. — 170 s. 1,20 m.

21) Die braut von Messina .... von **Heinrich Heskamp.** 1887. 170 s. 1,20 m.

Die einrichtung dieser im wesentlichen nach derselben schablone gearbeiteten ausgaben ist folgende: 1) Der text mit sachlichen und sprachlichen fussnoten. 2) Fragen über die einzelnen scenen. 3) Fragen über das ganze drama. 4) Sentenzen. 5) Aufsatzthemata. 6) Litteraturangabe. Bei der Maria Stuart folgt noch als selbständiger abschnitt „Maria Stuart im lichte der geschichte“, bei den andern dramen ist diese frage bei der erklärung der einzelnen scenen und in den noten mit behandelt.

Der standpunkt der commentare ist ein ganz elementarer. Die erklärenden noten sind meist zweckmässig, wo sich dagegen die verfasser auf das ästhetische gebiet verirren, werden sie gewöhnlich geschmacklos. Unfreiwillig komisch wirkt nicht selten die frageform; von katechetischer anleitung hier etwas zu finden darf man nicht hoffen, höchstens können die fragen gelegentlich, wie Dickens *circumlocution office* zeigen, „wie mans nicht machen soll!“ Als erheiternde probe diene: Tell[3] s. 146 nr. 3 „Als was will der dichter Tells tat nicht erscheinen lassen?“; ebda nr. 4: „Welche probe soll dieselbe vielmehr auszuhalten vermögen?“ Antwort: „Die tat soll vielmehr die probe des besonnenen urteils aushalten!“ Erinnert dies nicht an gewisse „instruktionsstunden-blüten“ aus den fliegenden blättern? Zu den liedern der eingangsscene ist unter „form der lieder“ bemerkt: „das hirtenlied zeichnet sich durch einfachheit, das jägerlied durch erhabenheit, das fischerlied durch gefühl (!!!) aus.“ Und trotz dieser geschmacklosigkeiten, dieser verstösse gegen die elementarsten regeln der logik scheint diese ausgabe, nach den auflagen zu schliessen, rasch sich weithin verbreitet zu haben! Hoffen wir, dass sie sich nicht in gymnasiallehrerkreise verirrt!

In der von **Heinrich Keck** bei F. A. Perthes in Gotha in gr. 8 herausgegebenen samlung „Klassische deutsche dichtungen mit kurzen erklärungen für schule und haus“ sind bis jezt von Schillerschen dramen erschienen:

22) Wallensteins tod. Von **Georg Kern.** 1887. — VI, 171 s.

23) Wilhelm Tell. Von **O. Kallsen.** 1884. — 141 s. 1,20 m.

Die einleitung zum ersten drama orientiert zunächst kurz über die wichtigsten historischen darstellungen Wallensteins, bespricht dann Schillers abweichungen von der geschichtlichen überlieferung, inhalt und bau des stückes (nach Freytag), gibt eine kurze charakteristik der personen desselben (welche unbeschadet der kürze doch etwas mehr in die tiefe eindringen könte) und einen überblick über die behandlung des metrums.

Kallsens einleitung enthält die entstehungsgeschichte des Tell und eine ansprechende würdigung des dramas nach seiner ästhetischen und nationalen bedeutung.

Der text ist in beiden ausgaben mit kurzen noten versehen, welche historische und geographische anspielungen und einzelne schwierigkeiten im ausdruck erläutern. Während Kallsen sich fast durchweg auf das wirklich der erklärung bedürftige beschränkt, hat Kern nicht selten recht überflüssig poetische wendungen für das verständnis der schüler prosaisch verwässern zu müssen geglaubt[1].

24) **Hermann Unbescheid,** Beiträge zur behandlung der dramatischen lektüre. — Programm der Annen-realschule zu Dresden. I. 1884, 42 s. II. 1886, 44 s. 4.

Beide abhandlungen erschienen auch zusammengedruckt als selbständige schrift, Dresden 1886. Warnatz und Lehmann.

Die arbeit behandelt ausschliesslich die Schillerschen dramen (nur anhangsweise werden am schluss noch ganz kurz Iphigenie, Egmont und Nathan berührt); der verfasser hat sich die mühe gemacht, sie alle nach dem bekanten von Freytag in der technik des dramas aufgestelten schema zu disponieren; abhandlung I führt diese schematisierung bis zum höhepunkte des dramas, II wendet sie auf die sinkende handlung an, der ersteren hat er eine kurze erörterung „der idee, voraussetzung und des algemeinen charakters, d. i. des grundtons des dramas“, voraufgeschickt, der zweiten eine aufzählung einiger hauptgesetze der Hamburgischen dramaturgie und der formen des tragischen nach Vischer; zum schluss erhalten wir die ebenfals aus Freytag bekanten dramaturgischen tafeln, auf denen der „zeitliche verlauf durch die abscissen, die handlung durch die ordinaten dargestelt ist.“

Der verfasser hat seine arbeit mit vielem fleiss und hübsch sauber und accurat ausgeführt, aber — gibt es wirklich leser der dramen, die Freytags buch kennen, denen man das exempel erst in dieser weise vorrechnen müste? Von der „wol aufzuwerfenden frage“, ob denn jenes architektonische schema Freytags genüge, um die composition der dramen zu verstehen, sehe ich dabei ganz ab.

25) **Jacob Löwenberg,** Über Otways und Schillers Don Carlos. Heidelberger inaug.-dissertation. — Verlag von Carl Burow (G. Weiss). Heidelberg 1886. 126 s. 8. 1,60 m.

Der verfasser schickt der untersuchung eine sehr übersichtliche analyse der novelle des abbé St. Réal voraus, durch welche die vergleichung des Schillerschen Don Carlos mit dieser quelle wesentlich erleichtert wird. Es folgt s. 21—44 eine

1) Auf die bei Gräser in Wien, Siegismund & Volkening in Leipzig erscheinenden schulausgaben mag es genügen hier nur hinzuweisen.

inhaltsangabe des Otwayschen dramas und, bis s. 66, eine erörterung der benutzung St. Réals in demselben. Der hauptabschnitt s. 67—108 behandelt eingehend und klar die frage, wie weit Schiller von St. Réal abhängig sei und ob er daneben noch, wie Heller behauptet hatte, den Andronic des Campistron benuzt habe. Gerade auf der gründlichen untersuchung der lezteren frage beruht der hauptwert der vorliegenden schrift. Es gelingt dem verfasser in allen einzelnen punkten, an denen nach Heller Schiller Campistrons umdichtung der novelle des St. Réal gefolgt sein solte, die völlige unabhängigkeit desselben zu erweisen. In der tat steht Hellers annahme auf so schwachen füssen, er traut dem dichter dabei eine so kleinliche entlehnung von einzelheiten zu, denkt sich die arbeit desselben so äusserlich, dass man sich wundern muss, wie er die zustimmung von Gervinus und Koberstein finden konte. Wer wird nicht — um hier nur einiges hervorzuheben — das urteil des verfassers unterschreiben (s. 82): „Wenn Campistron aus den zwei gesanten der novelle den einen geschaffen und ihn neben den freund gestelt, solte dann nicht Schiller gleich die beiden gesanten mit dem freunde in eins haben verschmelzen können, ohne erst jenes armseligen vorganges zu bedürfen?“ Oder wer möchte den bekanten widerspruch, dass Don Carlos v. 1268 noch nichts von der hand der königin gelesen hat und den brief der Eboli für den ihrigen hält, während er sich v. 3621 einen brief, den die königin an ihn nach Alcala geschrieben, von Posa zurückerbittet — wer möchte diesen widerspruch mit Heller dadurch erklären wollen, dass Schiller unvorsichtig aus dem Andronic den vers entlehnte *je ne saurais reconnaître la main?* Der hinweis s. 72 auf einen ebenso schroffen widerspruch im Wallenstein, die erklärung desselben aus der verschiedenen conception des verhältnisses zwischen Don Carlos und der königin in den verschiedenen phasen des dramas und die beurteilung solcher widersprüche in dichtwerken überhaupt ist durchaus zutreffend. Schlagend ist auch s. 103 der nachweis, zu welchem wunderlichen misverständnis von v. 1146 „geben sie mir zu zerstören“ (wozu dann ebenso wunderlich in v. 1188 „wo Herzog Albas henker nur verheeren“ ein „handgreiflicher widerspruch“ gefunden wird) Heller durch seine annahme, Schiller habe hier eine „tirade Campistrons anbringen“ wollen, geführt ist; freilich ist auch die deutung des verfassers nicht ganz richtig.

Der schlussabschnitt s. 109 fgg. enthält einen vergleich zwischen dem Otwayschen und dem Schillerschen Don Carlos, wobei zur widerlegung jener Hellerschen hypothese s. 116 ironisch einzelne übereinstimmungen beider unter einander, die zugleich abweichungen von St. Réal sind, und endlich noch ähnliche wendungen, die sie mit Campistron teilen, hervorgehoben werden. Der verfasser übersieht dabei, dass — wie ich aus einer notiz Boxbergers in den „signalen a. d. litt. welt“ 1884, 174 entnehme — eine anlehnung Schillers an Otway allerdings von Thornton in seiner ausgabe des Otway, London 1879, behauptet ist. Boxberger bemerkt dazu: „Thornton muss die beiden stücke nicht wirklich verglichen haben; ich habe das englische stück gelesen, aber keine ähnlichkeit finden können.“ Boxberger spricht sich hier auch gegen die Hellersche annahme einer benutzung Campistrons aus.

26) **K. Tomaschek,** Schillers Wallenstein. Zweite unveränderte auflage. Wien, K. Gerolds Sohn. 1886. — 38 s. 8. 0,80 m.

Die erste auflage erschien 1858. — Der verfasser gibt einen überblick über die entstehung der tragödie und bespricht dann hauptsächlich den charakter des helden, wobei er viel zu einseitig die schuld desselben betont.

27) **J. G. Roennefahrt,** Schillers dramatisches gedicht Wallenstein, aus seinem inhalt erklärt. Zweite auflage. — Leipzig, Dyksche buchhandlung. 1886. VI, 143 s. 8. 2,80 m.

Die neue auflage weist keine wesentlichen änderungen der ersten (1855; 112 s.) auf. Einige zusätze sind mir aufgefallen. Sie hätten ruhig fortbleiben können. Z. b. zu s. 68 der alten auflage, wo die bedeutung von Maxens verlust für Wallenstein geschildert ist, sezt der verfasser s. 87 der neuen hinzu: „Und doch ists damit noch nicht genug. Denn Wallenstein muss bekennen „so hab ich diesem würdig braven mann, dem Buttler, stilles unrecht abzubitten" .... Da konte nicht die rede sein von schicksalsfügung und walten, das war Wallensteins eigenstes, rein persönliches verfahren, und zwar war es ein verfahren eines Joviskindes unwürdig, ein verfahren, dessen ein deutscher fürst, der nach einer königskrone die hand ausstreckte, sich schämen muste und dafür abbitte zu leisten sich gedrungen fühlte. Diese selbsterniedrigung war wol noch bittrer als die absage der Pappenheimer" usw.

Die schrift berührt uns heute trotz mancher feinsinniger und geistreicher bemerkungen im ganzen entschieden fremdartig. Sie repräsentiert noch eine nun überwundene richtung der ästhetischen betrachtung, welche nur den „ideen" eines werkes nachgieng.

28) **Franz Hann,** die schicksalsidee in Schillers Wallenstein. Eine ästhetische abhandlung. — XXIV. Programm des k. k. staatsgymnasiums zu Klagenfurt. 1884. 15 s. gr. 8.

„In dem prologe zur trilogie, der als eine erklärende zueignung aufzufassen ist, sagt uns Schiller ausdrücklich, dass die grössere hälfte der schuld Wallensteins den unglückseligen gestirnen zuzuwälzen sei. Aus der durch diese schicksalsmacht herbeigeführten schuld Wallensteins, nämlich der des verrates, des abfalles vom kaiser, folgt der durch neues walten der ananke herbeigeführte untergang des helden, denn wer des ewigen rechtes heilige satzung nicht ehrt, den trift rascher schicksalsschlag." Demgemäss unternimt es der verfasser in abschnitt I. „der schicksalsglaube als wirkende tragische macht" nachzuweisen, dass „der glaube an die sterne, d. i. an das schicksal" Wallenstein nicht bloss „verblendet, ihn zum zauderer macht, den plan des abfalles reift und den entscheidenden entschluss zu stande bringt, sondern auch den „tragisch verhängnisvollen plan geboren hat"; leztere behauptung soll durch die worte der herzogin W. T. III, 3 „seit dem unglückstag zu Regensburg" usw. bewiesen werden. Abschn. II schildert „das schicksal als stürzende macht", abschn. III behandelt die „ästhetische zulässigkeit der schicksalsidee und gründe für die einführung derselben in Schillers werk." Hat der verfasser vorher aus dem Wallenstein eine reine schicksalstragödie zu machen gesucht, so sucht er hier dieselbe vom moralischen und vom ästhetischen standpunkt zu rechtfertigen, einmal, weil das schicksal hier eine gerechte sitliche vergelterin sei, sodann, weil „das dasein einer unendlichen, alles beherschenden schicksalsmacht, poetisch fingiert, die vorstellung des erhabenen hervorruft."

In einem zweiten teil der arbeit verspricht der verfasser auch die entgegengesezten auffassungen anderer interpreten näher zu erörtern; vorläufig berücksichtigt er keinen gegen seine ansicht erhobenen oder zu erhebenden einwand. Ich halte es für überflüssig, bekantes dagegen zu widerholen.

29) **Karl Koch,** Bemerkungen zu Schillers dramen. I. Wallenstein. Programm des gymnasiums zu Münstereifel. Bonn 1884. (Progr. nr. 411). 20 s. 4.

Die erste hälfte der arbeit bespricht die schuldfrage, ohne neues zu bringen; die zweite sucht die von Fielitz über die dramatische bedeutung der liebesscenen zwischen Max und Thekla aufgestelte ansicht zu widerlegen und gelangt wider zu der alten auffassung derselben als einer episode resp. eines gegenbildes der haupthandlung.

30) **G. F. Eysell,** Schillers Jungfrau von Orleans, neu erklärt. Hannover, verlag von C. Meyer (G. Prior). 1886. — 364 s. 8. 3 m.

In der vorrede hat der verfasser selbst seinem werke folgende worte mit auf den weg gegeben: „Als eine neue erklärung von Schillers jungfrau kündigen sich die nachstehenden blätter an. Dass die erklärung sowol im ganzen wie im einzelnen eine neue, kann kein sachkundiger bestreiten. Jede bisher erkante, aber nicht gelöste schwierigkeit ist gehoben, unzählige annoch unerkante schwierigkeiten sind aufgedeckt und beseitigt. Die frage wird mithin nur die sein, ob das neue durchweg echt und richtig ist. Die beweise dafür glaube ich bis zu demonstrativer gewissheit aus der dichtung selbst geführt zu haben und wünsche von ganzem herzen, dass eine unparteiisch-vorurteilsfreie kritik mir alseitig recht gebe. Ich wünsche das nicht sowol um meinetwillen, als vielmehr zu ehren unseres grösten dramatikers und vor allem zum ruhme des deutschen volks.“ Diesem tone des vorwortes entspricht es durchaus, dass wir auf dem titelblatt lesen „Alle rechte vorbehalten.“

Das buch gibt im wesentlichen eine unendlich breite nacherzählung und weitschweifige erklärung des dramas, scene für scene. Der verfasser hat dabei oft mit einer, ich möchte sagen scholastischen spitzfindigkeit die seltsamsten schwierigkeiten entdeckt und mit einem in seiner art bewundernswerten scharfsinn zu lösen gesucht. Als curiosa führe ich folgende beispiele an: (s. 190) „Der geist, von dem Johanna v. 404 redet, und dessen stimme (v. 405), wie sie des gewiss ist, ihr nicht schweigen wird, ist der geist gottes oder der vergöttlichten Maria, mithin gott selbst oder die göttliche Maria; die stimme des geistes, welche sie ausser sich hört, ist gottes oder Mariens offenbarungsstimme.“ Dazu die anmerkung:

„Der geist ist:	„Die stimme ist:
1. Der geist der göttlichen offenbarung, d. h.	1. Die stimme der göttlichen offenbarung.
2. der geist des sich offenbarenden gottes, mithin, da gott geist ist,	2. Die stimme des sich offenbarenden gottgeistes, mithin
3. gott, der sich selbst (prol. 4) oder durch die vergöttlichte Maria (I, 10) offenbart. Göttlich nent sich M. v. 660.“ usw.	3. Die offenbarungsstimme gottes selbst oder an seiner statt der vergöttlichten, zur königin des himmels erhöhten Maria. V. 435 „Mich treibt die götterstimme (götter = gottheit).“ usw.

So hat sich auch der verfasser für die ganze dramatische entwicklung der Johanna eine art dogmatischen systems ausgeklügelt. Aber auch wo er uns nicht in diese mystischen tiefen führt, bietet er des wunderlichen genug. Man vergleiche die unglaubliche pedanterie, mit der s. 253 fg. der beweis angetreten wird, dass Johanna den Lionel nicht anzusehen brauchte, dass daher „das sehen ins auge und angesicht

ihre eigenste, freiste tat" sei. — Denjenigen, welche bisher über die identität des schwarzen ritters und Talbots noch nicht völlig klar waren, wird der folgende schlagende beweis dafür wilkommen sein (s. 231): „Wie der ritter im äusseren als das sprechende seitenstück zu Talbot dasteht, so zeigt er sich auch in seinem inneren als dessen volkommenstes ebenbild. In allem, was er sagt und tut, drückt sich Talbots charakter aus. Was dieser gedroht (II, 3): „Ich denke sie nicht so sanft zu umarmen", das volbringt der ritter, wenn auch unter veränderten umständen in anderer weise, als Talbot gedacht. Nicht sanft begegnet er ihr an leib und seele. Zwar haut er sie nicht mit dem schwerte nieder, wie Talbot sich II, 3 vorgenommen, denn er ist geist, wie wir wissen, und geister brauchen keine schwerter; aber als Johanna, durch seine tücken gereizt, das schwert gegen ihn erhebt, lähmt er sie durch berühren mit der hand .... Schon durch sein blosses erscheinen erhizt er sie .... zu einem verhängnisvollen verstoss gegen pflicht und vertrag .... **Fürwahr nicht sanft hat er sie umarmt! Kann es einen augenfälligeren, einen zwingenderen beweis geben**, dass der schwarze ritter Talbots geist ist? Alles was dem dichter die eigenart seiner dichtung erlaubte, hat er getan, um gerade über diesen punkt keine unklarheit zu lassen." (!!)

Bedenkt man ferner, dass der verfasser die trivialsten einzelheiten breit und zum teil schief erklärt (zu Lionels worten „Ha! Was ist das?" wird z. b. s. 270 bemerkt: „die frage ist eine rhetorische, welche Lionel unwilkürlich an sich selber stelt = was soll ich davon denken? d. h. ich weiss nicht, was ich davon denken soll."), so wird man begreifen, wie der commentar zu einem so unverhältnismässigen umfang aufschwellen konte und wie dessen lektüre zu einer tortur wird.

Der verfasser hat offenbar mit warmer begeisterung seine arbeit unternommen und mit liebevolstem fleisse ausgeführt; das kann uns aber nicht abhalten, sie als eine völlig verfehlte zu bezeichnen und die mühe, die er darauf verwant hat, zu bedauern.

31) **Wittich,** Über Sophokles könig Oedipus und Schillers Braut von Messina. Programm des städtischen realgymnasiums zu Cassel. 1887. — 24 s. 4.

Die arbeit ist für schüler berechnet, sie geht weder tiefer auf den stoff ein noch bietet sie irgend etwas neues.

32) **Franz Kern,** Deutsche dramen als schullektüre. Vorlesung in der Berliner gymnasiallehrer-geselschaft gehalten. — Berlin, Nicolaische verlagsbuchhandlung (R. Stricker). 1886. 39 s. 8. 0,80 m.

Der verfasser wendet sich mit recht gegen die noch immer hie und da vorkommende, für lehrer wie schüler gleich bequeme unsitte des deklamatorischen lesens ganzer dramen, er will den hauptnachdruck gelegt wissen auf „die genaue betrachtung von charakteren und situationen, die deutliche erkentnis der motive der handelnden." Das „mangelhafte in der motivierung, das psychisch unmögliche" soll bei allem schuldigen respekt gegen den dichter nicht übergangen werden. — Dies leztere führt ihn u. a. auf eine kürzere betrachtung der Jungfrau von Orleans (s. 9) und eine eingehendere des Tell (s. 14—23). Der verfasser findet in dem bogenschuss desselben — ebenso wie in der heilung des Orest — einen nicht aufgelösten und nicht aufzulösenden rest des märchenhaften resp. mythischen stoffes. Nachdem er die situation geschildert hat bis zu den worten Stauffachers

Was Tell? Ihr woltet — nimmermehr — ihr zittert
Die hand erbebt euch, eure kniee wanken —

fährt er fort: „Jeder empfindet (?!), dass hier alles andere eher geschehen könne, als was nun im drama, dem idealisierten bilde des lebens, wirklich geschieht. Tell, dem es kurz vorher noch vor den augen schwimt, der mit zuckenden händen und rollenden augen dagestanden hat, schiesst wirklich. Als handlung einer dramatischen person, als handlung des Schillerschen Tell, der so warm und herzlich für die seinen empfindet, halte ich sein tun für völlig unverständlich, für psychologisch ganz und gar unmöglich." Eine „unwiderstehliche nötigung könte nur in Gesslers worten gefunden werden: Du schiessest oder stirbst mit deinem knaben. Aber selbst wenn Tell diese ganz unglaubliche (?) drohung — nach dem edikt war der ungehorsame nur mit seinem leib und gut dem könige verfallen — für eine ernstgemeinte hielt (?), so war zur not ein abgeben des schusses mit voller sicherheit den apfel nicht zu treffen motiviert, aber wahrlich nicht das zielen auf denselben mit der sehr nahen möglichkeit, den pfeil ins gehirn des knaben zu senden." Man kann, meine ich, auf diese ausführungen Kerns dasselbe erwidern, was Vischer über die beurteilung Romeos durch Gervinus sagt: Kern hat ganz recht, aber wenn Tell so besonnen handelte, wie er ihm vorschreiben möchte, wenn er im momente der tat alle eventualitäten so erwöge, so wäre er nicht mehr Tell. Ein märchenheld ist er deswegen ebenso wenig, wie Gessler ein „blindwütiger märchentyrann" ist.

Durch die schrift Kerns veranlasst hat dies Otto Schröder in einer sorgfältigen psychologischen entwicklung beider charaktere gezeigt („Das märchenhafte in Schillers Wilhelm Tell" in der Berliner zeitschr. für das gymnasialwesen, bd. XL, 1886, s. 398—403).

Ebenso wie hier regt das Kernsche buch überall zu einer erneuten schärferen prüfung so mancher traditionell gewordenen auffassungen an. Rückhaltlos schliesse ich mich seinen bedenken gegen die behandlung der Lessingschen dramen in der schule an. Vielleicht interessiert es den verfasser, dass das urteil, welches er über den charakter der Minna von Barnhelm fält: „Für die schauspielerin mag Minna eine dankbare rolle sein, denn sie geberdet sich als solche", schon von den zeitgenossen geteilt wurde. Als Caroline Flachsland ihrem verlobten es offen ausgesprochen hatte, wie kalt sie dies drama gelassen habe, antwortete Herder: „Seine Minna — ja die opfere ich Ihnen, das habe ich Ihnen gleich gesagt, ganz auf .... Was kann ich dafür, dass Lessing von den weibern so schwache, tändelnde und komödienmässige begriffe hat?"[1]

33) Schillers Demetrius, erläutert von **Heinrich Düntzer.** (Erläuterungen zu den deutschen klassikern, dritte abteilung: Erläuterungen zu Schillers werken, bd. 28). Leipzig, Ed. Wartigs verlag (E. Hoppe). 1886. — 124 s. 16.

In der aus den kommentaren zu den dramen bekanten weise erzählt der verfasser im ersten teile die entstehung des dramas, im zweiten gibt er eine entwicklung der handlung und zwar 1. der scenen in Sambor. 2. des bekanten fragments. 3. der entwürfe zur fortsetzung. — Auf das einzelne einzugehen, ist hier nicht möglich.

1) Vgl. J. G. v. Herders lebensbild. Sein chronologisch geordneter briefwechsel herausgegeben von seinem sohne. Erlangen 1846. III, 1, 136.

VI. Prosaisches.

34) Über naive und sentimentalische dichtung. Mit einleitung und anmerkungen von **Josef Egger** und **Karl Rieger**. (Graesers schulausgaben klassischer werke, herausgegeben von J. Neubauer, bd. IX.) Wien, K. Graeser. 1885. XVII, 142 s. 8. 1 m.

In den „Instructionen für den unterricht an den gymnasien in Österreich" (2. abdruck. Wien, A. Pichler. 1885) wird s. 154 für die VIII (oberste) klasse angeordnet: „Was die reiche anschauung an dichtungsgattungen, darstellungsformen, stileigentümlichkeiten bisher geboten hat, wird als grundlage zur lektüre von Lessings Laokoon und Schillers aufsatz Über naive und sentimentalische dichtung benuzt. Es soll dadurch eine zusammenfassung und ein theoretischer abschluss gegeben werden." Ich habe mich bisher noch nicht überzeugen können, dass wirklich schüler im stande seien, den gedankengang der Schillerschen schrift klar und scharf zu erfassen — eine ungefähre kentnis der hauptresultate können sie sich aneignen, aber hat diese für ihre geistige ausbildung besonderen wert? Ich werde in meiner auffassung wesentlich bestärkt, wenn ich sehe, wie ungenügend die bisherigen erklärungen der schrift sind, mit welcher ungenauigkeit der inhalt aufgefasst ist, wie flüchtig an den nicht abzuleugnenden unklarheiten[1] derselben vorübergegangen wird, wie die offenbarsten irtümer Schillers nicht bemerkt werden. Um von der klaren, aber dem zwecke eines vortrags entsprechend sehr kurzen skizze Kuno Fischers (Schiller als philosoph, Leipzig 1868, s. 115—153) und der eiligen inhaltsangabe bei Überweg (Schiller als historiker und philosoph, Leipzig, Reissner 1884, s. 250—261) abzusehen: wie oberflächlich ist doch selbst die ausführlichere analyse in dem sonst so wertvollen buche von K. Tomaschek (Schiller in seinem verhältnis zur wissenschaft. Wien, Gerolds sohn, 1862, s. 318—356), wie bleiben auch hier die schwierigkeiten zum grossen teil unbeachtet, wie oft wird der gedanke des dichters geradezu falsch aufgefasst! Und nun die schulausgaben! In der vorliegenden wird in der einleitung gehandelt über 1. Schillers philosophische studien und schriften. 2. Kant und seine drei kritiken. 3. Schiller und Kant. 4. Entstehung der abhandlung. Dann folgt bis s. 78 der text und s. 79—142 anmerkungen, welche „nur das material bieten wollen, um den selbstdenkenden schüler auf grundlage und ideen der schrift Schillers hinzuleiten, ihn zur vertiefung (?) anzuregen und ihn in den geist des zeitalters (!!) einzuführen." In wahrheit bringen sie wesentlich nur parallelstellen aus andern Schillerschen schriften, aus Garve, Herder usw., sowie litterarhistorische notizen über die in der abhandlung citierten dichter und dichtungsgattungen. Auf den gedankengang wird fast nirgends eingegangen. Die erklärung desselben bliebe also völlig der klasse überlassen. Bei der schwierigkeit des inhalts müste diese erklärung aber — wenn anders ein wirkliches verständnis erzielt werden soll — eine ganz unverhältnismässige zeit in anspruch nehmen! Einzelne abschnitte aus der schrift für die lektion auszusondern ist bei dem geschlossenen zusammenhang kaum tunlich; am besten eignete sich noch dazu der erste aufsatz „Über das naive" mit der berühmten besprechung von Glaukos und Diomedes waffentausch bei Homer und dem daran geknüpften vergleich zwischen der naiven darstellung des Homer und der sentimentalen Ariosts. Leider ist Schillers auffassung jener Homerscene durchaus schief, und es ist ein besonders drastisches beispiel für die flüchtigkeit der

1) Auf einzelne grundirtümer Schillers ist inzwischen hingewiesen in W. Scherers posthumer poetik (Berlin 1888) s. 181—183.

bisherigen analysen der schrift, dass keine einzige dies bemerkt hat, sondern dass erst Moriz Haupt darauf aufmerksam machen muste. Es ist nicht minder charakteristisch für die oberflächlichkeit, mit der die obige ausgabe gearbeitet ist, dass sie diese wichtige bemerkung Haupts nicht kent, obwol dieselbe doch schon 1879 in dem bekanten buche von Christian Belger publiciert ist.

35) Über naive und sentimentalische dichtung. Mit einleitung und anmerkungen von **Karl Tumlirz.** (Hoelders Classiker-ausgaben für den schulgebrauch.) Wien, A. Hoelder, 1886. — X, 100 s. 8. 0,64 m.

Diese ausgabe ist ebenfals durch jene österreichische regulative ins leben gerufen. Sie gibt weniger parallelstellen, als die vorige, dafür aber etwas zahlreichere kurze erklärungen einzelner stellen unter dem texte — offenbar traut der herausgeber dem „selbstdenkenden schüler" nicht ganz so viel zu, wie seine vorgänger, obwol er anderseits s. VII anm. Kant nach der Reclamschen ausgabe citieren will, weil diese „für die schüler am leichtesten zugänglich ist." Der preussische gymnasiallehrer wird mit neid auf seinen österreichischen collegen blicken, der seinen schülern ohne weiteres die lektüre Kants zumuten kann! Bei uns pflegt ja erst der student, und auch der nur in ernster, schwerer arbeit, sich in Kant hineinzulesen. Aber freilich, an solch eine lektüre denkt offenbar der herausgeber nicht von ferne — einige aus dem zusammenhang gerissene stellen soll der schüler nachschlagen, dann blättert er vielleicht etwas in dem krausen zeug herum und wird — ich weiss nicht wozu — angeregt.

Die einleitung enthält nach einer kurzen litterarhistorischen orientierung eine übersichtliche, aber ganz äusserliche angabe des gedankenganges der Schillerschen abhandlung.

36) **Anton Frank,** Über Schillers begriff des sitlich-schönen. Eine leitung zur förderung der lektüre des dichters an unseren gymnasien. Wien und Leipzig, o. j. [1885?], A. Pichler. — 22 s. gr. 8. 0,50 m.

Um die schüler für die durch die regulative von 1884 in Österreich gebotene lektüre der philosophischen lyrik und der abhandlung über naive und sentimentalische dichtung vorzubereiten, hat der verfasser es unternommen, die diesen werken zu grunde liegenden anschauungen im zusammenhang zu entwickeln und dem verständnis der schüler nahe zu bringen. Die kleine arbeit ruht auf einem sehr sorgfältigen studium der einschlägigen litteratur, die darstellung verfährt völlig voraussetzungslos und ist klar und leicht verständlich. Zu einer fruchtbaren lektüre der genanten abhandlung wird sie sicherlich mehr beitragen, als die oben besprochenen ausgaben; freilich zu einem wirklichen verständnis derselben auch im einzelnen reicht sie nicht aus.

37) **G. Howe,** Über den vermeintlichen wechsel in Schillers ansicht vom verhältnis des ästhetischen zum sitlichen. — Programm des real-progymnasiums zu Dirschau. 1886. (Progr. nr. 47.) 31 s. 4.

Zusammenfassende skizzen der Schillerschen ästhetik, abhandlungen über sein verhältnis zu Kant gehören seit jahren ebenso zu den regelmässig widerkehrenden erscheinungen in unserer programm-litteratur, wie die aufsätze über das schicksal in der braut von Messina und im Wallenstein. — In mehr oder weniger geschickter weise pflegen darin die in den bekanten werken von K. Fischer, Drobisch, Tomaschek,

Twesten, Überweg, Meurer enthaltenen gedanken überarbeitet zu werden, etwas neues wird schlechterdings nicht vorgebracht.

Auch die vorliegende schrift gehört zu dieser kategorie. Sie hat den vorzug, gewant und klar geschrieben zu sein, wenn auch eine etwas schärfere auffassung der gedanken Schillers, z. b. bei der wichtigen frage s. 16 u. zu wünschen gewesen wäre. — Seine quellen hat der verfasser nicht angegeben, nur gelegentlich auf K. Fischer hingewiesen.

Wenn doch die arbeiten über Schillers ästhetik, anstatt immer wider die alten algemeinheiten vorzubringen, endlich einmal sich der eindringenden durchforschung der einzelnen schriften zuwenden wolten! Wie ausserordentlich ist die klare erkentnis der Platonischen philosophie durch die selbstverleugnende, streng und gewissenhaft den gedankengang bis in alle einzelheiten hinein verfolgende analyse der hauptdialoge durch Bonitz gefördert worden! Es wäre meines erachtens dringend zu wünschen, dass auch für Schiller diese aufgabe in angriff genommen würde. Die analysen von Fischer, Tomaschek und Überweg beschränken sich viel zu sehr auf eine summarische angabe des inhalts. Welchen ertrag eine solche arbeit gewähren könne, zeigt die einzige, die bis jezt erschienen ist, Th. Michaelis abhandlung über Schillers Kallias (Berlin, Weidmannsche buchhandlung 1882; 14 s. 4). Gerade für die verfasser von programmabhandlungen eröfnet sich hier ein fruchtbares arbeitsfeld.

38) **Paul Klaucke**, Erläuterungen ausgewählter werke Goethes, für die obersten klassen höherer lehranstalten sowie zum selbstunterricht. Zweites heft: Egmont. Berlin, W. Weber. 1887. — 232 s. 8. 3 m.

S. 131—163 wird Schillers recension des Egmont sehr breit besprochen. Nachdem der verfasser den gedankengang derselben skizziert hat, verwendet er fast dreissig seiten dazu eine art gegenrecension zu schreiben! Punkt für punkt wird Goethe gegen alle diese vor hundert jahren gegen ihn gerichteten angriffe in schutz genommen, kaum dass der verfasser ganz am schluss einen kurzen anlauf nimt, die recension aus den verhältnissen zu erklären; sie im zusammenhang mit Schillers ganzer dramatischer entwicklung zu verstehen, dazu hat er nirgends auch nur den versuch gemacht! Zur charakteristik der kecken oberflächlichkeit des verfassers führe ich s. 140 an, wo er Egmont ein „ernstes pflichtbewustsein“ vindiciert, „das ihn in keinem augenblicke verlässt, weder in den stunden ausgelassener freude, noch in den ernstesten zeiten“ und s. 146, wo er den für die auffassung dramatischer charaktere geradezu klassischen grundsatz aufstelt: „Das niederländische volk in der ersten scene beurteilt den helden richtiger als Schiller .... Ja selbst ein menschenkenner wie Macchiavell urteilt trotz des leichtsins nicht ungünstiger über Egmont. Wie solten wir nun, die wir die verhältnisse nicht so klar durchschauen als jene, dennoch klüger sein wollen?“ — Die darstellung ist oft unglaublich schwerfällig, namentlich der satzbau oft labyrinthisch verschlungen: auf s. 139 z. b. begegnet uns ein satzungeheuer von netto 38 zeilen länge.[1]

SCHULPFORTE, NOVEMBER 1887. GUSTAV KETTNER.

1) Über A. Hettler, Schillers dramen, eine bibliographie vgl. bd. XVIII, s. 498—502.

Die lieder der Edda herausgegeben und erklärt von **B. Sijmons.** I. band: Text. Erste hälfte. Götterlieder. Halle a. S., verlag der buchhandlung des waisenhaus 1888. [Germanistische handbibliothek VII, 1.] XVI, 222 s. 8. 5 m.

Der plan der gross angelegten Eddaausgabe, deren ersten halbband ich hier zur anzeige bringe, ist den lesern dieser zeitschrift nach den aufschlüssen nicht mehr unbekant, welche der jetzige herausgeber der zeitschrift (dem zugleich die bearbeitung eines wichtigen teiles der neuen ausgabe zufallen wird) auf der Dessauer philologenversamlung vom jahre 1884 gegeben hat (s. diese zeitschr. XVII, 117 fgg.). Ich darf mich also darauf beschränken, hier in kürze hervorzuheben, dass ein erster band in zwei abteilungen die texte, ein zweiter einen kritischen und exegetischen commentar aus der feder von Sijmons bringen wird; als dritter band wird sich daran ein ausführliches wörterbuch von Gering anschliessen, dessen teilnehmende sorgfalt auch bereits dem vorliegenden, in jeder hinsicht vortreflich ausgestatteten halbbande nützlich geworden ist, welcher die götterlieder (einschliesslich Gróugaldr und Fjǫlsvinnsmǫ́l) und die fragmente mythologischer lieder in der Snorra-Edda bringt.

In zwei punkten unterscheidet sich die neue ausgabe vornehmlich von ihren vorgängern: in bezug auf die beigaben und die textgestalt. Was den ersteren punkt anbetrift, so folgt dem texte zunächst in knapper form der kritische apparat im engeren sinne; daran schliessen sich in einer besondern abteilung in kleinem, aber scharfem und übersichtlichem druck die prosaparallelen der jüngern Edda und anderer quellen, die für das verständnis des liedertextes von bedeutung sind. Man hat diesergestalt das ganze material der „eddischen“ überlieferung in bequemster weise vereinigt; und sicher werden die meisten benutzer des werkes mit dem ref. sich dem herausgeber für diese beigabe zu ganz besonderem danke verpflichtet fühlen.

Sodann aber erscheint der ganze text hier in wesentlich neuer gestalt. Dem vorgange von Müllenhoff-Hoffory und Mogk folgend gibt uns Sijmons den text der lieder in metrisch geregelter form und in der orthographie der ältesten handschriften. Dass auch sonst der text durch die hand des herausgebers manche verbesserung erfahren hat, braucht ref. wol kaum hervorzuheben: ein näheres eingehen auf diese wird aber erst möglich sein, wenn der verheissene commentarband vorliegt, der die begründung und rechtfertigung der textherstellung im einzelnen liefern soll. Einstweilen möge es daher gestattet sein, nur zu den beiden gedachten, mehr äusserlichen punkten, die übrigens in innigster wechselbeziehung stehen, einige bemerkungen zu machen, um so mehr als der herausgeber selbst s. VI des vorwortes zu einer discussion gerade in dieser richtung einladet.

Über die bedingungslose umschrift alter liedertexte in die sprachformen der ältesten isländischen handschriften hat ref. schon in Paul und Braunes beiträgen XII, 482—485 einige specielle bedenken vorgetragen; er suchte zu zeigen, dass das system der altisländischen handschriften, in unbetonten silben nur *e*, *o*, nicht *i*, *u* zu setzen, der sprache der älteren periode nicht gemäss sei, welcher die lieder entstammen. Der betreffende aufsatz erschien freilich zu spät, als dass er von Sijmons noch hätte berücksichtigt werden können, und für den zweiten halbband verbietet sich auch jetzt eine principielle änderung des im ersten halbband eingeschlagenen verfahrens von selbst. Trotzdem ist es vielleicht gerechtfertigt, hier nochmals auf die transcriptionsfrage zurückzukommen, weil es manchem scheinen möchte, als sei ein hinausgehn über die älteste handschriftlich erreichbare orthographieform überhaupt unzulässig; wie denn z. b. Braune, beitr. XIII, 209 neuerdings bemerkt hat,

ein versuch, die Eddalieder „strengphonetisch“ in die sprache des 10. jahrhunderts zurückzuschreiben, dürfte doch nur als lehrreiche übung, nicht aber für ausgaben der Edda billigung beanspruchen.

Darin bin ich freilich mit Braune durchaus einverstanden, dass dieses endziel nicht erreichbar ist, wenn man den „streng-phonetischen“ charakter der umschrift betont. Aber darum handelt es sich doch weniger, als einerseits um die wahl eines bestimten orthographischen systems, andererseits um die wahl grammatisch correcter formen. Beide fragen stehen vielfach im zusammenhang. Und da muss man sich doch zunächst fragen, ob es einen zweck hat, alle orthographischen eigenheiten einer bestimten isländischen schreibschule mitzumachen, wenn man sich z. b. entschliesst, in übereinstimmung mit dieser schreibschule von den beiden zeichen *þ* und *đ* oder *ꝍ* und *ǫ* das eine als überflüssig fallen zu lassen. Wir weichen doch von dieser schreibschule in zahlreichen punkten ab. So wenig wir uns durch sie bestimmen lassen, *M* oder *N* für *mm* oder *nn* zu schreiben, oder uns durch sie hindern lassen, *v* und *u*, *j* und *i* oder *c*, *k*, *q* nach modernem gebrauch zweckmässig zu regeln, so wenig brauchen wir uns durch dieselbe das hässliche *ę́* statt des sonst allerorts üblichen *œ* resp. *ǽ* aufnötigen zu lassen, weil wir etwa der schreibform *ǫ* für den in den europäischen alphabeten sonst nicht durch ein besonderes zeichen vertretenen offenen *o*-laut vor der schwerfälligeren form *ꝍ* den vorzug geben.[1] Wie man aber auch in solchen fällen wählen mag, sachlich ist die wahl ziemlich gleichgültig: für die grammatische richtigkeit, für die aussprache verschlägt es nichts, ob man *c* oder *k*, *ꝍ* oder *ǫ*, *œ* oder *ę* schreibt und druckt. Anders aber liegt die sache bezüglich der unbetonten *i*, *u* resp. *e*, *o*. Ich glaube a. a. o. wahrscheinlich gemacht zu haben, dass im elften jahrhundert entweder überall noch ein reines *i*, also doch auch wahrscheinlich noch ein reines *u*, gesprochen wurde, oder dass ein wechsel zwischen *i* und *e*, *u* und *o* nach bestimten gesetzen statfand. Wenn nun das isländische orthographiesystem um 1200 die *i*, *u* verwirft und *e*, *o* durchführt, so kann man wol zugeben, dass damals bereits eine verschiebung der alten aussprache statgehabt oder wenigstens begonnen habe. Was aber berechtigt uns, dies für ältere und zum teil sicher nicht isländische texte in anwendung zu bringen? Man wird dieser frage die antwort entgegenhalten: das natürliche bestreben, die texte in einer wirklich direkt überlieferten sprachform zu geben, die zeitlich der abfassung der lieder so nahe stehe wie möglich. Gegen diesen grund hätte auch ich nicht viel einzuwenden, wenn es nur möglich wäre mit ihm durchzukommen. Aber die metrik verlangt an unzähligen stellen die einführung „vorhistorischer formen“, d. h. die einsetzung sicher zu erschliessender älterer sprachformen, die handschriftlich nirgends mehr überliefert sind: so vor allen dingen die auflösung von contractionen, die in der zeit, aus der auch die ältesten handschriften stammen, bereits ausnahmslos volzogen sind. Weicht man aber in diesem punkte einmal von der isländischen überlieferung ab, so ist nicht einzusehen, warum man in der frage der *i*, *u* und *e*, *o*, die freilich metrisch nur in den seltensten fällen controlierbar ist (Beitr. XII, 483), nicht auch der älteren form ihr recht belassen darf. Verlangt man aber die consequenten *e*, *o*, so darf man meiner meinung nach auch die contractionen der überlieferung nicht auflösen, wie dies doch tatsächlich die herausgeber tun. Schreibt man *e*, *o*, so muss man ferner auch die vocaldehnungen wie in *úlfr*, *fólk* u. dgl. aufnehmen, denn *e*, *o* neben *ulfr*, *folk* ist ein entschiedener anachronismus.

1) Dass Sijmons diese *ę́*-marotte nicht mitmacht, bedarf wol kaum der hervorhebung.

Dies ist der einzige wesentlichere punkt, in welchem mir das von Sijmons gewählte orthographische system nicht gerechtfertigt erscheint. Alle übrigen formfragen sind einzelfragen von geringerer bedeutung. Anmerken möchte ich ein paar versehen, die mit untergelaufen sind. Im anfang sind noch einige kleine inconsequenzen stehen geblieben, so *man* für *mon* Vsp. 16, 3, *megenlig* Vsp. 26, 4, *spaklig* 30, 2, *hǫ́tlig* 33, 2, *undrsamligar* 61, 1 für *-leg, -legar.* Zu berichtigen sind ferner *ǫ́sbrú* Grimn. 29, 5, *Ǫ́smundar* ebd. 49, 2, *ǫ́sliþar* Skirn. 34, 3, *Ǫ́sgarþe* Hym. 7, 2, *ǫ́smegen* ebd. 32, 2. Fragm. 6, 1, 3, *Ǫ́sgarþ* Þrymskv. 17, 3, *ǫ́smegir* Vegt. 7, 3, *ǫ́smaga* Fjǫlsv. 33, 4 zu *ás-*, da die langsilbigen *u*-stämme in der composition keinen *u*-umlaut haben (vgl. Burg, die ält. nord. runeninschr. 58 fg. und Heinzel, anz. f. d. alt. XII, 48 fgg.); ebenso lies *ástráþ* Hym. 4, 4. 31, 2 statt *ǫ́stráþ*, und *váskapaþr* Hym. 10, 1 statt *vǫ́skapaþr;* umgekehrt *Hǫ́rs* (oder *Hǫars*) Vsp. 21, 3, *Hǫ́brók* Grimn. 44, 5, *fǫ́tt* ebd. 52, 1 statt *Hárs, Hábrók, fátt.* Unberechtigt erscheint es mir auch, die adverbia *gǫrla* Hav. 31, 3. 132, 1. Harb. 7. Lok. 21, 4 und *gǫrva* Hav. 101, 1. Harb. 18. Lok. 30, 1. 52, 3 neben dem adj. *gǫrr* regelmässig mit umlaut als *gørla* und *gorva* anzusetzen; für *gǫrla* vgl. speciell die von Gíslason, Njála II, 176 fgg. angeführten reime, für *gǫrva* aðalhendingar wie *fǫr : gǫrva* Ottarr svarti Hkr. 220, 1. Fms. IV, 39. OH. 16. Flat. II, 15; *róggǫrs : gǫrva* Arnórr Hkr. 515, 1. Fms. V, 118. VI, 21. Fagrsk. 95. OH. 234. Flat. III, 262 (Gíslason, Om helrim s. 41), *mǫrstrútr : gǫrva* Þórarinn stuttfeldr Hkr. 686, 3. Mork. 188. Umgekehrt ist Hav. 50, 1 *hrǫrnar* in *hrørnar* zu ändern, da dies wort, eine ableitung von *hrjósa*, *r*-umlaut verlangt; vgl. auch schreibungen wie *hreornar* St. Hom. 49, 18, *ohrørnoþō* Eluc. s. 44 (= 72, 8 Gisl.), *hreyrnudu* Stjórn 348, 34, und das subst. *hrør*, für welches die varianten *hreyr* und *hrer* vorkommen (Egilsson 392[b]. Vigfússon 290[a]). *Óþrerir* Hav. 106, 3 und *Þjóðreyrir* 160, 1 sind wol nur durch versehen in der form unterschieden; am besten wäre wol beide male *-rorir* gesezt worden, vgl. Müllenhoff, ztschr. f. d. alt. XXIII, 157.

Auch in beziehung auf quantitätsansetzung weiche ich gelegentlich von Sijmons ab. So halte ich formen wie *minn, minnar, mitt* für altertümlicher als *mínn, mínnar, mítt* und sehe in den lezteren, wo sie bei den skalden reimend auftreten, nur das produkt einer etymologisierenden anlehnung an die formen mit lautgesetzlich erhaltenem *í*; ich würde also gerade in alten texten *mínn* usw. nur da setzen, wo es der reim direkt erfordert, in der Edda mithin überhaupt nicht. — Zweifelhaft ist mir ferner *Býleipts* Vsp. 51, 4. Hyndl. 42, 4. Mir scheint allein Bugges deutung dieses namens (Norr. fornkv. 9) annehmbar zu sein; grundform wäre danach **buli-haifstar,* und dies hätte nach den von mir Beitr. XII, 486 fgg. besprochenen analogien, zunächst **byljeifstr,* demnächst **byleifstr* usw. ergeben müssen.[1] — Vsp. 62, 3 schreibt Sijmons *Hrópts sigtoptir,* wol mit bezug auf Müllenhoff, Altertumsk. V, 1, 155 (anders Mogk, Beitr. VII, 328 fg.); dann hätte aber auch *sigtóptir* angesezt werden müssen, denn offenbar ist eine hending beabsichtigt; vgl. auch die aðalhending *Hropts : toptir* bei Þórðr Kolbeinsson Hkr. 214. Fms. II, 324. Flat. I, 488. Leider ist die quantität des *o* in *topt* nicht mit sicherheit direkt zu bestim-

1) Länge der ersten silbe fordert auch noch der vers *til Byleists* Yngl. 45, 3 Wisén. Zu den a. a. o. besprochenen wörtern trage ich noch nach *miþialdra* St. Hom. 19, 4 (vgl. Larsson, Studier s. 63 fg. Svar på prof. Wiséns „Textkrit. Anmärkningar“ s. 51. Wisén, Arkiv 4, 222. Några ord om den Stockh. Homilieboken, Lund 1888, s. 30), die eigennamen *Nefjulfr, Hleðjulfr,* ferner *brynjulfs* Yngl. 44, 3 Wisén. Ein *j* wird weiter zu ergänzen sein in *fyr vin(j)eyjar viðri* Bragi Hkr. 7, *dyn(j)eyjar vit Freyja* Korm. str. 59, 8.

men, da streng beweisende reime fehlen. Für länge könte sprechen der vers *opt á óþalstóptum* Sigvatr Hkr. 521, 3[7]. Fms. V, 208. Flat. II, 394, der eigentlich skothending haben solte, für kürze wider der reim *topt : opt* Skáldhelga rímur VI, 8 (vgl. Gislason, Aarb. 1866, 258). — Harb. z. 86 ist *Sváranġs* zu setzen (*Svarangs syner* ist ein sehr unbeliebter versausgang), vgl. den viersilbler *Svárangr Skrati* (*Skratti*, *Skati*) in den Nafnaþulur SE. I, 550. II, 470. 553. 615. — Alv. 24, 3. 32, 3 ist mir *lágastaf* aus metrischen gründen wahrscheinlicher als *lagastaf*. — Lokas. 17 und in der überschrift von 16. 18 lies *Iþunn* statt *Iþunn*, da der name doch sicher zu *íþ* gehört; vgl. auch den viersilbler *Jorþ ok Iþunn* SE. I, 556, 2. — Skírn. 39, 1 würde ich ebenso *eyrinde* (resp. *órinde*) geschrieben haben wie Sijmons es Þrymskv. 9, 1. 10, 1 tut.

In grammatischer beziehung möchte ich namentlich zwei punkte hervorheben, in denen ich Sijmons nicht folgen kann. Zunächst in der ansetzung der formen *esomk* Skírn. 2, 1. Lokas. 35, 1 und *vǫsomk* Skírn. 13, 3. Obwol ich selbst früher die notwendigkeit einer lesung *gǫfumk* statt des bis dahin angesezten *gáfumk* betont habe (Beitr. VI, 333, anm. 2, vgl. auch Wisén, Carm. norr. s. 117), so glaube ich doch nicht, dass man auf diese form hin die regel umstürzen darf, dass diese formen vom pluralstamm gebildet werden, z. b. *buþumk* für *bauþmér*. Dann aber ist nur *eromk*, *vǫromk* möglich, mit grammatischem wechsel, und *vǫromk, gǫfomk* können dann nur entweder als kürzungen der normalformen, oder als gelegentliche anbildungen an singularische formen betrachtet werden.[1]

Der zweite punkt betrift die behandlung der composita mit *faþir* und *-fǫþr*, über welche neuerdings Gislason, Njála II, 246 fgg. gehandelt hat. Ihm schliesst sich Sijmons in der verwerfung von formen wie *Valfǫþr* usw. an. Er schreibt also gegen die überlieferung in fornyrþislagstrophen

a) viltu at ek Valfaþer — Vsp. 1, 3
   valþe Herfaþer — Vsp. 30, 1
b) af veþe Valfǫþor — Vsp. 27, 4. 29, 4
c) at Herjafǫþor — Vsp. 43, 2[b]
   biþjom Herjafǫþor — Hyndl. 2, 1[a]
d) Sigfaþer, Hnikoþr — Grímn. 48, 1
   Alfaþer, Valfaþer — Grímn. 48, 2

und ähnlich in ljóþahättstrophen Vafþr. 2, 1[b]. 4, 3[b]. 53, 1. Grimn. 19, 2. 25, 1[b]. 26, 1[b]. Ist dies verfahren berechtigt?

Zugegeben, dass in der überlieferung dieser composita ein gewisses schwanken herscht, so ist dies doch nur erklärlich, wenn die formen auf *-fǫþr* einmal da waren, und dass diese so ausserordentlich häufig, ja man kann wol sagen, überwiegend bezeugten formen ihren ursprung bloss einem handschriftlichen verderbnis verdanken solten, kann ich nicht glauben. Gerade ihrer sprachlichen auffälligkeit halber müste man sie als altertümlichkeiten betrachten, die gelegentlich als unregelmässig durch den gewöhnlichen typus von compositis ersezt worden sind. Die richtigkeit der überlieferung lässt sich aber, wie ich glaube, durch metrische gründe endgiltig erweisen.

Die beiden ersten der aufgezählten verse, *viltu at ek Valfaþer* und *valþe Herfaþer*, gehören zum typus A mit nebenton in der schlusssenkung ⊥ × | ⊥ ⊥; zu ihnen gesellt sich noch der viersilbler *fráriþr alfǫþr* SE II, 472[a]. Diese form

[1] Ich halte die streitfrage, in der ich auf der seite von Sijmons und Finnur Jónsson stehe (Kvæþabrot Braga s. 8) noch für discutabel. H. G.]

des viersilblers ist in der Edda im ersten halbvers sehr oft bezeugt:[1] Vsp. (12, 1. 3. 4). 19, 4. 20, 2. 21, 1. 23, 1 usw. 23, 4. 24, 2. 3. 25, 3. 26, 4. 30, 2. 32, 4. 33, 2. (39, 4). 41, 3. 4. 44, 1 usw. 45, 4. 5. (46, 3). 48, 2. Hym. 35, 3 (?). Þrymskv. (1, 1). 11, 4. 14, 3. 18, 1. 20, 3. 26, 4. 27, 3. 28, 4. Vegt. (13, 1). Rígsm. 42, 3. 46, 1. 47, 4. Hyndl. 4, 4. 5, 1. 3. 4. 6, 3. 7, 2. 10, 2. 4. 12, 1. 13, 4. 14, 3. 4. (15, 1). 16, 5 usw. (10mal). 17, 4. 18, 2. (4). 5. 20, 1. (21, 1. 23, 1). 24, 1. (27, 2. 3). 33, 2. (34, 1). 36, 2. (38, 3). 41, 2. Vølkv. (2, 3). 6, 1. 14, 5. (15, 3. 4). 21, 2. 4. 23, 4. (26, 1. 29, 4). 30, 3. 31, 1. 4. (36, 3. 39, 1). 41, 3 (?). Helg. Hjǫrv. (1, 1. 3, 1. 4, 3. 10, 1). H. Hund. I, 4, 2. (8, 2. 3. 14, 2. 3). 34, 3. (42, 1). 3. 49, (3). 4. 51, 1. 2. 4. (55, 3). II, 8, 1. 5. 6. (13, 1). 16, 3. (17, 1. 23, 1). 37, 3. 39, 1. 40, 1. (41, 1. 44, 1). 4. 6. Gríp. (5, 3. 19, 3). 21, 4. (35, 1). 42, 3. 43, 1. Reg. 13, 4. (17, 1). Fáfn. 35, 4. (40, 1). 2. Sigrdr. (2, 4). Brot. (1, 1. 2, 1. 3, 1. 5, 1. 6, 1. 3. 7, 2). 3. (8, 1. 9, 1. 3. 10, 1 [= Guþr. I, 23, 1. 25, 1]. 3. 12, 4. 14, 1. 16, 1. 18, 1). Guþr. I, (1, 1. 2, 3 [= 5, 1. 11, 1]. 4, 1. 6, 1. 12, 1 [= 17, 1]. 14, 1. 18, 1). 2. 3. (21, 3. 22, 2.. 23, 3). 24, 2. Sig. sk. (1, 1. 3, 2. 6, 3. 7, 2. 8, 3. 4. 10, 2. 11, 4. 13, 1. 14, 5). 15, 3. (16, 1. 21, 1. 23, 1. 24, 1. 25, 3. 27, 4. 28, 2. 30, 1. 31, 1. 33, 1. 34, 1. 42, 1. 53, 1. 54, 1. 60, 4. 61, 1). 66, 3. 69, 4. Helr. 2, 3. (4, 1). 10, 3. (13, 1). 14, 1. Guþr. II, 2, (1). 2. (3, 4. 4, 2). 3. 5, 3. (7, 1. 8, 1. 10, 3). 14, 6. (15, 4. 16, 1. 18, 1. 22, 1). 2. (26, 1. 29, 4. 30, 1. 32, 3. 33, 1. 5. 38, 3). Guþr. III, (2, 1. 3). 3, 1. (3. 5, 1. 6, 1). 10, 1. (4). Oddr. (2, 1. 4, 3. 4, 4. 6, 3. 10, 1). 15, 2. Hvǫt (7, 1). 8, 2. (10, 3. 15, 3. 19, 1. 20, 1). 22, 3, zusammen gegen 250mal (einschliesslich der verse, die auf einen componierten eigennamen ausgehn; diese sind in der liste durch einklammerung der betreffenden zahlen angedeutet worden). In der zweiten vershäfte wird dagegen diese versform gemieden: sie begegnet einigemale in der Volundarkviþa: *borin vas Hlǫþré* (oder schon *Hlǫþri?*) 15, 3, *es hǫnum's téþ sverþ* 17, 2, *kǫld erumk rǫ́þ þín* 31, 3; sonst findet sie sich noch *veldr því Grímildr* Gríp. 51, 4, und in dem wegen der stellung der alliteration anstössigen vers *un: þik aldr viþr* Guđr. II, 31, 3, endlich in der langzeile *rikt gól Oddrún, rammt gól Oddrún* Oddr. 6, 3. Niemals aber, weder im ersten noch im zweiten halbvers, findet sich in dem eddischen fornyrþislag eine auflösung der nebentonsilbe ausser in den angeführten drei versen Vsp. 1, 3. 30, 1. SE II, 472ᵃ, wenn man ihnen *-faþer, -fǫþor* statt des überlieferten *-fǫþr* usw. gibt; denn *bíta hrassara, bíta breiþara* Þrymskv. 25, 2. 3 gehören nicht hierher. Die wenigen, noch dazu zweifelhaften fälle der nafnaþulur (vgl. Beitr. VI, 284), deren dichter sich ja in einer übeln zwangslage befand, kommen dagegen ebenfals nicht in betracht. Nur an einer einzigen stelle, bei dem verse *valaript vel fáþ* Sigkv. sk. 66, 3 wäre es noch möglich, durch einsetzung einer uncontrahierten form für *fáþ* ein beispiel für auflösung in der lieder-Edda zu gewinnen.

Der dritte vers, *af veþe Valfǫþrs* Vsp. 27, 4. 29, 4, ist ein C mit nebenton in der schlusssenkung, × ◡́ × | ⏊ ⏊; die sonstigen eddischen belege für diese form sind, wider fast nur im ersten halbvers:

knǫ́ttu vaner vígskǫ́ — Vsp. 24, 4
slítr nae níþfǫlr — Vsp. 50, 4

[1] Ich sehe bei dieser aufzählung von der hervorhebung gleichzeitig erscheinender anderer metrischer eigentümlichkeiten, wie auflösung der hebungen, nebenton auch in erster senkung, selbstverständlich ab. — [Die heldenlieder citiere ich nach Hildebrand, doch sind nicht die kurzzeilen, sondern die langzeilen gezählt.]

troþa haler helveg — Vsp. 52, 4
enn suþr Slagfiþr — Vølkv. 5, 2
nú berr Bǫþvildr — Vølkv. 19, 1
es þat satt Bǫþvildr — Vølkv. 40, 1
ok drífr drótt ǫll — H. Hu. II, 49, 5
mon horskr Gunnarr — Gríp. 50, 1
es [hón] sat sorgfull — Guđr. I, 1, 2
þá hné Guþrún — Guđr. I, 15, 1
þá grét Guþrún — Guđr. I, 16, 1
eþa hjǫrtr hǫ́beinn — Guđr. II, 2, 3
eþa goll glóþrautt — Guđr. II, 2, 4
ok gøra goll fagrt — Guđr. II, 27, 2

und im zweiten halbvers:

enn ek Gunnars — Sigkv. sk. 7, 2[b].

Auflösung der nebentonsilbe, wie in dem angenommenen *Valfǫþor,* ist abermals nirgends belegt. Sie herzustellen bietet sich, von den *-faþer* abgesehen, wider nur éinmal eine möglichkeit, in dem citierten vers Vsp. 24, 4, indem man für *vígskǫ́* eine uncontrahierte form einsezte; *vígskǫ́* selber aber beruht bekantlich auf conjectur.

Vers 4 und 5 der liste, *at Herjafǫþor* Vsp. 43, 2[b] und *biþjom Herjafǫþor* Hyndl. 2, 1[a], wären verse des typus B mit auflösung der zweiten hebung, ×⊥ | ×⏑́×. Unter allen B-versen der ganzen Edda finden sich für diese form nur die beiden belege *vas móþorfaþer* Hyndl. 19, 2[a] und *frá Jormunreke* ebenda 25, 2[b] überliefert; für *enn hann ǫþrum hefir* Fafn. 36, 4 ist wie sonst *hefr* zu lesen, und *hverr mon heiptar Heþe* Vegt. 10, 3 ist erst durch correctur hergestelt (s. Sijmons zur stelle). Die Hyndluljóþ aber, in welcher jene beiden wirklichen belege stehen, sind auch sonst metrisch ziemlich verwahrlost, und so wird man getrost auch die versform ×⊥ | ×⏑́× für die Edda im algemeinen leugnen dürfen (über *í Isarnviþe* Vsp. 40 s. unten). Jene zwei *Herjafǫþor* wären also einzig (und sind jedenfals so gut wie einzig) in ihrer art. Zu ihnen kämen aus der übrigen litteratur noch *ok aldafǫþur* und *ok Herjafǫþur* SE II, 472.

Dann bleiben noch vers 6 und 7 der liste: *Sigfaþer Hnikoþr* (wozu sich *Sigfǫþr þrasarr* SE II, 472 stelt) und *Alfaþer Valfaþer* (mit der parallele *váfǫþr valfǫþr* SE. l. c.). Diese wären A mit auflösung eines nebentones in erster senkung resp. in beiden senkungen, also ⊥⏑̀× | ⏑̲́× resp. ⊥⏑̀× | ⊥⏑̀×. So häufig die form ⊥⊥̀ | ⏑̲́× resp. ⊥⊥̀ | ⊥⊥̀ in der Edda ist (ich darf mir wol die aufzählung der beispiele versagen), begegnet doch die form ⊥⏑̀× | ⏑̲́× niemals in einem sicheren beispiel; die angenommenen *-faþer* stehen wider ganz für sich allein; in dem verse *Alfaþer Valfaþer* würde sich diese sonst unerhörte form auch noch mit der ebenfals in der Edda unerhörten auflösung eines nebentones in lezter senkung des typus A verbinden.

Diesen 7 beispielen für metrisch anstössiges *-faþer* stehen in der Edda nur zwei belege gegenüber, wo zweisilbige form durch das metrum gerechtfertigt ist resp. gefordert wird: *mǫgr Sigfǫþor* Vsp. 54, 1[b] und *at Alfǫþor* H. Hu. I, 39, 2 An beiden stellen hat die handschriftliche überlieferung die metrisch correcte zweisilbige form bewahrt, ebenso wie in den oben besprochenen versen die metrisch richtige einsilbige form. Man wird also, wo nicht das metrum direkt einspruch erhebt, handschriftliches *-fǫþr* überall beizubehalten haben, also auch in den ljóþa-

háttstrophen oben s. 105. Die drei belege aus Vafþr.: *mundak Herjafǫþr* 2, 1[b], *hvars skalt Aldafǫþr* 4, 3[b], *mon Aldafǫþr* 53, 1[b] wären wider B mit auflösung der zweiten hebung, mithin an sich auffällig; Grimn. 19, 2 ist *hróþogr Herjafǫþr* natürlich metrisch ebenso gut als *-faþer* (am ausgang der langzeile); Grimn. 25, 1[b]. 26, 1[b] aber kommen metrisch überhaupt nicht in betracht, da hier das wort *Herjafǫþrs* ein mit recht von Sijmons ausgeschiedenes glossem ist.

Ähnlich ist auch bei *ïarn, jarn* die überlieferung ohne hinlänglichen grund verlassen. So Vsp. 40, 1[b], wo durch die lesung *í Ísarnviþe* wider das verpönte B mit auflösung der schlusshebung geschaffen wird, und Hyndl. 38, 4[b] *ok Ísarnsaxa,* wo die conjectur ein ebenso anstössiges A mit auftakt im zweiten halbvers ergibt. Ebensowenig ist mit *ísarn* durchzukommen Guþr. II, 39, 1[b] *es ísarn dreyma,* H. Hu. I, 28, 2 *ok ísarna glymr*, Hyndl. 22, 2[a] *ísarnskjǫldr Þórir.* Nicht falsch, aber auch nicht nötig, wäre *ísarn* Sigkv. sk. 23. 2[a] *kynbirt ísarn*, 68, 2[a] *egghrast ísarn* und H. Hj. 13, 3[a] *ísarnborgir* im ljóþaháttr (Harb. 104 lasse ich aus dem spiele, es spricht höchstens gegen *ísarn*); gefordert wird die form *ísarn* nur Grimn. 37, 4 *ǽsir ísarn kól,* wo sie auch überliefert ist, und wahrscheinlich Hamþ. 25, 4[a] *eggjar né ísarn.* Also unter 10 belegstellen ergibt die form *ísarn* fünfmal einen metrischen anstoss, nur zweimal ist sie nötig! Gegen die einsetzung von *ïarn*, welches die skalden auch noch späterhin gebrauchen (Beitr. X, 527), spricht doch auch nur die abneigung, eine algemein als „jünger“ betrachtete form in einem „alten“ texte zu dulden. Aber wer kann denn das absolute alter dieser form mit sicherheit so weit bestimmen, dass ihre existenz auch für die ältesten Eddalieder geleugnet werden müste? In der ersten hälfte des 10. jahrhunderts (938) kent Egill Skallagrímsson bereits die einsilbige form *jarn* (Beitr. VIII, 61), und wenn sein vater Skallagrímr (s. ebenda) noch *ísarn* gebraucht, so darf man daraus schwerlich den schluss ziehen, dass in der einen generation der sprung von *ísarn* bis zu *jarn* volzogen worden sei, sondern man wird annehmen dürfen, dass auch Skallagrímr die form *ísarn* nur noch als antiquität gebraucht hat. Für die Eddalieder ist deshalb meines bedünkens *ïarn* und eventuell *jarn* ganz unanstössig.

Von weiteren einzelheiten mögen noch folgende angemerkt sein. Sijmons sezt durchgehends *en* „aber“; für die ältere sprache aber dürfte allein *enn* anzunehmen sein: metrisch wird es sehr oft als länge erfordert, und sehr gewöhnlich reimt es mit sichern *nn*-wǫrtern. — Vsp. 41, 3[b] ist die conjectur Vigfússons *of sumra epter* (die auch Müllenhoff, altertumsk. V, 1, 128 aufgenommen hat) statt des überlieferten *of sumor epter* metrisch sehr hart: entweder A mit auftakt (wofür die Vǫluspǫ́ im zweiten halbvers kein beispiel kent) oder C mit elision von hebung zu hebung, die schwerlich oft vorkommen dürfte (dass sie gar nicht belegt sei, kann ich nicht positiv behaupten, aber ich halte ihr vorkommen für mindestens sehr fraglich). Ich würde aber nicht wagen, solche metrische seltenheiten erst auf dem wege der conjectur herzustellen. Überdies liegt an unserer stelle gar keine nötigung vor, die überlieferung zu verlassen. Vigfússons behauptung, die synkopierenden formen *sumri, sumra, sumrum* bewiesen für ursprünglich männliches geschlecht, ist natürlich aus der luft gegriffen (s. z. b. Wimmer, fornn. forml. § 37); das einzige zeugnis für männliches geschlecht bleibt die in der Málskrúþsfræþi angezogene zeile Arnórs *sumar hvern frekum erni* SE 2, 100, und da erhebt sich die frage, ob der gebrauch des masc. a. a. o. nicht mit recht zu den barbarismi gestelt worden ist. — Vsp. 45, 4. Grimn. 36, 2 würde ich die form *skeggjǫld* aufgenommen haben, vgl. Beitr. XII, 487. — Hym. 33, 4 schreibt Sijmons *þrís áþr of hétk* nach einem vorschlag Bugges, den

dieser selbst als sehr gewagt bezeichnet hat (Fornkv. 111). Der anstoss, den man an dieser stelle genommen hat, geht aber wol nur von einer irtümlichen deutung derselben aus. Man hat ziemlich algemein *of heitt* durch „zu heiss“ erklärt; das ist aber unmöglich, denn dann müste man *ofheitt* als compositum schreiben, und damit bekäme der zweite halbvers, *þú'st ǫlþr ofheitt*, fehlerhafte doppelalliteration; *heitt* ist also, wie Vigfússon, Corp. poet. bor. I, 224 richtig gesehen hat, part. praet. von *heita* „brauen“ und *of* die bekante verbalpartikel, ganz wie Hym. 3, 4 *þanns ǫllom yþr ǫl of heitak.* „Nun kann ich nie wider (vergnüglich) sagen: jezt, bier, bist du fertig“: das ist der inhalt der komisch gefärbten klage des riesen, dessen stimmung Vigfússon sehr treffend durch „whimpering“ charakterisiert. — Für Þrymskv. 12, 1 *fnásaþe* trage ich zu dem Proben s. 35 gegebenen noch nach die ags. form *fnǽst : blǽst* Phön. 15. — Lokas. 12, 4 halte ich die nach Grundtvig aufgenommene form *gremat[tu]* für bedenklich; für die alte sprache dürfte wol nur *gremjat[tu]* zu rechtfertigen sein (vgl. Noreen, Altisl. gr. § 453, 3). — Hav. 109, 3 ist wol die ältere form *svikrenn* resp. *sykrenn* vorzuziehen. — Ob man für Harb. 80 wol an *físa né fnjósa* denken darf, nach ags. *fnéosan, fnora?* — Vafþr. 3, 3. 6, 3 würde ich nicht *viljak* statt *vilk* eingesezt haben; 6, 3 wird dadurch der vers entschieden überladen; zur altersfrage vgl. Beitr. VI, 323, anm. Ebenso würde ich *hvern* Vafþr. 14, 3 und sonst im texte belassen haben; für Lokasenna 37, 4 ist die form auch in der Edda gesichert, und die annahme eines wechsels verschiedener formen desselben wortes scheint mir unbedenklich, selbst innerhalb desselben gedichtes (vgl. das oben s. 108 über *ísarn : ïarn : jarn* gesagte). —

Über die metrische constitution des textes hätte ich nach dem im vorausgehenden erörterten kaum noch ein wort zu sagen, soweit die lieder im fornyrþislag in betracht kommen: ich kann nur meine herzliche freude darüber ausdrücken, dass meine metrischen untersuchungen und ihre resultate in so weitgehendem masse den beifall eines so ausgezeichneten kenners der Edda gefunden haben, wie Sijmons es ist. Auf diesem gebiete dürfte denn auch jezt bereits eine verständigung über zweifelhaftere einzelfragen leichter möglich sein. Viel schwieriger wird aber die entscheidung, wenn man sich dem gebiet des ljóþaháttr zuwendet, dieses proteusartigen metrums, für das die aufstellung einer regel überhaupt kaum möglich erscheint, so weit sie mehr sein will als der ausdruck eines rhythmischen gefühles, das sich der einzelne leser almählich anerwerben kann und muss, und dessen objective grundlagen eine statistische abwägung der vorkommenden versformen zu liefern hat. Gemäss dieser grösseren unsicherheit in der beurteilung ist denn auch Sijmons bei der textherstellung anders verfahren als bei den liedern in fornyrþislag: zu tilgendes ist im texte belassen, aber in eckige klammern geschlossen. Dies verfahren erhöht zwar die typographische schönheit des werkes nicht gerade, aber es stört doch auch nicht ernstlich und dürfte sich als sehr praktisch bewähren. Ja es möchte mancher vielleicht wünschen, dass dasselbe system durch die ganze ausgabe durchgeführt worden wäre, damit man alles wesentliche der handschriftlichen überlieferung sofort mit einem blicke übersehen könte. Im algemeinen treffe ich übrigens mit Sijmons ausscheidungen und versabteilungen auch im ljóþaháttr zusammen. Hie und da möchte ich wol vor der hand anders lesen, aber ich muss darauf verzichten, eine liste solcher stellen anzufügen, da ich keine gesamtstatistik über den eddischen ljóþaháttr besitze und also nur instinctive vermutungen zu geben vermöchte, denen ohne das entscheidende zahlenmaterial keine beweiskraft innewohnen kann.

HALLE A. S., 24. MAI 1888. E. SIEVERS.

O. Erdmann, Grundzüge der deutschen syntax nach ihrer geschichtlichen entwicklung. Stuttgart, J. G. Cotta, 1886. X und 197 s. 3,50 m.

Ein germanist, der es sich zum ziele sezte, eine volständige bibliothek aller seit dem denkwürdigen jahre 1819 veröffentlichten tüchtigen werke seiner wissenschaft anzulegen, würde sich im laufe der zeit einen recht statlichen büchersaal einrichten müssen. Wolte sich aber ein anderer fachgenosse hierbei auf deutsche syntax beschränken, so dürfte es für ihn völlig ausreichen, wenn er nur die eine seite seines schreibtisches zur aufnahme seiner samlung frei machen wolte.

Das ist ein misverhältnis!

Zuzugeben ist ja natürlich, dass nach der ersten begründung unserer wissenschaft die gesamte tätigkeit aller germanisten sich vorwiegend darauf concentrieren muste, die noch vorhandenen handschriftlichen schätze in zuverlässigen ausgaben dem algemeinen gebrauche zu erschliessen. Und weiterhin liegt es auf der hand, dass zur herstellung solcher ein gründliches studium der algemeinen sowie der besonderen laut- und formenverhältnisse des älteren deutsch unumgänglich notwendig war; auch ist die wechselwirkung begreiflich, dass umgekehrt eine zeit lang jede neue kritische ausgabe im dienste der laut- und formenlehre bzw. der metrik ausgenuzt wurde.

Aber andererseits dünkt mich, dass wir denn doch heute schon längst über die zeit hinaus sind, wo solche einseitigkeit geboten oder entschuldbar war. Kritisch unanfechtbare ausgaben liegen vor in reicher fülle, lautwerte, wortbildungen und wortbeugungen stehen für die wichtigsten dialekte wissenschaftlich fest, in reichhaltigen wörterbüchern hat man den wortschatz der älteren perioden unserer litteratur aufgespeichert — es besteht also schlechterdings kein äusseres hindernis für uns, nun endlich das studium der wichtigsten seite der sprache, nämlich ihrer wort- und satzfügung nachdrücklich in angriff zu nehmen. Gleichwol aber denkt man hieran noch so wenig, dass es bis zur stunde eine gewöhnliche erscheinung ist, männer, deren namen besten klang in der wissenschaft besitzen, bald über den einen, bald über den anderen germanischen sprachzweig werke veröffentlichen zu sehn, die mit dem stolzen namen „grammatik“ prangen, ohne in wahrheit mehr zu bieten als laute und worte. Was würde man von einem „classischen“ philologen sagen, wenn er es sich einfallen liesse, bei der abfassung einer umfänglichen lateinischen oder griechischen grammatik die bezügliche syntax — einfach zu ignorieren!

Und mit den akademischen vorlesungen steht es nicht anders: während meiner noch nicht zwei jahrzehnte zurückliegenden studienzeit besuchte ich drei deutsche universitäten, an allen dreien wurde „deutsche grammatik“ gelesen, allein keinem meiner verehrten lehrer kam es in den sinn, uns mehr zu bieten als laut- und flexionslehre. Ob sich seitdem bezüglich der behandlung des deutschen an den universitäten die dinge geändert haben, kann ich nicht mit sicherheit beurteilen, aber symptome eines wandels treten weder im universitätskalender noch in der fachlitteratur hervor. Die bestimmungen der neuen prüfungsordnung (1887) für candidaten des höheren lehramts, deren forderungen doch zweifellos mit den leistungen des universitätsunterrichts in engster wechselbeziehung stehen, lassen vielmehr auf das gegenteil, d. h. auf fortbestand der alten verhältnisse schliessen. Dort heisst es nämlich § 12, 5, dass aspiranten für die fakultas der oberen klassen „kentnis der elemente der gotischen, alt- und mittelhochdeutschen grammatik (!) in dem masse nachzuweisen haben, dass ihnen das verständnis der nhd. laut-, formen- und wortbildungslehre ermöglicht wird.“ Mit den lezten worten ist sichtlich der begriff „grammatik“ gleichfals im rudimentären sinne von laut-, flexions- und wortbildungs-

lehre gefasst — *pars pro toto!* Und vergleiche ich nun weiterhin die hier bei der staatsprüfung auf dem gebiete der deutschen grammatik an den examinanden gerichteten forderungen mit denjenigen, welche der lehrplan hiesiger anstalt an einen aspiranten für quinta im lateinischen stelt, so ergibt sich, dass die lezteren nicht ganz unwesentlich über jene hinausgehn. Es genügen in diesem falle nämlich nicht bloss die „elemente der laut-, formen- und wortbildungslehre", sondern er soll auch bereits mit „einigen syntaktischen hauptsachen (konjunctiv nach *ut, ne, cum,* ablat. instrum., tempor. usw.)" vertraut sein. In quinta selbst wird dieses pensum dann gewaltig erweitert, denn nicht nur erfährt die elementare formenlehre vielfache ergänzung, sondern es tritt auch noch die einübung „wichtiger syntaktischer erscheinungen (accus. c. inf., abl. abs., accus. der ausdehnung, *esse* c. dat. „haben", konstruktion der städtenamen usw.)" hinzu. Ja, wann hat man denn vernommen, dass von einem examinanden für deutsch in oberklassen ein so unerhörtes syntaktisches wissen auf got., ahd. oder mhd. gebiete verlangt worden wäre, wie es hier für den quintaner im latein festgesezt ist? oder kann man überhaupt nur mit sicherheit erwarten, dsss ein junger germanist von der existenz z. b. der dativi absoluti im got. und ahd. irgend etwas wisse, und ob sie nur in der übersetzungslitteratur, oder auch in idiomatischem deutsch bzw. in anderen germanischen dialekten vorkommen? Von der fähigkeit, sextanersätze leichtester art wie „wir zeigten den männern den weg", „die knaben trugen vielen staub mit den händen (!)" u. a. leidlich fliessend in das ahd. oder got. zu übertragen, will ich gar nicht reden.

Unter solchen umständen solte man meinen, dass das erscheinen von Erdmanns grundzügen der deutschen syntax mit algemeinster anerkennung und dankbarkeit hätte begrüsst werden müssen. Ist es doch das allererste hilfsmittel, welches dem studierenden oder auf anderen gebieten selbtsforschenden germanisten in die hände gegeben wird, um sich von der nur im satze, nicht im einzellaut resp. im paradigma vor sich gehenden historischen entwicklung unserer sprache ein einigermassen klares bild machen zu können. Freilich war schon in den jahren 1874/76 eine Otfrid-syntax von Erdmann erschienen, 1884 liess Paul die zweite ausgabe seiner mittelhochd. grammatik erscheinen, in welcher die syntax nicht nach beliebtem muster vergessen war, sondern die reichliche hälfte des raumes zugeteilt erhalten hatte, und auch Bernhardt gab in seiner kleinen gotischen grammatik vom jahre 1885 der syntax neben der laut- und flexionslehre eine gleichberechtigte stellung. Allein abgesehen davon, dass Paul zwar fortgesezt bezug nimt auf die weiterentwicklung des mhd. ins nhd., aber hierbei doch nie mit seiner erörterung den boden des mhd. verlässt, scheint es weiterhin auch auf der hand zu liegen, dass aus einem successiven studium einzelner arbeiten über got., ahd., mhd. und nhd. syntax von der hand verschiedener verfasser unmöglich eine organische vorstellung vom werden und wachsen der deutschen wort- und satzfügung hervorgehen kann. Erdmanns grundzüge bilden daher in der tat die erste und grundlegende arbeit für das geschichtliche studium der deutschen syntax.

Eine freundliche aufnahme aber haben dieselben nicht allerseits gefunden: die allein mir vorliegenden recensionen von Paul (Lit. centr.-bl. 1886, sp. 1729—31) und Behaghel (Lit. bl. 1887, nr. 5) tragen vielmehr geradezu den charakter des abfälligen und verwerfenden. Da ich nun meinerseits Erdmanns grundzüge den engeren fachgenossen — ob deren zahl ein dutzend erreicht oder übersteigt? — als vielfältig anregend, allen anderen germanisten als überaus belehrend nicht warm genug empfehlen zu können glaube, so habe ich wol die pflicht, zuvor mit einigen

kurzen worten meine stellung gegenüber den von so hervorragenden und competenten fachmännern erhobenen einwänden zu bezeichnen.

Paul wirft dem verfasser vor, dass er seinen stoff unangemessen disponiert habe, und in der tat scheint mir die von Paul selbst für die syntax seiner mhd. grammatik in anwendung gebrachte ungleich übersichtlicher und wirksamer. Aber der verfasser hat die namen Miklosich und Scherer für sich, und so darf die frage doch wol noch als offen gelten. Es ist ferner auch richtig, dass der verfasser nach den angaben seiner vorrede in dem noch ausstehenden zweiten teile das von ihm gewählte einteilungsprincip zum teil wider verlassen wird, und sicher kann man ein solches vorgehen theoretisch scharf bemängeln; allein Paul hat selbst in der vorrede zur 2. auflage seiner mhd. grammatik sehr treffend auf die schwierigkeiten hingewiesen, welche der strengen durchführung eines nach logischen principien gegliederten systems entgegenstehen. Paul erhebt weiterhin bei einer kritischen durchprüfung der ersten 10 seiten des vorliegenden buches einwand gegen die dort gegebenen definitionen des verbums und des substantivums: meines erachtens muss man aber die stichworte „vorgang“ und „gegenstand“ durchaus gelten lassen, fals anders das *punctum saliens* des unterschieds klar hervortreten soll; durch die pedantische berücksichtigung aller seiten eines begriffes bei einer definition wird dieselbe meist zum schaden der anschaulichkeit und leichten fasslichkeit überlastet. Übrigens kann man sich wol auf ziemlich einfache weise davon überzeugen, dass auch durch ein verbum wie „sitzen“ wirklich ein „vorgang“ bezeichnet wird. „Machen“ drückt sicherlich einen vorgang aus; wenn ich nun aber auf meine frage „was machst du denn da?“ die antwort erhalte: „nu gott, ich sitze eben da“, so drückt der angeredete sicherlich damit die meinung aus, dass auch das einfache dasitzen ein „machen“, mithin ein „vorgang“ sei. Die einbeziehung des etymologischen gesichtspunktes in die definition von § 8 bei Erdmann ist natürlich nicht zu billigen. — Wenn Behaghel den titel des vorliegenden buches nicht angemessen findet, weil er auch mnd. und and. syntax erwarten lasse, so kann ich ihm nicht ganz recht geben. Grundz. d. deutschen syntax usw. ist doch recht wol im sinne von „Grundz. der jetzigen gemeindeutschen syntax mit ihren geschichtlichen vorstufen“ zu verstehn; wem fält es aber ein, von der sprache Schillers und Goethes als „gemeindeutsch“ zu reden! Die sprache des deutschen reichs ist die deutsche, und nicht die hochdeutsche. Schliesslich wäre aber auch ein falscher titel weder ein seltener noch ein erheblicher fehler. Aus einer logischen analyse des begriffes „syntax“ leitet Behaghel ferner die forderung ab, dass Erdmann noch verschiedene andere dinge, wie satztakte, musikalische und dynamische tonbewegung in der rede usw. hätte behandeln sollen. Dem verfasser der „Deutschen Sprache“ mit ihrer so überaus reizvollen mannigfaltigkeit anregender erörterungen mag ja ein solcher gesichtspunkt besonders nahe liegen. Ein anderer darf aber wol auch so sagen: Erdmann hatte zweifellos ein recht, uns eben dies zu bieten, was er uns gegeben hat, und nicht mehr als dies, und wer dann seinen titel tadelt, der mag einen besseren vorschlagen! Mir scheint fast, als würde es schwer sein, dieser forderung zu entsprechen; denn z. b. „Streifzüge durch die deutsche syntax“ (vgl. Einenkels kürzlich erschienenes buch „Streifzüge durch die me. syntax“) würde dem vorliegenden werke noch viel weniger gerecht werden. — Es hat sodann Paul auf s. 1—10 im ganzen 4 mhd. citate ausfindig gemacht, wo Erdmann ein misverständnis widerfahren ist bzw. sein soll[1], und

1) Zu Trist. 1603 (vgl. Iwein 3282, 4010, 5073 von Behaghel gegen Erdmann citiert) kann ich Erdmanns auffassung nur teilen.

Behaghel fügt dieser liste noch éin in demselben abschnitte sich findendes ahd. citat hinzu. Beide kritiker leiten aus diesen „flüchtigkeiten" recht scharfe vorwürfe gegen Erdmann ab. Indess muss ich sagen: wenn beispielsweise allein s. 6 volle 56 ahd. und mhd. stellenangaben enthält, und doch eine zweifellos unnachsichtige kritik auf s. 1—10 nicht mehr als 5 misverständnisse aufzutreiben vermag, so scheint mir damit der beweis für eine überaus solide arbeit des verfassers nach dieser richtung hin geliefert, und dass Behaghel aus s. 11—75 nur noch 2 weitere falsch verwante citate beibringt, kann diesen eindruck nur erhöhen. Bedenklicher ist es, dass ebenderselbe im text auf den ersten 75 seiten gegen 20 unrichtigkeiten und versehen nachzuweisen im stande ist; allein auch hier möchte ich doch darauf aufmerksam machen, dass diese 20 ausstellungen sich immerhin nur auf einen ganz winzigen prozentsatz des in 75 seiten vereinigten materials beziehn. Um das rechte mass für solche dinge zu geben, will ich mir folgenden vergleich erlauben. Behaghel bemängelt den Erdmannschen satz „Kühn ist die auslassung: *meister rührt sich und geselle*" (s. 17) mit den worten „wenige seiten später gibt Erdmann selber zahlreiche beispiele für das fehlen des artikels in der mehrgliedrigen formel" ganz entschieden zu unrecht. Er meint offenbar die s. 23 gegebenen beispiele: „tag und nacht; ross und reiter sah ich niemals wieder; planet und sandkorn haben ihren gemessenen platz usw." Allein diese wendungen sind gar nicht in vergleich zu stellen, denn nicht eine bringt das zweite artikellose substantiv hinter dem verbum des ersten — und darin besteht eben die kühnheit jener stelle aus der Glocke! Paul aber scheint mir zweifellos im unrechte zu sein, wenn er a. a. o. sp. 1730 zu Parz. 321, 2 behauptet: „natürlich sind *ach* und *owî* die durch *unde* verbundenen wörter." Meines erachtens verbindet dort *unde* überhaupt nicht einzelne wörter, sondern die beiden ausrufe: „*ach ich arman!*" und „*ôwî, daz er mîn herze ie sus versneit!*" Indess wenn auch meine auffassung, dass hier je 1 „irtum" der herren kritiker vorliegt, die zustimmung aller fachgenossen erhalten solte, so würde doch darum niemand den wert und die gründlichkeit ihrer besprechungen für merklich gemindert ansehen. Dem gegenüber aber meine ich: die von Behaghel zusammengestelten 20 irtümer haben procentualiter für die 75 seiten bei Erdmann keine grössere bedeutung, als je 1 irtum in den betreffenden abschnitten der erwähnten kritiken. Übrigens handelt es sich bei der mehrzahl derselben um formenfragen, und somit nur um syntaktische nebendinge, in keinem falle wird behauptet, dass Erdmann eine wichtige grammatische erscheinung im widerspruch mit den tatsachen dargestelt habe.

Es beruht vielmehr der grösste vorzug der vorliegenden „grundzüge" gerade auf dem umstande, dass dieselben uns in übersichtlicher anordnung ein ausserordentlich reiches und durchaus verlässiges material bieten auf einem gebiete, welches bisher eine zusammenhängende behandlung noch nicht erfahren hatte, aber allerdings allerdringlichst eine solche erheischte. Der verfasser besass in seiner, bereits durch die Otfridsyntax bezeugten umfassenden kentnis der wichtigsten denkmale unserer ahd. litteratur die unerlässlichste vorbedingung zu einem werke dieser art, und für got., mhd., nhd. unterstüzten ihn mancherlei arbeiten anderer. Der gang seiner darstellung aber ist der folgende. An erster stelle und einleitungsweise wird über den „gebrauch der wortklassen" gehandelt: das verbum ohne subjektswort, insbesondere fehlen des „*es*" vor dem unpersönlichen; das substantiv, fehlen und function der beiden artikel; gebrauch der beiden deklinationsformen des adjektivs u. a. m. Hierauf folgen die „formationen des verbums", unter welcher überschrift der verfasser die genera, tempora und modi des verbums sowie die stellung derselben im satze

bespricht. Es fallen unter dieses kapitel also die umschreibung des passivs sowie die neubildung „hochzuverehrend“, ferner der wert und gebrauch der tempora, auch in der conjunctivreihe, die zusammengesezten zeitformen, die hülfsverba *haben* und *sein;* weiterhin handelt es sich vor allem um den gebrauch des indikativ und conjunctiv in haupt- wie in nebensätzen; die reichhaltigkeit und wichtigkeit endlich des lezten abschnittes ist schon genügend durch die überschrift derselben „stellung des verbums im satze“ gekenzeichnet. In einem bevorstehenden zweiten bande verspricht uns der verfasser eine darstellung der „formationen des nomens (auch des infinitivs)“ sowie eine systematische zusammenfassung dessen, was in den beiden hauptteilen verstreut über „arten und mittel der satzverbindung“ vorgekommen ist.

Aus dem hier angegebenen geht hervor, dass auch schon der vorliegende band eine reiche fundgrube des wissens für denjenigen germanisten ist, der nach 3—4-jährigem studium etwas mehr gelernt zu haben wünscht als laut- und formenlehre. Da indessen unsere bestehenden unterrichtsverhältnisse den freiwilligen antrieb zum lernen bedenklich zu unterbinden scheinen, so wäre es sehr erwünscht, wenn die germanistischen professoren ihre zuhörer recht energisch auf das vorliegende syntaktische werk aufmerksam machten: es ist kein grund vorhanden, warum sie nicht verlangen solten, dass leztere die wichtigsten der darin mitgeteilten tatsachen sich zum festen eigentum machen. Aber auch allen lehrern des deutschen, die noch fühlung mit der wissenschaft behalten haben, empfehle ich die lektüre der Erdmannschen grundzüge auf das angelegentlichste.

Indessen ist gerade für die bezeichneten kreise zweierlei, was ich in den grundzügen nicht billigen kann, hervorzuheben: nämlich erstens, dass der verfasser seine nhd. quellenreihe mit Schiller und Goethe abschliesst, als ob seitdem die entwicklung unserer sprache stehen geblieben wäre, während doch niemand verkennen solte, dass die redeweise der genanten koryphäen heute bereits in vielen punkten veraltet ist, und das eigentliche jüngste nhd. nur im gegenwärtigen schriftstellergeschlecht lebt. Zweitens verrät der verfasser die vorzugsweise dilettanten, indess auch manchem gründlichen sprachforscher eigentümliche neigung für ältere, im schwinden begriffene sprachformen, die er gern mit dem gewicht seines urteils erhalten möchte (vgl. die ss. 129, 139, 173—178, 181). Diese auffassung ist jedoch durchaus zu bekämpfen: verminderung des bestandes an flexionen und constructionsformen ist immer ein zeichen fortschreitender kultur gewesen[1], jede beseitigung einer solchen form bedeutet einen schritt weiter auf der bahn der vergeistigung einer sprache. Das englische ist dem griechischen in formaler hinsicht ganz unvergleichlich überlegen, ebenso verhältnismässig das neueste nhd. dem ältesten ahd.

Auch vor einer sentimentalen auffassung der sprache ist zu warnen, wie wir sie § 142, 2 finden: „*ich soll* mit inf. grundbedeutung: *ich bin schuldig, habe die verpflichtung etwas zu tun;* da der deutsche gewöhnt war, seine schuldigkeit zu erfüllen, so ergab sich futurische bedeutung.“ Die historische sprachforschung wird mit jedem tage vorsichtiger, aus einzelnen sprachlichen erscheinungen rückschlüsse auf einzelnheiten im kulturleben und der moral eines volkes zu ziehen!

[1] Diesen satz zum dogma zu erheben dürfte doch bedenklich sein. Weit mehr als spontane kulturentwicklung hat durchsetzung der sprache mit fremden elementen schnellen verfall der formen herbeigeführt, wie als bekanteste beispiele das englische und neupersische lehren. Vgl. schon J. Grimm, gramm. I[1], s. XXXII. H. G.]

Und hiermit werde ich auf das geführt, was mich verhindert, das vorliegende buch bei allem seinem werte für das praktische bedürfnis der gegenwart als eine brauchbare grundlage für die in der zukunft zu erwartende historische erforschung der deutschen syntax zu betrachten. Der verfasser hat offenbar weder sinn noch bedürfnis für vergleichende studien, und vergeblich sucht man bei ihm eine andeutung, dass er sich des einflusses der analogie auch in allen syntaktischen dingen volbewusst ist, zwei mängel, welche schon Paul und Behaghel mit recht hervorgehoben haben. Zum allerwenigsten die deutschen dialekte hätte er heranziehen und beispielsweise in § 127, 5 zu „*weil* aus mhd. *die wîle (daz)*“ nicht einfach bemerken sollen: „früher temporal, jezt causal“, denn es muss den germanisten anderer gegenden interessieren, dass „*weil*“ in der gesprochenen rede Mitteldeutschlands noch weithin sich die alte temporale function neben der neueren causalen erhalten hat (oft noch mit artikel: „*der weile*“). Erheblich instructiver noch wäre eine berücksichtigung der gesprochenen volksrede zu § 145, 3 gewesen. Wie fremd klingt uns: „*Moses ward zittern*“ (Luther), „*des ward ich zu mir selber jehen*“ (Hans Sachs)! Nun erinnere man aber den Thüringer (Sachsen) an die altagsrede seiner heimat, wo es noch heute — aber ausschliesslich unter anwendung des praesens historicum — ganz algemein in der altagsrede heisst: „wird der [pron. dem.] doch nu anfangen zu zittern, als ob usw.!“ oder „da werd' ich mir doch nu sagen usw.!“, wenn eine plötzliche wendung in einer erzählung markiert werden soll u. a. m. Aber natürlich auch die vergleichung der nächstverwanten sprachzweige ist dringend erwünscht, wenn man licht über gewisse spracherscheinungen zu gewinnen sucht. So wird man im vorliegenden falle (umschreibung einer bevorstehenden handlung mit „*werden*“) der fraglichen bedeutungsentwicklung u. a. auch von der etymologischen seite beizukommen suchen und an das wurzelverwante lat. *verto* denken, um von diesem wider auf das sinverwante englische *to turn* (franz. *tourner*) geführt zu werden, welches seinerseits in die éine bedeutung von deutsch „werden“ eingelenkt ist: *he turned merchant = er wurde kaufmann.* Auch Erdmann verrät ja öfter die neigung, über die verzeichnung der tatsachen hinaus zu einer erklärung derselben vorzudringen, wiewol er ihr im vorliegenden werke sehr viel seltener nachgibt als in seiner Otfridsyntax; aber er arbeitet dabei nicht mit der beobachtung, sondern mit der reflexion, nicht inductiv sondern deductiv, und anstatt sich umzuschauen, ob er nicht in ein oder mehreren germanischen bzw. indogermanischen sprachzweigen das gegenbild einer rätselhaften deutschen spracherscheinung entdecken könne, die sich dort vielleicht urkundlich bis zu ihren ersten ursprüngen zurückverfolgen lässt, sucht er dieselbe vermittelst logischen durchdenkens der in rede stehenden funktionen aprioristisch zu erschliessen. So wünscht er, sich die relative function des demonstrativstammes im deutschen zu erklären. Man solte nun meinen, das allernächste wäre, vor allem das verhalten der andern germanischen dialekte auf diese frage hin durchzumustern. Allein er denkt gar nicht daran, auch nur das gebiet des Otfridschen sprachgebrauchs zu verlassen; hier aber arbeitet er um so eifriger mit dem hilfsmittel wissenschaftlicher combination. Die auf diesem wege von ihm gewonnene lösung, die er schon 1874 fand (Otfridsyntax § 81 fgg.) und die er 1886 in den grundzügen noch festhält, verknüpft auf eine recht künstliche art, die indess äusserlich zu stimmen scheint, folgende 5 momente: 1) auslassung des relativums, 2) anziehung des verbums durch das an die spitze gestelte demonstrativum, 3) vorantritt des verbums im nachsatze, 4) übernahme der relativen function durch das demonstrativum, 5) zurückdrängung des verbums an das ende des nebensatzes. Nur wenn

1) herschender sprachgebrauch war, konte nach Erdmann unter hinzutritt von 2) und 3) die erscheinung 4) eintreten, welcher demnächst 5) folgte. Aber z. b. im ags. liegt 1) nicht vor, und doch ist 4) hier überall fester sprachgebrauch, der dem eintritt von 1) um jahrhunderte vorhergeht; auch 5) ist längst üblich, ehe wir 1) verzeichnen können, ja leztere erscheinung tritt gerade da auf, wo 5), wie man sagt, unter französischem einfluss ausser gebrauch komt. Die einfache vergleichung des englischen widerspricht also Erdmanns hypothese, und auch das anord. fügt sich ihr nicht.

Erdmann tut unrecht, sprachgeschichte treiben zu wollen, ohne das gebiet des schrift- und hochdeutschen zu verlassen.

Aber ich widerhole, im vorliegenden werke lässt er sich verhältnismässig nur recht selten auf sprachgeschichtliche erörterungen ein, fast durchweg beschränkt er sich auf die zuverlässige verzeichnung von tatsachen. Diese haben wir alle veranlassung mit befriedigung entgegenzunehmen, wir werden gut tun, dieselbe recht auszunützen, und gleichzeitig scheinen uns die vorliegenden grundzüge eine art gewähr zu bieten, dass auch der tag nicht fern ist, wo ein anderes werk die grundlinien für eine wahrhaft sprachgeschichtliche behandlung der deutschen syntax feststellen wird.

REICHENBACH I. SCHL., OKT. 1887. H. KLINGHARDT.

Fr. Zarncke, weitere mitteilungen zu Christian Reuters schriften.
Derselbe, Christian Reuter als passionsdichter.

Separatabdrücke aus den berichten der königl. sächs. geselschaft der wissenschaften. Leipzig 1887.

Die beiden soeben genanten, mir von dem verfasser unmittelbar nach ihrem erscheinen gütigst übersanten schriften, trafen leider erst bei mir ein, als das manuskript meiner abhandlung in bd. XX, s. 290 fgg. dieser zeitschrift sich bereits in den händen der redaktion befand, so dass ich sie für diesen aufsatz nicht mehr benutzen konte. Es sei mir gestattet, an dieser stelle kurz über den inhalt der beiden, die forschungen über Reuter wesentlich förderuden, schriften bericht zu erstatten; da dieselben nicht leicht zugänglich sind, wird eine genaue widergabe des inhalts ohnehin den fachgenossen wilkommen sein.

Was die figuren in Reuters ersten lustspielen uns so anziehend macht und was diese ersten komödien so hoch über die gleichzeitige litteratur erhebt, das ist die frische und lebenswahre darstellung und diese entspringt vor allen dingen aus dem bestreben des dichters, einzelne bei seinem publikum algemein bekante persönlichkeiten möglichst getreu, jedoch natürlich mit karrikaturmässiger häufung der bezeichnenden züge, abzuschildern. Der pasquillant hat den dichter in vortreflicher weise unterstüzt. Unter diesen umständen ist es natürlich in hohem grade wichtig, die personen festzustellen, welche Reuters gestalten zum vorbild gedient haben. Bei den hauptfiguren der beiden ersten lustspiele war dies aus den von Zarncke benuzten akten mit leichtigkeit festzustellen; ebenso ergab sich leicht aus den akten das vorbild für die gestalt des fleck-schreibers Injurius im grafen Ehrenfried. Zarncke ist es nun aber auch in der oben angeführten ersten publikation s. 262—265 gelungen, das vorbild einer anderen gestalt des soeben genanten lustspiels zu ermitteln. Es ist dies „der lustige weinschenke Johannes“, von welchem Zarncke schon in seiner ersten schrift über Christian Reuter mit recht angenommen hatte, dass er eine aus dem leben gegriffene, damals in Leipzig stadtbekante persönlichkeit gewesen sein

müsse. Zarncke führt a. a. o. den beweis, dass dieser figur der wirt Johannes Dietz in Leipzig zum vorbild gedient habe und man muss seiner beweisführung durchaus zustimmen. — Auch für die gestalten des Schelmuffsky hat Zarncke a. a. o. s. 253—262 eine ähnliche wichtige entdeckung gemacht. Er hat nämlich festgestelt, dass der „herr bruder Graf“ Schelmuffskys, der sich zu dem lezteren, als dieser eben seine reise angetreten, geselt und eine grosse strecke der fahrt mit Schelmuffsky gemeinsam zurücklegt, bis er „unter der linie“ in folge der hitze elendiglich zu grunde geht, ebenfals das porträt einer in Leipzig damals algemein bekanten persönlichkeit ist. Mit ausserordentlichem fleiss hat Zarncke die zeugnisse für diese tatsache zusammengebracht. Die persönlichkeit, welche Reuter die anregung zu jener gestalt gab, war ein reicher bürgerssohn, namens Johann Christian Graff, der sohn eines vermögenden kaufmanns, des Johann Graff. Nach allem, was wir von dem jungen Johann Christian hören, scheint er einen recht dissoluten lebenswandel geführt zu haben, der ihn in späteren jahren, als er selbständig geworden war, in beständige geldverlegenheiten gestürzt hat. Aus seiner jugend wird uns von einer grösseren reise berichtet, die er unternommen. Die zeit seiner rückkehr fält, wie es scheint, in den zeitpunkt, in welchem auch Eustachius Müller, das vorbild des Schelmuffsky, von seiner reise wider nach Leipzig zurückkehrte. Es liegt daher nahe, anzunehmen, dass sie gemeinschaftlich die reise gemacht haben und nicht unmöglich wäre es, dass der etwa acht jahre ältere Eustachius Müller dem zwanzigjährigen Graff als reisebegleiter mitgegeben wäre. Auch über die realen unterlagen der übrigen züge, durch welche sich der „bruder Graf“ im Schelmuffsky auszeichnet, werden von Zarncke, s. 260 fgg. ansprechende vermutungen vorgetragen. — Den lezten gegenstand der ersten abhandlung bildet die prüfung eines 1702 erschienenen romanes: Der Allezeit Lustige Studente, Oder Printzens Feredonis Academischer Lebens Lauff. Dieser roman, der seinen stoff ebenfals dem Leipziger leben entnimt, trägt nämlich dasselbe pseudonym wie Reuters frühere stücke (Ehrliche Frau und die beiden nachspiele), nämlich Hilarius und in dem kataloge der Dresdener bibliothek, in welchem das unicum verzeichnet ist, war Hilarius mit Christian Reuter erklärt. Indessen geht der katalog nicht auf frühere zeiten zurück; der beamte, der ihn angefertigt, hatte den namen offenbar aus Wellers „Index Pseudonymorum“ entlehnt; in den früheren katalogen findet er sich nicht. Zarncke prüft s. 265—277 den roman auf seine autorschaft und gelangt zu dem resultat, dass derselbe von Reuter nicht herrühren kann, ein ergebnis, dem man nach den von Zarncke mitgeteilten proben nur durchaus beipflichten kann.

Die zweite publikation Zarnckes ist geeignet, uns Reuters dichtung während seines Berliner aufenthaltes in einem etwas besseren lichte zu zeigen. Sie bespricht ausführlich eine bisher unbekante dichtung von Christian Reuter, den text zu einer passion, der den titel führt „Christian Reuters Passions-Gedanken. Die Historie von dem bittern Leiden vnd Sterben unsers Herrn und Heylandes Jesu Christi.“ (Eine ausführliche beschreibung des titelblattes bei Zarncke a. a. o. s. 306.) Componiert war der text von Johann Theile; die musik scheint verloren gegangen zu sein; das einzige exemplar des textes befindet sich auf der bibliothek des grauen klosters.

Zarncke hat sich nicht damit begnügt, Reuters dichtung zu analysieren, sondern er behandelt ausführlich die entwicklung der passions-dichtungen, um auf diese weise den richtigen standpunkt für die würdigung des Reuterschen textes zu gewinnen. Wir können darauf verzichten, Zarnckes ausführliche darstellung im einzelnen zu verfolgen. Die passionstexte, zunächst aus verhältnismässig einfachen anfängen

hervorgegangen, waren, wie bekant, um die wende des siebzehnten und achtzehnten jahrhunderts von der oper durchweg beeinflusst und mit allerhand opernhaften elementen recht ungeschickt ausgepuzt worden. Die passionstexte von Hunold und Postel mit ihren langen cantaten, ihrer völligen zurückdrängung des kirchenliedes und des evangelientextes, ihrer ausmalung effektvoller und dramatisch wirksamer momente — sind die klassischen denkmale dieser verirrung. Bisher war man nun algemein der meinung, dass als das erste zeichen der reaktion gegen diese richtung der von Brockes verfasste passionstext zu bezeichnen sei. Indessen dieser ruhm gebührt nicht Brockes, sondern eben Christian Reuter.

Reuter hat sich natürlich noch nicht zu dem reinen evangelientext zurückgewant; aber er beschränkt sich doch darauf, eine ziemlich genau an den wortlaut des textes sich anlehnende paraphrasierung desselben zu geben. Sein glückliches talent, sich in den mannigfachen verszeilen sehr frei und ungezwungen, fast wie im conversationstone, zu bewegen, wie wir es namentlich aus der oper kennen, kam ihm hier auf das vortreflichste zu statten. Auch das kirchenlied ist wider an seine ihm gebührende stelle gesezt und alle störenden zusätze, alle opernhaften elemente sind fern gehalten. Man sieht, wir haben es mit einem energischen protest gegen die Hamburger ausschreitungen zu tun. Derselbe mann, der früher selbst einen text für die Hamburger oper verfasst, tritt ihr jezt, wo sie eine schädliche wirkung auszuüben begint, mit entschiedenheit entgegen.

Zarncke hat Reuters text eine vortrefliche analyse zu teil werden lassen. Sein urteil über den dichterischen wert der leistung Reuters ist ein durchaus günstiges. Nach einer lektüre des textes kann ich diesem urteil im grossen und ganzen beipflichten. Wie bereits oben angedeutet, war Reuter wegen der leichtigkeit seines versbaues zur lösung einer aufgabe, wie sie hier vorlag, besonders geeignet. Ich lasse, damit der leser ein bild von der beschaffenheit des textes gewinne, eine stelle folgen, die von Zarncke nicht angeführt ist.

Jesus. In dieser Nacht so werdet ihr
Euch alle å̊rgern sehr an mir.
Petrus. Wenn auch gleich alle sich
An dir å̊rgern, so will ich
Mich an dir zu keiner Zeit
Aergern auch im grösten Leid.
Jesus. Warlich, ich sage dir:
In dieser Nacht, eh dass der Hahn wird krehen,
So werd ich mich von dir drey mahl verlåugnet sehen.
Petrus. Und wenn ich diese Stunde wüste,
Daß ich mit dir sterben müste,
Wil ich dich, als meinen Herrn
Nicht verlåugnen, dass sey fern.

Wie es scheint ist Brockes von Chr. Reuters dichtung beeinflusst worden[1]; der gegensatz, in welchen Reuter zu der Hamburger passionsdichterei trat, hinderte

1) Die von Zarncke angeführten stellen bei den einsetzungsworten des abendmahls:
Brockes. Das ist mein Leib, komt, nehmet, esset,
Damit ihr meiner nicht vergesset.
Reuter. Nehmt, das ist mein Leib, und esset,
Dass ihr meiner nicht vergesset.
scheinen mir den zusammenhang zwischen Brockes und Reuter mindestens mit der gleichen sicherheit zu beweisen, wie die von Zarncke s. 352 für die beeinflussung Reuters durch Hunold beigebrachte stelle.

ihn indessen nicht, auch Hunolds dichtung an einer stelle zu benutzen, wenn wir hier nicht eine unbewusste reminiscenz anzunehmen haben.

Es sei mir gestattet, an dieser stelle noch ein paar nachträge zu meiner abhandlung über Christian Reuter zu geben. 1. Ich habe bd. XX, s. 311 behauptet, dass auch in den beiden harlekinsspielen der einfluss des volksdramas sich beobachten lasse und zum beweis auf eine scene des puppenspiels: „Almanda die woltätige fee" hingewiesen (III, 4), wo sich eine ganz ähnliche situation findet, wie in dem hochzeitsschmaus. Das puppenspiel selbst ist jung; diese scene ist aber wol aus älteren spielen herübergenommen, da sie mit dem ganzen stück in gar keinem ersichtlichen zusammenhang steht. In den schauspielen der englischen komödianten findet sich eine ähnliche scene nicht; wol aber in älteren englischen stücken, z. b. in dem pseudoshakespearschen Locrine. In demselben will schuster Strumbo Margarete, die tochter des Oliver nicht heiraten; es komt infolge dessen zu einer grossen prügelei, an welcher auch Margarete sich beteiligt und es hagelt schläge und schimpfwörter. (Locrine, III, *3 in: Supplement to the edition of Shakespeare's plays published in 1778, bd. II, s. 229 fg.). Man sieht, es ist dieselbe situation, wie im puppenspiel und im hochzeitsschmaus, sogar im einzelnen finden sich ähnlichkeiten, man vgl.

Harlekins hochzeitsschmaus, entrée III (IV) s. 8.

Ursel. Meinstu mich Affen-Maul.
Langnäsichter Krumschnabel,
Harlequin. Ja, ja, dich du Karren-Gaul,
Madame von der Gabel.

Locrine, a. a. o. s. 229.

Strumbo. *Who speak you to? me?*
Margery. *Ay, fir, to you, John Lack-honesty, Little-wit.*

Schon vorher hat Margery dem Strumbo ähnliche ehrentitel gegeben: *You, master swacebox, lobcock, cockscomb; you slop sawce, lickfingers.* Das erinnert an die worte des Klaus im hochzeitsschmaus entrée V, s. 9: Du Vogel von der Galgens-Art, du Narr, du Possenreisser.

2. Durch Reinhold Köhlers stets bereite liebenswürdigkeit erhielt ich das auf der Weimarer bibliothek befindliche exemplar des grafen Ehrenfried hierher. Eine vergleichung hat nun ergeben, dass Stranitzky die bd. XX dieser ztschr. s. 314 fg. excerpierte scene fast überall wörtlich Reuters komödie nachgeschrieben hat. Die geringen veränderungen, die Stranitzky vorgenommen hat, ergeben sich daraus, dass bei ihm sich zwei mägde unterhalten, während bei Reuter ein bedienter und Leonore, die geliebte des grafen, die sprechenden personen sind. Die hieraus resultierenden kleinen veränderungen der erzählung sind bd. XX s. 316, anm. 1 bereits angedeutet. Für den bei Stranitzky unmittelbar vorhergehenden teil des gesprächs (in Werners ausg. der Olla Potrida, s. 154—156) findet sich eine anregung in Reuters komödie nicht.

BERLIN, 25. OKTOBER 1887. GEORG ELLINGER.

Parzival. Rittergedicht von Wolfram von Eschenbach. Aus dem mhd. zum ersten male übersezt von **San Marte** (dr. hon. phil. Albert Schulz). 3. verb. aufl. Halle a. S. Niemeyer 1887. 1. bd. XCII u. 328 s. 2. bd. XXVI u. 482 s. 10 m.

Es gibt wol keinen ausserhalb der engeren germanistischen fachwissenschaft stehenden forscher, dem diese wissenschaft zu so grossem danke verpflichtet wäre wie San Marte, dem unermüdlichen und geistvollen interpreten Wolframs. Überall wird daher auch aufrichtige freude darüber herschen, dass es ihm vergönt ist, noch in seinem hohen alter, fast 50 jahre nach der ersten auflage, seine Parzivalübertragung zum dritten male in vervolkomneter gestalt auszugeben. Sie erscheint zu günstiger zeit, denn einerseits ist heute das interesse für die höfischen epen, besonders aber für den Parzival, entschieden algemeiner geworden und, was die hauptsache ist, auch vertieft. Und anderseits ist die künstlich geschaffene und grossgezogene vorliebe für die Simrockschen übersetzungen, wie es scheint, endlich überwunden oder doch wenigstens im abnehmen begriffen. Die schwächen der San Marteschen übertragung sind natürlich, trotz besserungen im einzelnen, im ganzen und grossen dieselben geblieben, aber mit Simrock verglichen, erscheinen doch der vorzüge ganz erheblich mehr als der schwächen; das muss zur hebung und befestigung des guten geschmacks oft und nachdrücklich gesagt werden. Kritik im einzelnen zu üben erscheint um so unnötiger, als der charakter des ganzen unverändert geblieben ist. Die leichte, gefällige sprache, der geschickte und zwanglose reim wird jeden, der die übertragung zur hand nimt, erfreuen und für manche ungenauigkeit, auch für manche unnötige oder störende modernisierung entschädigen. Ein hilfsmittel der interpretation für den germanisten zu sein, darauf macht das werk keinen anspruch, aber auch hierin kann ich Simrock keinen vorzug zugestehen, denn bei wirklich schwierigen stellen habe ich noch nie aufklärung bei ihm gefunden, wol aber viel unverständliches und verwirrendes, auch wo das original keine schwierigkeiten hat.

Ebenso wie der charakter der übertragung, so ist auch die in der einleitung dargelegte auffassung des verfassers von dem ganzen gedicht dieselbe geblieben, nämlich die mystisch-allegorische deutung, die mit dem namen San Martes seit 50 jahren verknüpft ist. Es wäre unbillig, zu erwarten, dass der verfasser diese ihm liebgewordene, mit begeisterung ein ganzes menschenalter hindurch vertretene und geistvoll begründete, ja von bei weitem den meisten freunden Wolframs angenommene auffassung jezt in seinem hohen alter noch modificieren oder auch nur auf ihre stichhaltigkeit hin noch einmal durchprüfen solte. Das gebäude, das er mit geist und scharfsinn aufgeführt hat, steht ihm fest, und bis ins einzelnste hinein ist es von dem kitt tiefgewurzelter überzeugung gehalten. Es ist also sehr begreiflich, dass der verfasser meine widerholt ausgesprochene und begründete, von der seinigen sehr abweichende auffassung nicht berücksichtigt hat; und wenn auch, wie ich zuversichtlich hoffe, der Parzival in zukunft aus der speculativ-theologischen sphäre wider in die rein ritterliche gerückt wird, in die er gehört, und der religiöse gehalt als etwas dem dichter von seiner quelle gegebenes, von ihm selbst aber als accidens behandeltes, oft wenig durchgebildetes, oft auch nicht verstandenes erkant werden wird, so wird San Martes construction doch noch ihren wert behalten, denn sie gestaltet die nur dunkeln spuren des Wolframschen gedichts zu einem plane, der in seinen grundzügen das treffen wird, was zwar nicht Wolfram, wahrscheinlich aber Kyot, sein gewährsmann, gewolt hat.

BERLIN, NOVEMBER 1887. G. BOETTICHER.

Johann Peter Titzs deutsche gedichte, gesammelt und herausgegeben von **L. H. Fischer.** Halle a. S., verlag der buchhandlung des waisenhauses. LXXVIII u. 304 s. 8. 6 m.

Das vorliegende, der geselschaft für deutsche philologie in Berlin zu ihrem 11. stiftungsfeste gewidmete buch ist eine frucht der mehrjährigen eingehenden beschäftigung des verfassers mit dem Königsberger dichterkreise. Nachdem er bereits in nr. 44—47 der Braunischen neudrucke „Gedichte des Königsberger dichterkreises aus Heinrich Alberts Arien und musikalischer kürbshütte“ herausgegeben hatte, verfolgte er die spur des von den Königsbergern vielgenanten und hochgeschäzten, heute aber fast ganz vergessenen Johann Peter Titz, welcher als professor der schönen wissenschaften mehr als 49 jahre am Danziger gymnasium gelebt und gewirkt hat. Als solcher hat er sich namhafte verdienste um die verbreitung, befestigung und den ausbau der poetik Opitzens erworben und dieselbe zugleich auch durch eigne praktische verwertung zu ehren gebracht. Er stand mit allen hervorragenderen dichtern der zweiten hälfte des 17. jahrhunderts in litterarischem und meist auch persönlichem verkehr; seine gedichte stehen den besten der zeit nicht nach, wenn sie auch die innigkeit mancher lieder Simon Dachs nicht erreichen. Titz war ein anregender, vielseitig gebildeter und tätiger geist, ein nicht unbedeutendes talent, an poetischem empfinden reicher als Opitz, doch immer noch haftend in der rein verstandesmässigen behandlung der stoffe.

Von seinem lebens- und bildungsgange gibt der herausgeber ausführlichen bericht (s. XV—LXXVIII), nachdem er in einer vorbemerkung (XI—XIV) die „Danziger dichterschule“, wie sie sich seit Opitzens aufenthalt in Danzig entwickelt hatte, charakterisiert hat. 1619 in Liegnitz geboren und bald verwaist besuchte er kurze zeit das Elisabeth-gymnasium in Breslau und siedelte dann nach Danzig über, wo er bald mit Opitz in persönlichen verkehr trat, durch ihn auch mit dem Königsberger kreise bekant wurde, und so als persönlicher schüler Opitzens von vornherein ansehen genoss und als solcher auch seine enthusiastische bewunderung des meisters in den zeitüblichen übertreibungen in vielen gedichten ausgesprochen hat. Nach Opitzens tode erschienen 1642 „zwei bücher von der kunst, hochdeutsche verse zu machen“, ein werk, welches hoch geschäzt wurde. Nachdem er vorübergehend in Rostock und Königsberg gewesen war, wurde er 1648 an der Marienschule und 1651 als professor humanitatis an dem weitberühmten Danziger gymnasium angestelt. Zu seiner weiteren ausbildung gieng er im folgenden jahre nach Holland; zurückgekehrt erhielt er 1653 auch noch die professur der beredsamkeit und 1656 die der dichtkunst. 1653 heiratete er und blieb nun bis an sein lebensende in seinem Danziger wirkungskreise. Familienglück hat er nicht viel genossen; er verlor 5 söhne und zwei frauen und starb, nur von seiner dritten frau überlebt, 1687, nachdem er das lezte jahr seines lebens in dem unglücklichen zustande fast völliger gedächtnislosigkeit zugebracht hatte.

Titzens schriftstellerische tätigkeit war sehr umfangreich. Auf 11 seiten gibt der herausgeber ein verzeichnis der von Titz selbst veranstalteten samlungen seiner lateinischen gedichte und wissenschaftlichen arbeiten; von einzeldrucken sind nur die hauptsächlichsten aufgenommen. Die deutschen gedichte hat der herausgeber geordnet in 1. epische gedichte. 2. samlungen lyrischer gedichte. 3. hochzeitsgedichte. 4. leichengedichte. 5. vermischte gelegenheitsgedichte. 6. übersetzungen aus dem lateinischen. Unter den epischen gedichten ist die „Lucretia“ hervorzuheben, in welcher er nach des herausgebers richtigem urteil „nicht geringe fähigkeit

zeigt, seelische vorgänge anschaulich und überzeugend darzustellen." In den übrigen gedichten zeigt sich durchweg hoher ernst und tiefe sitlich-religiöse lebensauffassung. Sie halten sich von der gesuchten schlüpfrigkeit der sogenanten zweiten schlesischen schule gänzlich fern und bringen doch fröhlichen sinn, scherz und humor ansprechend zur geltung. S. 271—296 folgen anmerkungen, in welchen der herausgeber den kritischen bericht über seine samlung liefert. Die meisten handschriften befinden sich auf der Danziger stadtbibliothek, eine anzahl aber auch in Breslau. Orthographie und interpunktion der originale sind beibehalten, leztere nur da geändert und angemerkt, wo sinentstellende fehler vorlagen; alle abkürzungen sind aufgelöst und die verszählung ist durchgeführt.

Fischers ausgabe ist für jeden, der sich näher mit dem 17. jahrhundert beschäftigt, von wichtigkeit, sie dient in der tat dazu, „unsere kentnis von der durch Opitzens einfluss heraufgeführten entwicklung der poesie in Deutschland zu vervolständigen." Ausstattung und druck des buches sind ganz vorzüglich und umsomehr anzuerkennen, als der preis im verhältnis sehr gering ist.

BERLIN, DECEMBER 1887. G. BOETTICHER.

Schriftsprache und dialekte im deutschen nach zeugnissen alter und neuer zeit. Beiträge zur geschichte der deutschen sprache von **Adolf Socin.** Heilbronn, Gebr. Henninger. 1888. XII, 544 s. 8. 10 m.

Der zweck des vorliegenden umfänglichen buches ist nach des verfassers eigenen worten „die zeugnisse zu vereinigen speciell über das verhältnis von schriftsprache und dialekten in den verschiedenen perioden der deutschen sprache."

Für den althochdeutschen zeitraum zog der verfasser wegen der spärlichen direkten zeugnisse eine zusammenhängende darstellung vor, in welche die zeugnisse verwoben und in der zur erläuterung gelegentlich auch seiten der inneren geschichte der deutschen sprache berücksichtigt sind.

Wir erhalten hier eine art sprach- und litteraturgeschichte bis in das zwölfte jahrhundert. Zuerst eine übersicht über die sprachlichen verhältnisse vor begründung des abendländischen kaiserreichs (d. h. bis Karl d. Gr.), dann über die althochdeutschen dialekte und über die anfänge der ahd. litteratur, wobei sich die Scherersche hypothese bemerkbar macht, ferner über die entwicklung der sprache von Karl bis zum ausgange der fränkischen dynastie. Die einleitung Müllenhoffs zu den denkmälern hat als leitfaden gedient.

Mir scheint, dass der herr verfasser manches aus den geschichtlichen zuständen besser hätte erläutern können. Der von den Merwingern gegründete, von Karl d. Gr. weiter ausgebildete und gemehrte staat hiess eben der fränkische und alle seine angehörigen deutscher und romanischer zunge hiessen Franci. Es blieb staatsgesetz, dass der könig ein Franke sein muste, und die sächsischen könige, die den Karlingern folgten, wurden durch die königswahl Franken. Das lateinische war durch die merwingische politik staatssprache geworden; was von staatswegen geschrieben ward, muste gleich allem kirchlichen lateinisch abgefasst werden. Daher sind die deutschen übersetzungen einzelner gesetzabschnitte und urkunden nichts als privatarbeiten. Die mündlichen verhandlungen wurden freilich deutsch geführt; die eide in der landessprache geschworen (die Strassburger eide), deutsch die prozesse geführt.

Dass deutsche namen über ganz Gallien verbreitet waren, beweist für die ausdehnung der deutschen sprache gar nichts. Gallische und romanische freie und hörige leute trugen sehr gern die namen des herschenden volkes, in umbildungen natürlich ihres eignen lautstandes.

Das karlingische hofdeutsch wird von herrn Socin nach Müllenhoff als rheinfränkisch (genauer Wormsisch) bezeichnet, weil der hof von 770—790 in Worms seinen hauptaufenthalt gehabt habe (Scherer in den denkm. 528). Das ist nicht richtig. Nur sieben reichstage sind in jenen zwanzig jahren in Worms gehalten worden (Waitz d. verf. gesch. 3², 577 anm. 2). Und daraufhin will man behaupten, dass das Wormsische fränkisch die reichs- oder hofsprache werden muste? Die Karolinger waren aus dem deutschen Mosellande; moselfränkisch wird daher umsomehr bis gegen ende des geschlechts ihre haus- und hofsprache gewesen sein, als ihr aufenthalt ein durchaus wechselnder war. Die namensformen bei Einhart, Neithart, die sprache der Strassburger eide, das Ludwigslied sprechen auch dafür.

Die mundart der Isidorübersetzung ist am besten als die Mainzer zu bezeichnen; herr Socin nent sie sehr unbestimt mittel- oder rheinfränkisch. Scherer sah in ihr (in seinem aufsatz über die deutsche spracheinheit) das bindeglied zwischen hoch- und niederdeutsch, indem sich ihr „der fränkische bischof, der alemannische mönch, der bairische graf“ möglichst annäherten, wenn sie mit einander sprachen. Diese phantasiereiche behauptung bleibt freilich hinter einer andern desselben gelehrten (Zeitschr. f. österr. gymnas. 1868 s. 848) weit zurück, wonach „man“ im 9. jahrhundert ein sächsisches gedicht auch noch in Baiern verstanden hätte, und mindestens im stande gewesen wäre, beim vorlesen leicht die sächsischen laute in die eines andern dialekts zu übertragen.

Es liesse sich über manchen punkt rechten, worin sich herr Socin ohne weiteres Scherer anschliesst. Wenn z. b. die abschreiber ihre eigne mundart in den text einmischen, so beruht das doch nicht auf ihrer meinung, ein gemisch aus nieder- oder mitteldeutsch und oberdeutsch sei die höhere schriftsprache, sondern auf der natürlichen einwirkung des mutterdialekts auf die schreibende hand.

Wenig glücklich ist die benennung des mitteldeutschen im 11. 12. jahrhundert als neufränkisch. Der Pilatus, der bei dieser gelegenheit (s. 59 fg.) erwähnt wird, gehört nach Hessen, wie ich (in dieser ztschr. VIII, 271 fg.) bewiesen habe gelegentlich der textausgabe des schönen bruchstücks.

Die zeit bis in das 12. jahrhundert betrachtet der verfasser nur als vorhof. Die eigentliche aufgabe begint für ihn mit der mhd. zeit. Im 1. buche des ersten teils (ein zweites folgt nicht) führt er in fünf kapiteln das verhältnis von schriftsprache und dialekt während dieser periode aus. In der streitfrage über die mhd. schriftsprache steht er auf dem von mir geteilten standpunkte, dass es eine über den dialekten stehende dichtersprache im 13. jahrhundert gegeben hat, welcher die einzelnen nach kunst und geschmack zustrebten.

Das 3. kapitel behandelt „das wiederaufleben der schriftdialekte“ im 14. jahrhundert, wobei die einzelnen litterarisch wichtigen mundarten gekenzeichnet werden. Die wichtige vokalische verschiebung, die zuerst im bairischen dialekt auftritt und sich von da weiter verbreitend unserm vokalismus neue züge aufdrückte, erklärt herr Socin nach Staubs vorgang (Frommann, mundarten VII, 199) aus zweigipfligem accent, ungleicher tonhöhe und differenzierung, und dieses wider aus singender aussprache, die doch grade dem bajuvarischen wenig eigen ist.

Bei der ausführung über die mitteldeutschen vereinfachungen der diphthonge hätte der verfasser meine mhd. gramm. 2. ausg. §§ 134. 142 benutzen können.

Dass in Brandenburg von anfang an das md. als geschäftssprache geherscht habe, wird aus Denkm. XXIX schwerlich richtig gefolgert. Falsch ist (s. 143), dass Eicke von Repgow das obersächsische als rechtsprache bevorzugte. Eicke hat den Sachsenspiegel nd. geschrieben. Aber die verbreitung dieses rechtsbuches in dem ostdeutschen kolonisationsgebiete führte früh zu übertragungen in das md., und als die Magdeburger schöffen von den städten in Ostmitteldeutschland um weistümer angegangen wurden, gaben sie dieselben aus praktischen rücksichten im md. dialekt, ebenso wie Brun von Schönebeck und andre md. zu dichten versuchten, um ihren werken grössere verbreitung zu schaffen.

Für das schlesische erlaube ich mir herrn Socin auf meine schrift „Die verbreitung und die herkunft der Deutschen in Schlesien" (Stuttgart 1887) aufmerksam zu machen.

Im 4. 5. kapitel wird das aufkommen und wachsen der kaiserlichen kanzleisprache und ihr kampf mit den dialekten auf grund der Müllenhoffschen ausführungen und mit berücksichtigung neuerer arbeiten geschildert. Für Alemannien hat herr Socin eigene forschungen verwertet.

Im 2. teil, der in drei bücher zerfält, führt der verfasser die zeit von Luther bis J. Grimm vor. Anlage und ausführung streben hier nach einer zusammenhangenden samlung der zeugnisse aus den schriften jenes zeitraums.

Für das 16. jahrhundert wäre eine eindringendere darstellung des verhältnisses der kanzleisprache zu der theologischen und weltlichen litteratursprache zu wünschen. Das capitel „über die deutsche reichssprache im 16. jahrhundert" kann hierfür nicht genügen. Das bedürfnis nach einer einheitlichen schriftsprache ist in jener zeit sehr stark empfunden worden. Aber während des ganzen jahrhunderts streiten verschiedene strömungen gegen einander. So fühlbar auch das grosse gewicht der Luthersprache überall ist, so dringt sie doch nicht zum algemeinen siege durch, war doch die sprache Luthers selbst während seines ganzen lebens in fortwährender entwicklung und umgestaltung.

Für den sprachlichen kampf in der Schweiz hat herr Socin im 3. kapitel dankenswertes gebracht. Grade dafür bietet auch Fr. Kluges büchlein „Von Luther bis Lessing" (Strassburg 1888) schätzbare abschnitte.

Alzudürftig wird der kampf des Niederdeutschen gegen die „Luthersprache" abgefertigt. Weitmehr bietet Kluge in seinem kapitel Niederdeutsch und Hochdeutsch.

Die grammatiker des 16. jahrhunderts sind sorgfältig ausgezogen. Für das 17. jahrhundert vermisse ich die scharfe betonung jenes patriotischen zuges, der durch die litteratur des viel verkanten jahrhunderts hindurchgeht, und auf den u. a. K. Burdach in seiner dissertation über die einigung der nhd. schriftsprache sehr bestimt hingewiesen hat.

In der darstellung des 18. jahrhunderts treten die obersächsische oberherlichkeit und die stellung der Schweizer zur schriftsprache am besten hervor. Was über die sprachliche bedeutung unsrer grossen dichter gesagt wird, kann unmöglich genügen. Am besten ist noch Wieland bedacht. Grade an ihnen liess sich zeigen, welch bedeutende macht die angeborne mundart auf die sprache auch der grösten schriftsteller hatte. Lessing hat stets einen Oberlausitzer geruch behalten, Schiller den schwäbischen, Goethe den Frankfurter, in den sich dann etwas thüringisches einmischte.

Unter den mundartlichen dichtern ist Hebel am meisten berücksichtigt. Das verhältnis des streng mundartlichen zum hochdeutschen bei diesem treflichen manne hat der verfasser wol beachtet.

Den dritten teil, über schriftsprache und dialekt des 19. jahrhunderts, gibt herr Socin als anhang. Die abschnitte Jacob Grimm, die grammatischen theorien über schriftsprache und mundart, über dialektforschung seit Schmeller, und über den kampf der mundartlichen litteratur, namentlich in der Schweiz und in Niedersachsen bringen manches anziehende. Andres wird vermisst. Mit nutzen hätte der herr verfasser das anregende, lebendige buch Rud. Hildebrands „Vom deutschen sprachunterricht in der schule und von deutscher erziehung und bildung überhaupt“ (3. aufl. Leipzig 1887) brauchen können. Versteckter liegen die abhandlungen von K. J. Schröer „Der deutsche sprachunterricht und die mundarten“ (Wien 1870) und von Strackerjan „Das plattdeutsche als hilfsmittel für den unterricht“ (Oldenburg 1866).

Die aufgabe, die sich herr Socin gestelt hat, war sehr gross, und an bemühung um die lösung hat er es nicht fehlen lassen. Aber es fragt sich, ob er nicht gut getan hätte, sein buch noch länger zu pflegen, oder wenn er schon jezt mit der arbeit hervortreten wolte, die grenzen enger zu ziehen.

BRESLAU. KARL WEINHOLD.

Vǫlo spǫ́. Die weissagung der seherin. Aus dem altnordischen übersezt und erläutert von **Andreas Heusler.** Berlin 1887. Georg Reimer. 59 s. 8. 1,50 m.

Als Hoffory die heldenlieder der Grimmschen übersetzung der Edda zu J. Grimms hundertjährigem geburtstag einfach abdrucken liess, war das ein verdienstliches unternehmen, das in den weitesten kreisen anklang finden muste. Wenn aber vier jahre nach ihrem erscheinen ein teil von Müllenhoffs durchaus gelehrter arbeit populär gemacht werden soll, so ist das weder im geiste des geistigen urhebers dieser schrift, noch wird ihr populärmacher dem einen freundschaftsdienst erwiesen haben, dem sie gewidmet ist. Das schriftchen enthält in treflichster ausstattung eine einleitung, die die reichliche hälfte einnimt, daneben einen abdruck der Müllenhoffschen Vǫluspá nebst übersetzung und anmerkungen, die fast durchweg Müllenhoff entnommen sind. Was der abdruck des urtextes bedeuten soll, ist nicht recht verständlich. Wer die Vǫluspá im urtexte liest, der wird gewiss nicht zu herrn Heusler seine zuflucht nehmen, und anfängern im altnordischen wird die alte form nicht recht verständlich sein. Wir haben hier weiter nichts wie das alte experiment des lehrers, der seinen schülern einmal zeigen will, wie griechische oder hebräische buchstaben aussehen. Mit der gestalt des gedichts will ich gar nicht rechten; ich für meine person stehe wie Heusler fast durchweg auf Müllenhoffschem boden. Nur meine ich, dass wir alle irren können und wenn je einer, so ist Müllenhoff von dieser wahrheit voll und ganz überzeugt gewesen. Die Müllenhoffsche Vǫluspá ist schön und grossartig; was er zur stütze seiner ausmerzungen gebracht hat, ist meist klar und überzeugend, allein dass in wirklichkeit die Vǫluspá einst in dieser gestalt bestanden habe, lässt sich nie und nimmer strikte beweisen, ganz abgesehen davon, dass Müllenhoff auch bei diesem gedichte unter der idee des zahlensystems gestanden hat. Heusler hat die Müllenhoffsche, aber nicht die altisländische Vǫluspá populär gemacht. Und doch enthält auch die alte isländische züge, die das grosse publi-

kum aussprechen würden; ich erinnere nur an die schöpfung der menschen, an den weltbaum, an die nornen.

Die einleitung gibt im ganzen die Müllenhoffschen und Hofforyschen gedanken über das alte lied richtig wider. Alles andere erscheint als apokrypha, mit denen tabula rasa zu machen ist. Nur scheint es zugleich als ob die apokrypha ausgemerzt wären, ohne dass sie Heusler kent. So soll z. b. Bang die Vǫluspá zuerst einer weitgehenden kritik unterworfen haben (s. 7); N. Petersens, Weinholds, Dietrichs u. a. arbeiten scheinen unbekant zu sein. Was über die geschichte des wortes „Edda“ gesagt ist, ist unklar und zum teil falsch; ich verweise auf K. Maurer, Altnord. s. 215 und vor allem auf das Corp. poet. bor. I s. XXVI fgg. Oþin als Valfǫþr soll „vater der Walstatt“ sein (s. 21). Dem verfasser ist kein vorwurf zu machen, wenn er Schullerus abhandlung über den Valhǫllmythos noch nicht gelesen oder gekant hat, dagegen hätte ihn ein blick in Schades oder Kluges wörterbuch überzeugen können, dass Valfǫþr einfach „totenvater“ ist, und wenn er sich in den elementen der mythologie umgesehen hätte, so würden ihn diese belehrt haben, wie fast bei allen indogermanischen stämmen der windgott zum totengotte wird nach der einfachen volkstümlichen auffassung, dass die seelen der abgeschiedenen als luftgeister im winde daherfahren. Dann würde er auch ein ganz anderes und vor allem klareres bild von der weltesche erhalten haben, dem äthergewohnten, luftigen baume, von dem die tautropfen auf die erde herabfallen, und die anmerkung zu v. 13 (s. 42) würde dem laien verständlich werden. Man scheint wirklich mit aller gewalt sich dem ebenso einfachen wie verständlichen bilde, das in der kenning *askr Yggdrasils* liegt, verschliessen zu wollen, wie auch Schullerus beitr. XII, 226 gezeigt hat. Oþins achtbeiniges ross Sleipnir wird doch schwerlich jemand anders als die wolke zu deuten vermögen, wie die fast unzähligen sagen vom wütenden heere oder von der wilden jagd zur genüge erhärten, die aus dem gleichen vorstellungskreise entsprungen sind. Auf ihr reitet der windgott. Und wenn sie in den lüften, eben in dem äthergewohnten weltenbaume ruhig steht, dann hat sie der windgott hier angebunden oder lässt sie daselbst weiden. In ihr allein kann auch nur die vorstellung von Valhǫll ihre wurzel haben und wer dieselbe mit gewalt auf die erde versezt, verbaut sich das tor zu einem ebenso einfachen wie volkstümlichen mythos. — Verständnis der mythologie ist bei jeder auslegung der Vǫluspá unbedingtes erfordernis, zumal wenn man sie populär machen will. Und nur wenn man sich solches angeeignet hat, wird man Müllenhoffs oft schwer verständliche worte begreifen. Leider hat auch Heusler die vorlage, der er seine arbeit entnommen, nicht immer verstanden. Wer z. b. sagt: „Die unergründliche tiefe der see und ihr murmelndes spülen wider die ufer lassen an die alumfassende und heimlich raunende weisheit des alten herschers glauben“ (s. 25), der hat nicht einmal Müllenhoffs warnung beachtet, dass Mimir kein meer- und wassergott ist (DAK. V, 105) und zeigt, dass er keine spur von der weissagenden und weisheitlehrenden kraft des wassers hat, die wir bei allen germanischen stämmen finden, wie schon die alten Cimbern nach dem berichte des Plutarch aus heiligen quellen weissagten.

Die übersetzung hält sich sachlich streng an die Müllenhoffsche; formell weicht sie öfter ab, ich weiss nicht, ob zu ihrem vorteil. Den wenigen sachlichen abweichungen ist nicht immer beizustimmen. Vsp. 2³ übersezt Müllenhoff *heima* richtig mit „heime“, Heusler mit „erdheime“, was er auch in der einleitung vertritt (s. 21). Der weltenbaum umfasst aber die ganze welt, auch den luftraum, den himmel, nicht nur die erde. — Das von Heusler eingeschobene „und“ (den herlichen Sch. v. 2) macht

die visa unklarer, da v. 4 nur apposition zu v. 3 ist und nicht diesem verse beigeordnet werden darf. — Die schwierige stelle 8²: *ritte ganda* übersezt Heusler „sie bante mit ihren stäben." Es scheint ihm der eingang der Vsp. nach der Müllenhoffschen auffassung vorgeschwebt zu haben. Allein 1. *ritta* heisst nie bannen; 2. der acc. kann nicht instrumentale bedeutung haben; und 3. überall wo vǫlvur auftreten, haben sie nur einen stab, nirgends stäbe." Die klarste beschreibung der nordischen volventätigkeit haben wir bekantlich in der Þorfinnssaga Karlsefnis (vgl. Maurer, bekehrung I, 445 fgg.). Hier bedarf die vǫlva Thorbjǫrg, bevor sie ihren eigentlichen zauber beginnen konte (*fremja seiþinn*), gewisser formelhafter lieder, der *varþlokkur*, der schutzgeisterlockung, und diese wurden im vorliegenden falle von anderen gesungen. Nachdem sich diese naturgeister herabgelassen, begann erst die wirksamkeit der vǫlva, der *seiþr*: sie sah die zukunft deutlich vor augen. Wenn wir diese klare darstellung im auge behalten, wird uns der sinn von Vsp. 8, 3—4 verständlich werden;

seiþ hvars kunne, seiþ hugleikenn

bezieht sich auf den eigentlichen zauber, das *ritte ganda* auf den vorhergehenden akt, das herabsingen der schutz- oder hilfsgeister. Diese geister aber scheinen den namen *gandir* gehabt zu haben, wie z. b. *gandreiþir* nichts anderes sein kann, als das reiten dieser geister (vgl. Fas. II, 131: *ekki skorti gandreiþir í eyjunni um nóttina*), was noch in Norwegen als *gandferd* (Aasen s. 207) bekant ist, oder *gandrísa* der gesang, der diese geister herabruft; und dazu stimt, wenn man noch heute in Sondmore sagt: *Dæ va reint 'ta Gand' a* (Aasen a. a. o., wo sich noch andere wörter finden, die diese deutung stützen). Nun verstehen wir auch das *spá ganda* (16²), denn jene gandir brachten eben der vǫlva die kraft, die zukunft vorauszusehen (vgl. die oben angeführte stelle). — Was klingt wol besser, das Müllenhoffsche „berater" für *regin* oder das Heuslersche „ratmächte"? — V. 11³⁻⁴ ist unrichtig der conj. plusq. durch den conj. imperf. widergegeben, wodurch die strophe geradezu unverständlich wird. — 12¹ ist Thor von zorn gebläht (*þrungenn*)! — 13²: „ewig heiter" (H) und „äthergewohnt" ist gerade bei der weltesche ein bedeutender unterschied, denn lezteres ist sie, ersteres nicht. — Ebenso unrichtig ist Heuslers übersetzung von *yggjungr ása* „der schreckliche asengott", wo Müllenhoff ganz richtig übersezt: „der schrecker unter den ásen." — Ob 18¹ *blóþgom* gegen Müllenhoffs *blauþgom* das richtige trift, lässt sich schwer entscheiden: ersteres, das wir Bugge verdanken, ist allen nordischen dialekten unbekant, lezteres ist zu herabsetzend und passt nicht für Baldr. — 19² *Hǫþr nam skjóta* kann nimmermehr heissen „H. nahm und schoss", da *nema* bekantlich im nordischen als hülfsverb verwendet wird. — 24¹ kann es höchstens heissen: „Ich sah dort waten in reissenden strömen", da durch falschen sinn in die stelle bringen kann. — 25¹ *í Isarnviþe* heisst „im eisenwalde", nicht „vom e." — 30² hat Müllenhoff *systrungar* treffend mit „schwesterkinder" widergegeben, da die stelle auf das enge verhältnis zwischen dem neffen und dem mutterbruder anspielt, das aufs tiefste bei allen germanischen stämmen in das familienleben eingreift; geschwisterkinder, wie Heusler übersezt, raubt der stelle den rechtlichen hintergrund und das richtige verständnis. — 31² den alten schreibfehler des cod. reg. *galla* für das richtige *gamla* (cod. H) solte man nun endlich aus dem spiele lassen. — 32² *et aldna tré* ist „der alte baum", weil er schon seit undenklichen zeiten steht, aber nicht „der gealterte", da bekantlich die weltesche durch das begiessen der norne immer jung bleibt. — 33² *ęsero á þinge* „die asen kommen zu hauf." Die übersetzung raubt wider der stelle den rechten sinn: wie

kann man hieraus schliessen, dass im urtexte von dem lezten grossen þing der asen die rede ist? — Doch ich habe nicht lust, die abweichungen von der Müllenhoff-schen übersetzung weiter anzuführen, die fast durchweg mangel des verständnisses der Vǫluspá zeigen. Müllenhoff hat sich jedes wort reiflich überlegt; hätte sich Heusler stets an seine worte gehalten, wie er es ja meist tut, so hätte das schriftchen immer noch einen relativen wert, worin ein solcher aber in der vorliegenden gestalt bestehen soll, ist nicht recht ersichtlich.

LEIPZIG. E. MOGK.

NACHRICHTEN.

Die von dem deutschen reiche zurückerworbene Pariser minnesingerhandschrift ist der Heidelberger universitäts-bibliothek überwiesen worden. (Vgl. K. J. Trübner im centralbl. f. bibl. V, 225 fg.)

Mit unterstützung des Klopstockvereins zu Quedlinburg wird im verlage der Göschenschen buchhandlung zu Stuttgart eine kritisch-historische ausgabe der oden Klopstocks erscheinen, herausgegeben von dr. F. Muncker in München und prof. dr. Jaro Pawel in Wien. Anmeldungen von subscribenten, denen das werk zu einem ermässigten preise (8 mark) geliefert wird, nehmen dr. Ad. Düning in Quedlinburg und dr. F. Muncker in München entgegen.

Ein autodidakt, der goldschmied Páll Þorkelsson in Reykjavík, hat (im selbstverlage) die herausgabe eines grösseren isländisch-französischen wörterbuches begonnen. Das buch wird, nach den vorliegenden proben zu urteilen, strengeren philologischen anforderungen nicht genügen, gleichwol aber, da es die moderne sprache in viel grösserem masse als die vorhandenen lexica berücksichtigt, nicht ohne praktischen nutzen sein. Es ist auf 100 bogen veranschlagt und soll in lieferungen von 8 bogen erscheinen; der preis jeder lieferung beträgt 4 francs.

In Tübingen ist das ordinariat für deutsche sprache und litteratur dem bibliothekar dr. Herm. Fischer (Stutgart) übertragen worden. — Prof. O. Behaghel (Basel) geht als nachfolger W. Braunes nach Giessen.

Für germanische philologie habilitierten sich: in Halle dr. Otto Bremer, in München dr. Wolfgang Golther.

Am 20. mai 1888 starb zu Kopenhagen Christian Knud Frederik Molbech (geb. 20. juli 1821), bis zur widergewinnung der herzogtümer professor der dänischen sprache und litteratur an der universität Kiel, auch als übersetzer des Dante und dramatischer dichter rühmlich bekant.

Am 30. mai 1888 starb zu Kopenhagen der ausserordentliche docent der isländischen litteratur und geschichte Gísli Brynjúlfsson, 60 jahre alt.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

DAS LIEDERBUCH DER ANNA VON KÖLN.

Während für das geistliche volkslied des 16.—17. jahrhunderts die gedruckten quellen dank den arbeiten von Hoffmann von Fallersleben, Ph. Wackernagel, Bäumker u. a. so ziemlich erforscht zu sein scheinen, liegt noch manche ausbeute in handschriftlicher überlieferung unbeachtet auf den öffentlichen bibliotheken. Dazu gehört auch ein kleiner wertvoller band, der sich seit dem jahre 1863 als Mscr. Germ. Oct. 280 im besitze der königlichen bibliothek zu Berlin befindet, und den ich kurzweg als das Liederbuch der Anna von Köln *bezeichnen will. Er enthält auf 177 blättern kleinsten formates (9,6 : 7,2 cm.) 82 von verschiedenen händen geschriebene geistliche lieder; 15 davon sind bekante lateinische texte, die übrigen in niederrheinischem dialekte abgefasst, bei 24 nummern sind die singweisen hinzugefügt. Die blätter 129a—134b sind der schrift nach der älteste bestandteil der samlung und bildeten offenbar im 15. jahrhundert noch den anfang eines besondern büchleins. Hier sind auch die einzelnen strophen regelmässig abgesezt, während sonst die strophenanfänge nur durch ein mit roter farbe geschriebenes* Versus, *die der lieder durch* Carmen *bezeichnet werden. Die übrigen blätter der augenscheinlich vielgebrauchten samlung zeigen meist eine etwas jüngere hand, dazwischen aber mehrere ursprünglich leergelassene seiten, die erst nachträglich zum teil (bl. 1b—2a; 27b—29b) mit einer flüchtigen kursivschrift beschrieben sind. Wir werden später sehen, dass diese jüngsten eintragungen wol erst nach 1524 gemacht worden sind. Eine genauere chronologische bestimmung würde man erhalten, wenn es gelänge, etwas näheres über die einstige besitzerin zu ermitteln. Auf bl. 1a findet sich nämlich die notiz:* „Dit boch hoert toe anna van collen. der et fynt, eer et verloeren w[ert], der sterft ove wall, eer hey kranck wert.“ *Ebenso auf bl. 137b neben einigen federproben:* „Dit heirt to Anna van kollen. der et fynt, der geff.“ *Ich vermute nach dem inhalte der lieder in dieser Anna von Köln, deren handschrift jünger und ungeübter als die früheren partien der texte ist, eine begine oder nonne, die zu anfang des 16. jahrhunderts im Niederrheinischen lebte.*

Unter den mir bekanten samlungen gleicher art stehen örtlich und zeitlich der vorliegenden nahe zwei niederländische handschriften des 15. jahrhunderts, Mscr. Germ. Oct. 190 und 185 der königlichen bibliothek zu Berlin, von welchen Hoffmann von Fallersleben in der Bibliotheca Hoffmanni Fallerslebensis, *Leipzig 1846, s. 7—20 nr. XIII und XIV eine genaue beschreibung und 1854 in den* Horae Belgicae *bd. 10 eine auswahl von 123 liedern veröffentlicht hat. MGO 185 enthält 92 niederländische geistliche lieder, MGO 190 neben einigen lateinischen texten 105 niederländische, davon 19 mit den melodien; die letzteren sind kürzlich von W. Bäumker in der Vierteljahrsschrift für musikwissenschaft 4, 153—257. 287 fgg. nebst 47 liedern einer gleichzeitigen Wiener handschrift musterhaft herausgegeben worden.*

Die Berliner bibliothek besitzt ausserdem noch eine kleinere samlung von niederdeutschen und lateinischen kirchenliedern, welche für den katholischen gottesdienst bestimt war und im jahre 1563 aufgezeichnet ist: Mscr. Germ. Quart 1008. Da sie bisher noch nicht beschrieben worden ist, will ich kurz ihren inhalt angeben. Sie besteht aus 20 quartblättern, welche ursprünglich einen teil einer grösseren handschrift bildeten; denn sie sind mit den zahlen clxx—cxcij foliiert. Auf bl. 22b steht: „Dat nafolgede singet man to vnses Leuen Heren Lichams dage vnd vort in der processien vmmer bleck Anno 1563.“ *Die mit melodien versehenen nummern mache ich in der folgenden inhaltsübersicht durch ein † kentlich.*

1. *Bl. 1a.* † Kyrie eleison.
   Vgl. Bäumker, Das katholische deutsche kirchenlied 2, 346.
2. *Bl. 1b.* † Mittit ad virginem.
   Mone, Latein. hymnen des mittelalters 2, 31. Wackernagel, Das deutsche kirchenlied 1, nr. 182.
3. *Bl. 4b.* † Laus tibi, Christe, qui pateris.
   Wackernagel 1, nr. 345.
4. *Bl. 5a.* † *O wy armen sunders.* (Canticum ad melodiam: *O du armer Judas*).
   6 str., dazu eine str.: „Och du armer Judas“ = Böhme, Altdeutsches liederbuch nr. 539. Bäumker 1, 466.
5. *Bl. 7a.* † Dixit dominus domino meo.
   Psalm 110.
6. *Bl. 10b.* *Idt wold vns god genedich syn.* (Deus misereatur nostri to dude.)
   5 str. — Luthers bearbeitung des 67. psalms. Wackernagel 3 nr. 7.

7. *Bl. 11b.* † *Abel de offerde godt.*
Wackernagel 2 nr. 1267. Die melodie bei Bäumker 1, 733 nr. 409 I mit dem text: „O salutaris hostia."

8. *Bl. 12a.* † Puer nobis nascitur, rector angelorum.
6 str. — Mone 1, 64. Wackernagel 1 nr. 327—331. Die melodie = Bäumker 1, 351.

9. *Bl. 13b.* † Puer natus in Bethlehem.
4 str. — Wackernagel 1 nr. 312. Die melodie ist von den bei Bäumker 1, 315 fg. mitgeteilten verschieden.

10. *Bl. 15b.* In dulci iubilo.
3 str. lateinisch-deutsch. — Wackernagel 2 nr. 640—647. Fischer 1, 410—412.

11. *Bl. 16a.* Magnum nomen domini.
Wackernagel 1 nr. 348. Bäumker 1, 299 und Vierteljschr. f. musikwiss. 4, 194.

12. *Bl. 16a.* Omnis mundus iocundetur.
Wackernagel 1 nr. 358.

13. 14. *Bl. 16b.* † Dies est leticie in ortu regali.
6 str. lateinisch, dazu hinter jeder die nd. übersetzung: „De dach de is so fröwdenrich." — Wackernagel 1, nr. 332. 2, nr. 689—695. Die melodie weicht in der 2. hälfte ab von Bäumker 1, 286.

15. *Bl. 19b.* *Gelauet systu, Jesu Crist.*
7 str. — Nach Luthers dichtung. Wackernagel 3 nr. 9. Vgl. A. F. W. Fischer, Kirchenlieder-lexikon 1, 209.

16. *Bl. 20b.* *Christ lach in dodes banden.*
7 str. — Ebenfals nach Luther. Wackernagel 3 nr. 15. Vgl. A. F. W. Fischer 1, 75 fg.

17. *Bl. 22a.* *Köninginne der Hemmelen.*
Nach dem lateinischen „Regina coeli laetare." *Wackernagel 1, nr. 301. 2, nr. 971—975.*

18. *Bl. 22a.* *Jesus Christus vnse salicheyt.*
1 str. — Nach dem Hus zugeschriebenen latein. liede: Jesus Christus nostra salus. *Wackernagel 1 nr. 367—369. Fischer 1, 386.*

19. *Bl. 23a.* *Got de sey gelauet.*
1 str. — Nach Luther. Wackernagel 2, nr. 989. 3, nr. 11. Fischer 1, 234.

20. *Bl. 23a.* *Vth dem 100. psalm. Eyn gebet.*

Aus wenig späterer zeit stamt die 1588 angelegte samlung der nonne Catherina Tirs zu Niesing im Münsterschen, welche B. Hölscher 1854 in seinen Niederdeutschen geistlichen liedern und sprüchen aus dem Münsterlande herausgegeben hat.

Mit all diesen handschriften zeigt das liederbuch der Anna von Köln mannigfache berührungen, und auf sie habe ich daher in dem inhaltsverzeichnis, das ich nun folgen lasse, vor allem hingewiesen. Deutlicher als dies werden einige proben den charakter der lieder, unter denen sich verschiedene aus weltlichen dichtungen hervorgegangene befinden, erkennen lassen. Auch für den einfluss Luthers auf das katholische kirchenlied erhalten wir hier wie in dem Berliner MGQ 1008 vom jahre 1563 neue belege.

1. *Bl. 1b: Nu bydde wir den hilgen geist*
   om den rechten gelouen alre meist.
   3 str. — Unten nr. V.
2. *Bl. 3a: Yck droech schoen bloemen yn myner handt*
   end oeren roeck en rock ick nyet.
   Die fortsetzung fehlt.
3. *Bl. 6a:* In dulci iubilo
   cantate domino.
   4 str. lateinisch. — Unten nr. II A.
4. *Bl. 7a:* † In dulci iubilo
   synget ind weset vro.
   5 str. — Unten nr. II B.
5. *Bl. 9b:* † Puer natus in Bethleem,
   vnde gaudet Jherusalem.
   12 str. lateinisch. — Wackernagel, Das deutsche kirchenlied 1 nr. 312. Bäumker, Das katholische deutsche kirchenlied in seinen singweisen 1, 322 nr. 60 gibt eine mehrfach abweichende melodie. Berliner MGQ 1008 nr. 9 (oben s. 131).
6. *Bl. 11b:* Puer nobis nascitur,
   rector angelorum.
   11 str. lateinisch. — Wackernagel 1 nr. 327—331. Mone, Lateinische hymnen des mittelalters 1, 64. Berliner MGQ 1008, nr. 8 (oben s. 131).
7. *Bl. 12b:* Noe, noe,
   triplicando noe,
   6 str. lateinisch. — Unten nr. I.

8. *Bl. 13a:* † Dyes est leticie,
nam processit hodie.

6 str. lateinisch. — Mone 1, 65. Wackernagel 1, nr. 341. Die melodie lautet gleich mit der unterstimme in dem Trierer Rosarium von 1482 bei Bäumker 1, 294.

9. *Bl. 14a:* † Iure plaudant omnia,
celica, terrestria.

1 str. lateinisch. — Text bei Wackernagel 1, nr. 361. Die zweistimmige melodie stimt mit der von Bäumker 1, 610 nr. 310 gegebenen v. j. 1605 überein, nur dass sie im vierteiligen takte geht.

10. *Bl. 15a:* † Omnis mundus iocundetur,
nato saluatori.

1 str. lateinisch. — Text bei Wackernagel 1, nr. 358. Berliner MGQ 1008 nr. 12 (oben s. 131). Die melodie = Bäumker 1, 306 nr. 49, aber in dreiteiligem takte.

11. *Bl. 16a:* † Dies est leticie
in ortu regali.

8 str. lateinisch. — Mone 1, 62. Wackernagel 1, nr. 332. Berliner MGQ 1008, nr. 13. Die melodie ähnlich bei Bäumker 1, 286.

12. *Bl. 18a:* Magnum nomen domini
Emanuel, quod annunciatum est
per Grabriel [!].

Lateinisch. — Wackernagel 1, nr. 348. Berliner MGQ 1008, nr. 11. Melodie bei Bäumker 1, 299. Vierteljahrsschr. f. musikwiss. 4, 194.

13. *Bl. 18b: Ons ist geboren eyn kyndelyn
noch claͤre dan de sonne.*

5 str. Sub nota: Puer nobis nascitur. — *Wackernagel 2, nr. 1110. Hölscher s. 9. Horae Belgicae 10, 40 nr. 15.*

14. *Bl. 19a: Jesu suesse lieff al eynich eyn,
ws Maria geboren.*

9 str. Sub nota: Puer nobis nascitur. — *Unten nr. III.*

15. *Bl. 20b: Den heirden vp den velden
den dede der engel kont.*

5 str. — Str. 1 ist aus einer strophe des „Dies est laetitiae“ (*Wackernagel 1, nr. 332, 4:* „Angelus pastoribus“) *hervorgegangen.*

16. *Bl. 21a: Eyn kyndelyn so louelich
is ons geboeren hude.*

5 str. Sub nota: Dies est leticie. — *Wackernagel 2 nr. 697 hat nur 2 strophen.*

17. *Bl. 22a: It wart geborn in eynre nacht,*
o virgo Maria,
eyn cleynes kynt van groisser macht,
o benivolencia, o virgo Maria.
20 str.

18. *Bl. 24b: Tzo den ewigen leuen were*
ich gern, al wirt it lanch.
8 str.

19. *Bl. 26b: It is eyn dach der vroelichet,*
want got mynsch geboren is.
4 str. Sub nota: Dies est leticie, nam proc. — *Abweichend von den liedern bei Hölscher s. 14, Horae Belgicae 10, 50 und 52 nr. 21—22, Wackernagel 5 nr. 1458 und Bäumker 1, 289. L. Ph. C. van den Bergh, Nieuwe Werken van de Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde 5, 2, 107 u. 112 (1841). W. Bäumker, Vierteljahrsschrift für musikwissenschaft 4, 184 (1888).*

20. *Bl. 27b: Jhesus nam dat korffgen in syn hant,*
ecce mundi gaudia.
6 str. — Gehört zu dem liede „Herr Jesus, uwen brunen cop" Horae Belgicae 10, 195 nr. 98 str. 8; vgl. ebenda nr. 13.

21. *Bl. 28b: Edell siel vercaren,*
nu kirt vw weder tot my.

22. *Bl. 30a: † Heir bouen in myns vaders rych,*
da na mich sere verlanget.
6 str.

23. *Bl. 31a: Wie schoen so ist heir bouen*
alle in dat hemelrich.
9 str.

24. *Bl. 32b: Hed ich die vlogelen van Seraphim,*
ich voulde so hoge vlegen.
13 str. — Unten nr. IX.

25. *Bl. 35a: All onder myns lieffgens kyngen*
dar steit eyn lockelgyn.
8 str.

26. *Bl. 36a: Jesus wyn is vpgedaen,*
my vt.
6 str. — Unten nr. XVI B.

27. *Bl. 37a: Ich hoirt dat kloickelgen luden,*
zer krichen steit myn syn.
6 str. — Unten nr. XV.

28. Bl. 38a: *Nu wil ich vroelich heuen an*
ind syngen na den besten dat ich kan.
25 str. — *Unten nr. XIV.*

29. Bl. 42b: *Jesus bat eyn selekyn,*
dat it syn vruntgen were.
9 str. — *Nach einem weltlichen liebesliede.*

30. Bl. 44a: *O Jesu, ich haen eyn schrinekyn,*
dat wil ich vur dir opsleissen.
4 str.

31. Bl. 45a: *It bat eyn mynnende sele ir lieff*
so lange durch syn genade.
17 str. — *Parodie eines liebesliedes.*

32. Bl. 47b: *Och hogelouede mynne*
in dynre hoichster art.
14 str.

33. Bl. 49b: *Ich sien den morgens sterren*
ons heren clair anschyn.
11 str. — *Umdichtung eines weltlichen tageliedes (Uhland, Deutsche volkslieder nr. 76 A—C. Böhme, Altdeutsches liederbuch nr. 109—110), auch bei Hölscher s. 102 und Horae Belgicae 10, 175 nr. 86. — Vgl. auch unten nr. 76.*

34. Bl. 50b: *Myt vrouden willen wir syngen*
ind louen de triniteit.
7 str. — *Horae Belgicae 10, 214 nr. 108.*

35. Bl. 52b: *Geyn besser vreuden vp erden niet en is,*
dan der van hertzen zo vreden is.
5 str. — *Wackernagel 3, nr. 1029 (aus dem Bonner gesangbuche 1569 mit 14 str.).*

36. Bl. 53b: *Hed ich die vlogelen eyns aren grijs,*
ich suld so hoge vleigen.
11 str. — *Unten nr. X.*

37. Bl. 55b: *Tzo Jherusalem dair woent myn lieff,*
dar na steit myn begeren.
13. str. — *Behandelt den einzug Christi in Jerusalem.*

38. Bl. 57a: *Ich danke dir, her Jesu Christ,*
der noit in dynre groisser truwen.
18 str. — *Passionslied.*

39. Bl. 60a: *Hyff op dyn cruytz, myn alre lieffste bruyt,*
volge myr na ind ganck dyns selffs ws.
26 str. — *Hölscher s. 93. Horae Belgicae 10, 165 nr. 81.*

Germania 15, 366 fg. Jahrb. f. nd. sprachforschung 7, 3—6. Vgl. auch Wackernagel 2, nr. 847.

40. Bl. 64b: *Ver sich in lyden kan verblyden,*
van recht so mach he wesen vro.
5 str.

41. Bl. 65b: *Myr geleiffden eyn jongelinck*
mynneclich gar wol gestalt.
10 str.

42. Bl. 68b: *Naturgen, du moes orloff han,*
dat myrcken ich an den tzyden.
10 str. — Horae Belgicae 10, 151 nr. 70.

43. Bl. 70a: *Solais wil ich hanteren*
ind altzo is vrolich syn.
6 str.

44. Bl. 71b: *Wer kennen wilt syn ewich goet,*
der sterff syns eygen willen.
10 str.

45. Bl. 73a: *Wail vp, ich moes van hynnen,*
myns blyuens en is neit hie.
12 str. — Unten nr. VI.

46. Bl. 73b: *It is vur eynen vastauen,*
uer kynder, nu gait an.
8 str.

47. Bl. 80a: *Ich hans eyn vastauens leuen erkoeren,*
dat kan die ervrouwen.
7 str.

48. Bl. 82a: † *Laist ons syngen ind vroelich syn*
in gen rosen.
6 str. — Unten nr. XVI A.

49. Bl. 83b: *[W]ie sitzen wir hie so stille vnd swygen?*
wissen wir geyn ander vreudt zo bedryben?
8 str. — Die ersten 7 str. kehren hochdeutsch im Frankfurter liederbuch 1582 nr. 161 wider. Unten nr. XVII.

50. Bl. 87a: *[E]rvreuwe dich lieff ind krysten gemeyn*
ind laist ons froelich syngen.
3 str. — Unten nr. IV.

51. Bl. 92a: † *Gelassen had eyn sustergen*
ind sy ginck in ir kemergyn.
4 str.

52. Bl. 93a: Myn hertzgen is van sorgen vry,
ich wil by gode blyuen.
10 str. — Hölscher s. 89.

53. Bl. 95b: Ich stonde in eynem synne,
al ws der werelt zo gaen.
13 str.

54. Bl. 97a: Ich stont in hoegen dancken,
ich dacht in ewicheit.
8 str.

55. Bl. 98b: [D]ie voegelgyn des hemels
die vreuwen sich der tzyt.
7 str. — Unten nr. VIII.

56. Bl. 100a: Grois rouwe der wilt mych krencken,
den ich in mynen hertzen draen.
7 str. — Unten nr. VII.

57. Bl. 108a: † Ich weys eyn maget schone,
sy dreyt den hoechsten prijs.
5 str. — Text bei Wackernagel 2, 1152. Hölscher s. 25. Andere melodie bei Böhme nr. 603 und Bäumker 2, 84 nr. 12.

58. Bl. 109b: † Gegroit so syt, myns hertzen gern,
myn troist, myn vroude vnd al myn eir.
6 str. — Unten nr. XI.

59. Bl. 111a: Gracias agimus tibi
propter magnam tuam gloriam.
Sullen wir dan neit vroelich syn?
4 str. — Unten nr. XII.

60. Bl. 113a: [I]t stondt eyn mynnende sele
al vur des hemels throne.
13 str.

61. Bl. 116a: † Ich grois dich gerne,
meris sterne.
Übersetzung der lateinischen sequenz: „Ave praeclara maris stella“ *bei Wackernagel 1, nr. 235. Die melodie ist die von Bäumker 2, 76 nr. 8 mitgeteilte, während von den dort angeführten verdeutschungen keine mit der vorliegenden übereinstimt.*

62. Bl. 124b: † Te celi reginam,
te genitricem dei laudamus.
Überschrift: „De domina nostra carmen.“ *Lateinisch, durchweg mit noten. Weicht ab von Mone 2, 231.*

63. *Bl. 129a: Adde myn vroude, addee solaec,*
myn blitscap laet io bi v staen.
25 str. — Horae Belgicae 10, 167 nr. 82.

64. *Bl. 131b: Ic wil my seluen troesten*
end maken enen moet.
10 str. — Hölscher s. 76. Horae Belgicae 10, 135 und 137 nr. 62 63. Nach einem weltlichen liede mit gleichem anfang.

65. *Bl. 133a: Cristus, du bist dach end licht,*
voer dy en is verborgen niet.
7 str. — Horae Belgicae 10, 229 nr. 113. Wackernagel 2, nr. 564. Bäumker 2, 246 nr. 246. Nach dem lateinischen „Christe, qui lux es et dies“ *(Mone 1, nr. 70. Wackernagel 1, nr. 121).*

66. *Bl. 134a: Ten is geen ruot in deser tyt,*
verdriet dat duet my syngen.
2 str. Der schluss ist mit dem folgenden blatte verloren gegangen. — Hölscher s. 80.

67. *Bl. 138a:* † [M]ater sancta, dulcis Anna,
sis nostra aduocata.
3 str. lateinisch.

68. *Bl. 139a: Des hogen hemels troen*
getzeiret is so schoen.
16 str.

69. *Bl. 141a: Sancte Agneite und ich,*
gaude, gaude:
wir hauen zo samen eyn suesse lieff,
gaude cum caritate, gaude cum suauitate.
19 str.

70. *Bl. 150a:* † [O] dulcissime Jesu,
qui de celo descendisti.
Lateinisch, durchweg mit noten.

71. *Bl. 154a:* † [K]yrie summe deus,
potencie liberator.
Lateinisch, durchweg mit noten,

72. *Bl. 157b:* † [S]tetit Jhesus coram Pylato preside
inclinato capite.
Lateinisch. Schluss fehlt. Angeführt wird der anfang dieses hymnus in einer lebensbeschreibung des Thomas von Kempen; vgl. Hölscher s. 35.

73. *Bl. 159a:* † *[N]u hoirt, nu hoirt all wonder,*
wie dom die doren synt.
13 str.

74. *Bl. 161a:* † *Och edel myn[s]ch van hoger art,*
wilt vch van sonden keren.
8 str.

75. *Bl. 163b:* *[D]er hilge geist hait ons verlicht*
van bynnen mer so wie [164a] in swaeren sunden leicht.
5 str.

76. *Bl. 165a:* *[I]ch sach den auentz sterre*
ons heren claren anschyn.

13 str. — Vgl. oben nr. 33, wo aber die folgenden strophen ganz abweichen.

77. *Bl. 167a:* † *[M]aria suesse meichdekyn*
bouen alle wyff volkomen.
20 str. — Unten nr. XIII.

78. *Bl. 169b:* † *[G]ot gruess vch, rose van Jhericho,*
tu es plena gratia.
12 str.

79. *Bl. 170b:* † *[N]u laist ons vroelich syngen*
eyn litgen zo eren van ir Marien.
4 str.

80. *Bl. 172b:* † *[M]it vrouden quam der engel van der hogen zynnen,*
he sprach: Got grusse vch werde maget, yr syt so reyne van bynen.
8 str.

81. *Bl. 174b:* *[E]del mynsch, vernemet snel,*
ecce mundi gaudium.
wie der engel Gabriel.
virgo Maria, *du bis* plena gracia.
3 str.

82. *Bl. 175a:* † [A]udi, tellus, audi,
magni maris nymbus.

Durchweg mit noten. — Der text auch bei Daniel, Thesaurus hymnologicus 1, 350 (1841); ein älterer, mehrfach abweichender bei Mone 1, 403 = Wackernagel 1, nr. 215.

I. Lateinisches weihnachtslied.

[12 b] 1. Nọe, noe[1],
triplicando noe,
iterando noe,
a noe psallite.

2. Noua vobis gaudia refero:
natus est rex virginis vtero,
in puero
mira considero;
numquam de cetero
fiant hec: psallite.

3. Nunc hominum genus redimitur
et demonum in atro clauditur,
custoditur;
rex mundi nascitur,
pax vobis oritur:
redempti, psallite.

4. Peccatores numquam pereunt,
partores ad Bethleem transeunt,
hunc adeunt,
miraque prodeunt,
gaudentes redeunt:
ergo vos psallite.

5. O gens felix iugo liberata,
regem i[s]tum placa mente grata,
simulata
vocis non sunt fata,
sed vere firmata:
redempti, psallite.

6. No, noe,
triplicando [noe,
iterando noe,
a noe psallite.]

1) Der französische weihnachtsruf *Noe* = *Noël* (vgl. Littré und La Curne de Sainte-Palaye s. v. *Noël*) weist darauf, dass das lied in der nähe der französischen grenze, vielleicht auch in Frankreich selber entstanden ist. Zweifelhaft ist mir, ob auch in dem niederländischen weihnachtsliede Horae Belgicae 10, 39 der refrain „*Susa ninna susa noe, Jesus minne sprack Marien toe*“ hierher gehört.

II. In dulci iubilo[1].

A. Lateinisch.

[6a] 1. In dulci iubilo
cantate domino;
nostri cordis gaudium
in presepio
et fulget vt lux solis
in matris gremio.
Ergo merito,
ergo merito
iubilizat cor omne
mentis tripudio.

2. O Jesu parvule,
langueo post te;
letum fac cor meum,
tu puer optime,
et tuum fer auxilium,
tu puer inclite.
Trahe me post te,
trahe me post te
ad regnum patris tui,
tu princeps glorie.

3. Vbi sunt gaudia
plena gloria?
Vbi canunt angeli
di noua cantica,
nam sonat vox [6b] leticie
in regis curia.

B. Lateinisch-deutsch.

[7a] 1. In dulci iubilo
synget ind weset vro;
al ons hertzen vrouden
ligget in presepio,
dat luchte [7b] *als die sonne*
matris in gremio.
Ergo merito,
ergo merito
des soellen alle hertzen
sweuen in gaudio.

[8b] 2. O Jesu parvule,
na dir is mir so wee;
troist all myn [9a] *gemuede,*
tu puer optime,
it tzeympt wael dynre gueden,
tu puer inclite.
Trahe me post te,
trahe me post te
al in dyns vaders riche,
tu princeps glorie.

3. Vbi sunt gaudia?
nyrgent anders dan dair,
dair die engelen syngen
di noua cantica,
dair hoirt men snaren[2] *clingen*
in regis curia.

1) Von den bei Wackernagel 2, nr. 640—647, Dreves, Kirchenmusikal. jahrbuch 3, 38 (1888), (auch Hölscher s. VI und Berliner MGQ 1008 nr. 10, oben s. 131) zusammengestelten fassungen des albekanten weihnachtsliedes unterscheidet sich die hier abgedruckte recension B durch zwei neue strophen (4 und 5), von denen die lezte auf einem kleinen nachträglich eingeklebten blätchen steht. Strophe 4 komt in einer niederländischen fassung bei Hoffmann von Fallersleben, In dulci iubilo 1861 s. 50 und niederdeutsch bei Wackernagel 3, nr. 1074 vor. Vgl. A. Fischer, Kirchenlieder-lexikon 1, 410—412. Die volständig lateinische fassung A, welche doch wol als die ursprüngliche angesehen werden muss, war bisher unbekant. Der gestalt B ist die zweistimmige melodie beigegeben, welche Bäumker 1, 310 schon aus dem 1482 geschriebenen Trierer Rosarium mitgeteilt hat.

2) *snaren,* saiten. Auch unten nr. VI, str. 2, 3.

Eya qualia,
eya qualia
letam mentem faciat
Christi presencia.

4. Maria nostra spes,
da, virgo nobilis,
ne nos repellat fragiles
tua progenies;
nostra dele peccamina,
laudanda species[1].
Vitam nobis des,
vitam nobis des,
et nostra sit hereditas

eterna requies.

Eya qualia,
eya qualia
dair synt so suesse wysen
Christi presencia.

4. Maria nostra spes,
nu gont ons, jonffrau des,
dat wir selich werden
als oer progenies;
vorgyfft ons onse sunden
meir dan zo septies.
Vitam nobis des,
vitam nobis des,
ind dat wir selich [9b] *werden,*
eterna requies.

[10a] 5. Nos cum talibus,
wir sullen syngen alsus
myt ynnenclichen hertzen:
Sanctus, sanctus, sanctus,
dar wir neit en lyden smertzen,
das help ons Jesus.
Eya flebimus,
eya flebimus,
yn dynes vades riche
benedicamus. Finis.

III. Weihnachtslied.

Sub nota: Puer nobis nascitur.

[19a] 1. Jhesu suesse lieff al eynich eyn,
ws Maria geboren,
du bis myns hertzen troist alleyn
ws dusenden ws verkoren.

2. Syt willekommen suesse Jhesukyn,
in snoeden doeken gewonden,
gelacht myt [19b] int cribbekyn,
da dat oss ind esel an stonden.

3. Jhesu du coerst eyn wyntersche nacht
ind ouch eyn arm moder,

1) l. septies.

ich en hoerde nochtans geyn gewach
van eynichen bonten voeder.

4. In hemel en was armoit noch verdreit
dat brait bloede in der erden,
die lude en wosten de durbarheit neit,
eir sy Jhesus wolde anwerden.

5. Die engelen sungen eynen nuwen sanck:
Glorie sy goed in den throne;
die melodien gaff so suessen clanck,
die heirdekens songen myt schoen.

6. Ons is geboren eyn cleyne kyndekyn,
[20a] al der engelen eyn here.
Al die werelt is ouch myt syn,
he mynnet ons lutterlich [sere].

7. Nu lait ons gaen in Bethleem,
dat kyndekyn visiteren,
wir hauen gehoirt der engelen sanck,
wir willen myt iubelieren.

8. O Jhesu, du bis myns hertzen geryff,
mynre der suuer megden,
nu bleyfft gesunt al ander lieff,
ich en kan oere neit geplegen.

9. Maria, leue moder myn,
ich en kan van vch neit gescheiden,
ich en haue gekust dyn kyndelyn
en neme oirloeff van vch beiden.

10. *Vallazuza uallazuza uallangynno*,
laet ons gan dat kyndelyn rest
Benedicamus domino.

IV. Du bist mein.[1]

[87a] 1. [E]rvreuwe dich lieff ind krysten gemeyn
ind laist ons froelich syngen,
ich in han geyn troist dan got alleyn
ind laist ons froelich syngen:

1) Der von späterer hand nachlässig und offenbar aus mangelhafter erinnerung niedergeschriebene text enthält viele versehen: str. 1, 2 lautete ursprünglich sicher anders als 1, 4 (vielleicht springen, wie bei Luther). Hinter 2, 7 ist 2, 1—4 fehlerhaft noch einmal mit geringen abweichungen widerholt (2, 1 omvangen. 2, 2

Du bys myn ind ich byn dyn,[1]
ind wa du bys, da sal ich syn,
der duuel en mach ons neit scheyden.

2. Der duuel der [87b] mych omlegen hait,
der om byn ich geuallen,
myn sonden de quelen mych nacht ind dach,
dar in byn ich geboren.
Du bys myn ind ich byn dyn,
ind da du bys, da sal [ich syn,
der duuel en mach ons neit scheyden].

[83a] 3. Du bys des waren leuenafftigen son,
— — — — —
du sytze zo den alre hoichsten troyn
zo voist schemel des heren voissen.
[Du bys myn ind ich byn dyn,
ind wa du bys, da sal ich syn,
der duuel en mach ons neit scheyden].

V. Pfingstlied.[2]

[1b] 1. Nu bydde wir den hilgen geist
om den rechten gelouen alre meist,

der om — geboren. 2, 4 dar om). — Unverkenbar ist der zusammenhang mit Luthers 1524 gedrucktem dankliede: „Nu freut euch, lieben christen gmein“ (vgl. Fischer, Kirchenliederlexikon 2, 106—108); nicht nur der strophenbau ist derselbe, sondern es finden sich auch 1, 1—4 und 2, 1—4 fast wörtlich bei Luther wider, und die widerkehrenden schlusszeilen stimmen mit Luthers str. 7, 5—7 überein: „Denn ich bin dein und du bist mein, Und wo ich bleib, da soltu sein, Uns sol der feind nicht scheiden.“ Es entsteht daher die frage, ob Luthers dichtung durch mündliche überlieferung zu der vorliegenden form umgestaltet wurde oder ob uns in der niederrheinischen aufzeichnung ein älteres, auch von Luther benuztes original erhalten ist. Aber die leztere annahme könte man, da der schriftcharakter eher der zeit nach als vor 1520 angehört, nur auf grund anderweitiger zeugnisse verteidigen. Da solche aber fehlen und da das folgende pfingstlied (V) offenbar aus dem Lutherschen texte geflossen ist, so haben wir auch hier eine immerhin bemerkenswerte einwirkung eines Lutherischen liedes anzunehmen. Diese ansicht teilt auch W. Bäumker, der gründliche kenner des geistlichen liedes, welchem ich die texte der Anna von Köln vorlegte.

1) Über diese schon in der weltlichen lyrik des 12. jahrhunderts (MSF 3, 1) erscheinende formel werde ich nächstens ausführlicher handeln.

2) Wie in nr. IV ist der text von jüngerer hand und offenbar aus dem gedächtnis, nicht nach einer gedruckten oder handschriftlichen vorlage geschrieben; str. 2, 3—5 steht hinter 3, 2 und ist erst nachträglich vom schreiber an den rechten platz verwiesen. Wie nr. IV zeigt auch dies lied auffallende ähnlichkeit mit einer Luther-

vnd dat ons got behoede an onser enden,
wanne wir van hynnen varen wss deser ellenden.
Kyrieleys.

2. Du hoichste troister in al onser noit,
hilff ons, dat wir neit enfruchten schande noch doit,
[2a] vnd dat wir by eme blyuen dem truwen heilant,
de ons bracht hait zo den rechten vaderlant.
Kyrieleys.

[1b] 3. Du wer[2a]dige lycht, schenckt ons dyne gontz,
leir ons Jesum Christum, den leuen born,
vnd dat wir malkanderen leuen
vnder eyn freden vnd vp eynen synne blyuen.
Kyrieleys.

VI. Wanderlied.[1]

[73a] 1. Wail vp, ich moes van hynnen,
myns blyuens [73b] en is neit hie:
tzo der doget wil ich mych wenen,
doit der koempt ons scheir.

2. In hemelrich hoirt men syngen
der suesser engelen sanck,

schen dichtung, von der bisher nur die erste strophe als das werk einer früheren zeit nachgewiesen ist, während die übrigen drei als zusätze des reformators gelten, dem 1524 im drucke erschienenen lobgesang: „Nu bitten wir den heiligen geist." Merkwürdig aber sind die einzelnen verse zusammengewürfelt:

Str. 2, 1. 2 = Luther 4, 1. 2
„ 2, 3. 4 = „ 2, 3. 4
„ 3, 1. 2 = „ 2, 1. 2, vgl. 3, 2.
„ 3, 3. 4 = „ 3, 3. 4.

Man wird hier widerum eine umgestaltung der Lutherschen dichtung anzunehmen haben, welche sich übrigens auch in westfälischem dialekt, sonst aber unverändert in der 1588 angelegten liedersamlung der nonne Catherina Tirs zu Münster (Hölscher a. a. o. s. 47) findet, während Michael Vehe Luthers zusätze in seinem gesangbüchlein (1537 nr. 36) durch drei neue strophen zu verdrängen suchte. Vgl. Goedeke, Dichtungen von M. Luther s. 40 fg. Schon vor 1520 führt Luther den alten text in einem sermon (Werke, Weimarer ausgabe 4, 602) an: „*Cur quam maxime petimus veram fidem in ista oratione:* Nu bitten wir den heiligen geist."

1) Eine geistliche parodie des wanderliedes: „Wol auff, gut gsell, von hinnen" bei Böhme nr. 260 a—b. Der weltliche text steht auch in dem niederrheinischen liederbuch von 1574 (Berliner mscr. germ. quart. 612) nr. 56, in Peter Fabricius' liederbuch (Kopenhagener hs., vgl. Niederdeutsches jahrbuch 13, 60) nr. 95 nach J. Meiland, (1569 nr. 4) und im Frankfurter liederbuch 1582 nr. 54. Die melodie bei Böhme erfordert achtzeilige strophen.

die snaren ind herpen klyngen
in blytschaff sonder verganck.

3. Nu en mach ich neit me syngen
myt froelichen hertzen myn,
mych moes noch anders gelyngen,
sal ich verblydet syn.

4. Truren hait mych beuangen
ind deit mynen hertzen pyn,
na gode is myn verlangen,
[74a] gern sulde ich by eme syn.

5. Dat rait van euenturen
loefft in der werelt ser,
de vroude en mach neit duren,
dat geluck geyt vp ind neder.

6. Ich seyn den genen onder,
den ich zo haus bouen sach,
verhauen ist he myt vrouden,
der kortlich onderlach.

7. Noch snelre dan dat weder
so is die vroude gewant,
noch lichter dan eyn veder
so wirt die truwe bebant.

8. Och wat hant sy verloeren
in vrouden ewenclich,
de nu hant [74b] vs verkoren
vp erden oer hemelrich.

9. Van lyden so gaent sy zo lyden
van truren zo ruwen grois;
woelden sy die sunden myden,
is en dede oen geyn noit.

10. Gar hoege waren sy gevlogen,
die nu synt ser gedailt;
de werelt hait sy bedrogen,
mit der doit synt sy betzalt.

11. War om synt ons gedachten
in ydelheit gekeirt!
Willen wir de werelt achten,
wir werden myt oer deirt.

12. Laist ons den wech ouerdencken,
[75a] den wir mossen wandelen all,
sou en sal ons ouch neit krencken
geyn leyt noch ongeval.

VII. Busslied.

[100a] 1. Grois rouwe der wilt mych krencken,
den ich in mynen hertzen draen,
zo gode wil ich mych sencken,
ich wil die werelt versmaen,
zo gode [100b] wil ich mych keren,
he is myn got myn here,
myn sunden synt die synt sweire,
syn genade die is vil merre.

2. Dauid in den selter
beschryuet ons also,
de in den rechten leuent,
de wirt des hemel vro,
dar zo sal he beschauwen
dat angesicht so clair,
des sich die engelen vrouwent,
dat schryfft he ons vurwair.

3. O Maria [101a] rose,
du bluwes sonder doern;
och woultz du vur bidden
vur dynes kyndes zorn,
dat he myr woulde genedich syn
al doer de bede dyn;
des bid ich dich, Maria,
vm dyn vil leues kynt.

4. Moecht ich die hoelde erweruen
des lieffsten heren myn,
ich woelde vry eigentlichen
syn truwer dener syn;
ich woelde die boerden dra[101b]gen
genslichen sonder verdreis,
zo versperen [!] wolde ich gaen
als zo metten zyt.

5. Naturgen[1], du mois steruen,
ind weir it dir ommer leit,
du wolt mich anders bedouuen
mynre ewiger selicheit.
Naturgen zo verwennen,
ja in gehoirsamcheit staen,
dair zo wil mich twyngen,
myns eygen willen ws zo gaen.

6. Nu [102a] wil ich ommer twyngen
dat ionge hertze myn,
dat mois sich laissen wynden
recht wie eyn wyndelyn,
dat mois sich laissen wynden
recht wie eyn wyndelyn,
dat is zo allen zyden
dem geist onderdenych mois[2] syn.

7. Dyt leit han ich gesongen
dem hoichsten konynck zo eren,
dat he sich wil erbermen
ouer al geloeuige selen,
de in eyne ganssen geloeuen
van hynn synt ge[102b]uaren,
dat he sy myt eme wil brengen
al in der engelen schair.

VIII. Christenfreude.

[98b] 1. [D]ie voegelgyn des hemels
die vreuwen sich der tzyt,
ich wil mich myt Jhesu vrouwen,
dair alle myn troist an leit.
O Jhesu, myn sunden synt myr leit.

2. Ich wil mich dynre vrouwen
vur alle der werelt gemeyn,
ich in ach[t] vp [99a] nemans drouwen,
wair du myn vrunt wolt syn.
O Jhesu, ich han dich in mynen synnen.

1) Vgl. oben s. 136 nr. 42, wo der sündige wille ebenso angeredet wird: „*Naturgen, du moes orloff haen.*“

2) Darüber ist geschrieben: „*moye.*“

3. Die werelt hait mich duck bedroegen
myt oere valscher lyst,
na oer in wil ich niet me vraegen,
it sy ouch wat myrt kost.
O Jhesu, na dir steit myn gelust.

4. Nu truyr, die truren willen,
myn truren vert da heyn;
die werelt han ich gelaissen
ind al [99b] om Jhesus wil.
O Jhesu, na dir steit myr myn syn.

5. Nu yn lais mych doch neit intgelden,
dat ich lange bleuen byn;
myn sunden wil ich melden,
wan ich by den preister byn.
O Jhesu, so verlucht du all myn synne.

6. Dat ich sy so ws moes geissen
myt eynen ganssen wil,
neit meir dar in zo vleissen,
it sy in ernsten off ouch in spyl.
O Jhesu, ich geue mych in dynen wil.

7. Wend ind keir du al myn synne
na den leiffsten willen dyn,
dat ich niet in moes begynnen,
dat weder dich mach syn.
O Jhesu, so saltu der leiffste syn.

IX. Empfang der braut Christi im himmel.[1]

[32b] 1. Hed ich die vlogelen van Seraphim,
ich voulde so hoge vlegen
her bouen in dat Paradys
zo Jhesum mynen suessen lieuen.

[33a] 2. So voulde ich sagen: Got vader myn,
nu gyff mir gulde crone,
dat ich so lange gedenet han;
wanne woultu myr lonen?

1) Str. 1 erscheint auch als schluss des weihnachtsliedes „Uns ist geboren ein kindelein“ bei Wackernagel 2, nr. 1110. Das folgende lied (X) stimt in den ersten beiden strophen mit dem vorliegenden überein, hat aber einen anderen verlauf. Im algemeinen vgl. Hoffmann, Niederländische volkslieder[2] nr. 201: „Die himmelsbraut.“

3. Walt woultu myt der cronen myn,
wat woultu myt der cronen?
du machs wail eyn clair spegel syn,
dair ich in cleir myn ougen.

4. Dat ich dir eyn clair spegel byn,
des mach ich mych verblyden;
nu gyff myr noch eyn dubbel [33b] crone
ind setz mych by dyne syde.

5. Nu bys blyde, myn lieue bruyt,
ich sal dir geuen die crone;
ich haen so vijl ionfferen schoen
heir bouen in myme trone.

6. Sy synt getzeirt ind wael gedaen,
sy komen ws verren landen,
sy hant ouergulden cleider an
ind palmen in eren henden.

7. Als sy vur die portzen quamen,
da vraichden sy onsen heren,
ind off ir loen weir [34a] dusent valt,
sy hedden dair om gestreden.

8. Gaet vort, ir heren van Seraphym,
gaet vort, ir engelen alle,
vertzeirt mir ouch dese tzarte bruyt
dat sy myr wael beualle.

9. Sy leyden sy in der ionfferen choir,
sy wolden sy dair vertzeiren,
do quam de hilge dryueldicheit
ind woulde sy confirmeren.

10. Maria brecht eyn hemdekyn,
dat war [34b] van syden cleyne:
Nu doen dit an, myn suesse bruyt,
van sunden bistu reyne.

11. Her Jhesus brecht eyn mentelgyn dar,
eyn mentelgyn van golde:
Nu doen dit an, myn lieue bruyt,
want dit is myn truwe.

12. Der hilge geist brecht eir eyn crone,
so wonderlich geslagen,

dat alle de heren van Seraphym
al sulches nye in gesagen.

13\. Johannes brecht ir eyn rockelyn,
[35a] eyn rockelyn van mynnen,
sy gynck vur eren heren brudegum staen
recht als eyn konynckynne.

X. Sehnsucht nach dem himmel.[1]

[53b] 1. Hed ich die vlogelen eyns aren grijs,
ich suld so hoge vleigen
dar [54a] bouen int dat paradijs
Tzo myme suessen lieuen.

2\. Dan sulde ich sagen: Vader myn,
wanneir sulde ir mych halen
wss desem ellenden ertrych vp[2]
in vren hoesten salen?

3\. Wair is die dochter van Syon?
Ich wil sy vroelich machen,
ich wil ir eyn boetschaff doen
van also hoegen sachen.

4\. Der hoechste in der mynnen
dat is Jhesus Marien son,
got laess den ons gewynnen
hie bouen in den throene.

5\. Dat hemelrich int ertrich
[54b] neman en coenst gebruchen,
dat sal eyn suuer maget reyne
in eren licham sluyssen.

6\. Die donckernisse is ons verclairt,
dat licht is ons gebleuen,
eyn maget hait eyn kynt gebeirt,
dat mach wail wonder wesen.

7\. Dat kynt was teder int kranck,
eyn maget moist it voeden;
it is recht, dat wir eme wyssen danck
van synre groissen oitmoeden.

1) Vgl. nr. IX. 2) vp ertrych *hs.*

8. Her Jhesus Kerst, wat hait ir gemynt,
wir sulden uch gern [55a] vragen,
dat ir hie sus licht ind weynt?
Ir syt so ionck van dagen.

9. Dat ons wilen was ongereit,
dat moegen wir nu gebruchen;
dat Adam in den apel beiss,
dat [dede] den hemel sluyssen.

10. Maria moder van hemelrich,
conynck in den throene,
bid vur ons allen ynnenclich
Marien eren soene.

11. Dat wir dar bouen moessen,
dair de engelen vroelich syngen,
vch ind vr kynt gruessen,
dat wil ons got gehengen. Amen.

XI. Gebet an Jesus, Maria und Michael.

[109b] 1. Gegroit so syt myns [110a] hertzen gern,
myn troist, myn vroude vnd al myn eir,
myn meister, myn konynck int myn here,
gyfft ons dyn ansicht zo schouwen.

2. Gegroit [110b] so syt eyn konynckynne,
eyn keyseryn, ein hertzēgyn
ind al der werelt eyn troisteryn,
eyn vrauwe vur allen vrauwen.

3. Maria is der name dyn,
behoede ons vur der hellen pyn,
doit ons, vrau, vr genade schyn,
verwerfft ons ewich leuen.

4. Du roese roit, du adelair,
du morgen stern, du sonnen clair,
verleynt ons mennynch gueder yair
myn gruten dir zo geuen.

5. Byt, jonffer fyn, vren leuen zon,
dat [111a] he myr geiff van sonden swoen[1],

1) *swone*, sühne.

vp dat ich ewick mit em woen,
wanneir myn sele moit scheiden.

6. Heir Mychael der groisse here
moes ons bewaren vmmer meir,
dat ons nummer viant en deir[1],
ind moes myn sele geleiden.

XII. Geistlicher frühling.

[111 a] 1. *Gracias agimus tibi*
propter magnam tuam gloriam.
Sullén wir dan neit vroelich syn?
Der hemel der is onser,
ind weir [111 b] der hemel onsser neit,
so enweren wir alsus vroelich neit.
Der hemel der is onser.
Och meyerayn[2], du bis eyn vil guet kruet
bouen allen kruden schoene,
also is Maria die edel konynckynne
alle in des hemels trone.
[H]ec sunt conuiuia,
que tibi placent ex patris sapientia.

2. *Gracias agimus tibi*
[propter magnam tuam gloriam.]
[S]ullen wir dan [neit vroelich syn?] etc.
[H]ec sunt conuiuia,
[que tibi placent ex patris sapientia.]
T springen geylle bloemgen vp der heiden.
Och richer [112 a] got, laes ons van dir neit scheiden!
O Maria goit, du bis der sunder troist;
wil ons genade erweruen,
verloese vns van aller boeser macht,
Dat wir in sunden nummer steruen.

3. *Gracias [agimus tibi*
propter magnam tuam gloriam.]
Sullen [wir dan neit vroelich syn?] etc.
[Hec sunt convivia etc.]
T spryngen blae fiolen in den daelle,
dat is die edel oitmoedicheit,

1) *deren*, schaden. Vgl. oben s. 146, str. 11, 4. 2) *meyerayn*, majoran.

sy roecht vur gode so wale.
O Maria reyn, dair doirch hais du alleyn
[112b] genade an gode geuonden.
O Maria, moder der bermhertzicheit,
troist ons in onser lesten stonden.

4. *Gracias agimus [tibi*
propter magnam tuam gloriam.]
Sullen wir dan [neit vroelich syn?] etc.
Hec sunt [conuiuia] etc.
T spryngen rode rosen vp den bergen,
dat synt Christus wonden diep, die ons genade erweruen.
O Jhesu Christe, der eyn velt blome bys,
an dan cruytz bis du gestoruen;
du hais ons verloist mit dyme edelen bloit,
lais ons na dir verlangen.

XIII. Marienkranz.[1]

[167a] 1. [M]aria suesse meichdekyn
bouen alle wyff volkomen,
| : ich wil dir machen eyn krenselyn
van vonffder hande blomen : |

2. Rosen ind lilien wijs,
fiolen ind melsuessen[2],
acheleyen bloemegen,
dar myt wil ich dich groissen.

3. Got gruss dich edel rosen roit,
Maria vol genaden;

1) Wie in dem von H. Brandes im Niederdeutschen jahrbuch 10, 54 mitgeteilten gedichte „*Der guden farwen krans*“ die farben der lilie, rose, aglei und der zeitlose (narcisse) mit den eigenschaften der frauen in verbindung gebracht werden, so erscheinen hier fünf blumen: rose, lilie, veilchen, melsuesse und aglei als abbilder der himmelskönigin. Über ähnliche farbendeutungen vgl. Uhland, Schriften 3, 436 fg. 531 fg. Das winden des kranzes ist gleichfals ein häufiges motiv, vgl. das gedicht „Der tugenden kranz“ in Pauls und Braunes Beiträgen zur geschichte der deutschen sprache 5, 548 und Bartsch, Beiträge zur quellenkunde der altdeutschen litteratur s. 246.

2) *Melsuesse*, wol identisch mit der *maede suesse* in str. 11, 1, vermag ich sonst als blumennamen nicht nachzuweisen. Gemeint ist die *marienblome* (= *sunnenwervel*, heliotropium, solsequium), von der es in der nd. Passio Christi (Mnd. wb. 3, 34) heisst: „*De heth darumme m., dat se der sunnen navolget.*“

[167b] en hed gedayn dyns kyndes doit,
wir weren al verloren.

4. Gelich dat is der rosen verwe
bouen allen blomen schonen,
soe bys du in der engelen schone[1]
in der hemels throne.

5. Got gruess dich edel lilien wijs,
moder ind maget alleyne,
gelich der lilien onbesmyt
bleues du van sonden reyne.

6. Hilp myr, gotz moder eyn reyne mait,
alre blomen eyn wunne,
dat ich myt der hulpen dyn
tzer ewiger vrouden moess komen.

7. Got gruess dich, edel fiolen kruit
van [168a] allen suessen roeken,
dat de oitmoedicheit beduit,
gnaden ich an dir soecke.

8. Gnade, gnade, eyn reyne wiiff,
gnade ich an dir gesynne,
du bis der sunder leit verdriiff,
vrouwe, edel konyngyne.

9. Got gruess dich, ackeleyen var,
getzeret myt blaen bladen,
wilch sunder dat dins nemet war,
den steys du vrouwe zo staden.

10. Alle myn sunden synt myr leit,
dair om bid ich genaden:
o moder der gbarmhertzicheit,
en troist mich neit zo spaden.

11. Got gruess dich, maede suesse fyn,
alre blomen [168b] wonne,
die van naturen eren keijre[2]
al neiget na der sonne.

12. So warwart sich de sonne keirt,
soe weirt de blome geboiget:

1) Vielleicht ist *schaire* zu lesen.
2) *kere*, wendung.

du bis ouch van der seluer art,
vrouwe wol alre doeget.

13. Dat volgen hait ons viil guytz gebracht,
dat du des volgen woldes,
dat du ouermytz[1] gotz krafft
gotz moder wesen soldes.

14. Doe du sprechs tzon engel fyn,
de dar dese boitschaff voirte:
Siet eyn dirne des heren ich byn,
mir geschei na dynen worden.

15. Doe volgedes du der sonne gar
al na der [169a] blomen geliche,
dar hait ons gemacht al offenbair
den wech ze hemmelrichen.

16. Nu is volmacht dit krenselyn
van vonfferhande blomen,
noch mos it bes getzieret syn,
sal it syn volkomen.

17. Wer nu wilt myt synen gelonnen[2] gans
wilt vertzieren ind verwen,
der setze degelich an desen krans
v. yncliche Aue Maria.

18. Soe hoeff ich, dat he onuertzait
vurwair mos des gelien,
al dat de werde reyne mait
syns nummer en sal vertziien.

19. Gy sal eme vur dit krense[169b]lyn
in synen dode erwe[r]uen
eyn wail getzeiret krenselyn,
dat nummer en sal verdorren.[3]

20. Ind sprechen: Com, vil susse vrunt,
nym hie van myr zo lonen
van mynen kynde tzo dir gesant
der ewiger vrouden krone.

1) *overmiddes*, vermittelst.
2) Etwa *gelouen?*
3) Etwa *verderren?*

XIV. Sankt Gertrud.[1]

[38a] 1. Nu wil ich vroelich heuen an
na den besten dat ich kan
van eyme stoltzen ritter.

2. All in eyme cloister, dat dair stonde,
[38b] dair na was eme syn hertz gewont
na eynre schoenre vrauwen.

3. Eyn abdijss so was sy dair,
sent Gertrud reyne ionffrau clair,
dat vynden wir noch beschreuen.

4. Der ritter was van mode gar stoltz,
he verbrecht syn syluer ind golt
all om sent Gertrud mynnen.

5. Sent Gertrud mynden den rytter sere,
all om die mynne ons leuen heren,
op dat he in woude [39a] behalden.

6. Der rytter was van moide ongestalt
ind reit in eynen bisteren wailt,
all om syn leit zo beschreien.

7. Der duuel quam zo eme gegaen,
he sprach: Du ritter wail gedaen,
wat is dyns hertzen lyden?

8. Der ritter sprach ws vollen moide:
Ich haen verloren gelt ind goit,
dat deit mych hertzlich truren.

1) Diese legende ward schon in der zweiten hälfte des 14. jahrhunderts von Willem van Hildegaerdsberghe in einem gedichte von 448 zeilen dargestelt (abgedruckt bei Clignett, Bydragen tot de oude nederlandsche letterkunde 1819, s. 381—411, widererzählt bei J. W. Wolf, Niederländische sagen 1843 nr. 359). Eine spätere ndl. behandlung in 35 strophen findet man in den Horae Belgicae 10, 93 nr. 39 = Willems, Oude vlaemsche liederen 1848 s. 310, einen undeutlichen nachklang noch in einem neueren aus Bonn stammenden volksliede bei Simrock, Die deutschen volkslieder 1851 s. 148 nr. 74, Ztschr. f. deutsche mythol. 3, 58 und in einer erzählung bei Pauli, Schimpf und ernst nr. 522. — Über St. Gertrud vgl. noch J. Zacher in Ersch und Grubers algemeiner encyclopädie I, 62, 105—108 (1856), Zingerle, Sitzungsberichte der Wiener akad. 40, 219 (1862) und Böckel, Volkslieder aus Hessen 1885 s. XXXV. Die von Wolf angeführte abhandlung des barons v. Reiffenberg in Nouvelles archives historiques des Pays-Bas, Bruxelles 1827 (l. 1829?) habe ich nicht einsehen können.

9. Der duuel sprach: Haff goiden moit,
ich wil dir [39b] geuen goitz genoich,
all om dyn genoichde zo driuen.

10. Der ritter stoltz wart gar gemoit
ind hoffden zo hauen goitz genoich,
all om syn genoichden zo driuen.

11. Der duuel sprach: Du ritter goit,
du salt myr schriuen myt dyme bloit,
dat du godes verloeues.

12. Der ritter was van hertzen vro
ind schreiff myt syme eygen bloit,
[40a] dat he goitz verloenden.

[40b] 13. Sy satten den dach seuen iair,
dat he zom gronen walde solde gaen
ind solde dair reden geuen.

[41a] 14. Do die tzyt ten enden quam,
dat he den duuel heym solde varen,
do was syn hertz bedroeuet.

15. Sent Gertrud sach syn droeffheit an
ind sprach: Du ritter gar verzaget,
wat is dyns hertzen lyden?

16. Der ritter sprach ws vollen moide:
Gott gesene uch, edel ionffrau goit,
ich in geseyn uch numermeren.

[41b] 17. Sent Gertrud sprach: Nu drynck van myr,
in des crucis krafft beueil ich dich
ind in sent Johannis geleide.

18. He satte die schail vur synen mont
ind dranck sy ws all vp den gront
all in sent Gertrud mynnen.

19. Der ritter reit all durch den sant,
dar he den leidigen duuel want
so grymmelichen geberen:

20. Nu halt, du ritter, dar [42a] is der breiff,
den du myt dyns selues bloide gegeschreiffs [!];
nu schaff dich balde van hynnen.

21. De dir dat leste werff dryncken gaff,
de heuet benomen myr myn crafft,
mir ind mynen gesellen.

22. Der ritter vp synen sadel schrit,
sent Gertrud erchter eme gereit,
em was so wale ge-[42b]noit.

23. Der ritter bedecht zer stont,
ind eme rouden syn sunden ws syns hertzen
gront,
ind he ginck in eyn cloister.

24. Dat kloister dat was wael bekant,
der preytger orden was it genant,
dair enden der ritter syn leuen. Amen.

XV. Liebeslied, geistlich verändert.

[37a] 1. Ich hoirt dat kloickelgen luden,
zer krichen steit myn syn;
dat doen ich alle dar omme,
want Jhesus wont dair yn.

[37b] 2. Jhesus hait bruyn ŏugelgyn[1],
dbenympt myn alle myn synne;
ich wil it Mari[en] clagen,
dat ich berouuet byn.

3. Clages du it mynre moder,
wat sal ich dar zo doen?
Dat wil ich seluer wrechen,
dat dir dyn hertz zo breche.

4. Ind brichs du myr myn hertzen,
wat vynstu dan dair yn?
Wale eyne verwende[2] sele,
ind dair woent Jhesus yn.

5. Were ich eyn cleynes [38a] voegelgyn,
die vedergen woulde ich haen
ind vlegen in dat hemelrichen,
Jhesum woulde ich vangen.

1) Str. 2—4 erscheinen auch dem osterliede „*Des morgens vroe bi tiden*“ in den Horae Belgicae 10, 196 nr. 99 (str. 6—8) angehängt.

2) *verwent*, üppig?

6. Hetz du Jhesum geuangen,
wat woulstu myt eme doen?
Ich sloit yn in myn hertzen
ind dede it vaste tzo.

XVI. Zwei geistliche parodien eines trinkliedes.

A.

[82a] 1. Laist ons syngen ind vroelich syn,
in gen rosen[1],
mit Jhesus ind den vrunden syn;
wer weis, wie lange wir hie sullen syn?
in gen rosen.

2. Jhesus wyn is vp gedaen
[82b] in gen rosen
dar sullen wir all gar henen gaen,
so mőgen wir hertzen vroude ontfaen
in gen rosen.

3. He sal ons schencken den cypren wyn:
wir moissen alle droncken syn
al van der suessen mynne syn.

4. Jhesus is eyn vȏnckelgen,
[83a] syn glessgen helt eyn droenchelgen,
syn leffelgen eyn moent foelgen.

5. Setzt dat glessgen vur den mont
ind dryncket ws all vp den gront[2],
dair vyndt ir den hilgen geist ter stont.

B.

[36a] Jhesus wyn is vp gedaen,
my vt,
dar sullen wir all gar ynnen [36b] gaen,
la la sol fa my
fa sol fa.

2. So dryncken wir den cypren wyn,
Jhesus sal der schencker syn.

3. Jhesus is eyen vonckelgyn,
dat glesgen helt eyn drunckelgen.

4. Setzt dat glesgen vur den mont,
dryncket it ws by[t] vp den gront.

1) Der nicht ganz verständliche kehrreim erinnert an den refrain „*Roozen aan mijn hoedje*“ bei Hoffmann von Fallersleben, Niederländ. volkslieder[2] nr. 138 u. 139, oder an den ähnlichen „Rot röslein auf der heiden“ bei L. Lechner, Neue teutsche lieder 1579 nr. 22: „Wil uns das meidlin nimmer.“

2) Str. 5, 1—2 und 6, 1—2 kehren mehrfach in den trinkliedern bei Böhme, Altdeutsches liederbuch nr. 321—323 wider. Eine ähnliche, minder krasse umformung eines trinkliedes steht Horae Belgicae 10, 197 nr. 100: „*Het is goet in Jesus taverne te gaen.*“ Zwei andere fassungen desselben bei L. Ph. C. van den Bergh,

6. Laist dat gelessgen vmme gaen,
so moegen wir vroelich heym wartz gaen
ind alle zyt in vreude staent.

5. Laist dat gelesgen vmme gaen,
so mögen wir myt vrouden heym gaen.

6. Jhesus sal ons leitzman syn,
des sullen wir eme al gar danckber syn.

XVII. Trinklied.[1]

1. [83b W]ie sitzen wir hie so stille vnd swygen?
Wissen wir geyn ander vreudt zo bedryben?
Begunt ons dat wyngen ins houft zo stiegen?
Wir woilden wail besser kuraxt[2] krygen.
Frysch vnd froelich in goeder maneren,
wer sold vns dat mogen verkeren,
wann es geschiecht auss guten grondt,
wie wir es bekennen myt onseren mundt?

2. Es stath einen wail an, [84a] es sy frauw oder man,
der de tzyt wail denen kan,
vermach man sich dan auff deser ban;
des gelychen doit ouch, is myn verman:
myt den frolichen wesset frolich,
myt den schimlichen[3] ist es vnmalich[4];
myt den gecken habt gedult;
sy wissen neit besser, sy (vnd) haben geyn schult.

3. Wir kunnen wail rauwen by frunden off magen:
der lichtlich geleufft, is baldt [84b] bedrogen.
Da wilt vch nu bass ynnen befragen;
ist es neit wair, so sy is gelogen.
Freisch vnd froelich, from vnd eirlich,
ist es ouch anders, so ist es beswerlich.
Acht neit, was der kleffer benyet,
wanne is myt got vnd myt eren geschuyt.

Nieuwe Werken van de Maatschappij der Nederlandsche Letterk. 5, 2, 114a (mit melodie) und 116 (1841) und bei W. Bäumker, Vierteljahrsschrift für musikwissenschaft 4, 224 (1888).

1) Eine spätere hochdeutsche aufzeichnung dieses liedes steht im Frankfurter liederbüchlein 1582 nr. 161 (herausg. von J. Bergmann 1845).

2) Corazi im Ff. lb. = courage.

3) trawrigen im Ff. lb.

4) unmüglich im Ff. lb.

4. Vnd hauen wir nicht eynen willichgen wirdt?
ehr thut al, was ons hertz begert.
[85a] Dar zo thut he de freuden vermeren
vnd acht dar neit vp, was myr vertzeren.
Freisch vnd frolisch sonder traw[r]en
wem is geruwet, dar mach is besawren.
Laist ons nu syn van hertzen fro
vnd dryncken eyn ander fruntlich zo.

5. Wie guyt vnd gnuchlich ist is zo wonen,
das gebroder by eynander komen,
wir hauen ouch anders neit vernomen
by desen liefflichen vnd [85b] wail fromen.
Freisch vnd froelich, from vnd eirlich,
ist es anders, so yst es besweirlich.
Acht neit, was eyn eyder doit,
wann es myt got vnd der eren zo geith.

6. Geyn besser freudt in deser werelt,
dan der syn hertz zo freden stelt,
verworet neit ser vp goit vnd vp gelt
vnd laist es neit lauffen zo weit ins felt.
Frisch vnd frölich sonder traw[r]en;
[88a] wem yss gerawet, der mach es besawren.
Laist ons nu syn van hertzen fro
vnd sprechen den andern fruntlich zo.

7. Da myt wir nu dyss leitgen thunt sleissen,
— — — — — —[1]
es yst baldt komen in eyner stonden,
das froelich zo syn nycht wirt langen;
Altzyt frolich ist onmuchlich,
altzyt trawren vnd kan neit dawren,
laist ons van hertzen froelich syn
vnd dryncken myt freuden den koelen wyn.

8. Freisch froilich in eren[2]
byn ich altzyt begeren.

1) Hier fehlt eine zeile. Im Frankfurter liederbüchlein lautet sie: „Ich hoff der freud noch besser zu geniessen.“

2) Str. 8 weicht im Ff. lb. ganz ab:
„Diss sind drey ding, die gott gefallen,
die last uns haltne uber allen,
die sind uns auch fast nutz und gut,
Saloman das beschreiben thut,
wenn sich brüder freundlich lieben,
man und weib auch nit betrüben,
die nachbaurn sein einander hold,
welches ist viel besser denn silber und gold.“

[88b] Stundt eynen eyden fur synen houfft geschreuen,
wat he syn lieffdag hedt betrieben,
he wurdt sich freilich wail bedencken,
ehr he eynen andern syn en wurdt krencken;
wuldt he es neit onder wegen laen,
wer weiss, was syn kynder thun.

BERLIN. JOHANNES BOLTE.

BRIEFE VON OPITZ UND MOSCHEROSCH.

(Schluss.)

XVIII.[1]

Martin Opitz an Christoph Coler. *Breslau, 24. Januar 1631.*

S. P. D. Ornatissime ac doctissime Colere,

Nuper tuas[2], hodie et Anacreonticum carmen tuum accepi, sane elegans et pro genio numerorum. De Dudithio[3] ac Wackero[4] sermonem habui cum Praestantissimo Cepcone, et quaedam perscripsi ad Amplissimum Nüsslerum meum. Egregios tamen conatus tuos interuertere nolim. Tu pro prudentia tua ignes suppositos cineri doloso[5] satis caueris. Posses non parum etiam exornare libellos istos testimoniis eruditorum hominum quae passim extant; ut quae de Wackero Wouwerius[6], de Dudithio adhuc iuuene P. Manutius[7] aliique scribunt. Sed

1) Hs. R 251 nr. 26.

2) Wol der brief Colers, den Czepko überbracht hatte (Jaski a. a. o. s. 72).

3) Andreas Dudithius (1533—1589), bischof von Fünfkirchen, wurde später Lutheraner. Coler wünschte wahrscheinlich deshalb näheres über ihn zu erfahren, weil D. das leben des berühmten kardinals Reginald Pool aus dem Italienischen des Beccatelli ins lateinische übersezt hat. Siehe brief nr. XXXIV.

4) Es lässt sich nicht feststellen, welcher der zahlreichen gelehrten dieses namens hier gemeint ist.

5) Dieselbe phrase (aus Hor. carm. II, 1, 7 fg.) findet sich auch in brief nr. XXXII.

6) Johannes Wower (1574—1612) erwähnt Wacker in seinen briefen (*Epistolarum centuriae duae* Hamb. 1619).

7) Paulus Manutius (1512—1574), sohn des Aldus M., gleich diesem berühmt als herausgeber griechischer und römischer schriftsteller und als buchdrucker.

coram plura, et quidem propediem. Vale, amice optime. Vratislauiae. a. d. XXIV. Januar. CIƆIƆCXXXI.

Tui amantissimus

Mart. Opitius.

Eruditissimo Viro, Christophoro Colero Suo.

Bregam.

XIX.[1]

Martin Opitz an Christoph Coler. Breslau, 11. Februar 1631.

S. P. D. Clarissime Vir, Primum Grotii de Veritate Religionis Christianae librum ad Gründerum nunc transmisi[2]; idem statim facturus et cum reliquis. Fidem ille suam Müllero, ut audio, dedit, se absque mora opem hic suam impensurum. Est alias strenuus promissor, sed non raro fallit. Itaque moneri hominem ualde uelim. A te impense rogo, ut et bono publico, et operis dignitati, et amicitiae nostrae tantum concedas, ut accurata perlectione tua opus hoc prodeat quam correctissime. Neminem noui qui haec aut te melius intelligat, aut amet tenerius. Quid quod nec tempus deesse tibi puto, singulis diebus unam alteramque pagellam perlegendi. Mihi uel similis labor, uel quodcunque aliud negotium tui caussa molestum nunquam erit. Sed et amicissimum Cothurnium[3] habes, et decus Musarum Cepconem, qui libenter, uti confido, aliquam oneris partem in se recipiunt. Vale amicorum clarissime, et de mente typographi, an satisfacere promissis sedulitate sua uelit, perscribe. Vratisl. a. d. 11. Febr. 1631.

Tuus M. Opitius.

Clarissimo Viro Domino Christophoro Colero Suo.

Briegk beim H. Joachim Stein.

XX.[4]

Martin Opitz an Christoph Coler. [Breslau], 4. März 1631.

S. P. D. CL. Colere, Nescio quid fuerit cur tu, Amplissimus Nusslerus et Cothurnius[5] ad meas tamdiu sileatis[6]; si frigidam aliquis suffudit, facite ut ne sonticum carmen diutius ignorem. Certe nec

1) Hs. R 251 nr. 43.

2) Über Gründer und den druck der schrift „Von der wahrheit der christlichen religion" siehe die einleitung.

3) Siehe s. 24 anm. 5.

4) Hs. R 251 nr. 42.

5) Die lezten buchstaben undeutlich.

6) Colers brief vom 1. märz (Jaski a. a. o. s. 80) war also noch nicht in Opitzens hände gelangt.

publice, nec priuatim, nec in amore quo vos prosecutus sum semper aut mutatus sum quicquam, aut quamdiu uiuam mutabor. Quod si Grotiani libelli aliquid uobis iniiciunt, de quo dubitetis, per me licet.[1] Si non edi apud uos possunt, aut tardius saltem edi, sane huc redeant; id quod tu haud gravate Gründero indicabis. Quod si editio properabitur te parario et auspice, munditiem illis spondeo et correctissimam lectionem. Secundo libro, de Plutarcho scripseram Charone, id quod tu pro amore tuo erga me in Cherone permutabis.[2] Vale, Vir Eruditissime et CL. Cepconem saluta. a. d. IV. Martii CIƆIƆCXXXI.

Tuus

fide optima M. Opitius.

Cl. Viro Domino Christophoro Colero, amico singulari.

Bregam.

XXI.[3]

Martin Opitz an Christoph Coler. *[Breslau], 8. März [1631].*

S. D. De silentio tuo frustra, ut uideo, questus sum, quod tu, Cl. Colere, et accurata carminum meorum correctione, tuorumque sane elegantissimorum dono bona fide pensasti. Gratias utrinque tibi habeo singulares, atque libellis meis eandem donec absoluantur curam adhibeas, ac Gründerum urgere non desinas per te communia Musarum sacra precor. Infiniti labores in aula mei non permittunt, ut eas schedas perlegam, quae iam typographo mittuntur. Et nunc operis dimidium ad uos pervenit nisi quod Praefationem ad S. P. Q. urbis huius[4] extradere constituerim. Müllerus libellum ad te misit, bonae sane notae.[5] Eum si Germanice per otium reddes, magnopere virum hunc tibi deuincies, et de gratitudine non dubitandum est. Haec vero tu per lusum et iocum potes, nec operis moles adeo grandis esse videtur. De meis hoc moneo, si quid fugiente manu erraui, ut pro perspicacissimo iudicio tuo, illud emendes. Vale, amice clarissime et onus tantum tibi imponi ignosce. a. d. VIII. Martii.

Tuus totus M. Opitius.

Cl. Viro Christophoro Colero Suo.

Bregam.

1) sc. *mutare.*

2) In dem ersten druck (s. 37) ist *Charoné* stehen geblieben:
Es schriebe Herodot diss nicht vom Aristé,
Noch einem andern auch der mann von Charoné.

3) Hs. R 251 nr. 36. Antwort auf Colers brief vom 5. märz (Jaski s. 86 fgg.).

4) Das buch ist „den herren hauptmanne vnd rhatmannen der stadt Bresslaw“ gewidmet.

5) *Grotius, de veritate religionis Christianae,* wie aus Colers brief vom 21. märz (Jaski s. 90) hervorgeht.

XXII.[1]

Martin Opitz an Christoph Coler. *Breslau, 22. März 1631.*

S. P. D. CL. Colere. Grunderus de charta quod queratur non habet.[2] Vtinam liber coeptus nondum esset, fortassis uiam reperire aliam possemus, ne bilis toties ob iniquissimam hanc moram mihi concitaretur. Versionem duarum septimanarum spatio te absoluturum, sane gaudeo: et gratum se meus[3], ubi ipsa exhibebitur, ostendet procul dubio.[4] Ac cum Müllero uel hodie loquar, ut de loco cogitet, ubi quam citissime typis describi possit. Primus liber maius tibi negotium faciet, quam reliqua operis pars fere tota. Et quamuis pro egregia eruditione tua ipse sufficias labori, tamen in consilium adhibebis recte Amplissimum Nüsslerum, meum et Musarum insigne decus. Iterum iterumque te moneo, ut lentum illum hominem[5] quo poteris modo instiges. Tibi tot indies horis institutionem domesticam constare, doleo[6]: ad meliora enim Titan hoc pectus tuum formauit. Sed parendum est necessitati temporis, quae non reipublicae modo, uerum priuati etiam cuiusque statum ac fortunas inuoluit. Vale, charissime Amicorum. Vratisl. ex regia, a. d. XXII. Martij. CIϽIϽCXXXI.

Tuus

Opitius.

Cl. Viro Domino Christophoro Colero Suo.

Briegk beim H. Joachim Stein.

XXIII.[7]

Martin Opitz an Christoph Coler. *Breslau, 25. März [1631].*

S. P. D. Amicissime Colere, Müllerus in ea sententia firmiter haeret, se libellorum duorum inscriptionem nescio quibus imputaturum,

1) Hs. R 251 nr. 28. Antwort auf Colers brief vom 21. märz (Jaski a. a. o. s. 90).

2) Coler hatte den papiermangel als grund des langsamen fortschreitens des druckes genant.

3) So bezeichnet Opitz in briefen aus dieser zeit häufig seinen beschützer Dohna.

4) Schon Colers brief zeigt, dass Opitz ihm die übersetzung angetragen hatte, um einem wunsche Dohnas zu genügen.

5) Gründer.

6) Coler hatte geschrieben, er müsse täglich vier stunden unterrichten.

7) Hs. R. 251 nr. 40. Antwort auf Colers brief vom 22. märz (Jaski a. a. o. s. 94 fg.).

et huius rei gratia uersionem eorum a te petiisse.[1] Tu uideris, et si dedicationis gratia tibi peribit, aliud laboris tui redhostimentum posces. De Grotiano libello multum te amo[2], et his diebus aliquid eius auide praestolor. Meum opus adeo lente procedere doleo.[3] Gründerus de Müllero propter chartam, hic de illius segnitie, ego de utroque queror. Nemo te beneuolentior est, qui et lentorem homini excutere conaris, et quod magis est, obstetrici manu foetum meum sine luxatione neruorum alleuas et producis in dulce lumen Solis. Gratias tibi mecum deberet quicquid Musarum est. Si quid ad Lingelshemium et Berneggerum uis, fac ut tuae intra quadriduum omnino compareant. Ibit enim correpto itinere Argentoratum studiosus quidam iuuenis, cuius opera recte et ordine utemur.[4] Vale optime amicorum. a. d. XXV. Martii sub seram noctem.

T.

Opitius.

Cl. Viro Christophoro Colero Suo celeriter reddantur.

XXIV.[5]

Martin Opitz an Christoph Coler. *Breslau, 5. April [1631].*

S. P. D. Gratae mihi hesternae tuae[6] V. C. non minus, quam amici nuper sermones mecum tui: quales miscere nos saepius postea sinet haec mea conditio, Celsissimo Principi uestro devota.[7] Interea scriptionibus etiam crebrius inter nos agamus: quo et Musis nostris gaudium inde, et temporum acerbitati solatium quaeramus. Caeterum de Lignicensi itinere certi constituere nihil adhuc possum: erit tamen breui locus alloquendi G. Colerum[8], pectus candissimum. Illic tui ea

1) Am 5. märz hatte Coler geschrieben, er bestände darauf, dass seine übersetzung des „Christlichen Seneka“ dem Albert Sebisius gewidmet würde und am 21. märz meldete er, er würde sein buch widmen, wem er wolle, während Müller ihm geld dafür böte, dass er darauf verzichtete.

2) Colers übersetzung.

3) Coler hatte geschrieben, der druck schreite mit der langsamkeit einer schildkröte fort.

4) Coler hatte Opitz gebeten, briefe an Lingelsheim und Bernegger zu besorgen.

5) Hs. R 251 nr. 32.

6) Der brief Colers fehlt.

7) Opitz suchte also um diese zeit schon wider mit den fürsten von Brieg und Liegnitz anzuknüpfen, trotzdem er noch in den diensten von deren gegner Dohna stand. Diesem zwecke wird auch der hier erwähnte kurze aufenthalt in Brieg und die reise nach Liegnitz gedient haben.

8) Georg Köhler von Mohrenfeld, Fürstlich Liegnitzischer rat. Zu seiner hochzeit (13. april 1638) verfasste Opitz ein deutsches gedicht (Oesterley a. a. o. nr. 162).

mentio fiet, quam prodesse proposito tuo posse sensero. Certe uirum optimum tui amantem esse noui; tuisque commodis bene uelle, non dubito. De me eundem tibi animum, eandem uoluntatem polliceor. Hesychio tuo, ita te uolente, utar; si carere hoc libro patienter potes, alium forte inueniam, quo uicissim te donem, tibi longe acceptiorem. Et tu quidem libertati huic meae ignosces. Vale, amice iucundissime. Vratisl. ad d. V. April.

T. T.

M. Opitius.

CL. Viro Domino Christophoro Colero Suo.

Bregam.

XXV.[1]

Martin Opitz an Christoph Coler. Breslau, 12. April 1631.

S. P. D. Amicissime Colere, Plures effluxerunt dies, ex quo utrinque silemus. Interea tui obliti tamen non fuimus, et ut de amicitia nostra gaudeo, ita statum etiam tibi meliorem tota mente exopto. Neque uotis nostris aut secundus Numinis diuini fauor, aut amicorum patrocinium deerit. Et nisi fallor, aliquis se iam radius melioris Phoebi ostentat. De libris nostris puto te non remisisse, ac si quid a te iam perscriptum est ac in nostrum sermonem conuersum, ut ad nos statim transmittas, et quando ad umbilicum opus integrum deduci a te poterit indices, iterum iterumque te precor.[2] Nam si Gründerus sic pergit, aut potius si sic cessat, constitutum mihi est, tuis libris alibi de typographo, cuius opera citius absoluantur, dispicere. Berneggeri literis, quas pridie accepi[3], haec inerant. Colerum nostrum ubi ubi est, saluta. Ego te ualere iubeo, amicorum optime. Ipse forte per has ferias te uidebo; imo omnino sic cogito: nisi magnae me caussae domi detinebunt. Vratisl. a. d. XII. April. CIↃIↃCXXXI.

Tuus

Mart. Opitius.

Was H. Gründer an meinem Wercke noch verfertigt hat, wolle er mir alssbaldt übersenden lassen, damit ich es nebenst dem ander durchsehen undt die errata *hinten ansetzen könne. Ich schicke dissmal zugleich die Vorrede; undt hoffe er wirdt nun lenger nicht säumen. Es geht in die neundte Woche, dass er die sachen bey sich hatt.*

1) Hs. R 251 nr. 33.

2) Man sieht, wie viel Opitz daran lag, Dohnas wunsch nach einer übersetzung der Grotiusschen schrift möglichst schnell durch Coler zu befriedigen.

3) Bernegger an Opitz 13. märz 1631 (Heumann, *Poecile Sive Epistolae Miscellaneae. Tom. II. Halae 1726.* s. 401).

Undt der mir bewusste Vorsatz des Buches halben gehet mitt dieser hinterziehung gantz zurück. Wann es doch möglich wäre, dass ich es heute über acht tage auf den heiligen Abendt[1] *haben köndte.*[2]

Clarissimo Viro Domino Christophoro Colero Suo.

Briegk beim H. Joachim Stein.

XXVI.[3]

Martin Opitz an Christoph Coler. *[Breslau], 9. Mai 1631.*

S. P. D. Praestantissime Colere, Gratias tibi habeo de primo libro Grotiano.[4] Reliquos ut et ipsos statim transmittas iterum iterumque precor, ac, si hoc pateris, moneo. Rediit enim Vienna meus[5], qui moram omnem mihi imputabit, si diutius negotium hoc literarium protelabitur. Legam, quantum per has aulae nostrae molestias licuerit, tuam uersionem; quanquam arbitro me uix egeas. Vbique uidendum, quid equidem sensus ac mens auctoris, sed tamen et quid linguae nostrae genius requirat. Nec anxie omnibus inhaerendum. Id quod Grotium uelle ex literis eius perspicio, quibus quas heri prolixas accepi, haec inerant.[6] Librorum nostrorum pro ueritate Religionis Christianae, quae[7] a scriptore est, non meretur tantum interpretem[8]: de ipso argumento idem dicere sine impietate non possim. Sed tamen hic quoque memineris suadeo liberum te esse, nec ita alligatum praeeuntibus uerbis, ut non liceat res easdem melius tibi dicere. Haec et alia uir magnus ualde amice. Eius siluam ad Thuani filium[9] ab amanuensi eius descriptam si uis, indica: nactus enim sum et ipsam. Vale, ami-

1) Ostern fiel 1631 auf den 20. april (nach gregorianischem kalender).

2) Nur in dieser nachschrift und in den briefen an fürst Ludwig von Anhalt und Friedrich von Schilling (Krause, Ertzschrein. Leipzig 1855 s. 123—137) bedient sich Opitz im briefwechsel der deutschen sprache.

3) Hs. R 251 nr. 58. Gedruckt in Colers *Laudatio* s. 68. Antwort auf Colers brief vom 29. april (Jaski a. a. o. s. 98 fg.).

4) Coler hatte versprochen, bis anfang mai die beiden ersten bücher zu senden.

5) Siehe s. 166, anm. 3.

6) Das folgende ist wörtlich aus Grotius' brief an Opitz vom 1. märz 1631 entlehnt (*Grotii Epistolae,* Amstel. 1687 nr. 272; Jaski a. a. o. s. 76 fgg.).

7) Schreibfehler statt *quod.*

8) Grotius hielt Opitz für den übersetzer und dieser benuzte die gelegenheit, Coler eine schmeichelei zu sagen.

9) *Hugonis Grotii Silva Ad Franciscvm Augustvm Thvanvm. Jac. Avgvsti F. Excudebatur Lutetiae Parisiorum* 1634. 16°. 17 s.

corum optime. E Museo sub meridiem fere noctis, et oculis uix coniuentibus. a. d. IX. Maii. CIƆIƆCXXXI.

Tuus

M. Opitius.

Praestantissimo Viro Domino Christophoro Colero Suo.

XXVII.[1]

Martin Opitz an Christoph Coler. Breslau, 12. Mai 1631.

S. P. D. Praestantissime Colere, Puto te eas, quas pridie ad te dedi accepisse. Heri Maecenas meus uerbis seriis libellum a me poposcit, ac negligentiam quasi meam accusare uisus est. Quod si aliquid operis adhuc uertendum tibi, ultimum librum libenter interpretabor: nollem enim laborem ullum subterfugere, cuius opera Patroni mei amorem integrum mihi seruare possum. Titulum[2] ut uolebas subieci. Hoc monendus es, ut illam partem, quam nondum descripsisti, aut in quarta, aut folii integri forma describas, et characterum genere exstantiori. Typographorum enim inscitiam nosti, qui tamen errores suos haud raro in nos reiiciunt. Quae literis diuersis exprimi debent, et margini addita sunt, iis recte lineam subiunges, hoc modo, ne et sic ab operis peccetur. Sed per pagellas numeris distingues, aut fini cuiusque uerbum illud addes, quod sequenti primum est. Ego tot negotiis obruor, ut uix respirare possim. Alias ipse manum hic ultro admouerem. Post praefationem tuam aut carmen aliquod aut epistolam addam ipse, nisi tu forte dissentis.[3] Hoc te iterum peto, ut paullo accuratius textus describatur. Quod si iam omnia absoluisti, non est quod denuo molestiam tibi crees. Id mihi crede, aliquod gratiae Patroni erga me mei in celeritate rei momentum prorsus situm esse. Vale amicorum optime. Vratisl. a. d. XII. Maii CIƆIƆCXXXI.

Tuus

Opitius.

[Am rande]: Dem Hochwolgebornen Herrn, Herrn Carl Annibalen Burggraffen zur Dohna, Herrn auf Wartenberg, Prälin undt Goschitz, Röm. Kais. Maj. gehaimben Rhate, Cämmerer, Schlesischen Cammer Präsidenten, Vollmächtigen Landvogte des Marggraffthumbs

1) Hs. R 251 nr. 35.

2) Coler hatte in seinem briefe vom 29. april um angabe der titel Dohnas gebeten, um diesem die übersetzung des Grotius zu widmen. Dohna lehnte die annahme der widmung ab. Siehe Jaski a. a. o. s. 110 und s. 172, anm. 2.

3) In dem drucke findet sich weder ein gedicht noch ein brief von Opitz.

Oberlausitz, undt Obristen, meinem gnädigen Herrn. Hochwolgeborner Burggraff, Gnädiger Herr, etc.

Eruditissimo Viro Domino Christophoro Colero Suo.

Briegk.

XXVIII.[1]

Martin Opitz an Christoph Coler. Breslau, 15. Mai [1631].

S. P. D. Amicissime Colere. Omnino dubito an absente te libri Grotiani ex merito typis describi possint.[2] Socordiam typographorum et ignorantiam nouisti. Itaque Müllerus Gründero haec mandare decreuit, nisi ille abnuit. Certe et solutionem festinatam et chartae quantum satis est promisit. Ac interea dum prima eduntur, tu posteriores libros pensiculatius describere potes, ac cum libertate maiori. Sed maturatione editionis omnino opus est, nisi aliquid de amore Maecenatis mei decedere mihi uolo. Id quod cum ego fugio, tum tu ut fugere illud possim mecum curabis. Magnopere mitigarem heri mei animum, si uel sub exitum septimanae huius folium impressum ostendere ipsi queam. Iterum iterumque peto, et, si hoc pateris, adhortor, ut spes meas, quantum in te est, promoueas. De epistola aliqua mea aut epigrammate post praefationem tuam, ut heri ad te perscripsi promitto, nisi tu forte aliter uis. Vale amicorum optime, et hoc age. Vratisl. ad XV. Maii.

Tuus

Opitius.

Lacunas libri primi ita uti censui et tu uoluisti expleui. Sed et aliquot uerba mutaui, te, ut spero, non inuito. De reliquis tu uideris, cui pro[3] iudicii et otii, quo non raro destituor, abunde est. Iterum Vale.

Clarissimo Viro Domino Christophoro Colero Suo.

Briegk bey H. Joachim Stein.

XXIX.[4]

Martin Opitz an Christoph Coler. [Breslau], 16. Mai [1631].

S. P. D. CL. Vir, Eam partem operis Grotii, quam ad me misisti, hic recipies. Ex uero tibi affirmo per cumulos negotiorum legere haec integrum non fuisse nunc mihi. Habes amplissimum Nüsslerum,

1) Hs. R 251 nr. 27.

2) Opitz hatte anfangs nicht die absicht, Colers Grotius in Brieg bei Gründer drucken zu lassen, da er mit dessen unpünktlichkeit schlechte erfahrungen gemacht hatte; aber schliesslich entschied er sich aus den hier angeführten gründen doch dafür.

3) Hier fehlt ein wort, etwa *tempore*.

4) Hs. R 251 nr. 29.

qui te non destituet. Plura tibi illique et Gründero vel cras perscribam. Vale a. d. XVI. Maii.

T.

totus Opitius.

Clarissimo Viro Domino Christophoro Colero Suo.

Briegk bei H. Joachim Stein.

XXX.[1]

Martin Opitz an Christoph Coler. [Breslau], 20. Mai [1631].

S. P. D. Eruditissime Colere, Prima folia ad Gründerum remisi: placet character. Tu si nitidius quaedam descripseris, accuratius omnia edentur: qui honor tuo nomini cedet. Sed et emendationi uacabis, quantum poteris. Hoc te per amicitiam nostram oro, ut et ipse uerbis delenificis typographo instes et sedula opera hoc agas, ne ille queri possit, per te moram sibi iniici, quominus res procedat. Si intra duodecim dies liber huc non peruenit, iram heri mei omnino metuo, qui culpam omnem in me transfert. Ille Illustrissimus meus edi opus hoc cupit sine ulla praefatione, ne aliqua in ipsum inuidia redundet, ob hoc hominum genus, qui id quod ab haeretico, ut aiunt, scriptum est nulli hominum concedunt ut legatur.[2] Tibi tamen gratia ea reddetur, quam dignam pro tam sedula uersione tua meritus es: neque non indonatus abibis, me uide. Grotiana[3] aliaque proxime transmittam: nunc ualde festino. Vale, optime amicorum, et spes meas, imo gratiam apud herum meum, quantum potes promoue. a. d. XX. Maii.

T.

Opitius.

CL. V. Dno. Christophoro Colero Suo.

Briegk bei H. Joachim Stein.

XXXI.[4]

Martin Opitz an Christoph Coler. Breslau, 27. Mai [1631].

S. P. D. Praestantissime Colere, Veris uerbis apud te queror, Patronum meum pro caeteris beneuolentiae suae signis allocutum me

1) Hs. R 251 nr. 31. Antwort auf Colers brief vom 15. mai (Jaski a. a. o. s. 107 fgg.).

2) Coler antwortete darauf (Jaski a. a. o. s. 110), er begriffe nicht, weshalb Dohna die widmung ablehne, da das buch doch so gemässigt geschrieben sei, dass Grotius selbst es einem katholiken, dem königl. advokaten Bignon, gewidmet habe.

3) Die *Silva ad Thuanum filium.* S. s. 169, anm. 9.

4) Hs. R 251 nr. 34. Antwort auf Colers brief vom 20. mai (Jaski a. a. o. s. 109 fgg.).

hodie non fuisse; falsas esse spes suas de libello, quem ante tres ipsos menses promiserim, confici ista unius alteriusque septimanae spatio promisisse; et quae alia ipsum cor meum mihi excusserunt. Itaque per te amicitiam meam rogo, ut Gründero instes; alias uertendi cura licet tibi non perierit, mihi tamen de gratia mei[1] ualde metuo, ne illa tantilli negotii caussa detrimentum patiatur. Heroes enim eiusmodi cautius nos uersari secum omnino uolunt. De Praefatione ad Grotium tu uidebis[2]: neque enim inuito hoc fiet Patrono meo. Mei tamen mentionem inibi fieri nolim; ob causas quas domi[3] noui, nisi forte aliquid adiicere uelis de uersione mea nuper edita. Tuo iudicio libenter stabo. Memoria de Burggrauio Illustrissimo facienda est nulla: cum maior libertas longe sit Gallica, quam ea quae Laicis conceditur a Germaniae Clericis. Syluam Grotii[4] huc adieci, quam tu lectam ad me remittes. Caeterum ut cras perscribas an ocius liber edatur, ualde peto, alias quid consilii accipere debeam fere ignoro. Vale, Vir Eruditissime. Vratisl. a. d. XXVII. Maii.

Tuus

Opitius.

Eruditissimo Viro Domino Christophoro Colero Suo.

Briegk bey H. Joachim Stein.

XXXII.[5]

Martin Opitz an Christoph Coler. Breslau, 15. August 1631.

S. P. D. CL. Colere, Grati fuissent hero meo libelli Grotiani[6], si eo tempore comparuissent, quo ardore illorum incaluerat. Et hic magnatum mos est inprimis, ut uehementer uelint, quicquid uolunt. Nunc tamen nec sic quidem omnis placendi spes amissa esset, si opusculum statim compareret. Sed, ut uideo, ludibrium typographo adhuc debemus. Carmen ad Rostoccium[7] legi, sane elegans et eruditum. Maecenati meo ut eiusdem argumenti aliquid pangas, opus non

1) Siehe s. 166, anm. 3.

2) Coler wolte vor seine übersetzung eine anrede an Grotius stellen. Dieselbe unterblieb jedoch.

3) Das wort ist nicht mit sicherheit lesbar.

4) Siehe s. 169, anm. 9.

5) Hs R 251 nr. 46. Antwort auf Colers brief vom 6. august (Jaski a. a. o. s. 100 fgg.). Coler schlug vor, Dohna ein, auf einem besonderen bogen gedrucktes lobgedicht zu überreichen und sante als muster sein gedicht auf George Rossstock.

6) Colers übersetzung.

7) LOBSPRVCH An Den ... Herren George Rossstocken Röm. Kays. May .... Wolverdienten Obristen Wachmeister. Gestellet durch Christoph. Colerum.

est: nam et ille oppressus negotiorum mole raro aliquid legit, et inuidiam creari tibi nollem, cum praesertim incedendum tibi esset per ignes suppositos cineri sat doloso.[1] Ego tuam caussam, si Grotiana statim aderunt ipse agam; et fortassis nondum haec mora omnem gratiae spem consumpsit. Caeterum ut fortunam tuam uirili animo feras, temporis te iubet conditio, cuius malum nemo non iam sentit. Erit adhuc fortasse aliquis, qui dotes ingenii tui suo pretio aestimabit, et sordidioribus te curis eximet. Interea solatium a literis petemus, quae ultra eos nos extollunt, qui rerum tamen summam gerere uidentur. Vale, optime amicorum et breui plura expecta. ad d. XV. Augusti. Vratisl.

Tuus

Opitius.

CL. Viro Domino Christophoro Colero Suo.

Briegk beim H. Joachim Stein abzuegeben.

XXXIII.[2]

Martin Opitz an Christoph Coler. Breslau, 28. August [1631].

S. P. D. Praestantissime Colere, Libellos Grotianos hero meo tradidi, et spero laborem tuum non prorsus irritum fore. Nunc ei maioribus curis intento molestus esse nolui. At tu pauxillum morae patienti animo sufferes; ego enim memoriam tui ubi occasio fuerit omnino refricabo. Ode Müllero per te missa placet. A me uero nihil nunc est quod expectes, qui ingratis negotiis immersus cogitare de libris uix possum. Tibi si nondum melior aura aspirat, at tranquillitas uitae non deest. Et sic aequiori animo fortunam laetiorem operiri possumus. Vale optime amicorum. a. d. XXVIII. Aug. Vratislauiae.

Tuus

ex animo

Mart. Opitius.

V. C. Christophoro Colero suo.

XXXIV.[3]

Martin Opitz an Christoph Coler. Breslau, 13. October [1631].

S. P. D. CL. Colere, Si expectationi tuae successus apud Maecenatem meum non respondebit, extra culpam me habebis spero. Nam

1) Siehe s. 163, anm. 5. 2) Hs. R 251 nr. 24.

3) Hs. R 251 nr. 37. Antwort auf Colers brief vom 11. oktober (Jaski a. a. o. s. 167 fg., wo der brief irtümlich ins jahr 1637 gesezt ist). Coler wünschte sicherheit darüber, ob er von Dohna irgend welchen lohn für seine Grotiusübersetzung zu erwarten habe.

quae eius mens sit, et quam auide aliquid cupere soleat, idem ob moram paullo post neglecturus, cum ipse sciui, tum non semel indicaui. Haud tamen egregius labor tuus perierit faxo; et propediem aliquid forte ad te perueniet, unde tibi, si non de mercede industriae, tamen de animo meo constare possit.[1] Certe quaeram omnem occasionem herum monendi. Cum Müllero quid agendum sit, ignoro[2]: obsequar tamen consilio tuo et uoluntati, ac hominem, ubi commodum erit, alloquar. Interim et tu illi tuis instare non desines; nam hi mores similibus conueniendi sunt. Poli uitam[3] unde nanciscar, ignoro, sciscitabor tamen ex Cunrado.[4] Venatoris Panegyricum in Gruterum[5] petere a Nüsslero potes. Quod si penes ipsum amplius non est, meum tibi exemplar mittam. Vale, amicorum optime. Vratisl. ad d. XIII. Octobr.

Tuus
omni fide studioque
M. Opitius.

Cl. Viro Christophoro Colero Suo.
Briegk bei H. Joachim Stein.

XXXV.[6]

Martin Opitz an Christoph Coler. 17. März (Oct.) [1631].[7]

S. P. D. CL. Colere, Ad binas tuas una opera eaque breui, cum tabellarius festinet. Müllerus liberum tibi relinquit, quos libros eligas. Nunc tamen neque Polybius, neque Histor. August. Scriptores, aut Xenophon ad manum sunt. Jube igitur, quid uelis. A Lingelshemio et Berneggero nihil hactenus literarum habeo, illi diebus superioribus scripsi. Cunradus hodie, uti opinor, uobiscum est, quem de Poli uita

1) Dohna liess sich später noch zu einem kleinen geschenk an Coler herbei. Vgl. nr. XXXVI.

2) Müller weigerte sich, Coler für seine übersetzung zu bezahlen. Er scheint schliesslich Coler mit einigen büchern abgelohnt zu haben. Vgl. den folgenden brief.

3) Reginald Pool (1500—1558) war cardinal und erzbischof von Canterbury. Sein leben, beschrieben von Beccatelli, ist abgedruckt in *Epistolarum Reginaldi Poli Pars I. Brixiae* 1744 s. 1—65. Siehe s. 163 anm. 3.

4) Caspar Cunrad (siehe s. 38 anm. 2) oder dessen sohn Christian, der ebenfals mit Opitz befreundet war und von ihm am 26. april 1629 zum dichter gekrönt wurde.

5) Siehe s. 32, anm. 6.

6) Hs. R 251 nr. 56. Antwort auf Colers brief vom 11. oktober und einen verlorenen.

7) Das datum „17. märz“ ist jedenfals ein schreibfehler Opitzens, es muss 17. oktober heissen.

alloqueris. Reuersum ipse huius ergo alloquar. Vale, optime amicorum. ad. d. XVII. MartI.

Tuus

totus

M. Opitius.

CL. V. Christophoro Colero Suo.

XXXVI.[1]

Martin Opitz an Christoph Coler. Breslau, 7. November [1631].

S. P. D. Praestantissime Colere, Si res aut mei arbitrii fuisset, aut meriti tui, et celerius donum a meo[2], et largius habuisses. Nunc negotia partim herilia, partim caussae aliae industriam meam sufflaminarunt. Tu tamen et sic animi gratitudinem ut agnoscas, et munus licet exiguum, quod Maecenatem meum hodie poposci, aequi bonique consulas, etiam atque etiam rogo.[3] Quae inter te et Müllerum intercedunt, iis adhiberi nolim; tute enim quid cum ipso acturus sis, ipse rectius uideris.[4] Illius tamen morositas, et imperitia in iudicando de literis mihi non placet. Vale, optime amicorum, et ubi has acceperis, haud grauate responsum huc transmitte, ut sciam an redditae tibi fuerint. Vale, Vratisl. ad. d. VII. m. IXbr.

Tuus

ex animo

M. Opitius.

Ad Amplissimi Nüssleri literas cras respondebo. Interim iterum iterumque saluere illum iubeo.

Cl. Viro Domino Christophoro Colero, amico singulari.

Briegk bei H. Joachim Stein abzugeben.

XXXVII.[5]

Martin Opitz an Christoph Coler. [Breslau], 4. Februar 1632.

S. P. D. Praestantissime Amicorum. Dici non potest, quibus molestiis obrutus hactenus, quibus peregrinatiunculis fuerim[6], quae res

1) Hs. R 251 nr. 47.

2) Siehe s. 166, anm. 3.

3) Am 11. november (Jaski a. a. o. s. 168 fg.) dankt Coler für das geschenk, welches ihn, wie es scheint, völlig befriedigt hat.

4) In seiner antwort verspricht Coler, an Müller einen besänftigenden brief zu schreiben.

5) Hs. R 251 nr. 25.

6) Opitz war kurz zuvor in Polen gewesen. (Jaski a. a. o. s. 118: Buchner an Opitz 27. febr. 1632).

si me scribendi officio aliquandiu exemit, amorem tibi tamen meum integrum seruauit, de quo nunquam remittam. Caeterum te cum Müllero adeo committi nolim; Vos tamen uideritis. Mihi, ne quid commendatione dehinc mea aegritudinis tibi concilietur, cautio erit. Male ipsum de te studiisque tuis locutum[1], uix crediderim; et ut famae tuae honorique parcat, ipsi monitor ac auctor ero. Tu hoc stadium literarum feliciter, quod facis, decurre. Vale. ad d. IV. Februarii CIↃIↃCXXXII.

Tuus ex animo

Mart. Opitius.

Praestantissimo Amicorum Domino Christophoro Colero.

XXXVIII.[2]

Martin Opitz an Cristoph Coler. Breslau, 5. October [1632].[3]

S. P. D. Multum tibi debeo, Colere praestantissime, qui de tuenda existimatione mea adeo solicitus es.[4] Potuisset enim illius syllabae correptio, id quod ex incuria et festinatione scriptionis factum est, a maleuolis eo trahi, quasi uel has minutias, nedum alia, ignorem. At tu omnibus iis in rebus, quas perfici per me posse senties, uteris me plus quam uolente. De bello non liquet; adeo dubia, adeo intricata nunc sunt omnia; et certe utrinque multa mihi displicent. Illinc metus, hinc simultas confusio, et nescio quae uirium coniuncta cum honore uaniloquo diffidentia. Deo tamen curae erimus, cui te ex animo, V. CL. commendo. ad d. V. m. VIIIbr. Vratisl.

Tuus M. O.

CL. V. Christophoro Colero Suo. Bregam.

XXXIX.[5]

Martin Opitz an Christoph Coler. 7. Juli.[6]

S. P. D. Praestantissime Colere, Tuas accepi, recteque te cum Cepcone nostro uiuere, libens audiui. Nüsslerum praestolor; is ubi

1) Am 29. februar schreibt Coler (Jaski a. a. o. s. 120 fg.), Müller habe ihn in einem briefe an Cothurnius *„malignum hominem"* genant.

2) Hs. R 251 nr. 41.

3) Der brief ist die antwort auf Colers brief vom 1. oktober 1632 (Jaski a. a. o. s. 128 fg.).

4) Coler hatte in Opitzens gedicht auf den baron von Burghaus (Oesterley a. a. o. nr. 115) den unrichtig gebauten hexameter

Interitus creber, & mors importuna bonorum

verbessert in *Interitus creber, morsque etc.*

5) Hs. R 251 nr. 49.

6) Das jahr ist bei diesem und dem folgenden briefe aus den mitgeteilten tatsachen nicht festzustellen.

uenerit, faciam ut te sibi comitem itineris sui assciscat. Nihil tamen literarum ab eo uidi, ex quo tu abiisti. Tui semper memor ero. Vale, Non. Quinctil.

Tuus

M. Opitius.

Ornatissimo Juueni Domino Chistophoro Colero Suo.

Lissam.

XL.[1]

Martin Opitz an Christoph Coler. *14. Juli.*

S. D. Praestantissime Colere, Panegyricos Berneggeri[2] heic accipies, tuo desiderio dignos, uel ob egregiam libertatem. Alter ille a Gustauo Gustaui magni F. non prostat, quod sciam: puto tamen inter schedas meas latere. Eum uel cras inde extraham, atque comparere tibi statim iubebo. Nunc properandum mihi ualde fuit. De publicis patriae amantes, quales et nos sumus, uiderint. Deus immortalis imprimis, cui te ex animo commendo. ad. d. XIV. Jul.

Tuus

prisca fide

M. Opitius.

XLI.[3]

Martin Opitz an Daniel Hermann.[4] *Halle 14/24. Dez. 1623 (1633?)*[5]

Reverende Vir, Valde me heri in hanc urbem cum uenissem, consternatum reddiderunt diuersae amicorum, quibus duo laesae famae meae uulnera[6] non ita diu in urbe uestra indicantur. Et hac de caussa ita ad Ampliss. Senatum nostrum perscripsi, ut iniurias mihi

1) Hs. R 251 nr. 39.

2) Es sind die beiden im jahre 1633 erschienenen lobreden Berneggers gemeint: *Gustavi Magni ...... Laudatio funebris In Uniuersitate Argentoratensi recitata à Matthia Berneggero, Die X. Decemb.* 1632 (*Argentorati* 1633) und *Panegyricus Christianissimo Galliarum Et Navarrae Regi Ludovico XIII. Ob susceptam ab Ipso Maioribusque Germaniae curam, Jussu Procerum Reipub. Argentoratensis ... dictus à Matthia Berneggero. Die 29. Octobr.* (*Argentorati* 1633).

3) Hs. R 402 nr. 260. Über den inhalt des briefes siehe die einleitung.

4) Daniel Hermann war 1629 hilfsprediger an der Elisabethkirche in Breslau.

5) Der brief trägt die jahreszahl 1623, Palm sezt ihn einmal (a. a. o. s. 136) ins jahr 1634, weiter unten (s. 227) in das jahr 1633. Die lezte datierung ist jedenfals die richtige. Ende 1623 befand sich Opitz in Liegnitz (die widmung des lobgesanges auf den freudenreichen geburtstag Jesu Christ ist datiert „*Lignicii Propr. Cal. Januarias Anni M. DC. XXIV*"), dagegen muss er mitte dezember 1633 durch Halle gekommen sein, da er am 27. november noch in Frankfurt a. M. war und am 2. januar 1634 von Kölln an der Spree an David von Schweintz über seinen aufenthalt am hofe zu Köthen berichtete.

6) Im original steht *uelnera.*

factas facile perspecturus sit. Equidem qui famam vitae nunquam posthabui, in eum moerorem coniectus sum, ut quid scribam aut quid non scribam uix cogitem: sed cum innocentiam meam pariter et iustissimi Senatus aequitatem perpendo, erigere me rursum incipio et solari. Mortuam quidem ad iudicem vocare nunc non possum: spero tamen, ubi mihi domum redire quam primum contigerit, me sole ipso clariorem redditurum, quam citra omnem culpam meam ignominia hac affectus sim. De uiua aliter statuendum, et scelestae illi confessio innocentiae meae uel uerbis uel minis uel fidiculis extorquenda est. Quatuor isti anni sunt, cum scelus hoc non obiter uidi, adeo ut ne suspicio quidem de me haerere possit ulla. Hoc et Theologo tibi et uiro aequissimo, et amico summo affirmare possum, me Deum mihi aeternum iratum optare, factum hoc si ullatenus meum est. Homo sum, et iuuenis[1], neque immunis peccatorum, quibus mortales subiecti sumus: ab hac tamen labe ita absum, ut iuramento quale excogitari potest maximo id testari ex animo audeam. Itaque cum iure hanc maculam nominis detester, id non parum me angit, de inaudito, ac Reipub. tanquam caussa absenti, adeo creditum fuisse, in sacris etiam rationibus illatus sim. Facta equidem infecta fieri nequeunt: magno tamen id mihi solacio ducam, sicubi uenerandum uestrum Collegium fide mihi adhibita delendum ex laterculo illo statuerit hoc nomen, quod sceleris huius omnino purum est. Caetera Senatus Ampl^mus pro iustitiae suae amore haud dubie praestabit, ut poenas det illa famae meae improbissima hirudo, et ego ex suspicione publica ac rumoribus eximar. Hoc uotum meum est, hae preces unicae; neque enim, qui literis ac sectatione studiorum bene apud notos ignotosque audio, unquam committam, ut priuatim ob mores ac uitam male. Tu pro beneuolentia erga me tua ac auctoritate defendas, uenerandoque seni Parenti tuo, caeterisque ordinis uestri optimis meique amantissimis uiris, causam meam probes, per te Deum immortalem precor, qui ut eum uobis animum, quem semper habuistis, largiatur, quo sedulis monitionibus nutantes fulciatis, et ad constantiam ac spem meliorem erigatis, unice uoueo. Mihi curis ob patriam immori dies noctesque de tuenda quibuscunque modis libertate cogitare, metropolin nostram apud nonnullos male traductam excusare, adeoque bonum me fidumque ciuem praestare pretium laboris mei est gratiosissimum.[2] Vale ornamentum Theologorum et Patriae

1) Es entspricht dem sinne des lateinischen wortes, wenn Opitz sich noch mit 36 jahren einen *„iuvenis“* nent.

2) Der dichter stand damals wider im dienste der herzöge von Liegnitz und Brieg. Über die gesantschaftsreisen, die er in ihrem auftrage, und zugleich im

decus, ac innocentiae meae patrocinium suscipe. Eiusdem est enim sidera culpare, et immerito luentes defendere. Iterum uale et festinatissimae scriptioni ignosce. Halae Saxonicae a. d. 14/24. m. Decembr. Anno CIƆIƆXXIII.

Venerandi nominis Tui uirtutumque
Tuar. serius cultor
Opitius.

M. Danieli Hermanno, Theologo insigni.

Anhang.

XLII.[1]

Gaspar Sinner[2] an Martin Opitz. *[1622[3]].*

Sal: et Amorem!

Gratum est, o Poeta et Amor noster, quod tam citò ad meas respondisti; gratiora quae scribis; gratissimum quod hymnum in Bacchum[4] mittis unà: quod veluti fidus elucet in literis candor et calor ille veri ac veteris affectus amoris in me Tui. Te Gorlicij[5] fuisse scribis, ubi mentionem mei fecisse, cum Asterie[6] tua; quaererem quid ibi. Sed ipsemet dicis. Asterie; nihilne mutatus ab illo? Semperne adhuc tibi in ore et corde Amasia[7]? Ah Amasia! Amasia! dedistine centum basia. quidni? *aber ich meine ins lincke Bein.*

interesse der mit ihnen verbündeten hauptstadt Breslau an die evangelischen höfe von Dresden und Berlin unternahm, siehe Palm a. a. o. s. 226 fgg.

1) Hs. R 2306 nr. 17.

2) Über diesen freund Opitzens ist ausser dem, was aus den hier mitgeteilten briefen (s. auch oben nr. XIV und XV) hervorgeht, nur bekant, dass er am 11. november 1631 eine gewisse Anna Grun heiratete. Opitz widmete ihm bei dieser gelegenheit ein lateinisches gedicht (Oesterley, a. a. o. nr. 110).

3) Der brief ist in dieses jahr zu setzen, da der in demselben erwähnte „Lobgesang Bacchi“ 1622 erschienen ist.

4) *Daniel Heinsii Hymnus oder Lobgesang Bacchi ... Ausz dem Holländischen in Hochdeutsch gebracht durch Martinum Opitium. Liegnitz* 1622. Die widmung ist datiert von der fastnacht 1622, also ist der vorliegende brief zwischen diesem tage und der abreise Opitzens nach Siebenbürgen, die ende mai erfolgte, geschrieben.

5) Über diesen aufenthalt des dichters in Görlitz vergleiche das lateinische hochzeitsgedicht an Jakob Gottfried und Katharina Emmerich (Gedichte ausg. 1690 II, 339 fg.).

6) Asterie ist die geliebte Opitzens, welche er in seinen dichtungen am häufigsten erwähnt, und der er, wie es scheint, am längsten treu blieb. Bereits in Bunzlau besang er die damals vierzehnjährige, und noch über die Heidelberger zeit hinaus war, wie diese stelle zeigt, ihr gedächtnis in ihm lebendig, wenn auch andere, besonders die schöne Sylvia, ihr den rang in dem herzen des dichters streitig machten.

7) Der name „Amasia“ ist nur hier erwähnt.

Sapienti sat: Hac nostra aetate nil magis amplecti debemus quam studia, non favillas, nisi fortasse matrimonialiter, tamen feminae sunt potentes, immò sole potentiores videntur, sol tantum obfuscat oculos, femina occaecat. Saepius sum immemor verborum Argentinensium[1], quae nuncio parenti dicenda dicebas, erant sc. de vitulis. Vituli nostri, jam quod saltantes meminisse me faciunt: Saepius ad risum me commovere usque: De statu rerum tuarum quod significasti gratum.[2] Eremiticam vivere vitam scribis, vix imaginari possum; cum non modo ibi Aula, Curia, Amasia; amabo num tibi male credam jam posse sub tot vitae incentivis[3]? Sed qvo dilabor. Optimam tibi elige conditionem cum tam multae tibi occurrunt, tamen: Senecam sequere. Magni animi est magna contemnere, ac mediocria malle, quam nimia[4], et Catonem[5]

Rem tibi quam noscis aptam dimittere noli
Fronte capillata est, sed post occasio calva

si vero necessitas aliud svaserit, ob eandem cedendum erit. Necessitati parere vel tempori cedere semper sapientis est habitum. Sed omnia a Deo petenda et expectanda, qui bonorum omnium perennis fons est. Ego hucusque domi substiti, substiti et in studijs ferè: Neque enim tam felicj pede solus decurri, quam sociatis alijs, studium juris praesertim facta conversione cum expertis et cottidianis discursibus animatus

Sic mî ergo usque in amoenae habitandum obscura Vacunae
Antra, nec unquam erit his ferre pedem ex adytis!
Ah ne ita, ne musae cupiant, nec sinit Apollo.

Ad proximas Francofurtenses itaque Academiam paternis redire sumptibus coget me occasionum summa raritas. Talem vero inhio, in Academiam revertendi et studia mea valent, vivunt; spes erat, sed jam totum decollavit; binas ad illas dedi[6]. silent. Ast ubi, ubi sedem Musis meis metaturus sum[7] ambigo, an Francof. Jenae, vel ubi ubi quilibet locus placet, cum exceptione tamen talis imprimis, qui non tam corpori sed et moribus salubris erit. Vale nunc, Opiti anime mi, et cura ut quam primum conveniamus in Academijs.[8] Tunc consvetas illas nostras ite-

1) Opitz machte von Heidelberg aus einen ausflug nach Strassburg.

2) Es müsste, entsprechend dem „*commovere*“ heissen: „*quae-grata.*“

3) Hier hat Sinner einige worte vergessen, wie überhaupt der ganze brief den eindruck grosser flüchtigkeit macht.

4) Der satz „*Magni — nimia*“ ist citiert bei Palm a. a. o. s. 165.

5) Disticha Catonis II, 26.

6) Bezieht sich wol auf frühere mitteilungen. 7) so!

8) Demnach scheint Opitz noch 1622 die absicht gehegt zu haben, eine universität zu beziehen.

rabimus delicias; amantem alter alterum amplectemur, confabulabimus, videbimus, cantabimus: Iterum vale et feliciter vive, proxime plura.

T.

qualem nosti

Gaspar Sinner.

Lubenus.

Doctissimo Dn: Martino Opitio LL. SS. studiosissimo Amico ac fratri carissimo.

In der grossen Apoteck Lignitz abzugeben.

XLIII.[1]

Andreas Senftleben[2] an Christoph Coler. Breslau, 20. November 1631.

S. P. literas tuas quas 6. Novembris die, uti uidere est, ad me destinasti, hodie tandem 19. eiusdem mensis, a quodam nostrorum conciuium Ruttardo[3] accepi, ex quibus tuam in me bilem satis abundeque coniicio, dum mihi succenses, de molestissimo illo tuo cum Müllero negotio, quod tam lente hactenus in illo festinauerim; sed scias breui uerbo, te mihi admodum hac in parte iniquum esse, quantopere enim res tuas iterum iterumque urserim, testes erunt non leues istae rixae inter me et dictum Müllerum, testis Opitius, et nonnulli alii, qui harum auditores fuerunt homines; caussa autem quare illas ad te scribere noluerim, duplex fuit, altera quod rixae tantum fuerint, et non tractationes certae, quae alioquin inter mitioris ingenii homines non sine subsequente fructu instituuntur; heic autem uel nullus uel certe exiguus est sperandus, dum post longas altercationes hoc tandem responsi ab infensissimo mihi homine tuli: *Er wolte Dir zahlen, wie Du Ihme gearbeitet hättest, undt weilen beyde Büchlin des* Grotii et Molinei[4] *von dem Bogen ein halber Thaler mehr nicht als 11 Rthl. ohnegefehr austragen würden, du aber auch alreith durch Beföderung des Fässlins von Strassburg etwas darauf bekommen hättest; so wolte er dir den nachstandt auf den Niclass iahrmarkt zue Brieg gutt machen lassen, er hatte sich nicht eingebildet, dass du so unbescheiden sein soltest, und Ihm so ofte mahnen, da er sich doch mit Dir lange*

1) Hs. R 251 nr. 75.

2) Siehe s. 24, anm. 4.

3) Matthäus Ruttart oder Ruthald, geboren zu Bunzlau 1593, war pastor in Tillendorf und Lüben, wo er am 4. märz 1642 starb. Opitz verfasste zu R.s hochzeit 1618 ein deutsches gedicht von 72 Alexandrinern (Oesterley a. a. o. nr. 11; Gedichte ausg. 1624 s. 42).

4) Petri Molinaei Tractat Von Erkändtnis Gottes Durch Einen Gelährten Mann in das Deütsche gebracht. In Vorlegung David Müllers 1631.

genung wegen der version, *an der doch nichts gutts wehr, gedulden und noch dazu einen andern* correctorem *halten müssen. Dein nahme stündt in dem einen, du möchtest erst verantworten, wo du gefeilet hast.* Scommata reliqua lubens hic praetereo .... Opitius etiam aegre tulit hactenus, quod tui caussa tam strenuus illum salutauerim; toties mihi tibique suum spospondit auxilium apud Illustr. a Dohna, quoties hoc ab illo petii, sed nunquam praestitit, cautus scilicet, ne et ille in aliorum commodum gnarus, proprio excidat .....

XLIV.[1]

Stambuchblatt von Martin Opitz.

Tam malum est tacere multum,
quam malum est multum loqui.
Ornatisso Viro Joh. Ruperto[2]
testandae benevolentiae
L. M. Q. adscripsi
Martinus Opitius.
Stetini Pomeranorum[3], ad d.
XII. m. Januar. An. MDCXXXIV.
Κάλλιστόν ἐστι κλῆσμα παιδεῖα[4] *βροτοῖς.*

B. Briefe von Moscherosch.

XLV.[5]

Joh. Mich. Moscherosch an Matthias Machner.[6] *Strassburg, 10. Jan. 1652.*

Tandem ad Te uenio, MI MACHNERE! qui ob probatissimam mihi amicitiam unus ante omnes alios merito compellari debuisses. Binas tuas accepi, inuicti in me amoris testes, tam uero occupationibus muneris mei praepeditus, ut ad Te uix nunc scribo[7]; et certe, nisi confessus secreta rubor

1) Hs. R 2306 nr. 14.
2) Sonst nicht erwähnt.
3) Opitz reiste von Cölln an der Spree, wo er sich am 2. jan. aufhielt, über Stettin zu den herzögen von Liegnitz und Brieg nach Thorn. S. s. 178 anm. 5.
4) so!
5) Hs. R 402 nr. 374.
6) Über Machner und seine beziehungen zu Moscherosch siehe die einleitung.
7) so!

officii me mei monuisset, uix nunc scriberem. Ignosce uero, non uecordiae, sed tamen negligentiae, et hanc pone tibi experta manum frequentiorem. Sed quid de Tuo statu? Dominus Hofmannus nondum desideriis satisfecit, tam ille intentus Musis, ut raro amicos conueniat: proinde tu fusius de te loquere ipse. Quid Elisii tui, mei quondam amici et in itinere Gallico comites D. Joachimus Dyrhn in Sabor, Dn. Georgius Fick, maxime uero Hartigiorum cordatior ille animus Christiani? miror hunc tam mei oblitum, cui tam olim charus. Ego, ut quae ex me quaeris, plenius habeas, in tertio aeque coniugio uiuo. Redux enim ex Gallia 1626.[1] duorum Comitum in Leyningen infelicis aulae moderator, rixarum pertaesus biennio exacto uxorem duxi Estheram Ackermanniam Franckendalensem, uirginem modestissimam pientissimamque. Anno 1630. nactus ab Barone in Crichangia aequam satis praefecturam ad Lotharingiae fineis, e quatuor liberis superstitem ab ipsa unum, Ernestum-Ludouicum, iam Nobilissimi Suecorum Residentis Snoilsky Francofurti domesticum; Reformatae Religionis prior illa erat; sed Dei bonitate nostrae fidei restituta defunctaque Anno 1632. Vbi sequenti anno secundam sc. Mariam Barbaram Paniel nobilissimam plane uirginem, sed Praefecti filiam et Catholicam: quae tamen summi Dei beneficio ad nos quoque rediit, et ad solennem reuocationis actum Argentinam festinans peste in obsidione Lotharingica 1635. grassante correpta in itinere obiit ἄπαις. Tertiam ducturus uirginem probatissimam Annam Mariam Kilburgiam a Biedburg, in simul Illustrissimi Croyae Ducis Praefecturam Comitatus in Vinstingen nactus, cum qua hucusque pacate uiuo. Anno 1642. post mille pericula, expilationes, morbos, ut uix ullum mortalium tot tantaque subiisse mala iurares, Argentinae Ius ciuitatis obtinui. Anno demum 1645. Fiscalis occupatissimam, sed satis probatam adeptus, in qua et nunc spiro prouinciam: ex hac uxore tres filios, totidemque filias mihi habeo, quorum maior natu studiis incumbit, caeteri adhuc domi educantur: haec tibi quia iubes. Sed de Philandro quaedam innuis.[2] En tibi hominem non nuper, sed semper fidum. Vultum nostin'?[3] Credo equidem, et amabis: tu fac idem et tui mihi signum aliquod mitte. Fauentiorum aliquis ut solent ante octiduum hanc mihi inscriptionem, eam tibi ut

1) Moscherosch hatte 1620—1622 mit Machner zusammen in Strassburg studiert, und 1622—1626 reisen durch Frankreich unternommen.

2) Es scheint, als hätte Machner Philander von Sittewald für eine von Moscherosch verschiedene persönlichkeit gehalten.

3) Das porträt, das Moscherosch hier meint, wird wol das im jahre 1652 von Peter Aubry gestochene sein.

censeas mitto et ligatam an solutam aliquam ἐπιγραφήν, sed a Te tuoque marte factam expecto.[1] talis uero erat illa.

Hic est insignis ille literaturae humanioris cultor, qui sub nomine Philandri a Sittewald detestandas saeculi mores conceptissimis perstringendo uisionibus gratiam reportauit eam quam candidi quiuis et cordati veritatis uindices a deperditis expectare possunt nec timere debent. Natus is Wilstatii in Episcopatu Argentinensi 7 Martii 1601.[2]

Nimis tribuit et tam mihi quam inimicis ingrata: quid enim his opus? Biccius admodum decumbit aegre meritissimus omnium doctor. sed Tu commeandis inuicem literis uiam aperi, planam enim ad uos ego nondum scio. misissem aliquid nugarum nisi sumptus prohiberent. Et haec habe in antecessum contestandae pluribus tibi amicitiae. Vale Argentinae X. Jan. 1652. quem tibi felicem et ex uoto

T. P.

DD.

Joh. Mich. Moscherosch.

Clarissimo Consultissimoque Viro Dn. Matthiae Machnero Liberae Vratislauensium Reipub. a Consilio et secretioribus expeditionibus, Amico ueteri.

Bresslaw.

XLVI.[3]

Joh. Mich. Moscherosch an Matthias Machner. Strassburg, 23. Jan. 1653.

S. P. D. Nescio sane quibus silentium meum argumentis excusare tibi, nisi malim in prioris effugii ueritate persistere, atque occupatissimae prouinciae taedia iustissimis tuis querelis opponere: licet profectiones non unae atque acidularum usus non parum quoque otii uigorisque mihi absumpserint. Ne uero arctioris uel accusationis uel animaduersionis ansam tibi praebeam respondeo ad suauissimas tuas: Et quidem de Insomni cura Parentum[4], quem libellum iam nunc ite-

1) Machner verfasste zu dem eben erwähnten porträt folgende unterschrift:

Hic ille, Lector, exhibetur MOSCHEROSCH
Politioris literaturae Stator;
Quem seculi in mores Philander invehens
Commendat Orbi: sed Fides & Crux DEO.

2) Hiernach ist die bisherige datierung des geburtstags Moscheroschs (5. märz 1601) richtig zu stellen. Die ganze stelle macht den eindruck, als ob die „*inscriptio*“ von Moscherosch selbst verfasst sei, um Machner eine vorlage für seine aufschrift zu bieten.

3) Hs. R 402 nr. 374.

4) Die trefliche schrift „*Insomnis Cura parentum* Christliches Vermächtnuss Oder Schuldige Vorsorg Eines Treuen Vatters“ erschien zuerst 1643, dann 1647. Die ausgabe von 1653 ist also die dritte.

rato ultimumque sub praelo habeo, quaesoque ut tuo elogio eundem non tamen eundem, sed Christianismi et Liberorum curam breui scilicet Epigrammate, quod a Te, atque Excellentissimis Dnis. Kretschmaro, felicissimoque Dno. Colero, si tale quid audere iusque et fas sinunt, proxima occasione expecto, commendes. Hoc uero currente iam anno praeter modo dictam curam nihil omnino mearum scriptionum lucem uidit, nisi rude isthoc atque exsuccum carmen Germanicum D. D. Erhardo Consiliario et Aduocato Augustano D. D. Biccii affini Amico meo dictum[1], quod ut boni consulas pro more inter Amicos solenni etiam rogo. a Biccio meritissimo omnium Doctore salutaris permanenter itemque a Dno Hoffmanno sedulo harum Responsionum monitore. Sed de Visionibus genuinis quod innuis, ita certe est, ut dixti[2]; Editionem Argentinensem Mulbianam pro mea agnosco.[3] Vbi in duobus tomis XIV. Visiones tantummodo leguntur. Caeterae quae VII aut VIII tomis Francofurti apud Schoenwetterum in XII° ut uocant, prostant[4], adulterinae sunt, nec pro meis habendae unquam.

Egregii uero uersiculi tui, ut gratissimi, ita sancte mihi semper habendi, et proxime pari si iusseris promtitudine compensandi, tam me orbi nostro commendant, ut fauentiori aliqua aura opus esse credam minime. Tibi autem, mi Machnere, laus ista tota debetur, qui pro amico tam fidenter facis, quod facis. Interea per obliquum et certe nescius a quo aut per quem nactus sum paterna pro dilectissimo filiolo Matthia tuo p. m. Suspiria: in quorum uicem Ernestinam Ameliam meam repono, octo liberorum superstitum Pater. Ita tamen tenax horundem tenerque ut quemcunque fata obire uoluerint, oculissimum eum omnium reliquorum credam, et sic puto parentes meliores omnes. At o quam belle seruati qui sic quidem abeunt, innoxii et innocentes atque insontes, inque sentina Mundi nondum uolutati.

Dum hic finem facio, gratissimarum tuarum Februario anni huius scriptarum inspectio illud Terentii[5] mihi 'Dum moliuntur comuntur annus est' obiicere uidetur, an non fatale hoc responsum dixeris, atque nonnisi cum sole redeunte natum? Nec enim meliorem Terentiana laudem

1) Dies gedicht ist nicht erhalten. 2) so!

3) Gemeint ist die ausgabe, welche 1650 in Strassburg bei Johann Philip Mülbe und Josias Stadel erschienen war (Goedecke, Grundriss III² s. 234 nr. 9; vgl. auch die bibliographie in Bobertags ausgabe der „Gesichte“, Stuttgart o. j. [1883] s. XV).

4) Satyrische gesichte Philanders vonn Sittewaldt. 7 bände. Frankfurt 1644—1647 (Goedecke III² s. 233 nr. 3).

5) Heaut. II, 2, 11. Vgl. Umpfenbach z. st.

mereri possum, amicorum desideria in tot menses differre ausus. Amabis nihilo secius pro candore tuo, non modo qui sat cito faciunt, sed etiam qui sat bene: optime scilicet, si ab amore tuo, qui alius esse nequit, extra omne meriti argumentum admissus fuero. Sicque uale salue Tuae Ampl.

antiqua fide et cultu totus
Joh. Mich. Moscherosch.

Argentinae X. Kal. Febr.
1653.

Clariss°. Consultiss°que Viro D. Matthiae Machnero inclutae Reip. Vratisl. Consiliario, amico ueteri honoratissimo.

Bresslaw.

XLVII.[1]

Joh. Mich. Moscherosch an Matthias Machner. Strassburg, 23. Sept. 1653.

S. et A. paratissimum.

Gratias uero habeo magnas et pro merito Vobis Dno Kretschmaro et Machnero meo, qui non amissum iudicastis tempus amicis impensum uersibus; repono, ubi iusseritis, sponte enim ut rarissime quid pango. Dolor quem ex deformanda religione uestrates dolent, ualde nos urget communi uinculo quo inuicem obstricti sumus. Vindicet honorem et gloriam uerbi sui summus, et illuminet caeco pietatis ausu debacchantes. D. D. Biccij salutem, qua ipsemet priuatus uix spirat, renuncio: animam trahit meritissimus Doctor omni meliori corpusculo dignus, certe saniori. Plura quae nunc scribam nec habeo, nec certe uacat, Dno Hoffmanno praesentes cursori tradendas postulante. Vidi ante dies aliquot Christiani Hartigii, D. Med. Equitis D. Marci et Consulis Zitta-Lusati, Freysteinij cuiusdam, nisi error est, libello inscriptum nomen. Quaeso te mi Machnere restitue mihi ueterem istum Achatem, candidissimum istud cor, et ab omni fuco uacuam animam, comitem olim in Gallia multis modis probatissimum: ipsique salutem meo nomine, de uiae enim commoditate nullus tibi haerere puto. praestabis rem gratam, tibique ipsi gratissimam, ut inter amicos solet. Sed rumpo hic: tradidi Dno Hoffmanno exemplaria noua duo, Insomnis meae curae[2], Dno Kretschmaro tibique per nescio quem perferenda. Valete interea a uestro

Clarissime Machnere

Desiderantissimo
J. M. Moscherosch.

Argentinae ipso Aequinoctio
autumnali 1653.

1) Hs. R 402 nr. 375.
2) Siehe s. 185, anm. 4.

Clarissimo consultissimoque Viro Dno Matthiae Machnero, Reip. Vratisl. Secretario amico ueteri obseruando.

Bresslaw.

Zwey Exemplaria Insomnis meae curae *Herrn Johann Besser von Leypzig zuzustellen der sie seinem Schwager, Herrn Johan Zangen zu Bresslau vberschicken wolle.*

XLVIII.[1]

Joh. Mich. Moscherosch an Matthias Machner. *Frankfurt [a. M.], 24. Juni 1658.*

Nobiliss^e^ et Amplissime Vir

Fecit me certiorem de uita tua atque sanitate Vir clarissimus Dns Beyerus, in hesterna apud Reuerendissimum Dnm. Dr. Wellerum coena commensalis. Laetor sane te mihi iis in locis adhuc superesse amicum atque fautorem. Ego Consiliarii apud Illustriss. Comitem in Hanau fungor munere[2]: cum quo in Electiuis hic haereo Eminentissimo Moguntino Archi Episcopo inter Comites Status. Si ueteris amicitiae uigorem pristinum uolueris, scribe quaeso, et inter alios Hartigium meum ad similes bonae mentis actus mone et Vale ab Amplitudinis Tuae ueteri atque inueterata fide

Francofurto[3] 24. Junii 1658.

Cultore
Joh. Mich. Moscherosch.

Ampliss^o^ Consult^o^q. Viro Matthiae Machnero, Reip. Vratisl^i^ a Consiliis secretisque amico ueteri, Dominoque suo.

1) Hs. R 402 nr. 376.
2) Moscherosch befand sich in dieser stellung seit 1656.
3) so!

LEIPZIG. GEORG WITKOWSKI.

REX MORTIS.

Carl Müller in der vorrede seiner ausgabe von Martin Rinckharts reformationsspiel „der Eislebische christliche Ritter aus dem jahre 1613“ in den neudrucken deutscher litteraturwerke des XVI. und XVII. jahrhunderts nr. 53 und 54 (Halle a/S., Max Niemeyer, 1884) zählt die ihm bekanten überlieferungen der fabel von dem toten könige auf, nach dessen leicham seine söhne mit dem bogen schiessen, damit an dem besten schusse der echte thronerbe erkant werde. Diese fabel bildet den

rahmen, in welchen die einzelnen ereignisse der reformation, insbesondere Luthers wirken in den jahren 1518—25 unter der form der allegorie wunderlich und für unsern geschmack ungeniessbar eingefügt werden. Die quelle, aus der Rinckhart geschöpft hat, findet Müller mit recht in dem Theatrum vitae humanae. Besonders spricht dafür der umstand, dass allein bei Rinckhart und in der angegebenen quelle das ereignis in Scythien vor sich geht. Dankenswert ist auch die samlung der übrigen versionen dieser uralten, offenbar auf dem Salomonischen urteil 1. Könige 3, 24 beruhenden fabel. Unbekant ist ihm geblieben, und es konte auch nicht anders sein, dass schon 100 jahre früher, nämlich im jahre 1510 dasselbe sujet gegenstand einer dramatischen bearbeitung gewesen ist und zwar in einer von den aufgezählten versionen abweichenden fassung. Nämlich in den von O. Zingerle zum ersten male aus den in Sterzing aufgefundenen manuscripten des Vigil Raber herausgegebenen fastnachtsspielen (Wiener neudrucke 9 und 11) findet sich unter III s. 37 fgg. ein fastnachtsspiel unter folgendem titel: Rex mortis. Das spiel von dem Toten künig mit den dreien Seiner Sün, wobei rex mortis und zum schluss des dramas s. 46 im personenverzeichnis mors rex in dem barbarischen latein Rabers „der tot könig“ bedeutet. Hier ist nun die fabel folgende: Zur zeit des römischen kaisers Adrianus lebte im Baiernlande ein heidnischer könig, welcher neben seiner ehelichen gattin noch ein kebsweib sich hielt. Von diesen beiden hatte er drei söhne, aber nur einer war in rechtmässiger ehe geboren, und der könig nahm sterbend das geheimnis mit ins grab. Der kaiser Adrianus, als schiedsrichter aufgerufen, lässt den toten könig wider ausgraben und befiehlt den söhnen nach ihm zu schiessen. Wessen pfeil dem herzen zunächst treffe, der solle der erbe sein. Der erste sohn rühmt vor dem kaiser seine geschicklichkeit, ruft Jupiter an und schiesst, ebenso tut der zweite, nachdem er den Mercurius angerufen. Der dritte sohn aber klagt bitter über das ansinnen, nach dem vater zu schiessen. Er verweigert den schuss und will lieber ins elend gehen. Da spricht Adrianus die sentenz, dass dieser der rechte sohn und erbe sei, und seine räte erkennen ebenso. So wird der gerechte sohn könig in Baierland und gelobt dem kaiser, ihm und dem römischen reiche mit leib und gut zu diensten zu sein, während die beiden ungerechten söhne, rache drohend, von dannen ziehen.

BERLIN, DEN 1. MÄRZ 1888. EMIL PETERS.

BEITRÄGE ZU KLOPSTOCKS MESSIAS.[1]

III.

Das gericht über die bösen könige,

ein Messias-fragment.

Klopstocks umgestaltende und verbessernde tätigkeit am Messias und an den oden war schon mehrfach gegenstand litterarischer forschung. Aber ein grosser teil des uns vorliegenden materials zur kritischen feststellung der texte Klopstockscher dichtungen bedarf noch eingehender nachprüfung, wenn es überhaupt als sichere grundlage einer kritischen ausgabe seiner werke dienen soll. Nur eine flüchtige einsicht in die in den einzelnen sammelwerken und zeitschriften verstreuten nachdrucke Klopstockscher originale beweist zur genüge, welche geringe sorgfalt abschreiber und drucker auf richtige widergabe der Klopstockschen texte verwendeten. Ich verweise nur beispielsweise auf den von Klamer Schmidt (Halberstadt, 1810. 2 bde.) herausgegebenen, von Back und Spindler (Leipzig, 1830) nachgedruckten „Briefwechsel der familie Klopstock“ usw., der in der widergabe der ursprünglichen lesarten an flüchtiger und fehlerhafter collation nichts zu wünschen übrig lässt. So bedarf schon das in Klopstocks brief an Gleim, Kopenh. den 13. juli 1751, beigebrachte citat aus dem Messias, ganz abgesehen von wilkürlicher änderung der interpunktion und der Klopstock eigenen orthographie, einer reihe von verbesserungen. In zeile 5 soll es anstatt: „nie“ „niemals“, daselbst anstatt: „ertragen!“ „getragen!“ heissen; so auch in zeile 11 anstatt: „Von dem fliegenden“ „Vom hinfliegenden“, in z. 13 anstatt: „Denn“ „Dann“, in z. 18 anstatt: „die Erde!“ „der Erde!“ das. „die Erden“ und nicht: „die Erde.“ Ebenso muss es in dem im briefe vom 18. sept. 1751 enthaltenen odenfragment „in jene Welt“ und nicht „in jener Welt“ heissen; in dem odenfragment, Klopstocks brief an Gleim vom 1. märz 1766, „der Fern“ und nicht: „der Ferne“; ebensowenig bildet in dem epigramm „An die Engländer“ (Klopstocks brief an Gleim vom 19. febr. 1752) die vorlezte zeile einen selbständigen vers, sondern gehört nach dem manuscriptoriginal mit der vorhergehenden zeile, die überdies gleich ungenau collationiert ist, zu einem versganzen. Was hier bei einzelnen proben nachgewiesen wurde, gilt von der ganzen samlung; Klopstockforscher werden hier wie an vielen anderen orten so manche

1) Vgl. band XIII, s. 57 fgg.

verirrung gut zu machen haben. Selbst die in Schnorrs Archiv nachgedruckten Klopstockschen originale können von dem hier algemein ausgesprochenen tadel kaum freigesprochen werden. Wer beispielsweise die von Franz Muncker im XII. bande des Archivs nach einem in Gleims nachlasse sich befindenden manuscript abgedruckten oden: „Salem“ und „An Gleim“ mit den originalen selbst vergleicht, wird eine reihe von wesentlichen abweichungen finden. So schreibt Klopstock in der ode „An Gleim“ v. 13: „den“ und nicht: „die Flatterer“, in v. 35: „umhaint“ und nicht: „umschirmt.“ Nur ein mässiger kenner der Klopstockschen handschrift hätte diese Klopstock ganz eigene bezeichnung herausfinden müssen. Diese lesart wird auch durch die von Gleims hand herrührende abschrift eines späteren Klopstockschen originals näher begründet:

„Das der Britte gepflanzt, und es, mit Phöb Apolls
Lorbeerhainen umflattert“

V. 45 schreibt Klopstock: „*B*eglücktester“ und nicht: „*b*eglücktester“, v. 48: „aufbewahrt!“ und nicht „aufbewahrt.“ V. 49: „verkündigte*n*“ und nicht: „verkündigte“, v. 60: „auf!““ und nicht „auf!“ ebenso v. 41: „„Lern“ und nicht: „Lern“; auch schreibt Klopstock: „Lorbeer“, „gieng“, „seyn“, „wandt“ usw. Freilich trift hierin den herausgeber der oden, einen der tüchtigsten interpreten Klopstocks, dessen sonstige bearbeitungen sich durch besonders eingehende sorgfalt und durch seltene akribie auszeichnen, keine schuld; er brachte die texte auf grundlage einer „diplomatisch genauen“ (?) abschrift, die ihm aus der sichersten quelle, aus der hand des damaligen conservators der Gleimschen stiftung, zugekommen war. Aber alles das mahnt zur grösseren vorsicht auf dem gebiete der collationen von varianten überhaupt und von Klopstocks dichtungen im besondern. Es ist längst angemerkt worden, mit welcher sorgfalt Klopstock seine dichtungen umgestaltete. Änderungen aber und verbesserungen, „die ein dichter, wie Klopstock, in seinen werken macht, verdienen nicht allein angemerkt, sondern mit fleiss studiert zu werden. Man studiert in ihnen die feinsten regeln der kunst. Denn was die meister der kunst zu beachten für gut finden, das sind regeln“, die keinesfals willkürlich geändert werden solten. Diesen bedeutsamen ausspruch tat kein anderer als Lessing, welcher bekantlich den Klopstockschen varianten mit besonderem fleisse nachspürte. Nur dann, wenn die einzelnen originale und nachdrucke bei allenfälligen abschriften genau und scharf prüfend neben einander gehalten werden, wird auch so manche lücke auf dem gebiete der Klopstockschen textkritik ausgefült und nur dann

werden auch für eine historisch kritische ausgabe seiner werke überhaupt verwendbare vorarbeiten geboten werden können.

Durch mitteilung des oben genanten Messiasfragmentes soll im kleinen einer kritischen ausgabe des Messias vorgearbeitet werden. Das manuscript, von Klopstocks hand, [Messias, XVIII. Ges. v. 722 — 845] befindet sich in Gleims nachlasse zu Halberstadt und ist einer samlung von briefen zwischen Klopstock und Gleim (nr. 18) beigebunden. Das fragment war bereits vor dem 19. oktober 1751 vollendet. Man vergleiche hierzu Klopstocks brief an Hagedorn, Koppenhagen, den 19. Oktober 1751: „Ich habe heute einen zu starken Posttag, als dass ich das versprochene Gericht über die bösen Könige mitschicken könnte.“ Hiezu macht Lappenberg (Briefe von und an Klopstock. Braunschweig, 1867 s. 470) die wunderliche bemerkung: „Ein gedicht dieses inhalts, unter dieser oder einer ähnlichen bezeichnung, ist nicht bekannt.“ (!!) Das fragment bildet einen teil des weltgerichtes, an dem Klopstock bereits im juli desselben jahres arbeitete. Er schreibt darüber an Schmidt, Friedensburg, den 20. juli 1751: „ich schleiche mich in die Einsamkeit, und lese, oder vielmehr ich denke (denn das ist das rechte Wort) im Young, arbeite am Weltgerichte.“ Eine frucht dieses studiums war auch die demselben jahre angehörende ode „Friedensburg.“ Man vgl. hiezu v. 5 und 6:

„Lass denn, Muse, den Hain, wo du das Weltgericht,
Und die Könige singst, welche verworfen sind!“

Auch die vorhergehende ode: „Friedrich der fünfte. An Bernstorff, und Moltke.“ zeigt beziehungen auf die episode vom weltgericht.

Man vgl. v. 31 und 32:

„Auch wird, jenen furchtbaren Tag, den die Sionitin
Jetzo stammelnd besingt“,

Die fassung des fragments selbst zeigt wesentliche abweichungen von allen späteren lesarten und bietet einen neuen beweis, mit welcher sorgfalt und wie unermüdlich Klopstock bei seinen änderungen in bezug auf silbenmass, wolklang und tonausdruck „raffiniert“ hat. Zur vergleichung der texte wurden nur die originalausgaben des Messias angezogen, und zwar Halle, 1773; Altona, 1780 (1780_1 mit der gewöhnlichen, 1780_2 mit der damals Klopstock üblichen orthographie); ferner die lezte ausgabe (gross quart) in den sämtlichen werken bei Göschen, Leipzig 1799, die, was unser fragment anlangt, mit der gleichzeitig ausgegebenen gross 8-ausgabe (7. band, 1800) übereinstimt. Zum vergleiche wurde auch noch die spätere 8-ausgabe (1821) berücksichtigt, welche

manche bemerkenswerte abweichung bietet.[1] In allen fällen sind der volständigkeit halber auch die geringsten verschiedenheiten angemerkt worden.

Messias, XVIII. ges.

Nun erhub sich vor meinen Augen des ewigen Todes
Bängste Gestalt. Gewaltiger hat kein Gedanke den Umkreis
Eines (*corrig. aus* Einer) unsterblichen Geistes (*corr. aus* Seel), und jede mystische Tiefe
Seiner Empfindung erschüttert, als dieses Grauen mein Herz traf. 725
Denn die entehrtesten aller Sünder, der kriechenden Menschheit
Erste Schande, die tiefsten des Staubs, dem der Richter nie Zorn schwur:
Dafs er Staub sey! die bösen Könige kamen, das Urtheil
Ihres Todes zu hören. Sie rief kein Donner vom Throne
In das Gericht, nicht der Schall der Posaune. Lautweinendes Jammern, 730
Wie vom Schlachtfeld herauf, noch sterbende Seufzer der Sünder,
Die sie, ins Elend hinuntergedrückt, zu sündigen zwangen,
Rief sie mit tausendmal tausend Stimmen, vor Gott zu erscheinen!
Und sie kamen. So wandelt der Tod! ... Ein Mann, der im Leben
Einmal durch sie zum Elenden ward, und dennoch gerecht blieb, 735
Stand von seinem Stul auf, und schwur zum Thron hin: Ich lebte.

1) Wo alle ausgaben übereinstimmen, bringe ich nur die lesarten von 1799. Einzelne abweichungen werden besonders erwähnt.

V. 722—723: Ach auf Einmal erhub sich vor mir des ewigen Todes
Fürchterlichste Gestalt. So hat kein Gedanke den Umkreis
V. 724: jede geheimere Tiefe
- 725: traf!
- 726: aller Gefallnen,
- 727: Staubs, (Gott [1773: Staubs Gott 1780: Staubs, Gott] schwur ihm in [1821: im] Zorne,
- 728: 1780: sey!) die
- 729: Sie ruften [1773, 80: riefen] nicht Donner
- 730: nicht der Hall [1773, 80: nicht Hall] der Posaune! röchelndes [1773: Röchelndes] Jammern,
- 731: Wie von dem Schlachtfeld [1780„ Schlachtfeld'] her, noch sterbendes Seufzen
- 732: Die, ins [1773: Die sie, ins] Elend hinuntergestürzt, [1773, 1821: hinunter gestürzt,] sie zu [1773: zu] 1773: zwangen! 1821: zwangen.
- 734: So wölkt sich die Nacht. Ein Mann,
- 735: Elend durch ihrer Einen ward, und dennoch
- 736: Stuhl auf, schwur zu dem Richter: Ich lebte; [1773: lebte]

In drey Söhne verbreitet, flofs mir mein niedriges Leben
Dennoch heiter; bis jener unmenschliche lächelnde Mann kam,
In sein Gold sich setzte, die Edlen im Elend verkannte,
Dafs sie wurden, wie er. Da starb ich. Du hast sie gerichtet! 740
Richter! Verwirf ihn von deinem Antlitz! Er raubte mein Blut mir!
Schuf es nach seinem Bild, und entrifs es den Armen der Unschuld!
Richt ihn vom Thron her, du Mann der ersten Unschuld! Es komme
Über ihn aller Verwesenen Blut, die er elend gemacht hat!
Und aus ihrer Herrlichkeit standen mit richtenden Wunden 745
Sieben Märtyrer auf: „Wir heifsen Tausendmal Tausend!
Euerem wütenden Auge wars Wollust, uns sterben zu sehen,
Und wir sündigten nichts! Der sichere Vogel im Haine
Sang dem Schöpfer sein Lied! Wir aber durftens nicht singen!
In der Gebirge verödete Kluft, zu den Gräbern der Todten, 750
Wo der Brüder Gebein, mit bethränten Blumen gekrönet,
Reifte dem Tage der Auferstehung, verfolgten die Boten
Eurer Wut uns, und liefsen nicht ab, mit dem Blute der Christen
Ihre Schwerter zu tränken; bis allgemeines Verstummen
Der Erschlagnen; die furchtbare Stille des Todes; noch Blicke 755
Sanfter gebrochenen Augen zuerst die Unmenschlichen schreckten,

V. 737: verbreitet, entflofs
: 738: heiter, unmenschliche,
- 739: die leidenden Guten [1773, 80: die Guten im Elend] verkannte,
- 740: wurden wie er!
- 741: Richter, verwirf Antlitz. mir,
- 742: Bild', dem Arme
- 743: Richt' [1780_2 Richt] ihn, richt' [1780_2 richt] ihn, du Unschuld.
- 744: aller Verworfenen [1773: Verworfnen] Qual, [1773, 80 Quaal,] die
- 745: 1780 *ohne absatz* — Aber aus ihrer mit schreckenden
- 746: auf: [1773: auf;] Wir heissen [1780 heifsen — *so immer* —] hundertmal hundert!
- 747: Eurem wüthenden [1773 wütenden] Auge wars Lust, sehen;
- 748: nichts. 1773: sichre *alle ausg.:* im Walde
- 749: Lied; 1773: durften's *alle ausg.*: singen.
- 751: Wo mit bethränter Blume [1773, 80: bethränten Blumen] Gebein der Brüder [1773, 80: der Brüder Gebeine] begraben
- 752: Lag, [1773, 80: Lagen,] und reifte [1773, 80: u. reiften] dem Tage der Tage, folgten [1773, 80: verfolgten] die Bothen [1773: Boten]
- 753: Wuth [1773: Wut] ab mit der Christen Blute [1773: ab, mit dem Blute der Christen]
- 754: 1773: Schwerdter tränken, *alle ausg.:* bis ringsumher der Erschlagnen
- 755: Stumme Lippe, des Todes entsetzliche Stille, noch Blicke
- 756: gebrochener [1821: gebrochner] zuletzt die schreckten

Dass sie flohen, u. ihnen die stillen Lüfte des Haines
Wurden zum Sturmwind! Zur Mitternacht jeder leichtschwebende Schatten
Aber ihr zittertet damals noch nicht auf dem blumichten Lager
Eurer Wollust, und dicht vom unmenschlichen Schmeichler belagert. 760
Schaut nun empor, u. seht! die alle habt ihr getödtet!
Schaut auch gegen ihn auf, den Erstgebornen vom Tode,
Wenn euer Blick es vermag, der Gottheit Schrecken zu schauen!
Jesus, heisset sein Namen. Ihr hörtet auch vormals den Namen
Auf der Erde. Da hörtet ihr noch nicht Stimmen der Donner, 765
Wenn ihr hörtet den Namen, den alle Himmel itzt nennen.
Also sprachen die Zeugen voll schöner Wunden. Nach ihnen
Hub ein gerechter König sein selig lächelndes Aug auf,
Schaut auf die Frommen. „Wie kann ich sie nun mit Namen nennen
Jene Ruh, die itzo mein Herz mit Seeligkeit füllet! 770
Wie aussprechen den Lohn, den theuern Lohn, dafs ich ein Mensch blieb!
Nie, vom Glanze der Hoheit geblendet, vergafs, dafs ich Staub war!
Auch dem Tode bestimmt! wie jene, die ich beherrschte.
Seyd mir gesegnet, ihr sanften, u. süssen, ihr seligen Stunden,
Da mein Auge, beym Anblick der Angst, die Verlassene fühlten, 775
Still in Thränen zerflofs, u. dann das Ende des Kummers

V. 757: die leisen Lüfte der Wälder
- 758: Stürme wurden, und Mitternacht der schwebende Schatten!
- 759: zittertet da noch [1773: damals noch] blumigen
- 760: Eures Schwelgens, und dicht vom unmenschlichen Schmeichler umräuchert.
- 761: seht: Die [1773: seht, die]
- 762: 1773, 80: Erstgebohrnen 1821: erstgebornen
- 763: Wenn ihr vermögt der [1773: vermögt, der] Gottheit allmächtiges Schrecken zu schauen.
- 764: heifst [1773, 1821: heifset 1780: heisset] sein Namen! [1780: Nahmen! — *so immer* —] Ihr hörtet vormals
- 765: Erde; da tönt' es noch nicht mit der Stimme [1773, 80: mit Stimmen]
- 766: nennen!
- 767: 1780: *ohne absatz.*
- 768: 1780: Hob 1799: seliglächelndes [1773: selig lächelndes] Aug'
- 769: Blickt' auf die Frommen umher: Wie kann ich mit Namen sie nennen, [1773, 80: nennen]
- 770: Diese Ruhe, jetzo [1773: jezo] füllet?
- 771: den festlichen Lohn, nur, dass ich blieb?
- 772: von dem Glanze der Gröfse [1780: Grösse] war?
- 773: 1799: bestimmt, wie jene, welch' [1780: welch] ich beherrschte?
- 775: Da mein Herz bey der Angst Anblick,
- 776: Gerne menschlich zerflofs, und dann dem Ende

Schnell herbeyrief. Es war schon Belonung, ihr dankendes Auge
Voll vom heiligen Schauer der Menschlichkeit vor mir zu sehen!
Ach, schon Kronen genung, das anzublicken! Doch hat mir
Der auf dem Thron, der unendlich belohnt, wie er selber ohn Ende 780
Noch mehr Freuden, u. Ewigkeit zu den Freuden gegeben!

Drauf erhub der Verworfenen einer sein Antliz vom Staub auf,
Wo er gerichtet stand, u. strekte die zeigende Rechte
Zu den Königen aus. So sprach der Verworfne: Mein Leben
Ist mit Schande bedeckt! Ich bin ein gerichteter Sünder! 785
Kenne sie nicht die Hoheit der Seele, die jene Gerechten
Über den Staub der Erden erhub; u. dennoch empfind ichs:
Dafs ihr die Schande der Menschheit! vor allen Gebornen der Erde
Die Unheiligsten seyd! so lange die Sünde geherscht hat,
Und sein Gericht das Gewissen nur noch im Stillen gehalten, 790
Welches an diesem Tage der Angst nun nicht mehr betäubt wird!

Dieses sagt er. Es hatte sich lange mit Schrecken des Todes
Seraph Eloa gerüstet. Die Rache glüht ihm im Auge!
Sein eröfnetes Buch hieng durch die Himmel herunter;

V. 777: Eilend rufte. Schon war es Belohnung, Auge, [1773, 80: Auge]
- 778: Voll von dem Menschlichkeit, [1773, 80: Voll von der Menschlichkeit heiligem Schauer (1780 Schauer,)]
- 779: War schon Kronen genug, [1780: genung,] doch giebt mir, [1773: mir]
- 780: Siehe, [1773 Siehe] der Herrschende, welcher unendlich belohnt, wie er selbst ist,
- 781: Seiner Freuden noch mehr, zu den Freuden!
- 782: 1780: *ohne absatz* 1799: Nun erhub Einer Staube,
- 783: zeugende
- 784: Nach den aus;
- 785: ich bin
- 786: Kenne der Seele Hoheit nicht, [1773, 80: Kenne sie nicht die Hoheit der Seele,]
- 787: Staub der Erd' erhob; [1773: erhub;] ich's,
- 788: Dafs ihr der [1773: Dafs der] Menschheit Erniedrung, vor allen Erdegebornen, [1773: vor allen Gebohrnen der Erde,]
- 789: Ihr die unheiligsten [1773, 80: Unheiligsten] seyd, so lang [1773, 80: lange] geherrscht
- 790: in Stillem
- 791: Aber das nun an dem [1780: am] Tage der Rache nicht [1773: Welches an diesem Tage der Rache nicht]
- 792: 1780: *ohne absatz* 1799: Also [1773, 80: Dieses] sagt' er. lang [1773, 80: lange] mit tödtendem Schrecken
- 793: glüht' [1780_2 glüht] in dem Aug' ihm!
- 794: Sein gefürchtetes [1780: geöffnetes 1773: geöfnetes] Buch hing [1773: hieng] herunter,

Und er hielt es empor, da rauscht' es der Sturmwinde Rauschen! 795
Also sprach er: Es ist mit keinem Maſse gemessen!
Nicht mit Zahlen gezählt, euer Elend! Ihm fehlen die Namen!
Weh euch, daſs ihr geschaffen seyd! Weh! u. Verderben ohn Ende,
Euern Seelen! Ihr habt der Menschheit heiligste Würde
Tief herunter entweiht! Sie hätten selbst Engel mit Jauchzen, 800
Und mit tiefem Gebet von der Könige König empfangen!
O! Ihr standet erhaben! das ganze Menschengeschlecht stand
Um euch herum versammelt! Weit war der Schauplatz, der Lohn grofs,
Menschlich u. edel zu seyn! Die Himmel sahn euch! Es wandten
Alle Himmel ihr Angesicht weg, wenn sie sahn, was ihr thatet. 805
Wenn sie sahn die unmenschliche Schlacht! den ewigen Schlummer
Eurer Augen, daſs unter euch drückte der kriechende Liebling!
Keine Tugend belohnt, u. keine Thräne getroknet!
Geht nun, ihr fülltet euer Ohr mit der süssen Unsterblichkeit Schalle!
Geht! Ihr habt sie erlangt, doch die nicht, die ihr euch träumtet! 810
Eure Namen sind ewig, vom tiefsten Pöbel der Geister,
Mit den nächtlichen Flüchen der Hölle, genennet zu werden!

V. 795: Und der rollt's aus einander; 1780,: rauscht 1799: es Rauschen, des Sturmes!
- 796: 1780: Masse 1799: gemessen, [1773: gemessen]
- 797: Euer Elend! die Zahl zählt's nicht, [1773, 80: nicht Zahlen zählen's! (1780 zählens!)]
- 798: 1821: Weh' 1773, 80: ihr seyd ihm geschaffen! Weh, ohn'
- 799: Euren
- 800: entweiht. Sie hätten Engel
- 801: Und mit weinendem Dank [1773: Dank,] König' [1773, 80: König]
- 802: O ihr [1773: O, ihr] erhaben! um eure Throne versammelt,
- 803: Stand das Menschengeschlecht! Weit
- 804: 1773: die 1799: euch.
- 806: Wenn sie sahen den mordenden Krieg, des Menschengeschlechtes [1773: Krieg; (des]
  Brandmahl [1773, 80: Brandmaal] alle Jahrhunderte durch! der untersten Hölle
  Lautestes [1773: Lautestes,] schrecklichstes Hohngelächter! [1773: Hohngelächter!)] den ewigen Schlummer
- 807: neben euch
- 808: getrocknet!
- 809: Geh nun, du fülltest dein Ohr mit der süssen [1773: süſser 1780: süsser]
- 810: Geh, du hast sie erlangt; welche du träumtest!
- 811: Ewig ist euer Name; [1773: Name, 1750: Nahme,] vom untersten [1773, 80: letzten] Pöbel der Seelen
- 812: Mit den wildesten Hölle genannt [1773, 80: H. genennet]

Eure Thaten sind, in des Abgrundes eherne Berge,
Tief, in langen unendlichen Reihen, mit Feuer gegraben!
Alle mit ihrer eignen unsterblichen Schande gebrandmarkt! 815
Da ist nun kein Tempel der Ehre! da blühet kein Lorbeer,
Euern Häuptern zur Krone zu werden! Da tönt kein Triumphlied
Euch durch hohe Gewölke von Siegesbogen zu singen!
Aber Jammergeschrey, und dumpfe Stimmen des Blutes,
Das ihr vergofst, und das ewig vor euch in Nächten vorbeyströmt! ... 820
Dafs die Wolk am Throne mit ihrem Donner sich waffne!
Und mit eisernem Gange die Todesengel dahergehen!
Dafs mit der Sturmwinde Schwung die Gerichteten alle sich heben,
Und hinabsehn! ... Der Richter steht auf! und die Himmel verstummen!
Und der Richter stand da; .. schaut auf die Könige nieder .. 825
Wandte sein Antliz, ... und schwieg! Da er sein Angesicht wandte,
Bebten unter der Könige Fufs die Trümmern der Erde!

V. 813: sind [1773: sind,]
- 814: Dort, in langen unendlichen Reihn, [1773, 80: Reihen,] gegraben,
- 815: Alle zu kennen, an der [1773, 80: an ihrer] eignen unsterblichen Schande!
- 816: Da, da ist kein Tempel des Ruhms, [1773, 80: der Ehre,] da sprosset kein Lorber, [1773: Lorbeer,]
- 817: Eures Hauptes Krone zu werden, da
- 818: Euch, mit Ehrenvergeudung, mit hohes Preises Ergusse,
Jedem Zauber des Stolzes, durch Siegesbogen zu singen:
- 819: und schreckliche Stimmen
- 820: und Wuthausruf, und Verwünschung zu neuer
Grösserer Qual [1773, 80: Quaal] erschallen vom Überhange der Berg' euch,
Euch aus der ewigen Nacht herdrohenden grausen Gewölben! [1773, 80: Felsengewölben!]
- 821: Wolk'
- 822: Gang [1773: Gange] herabgehn!
- 823: Dafs die Gerichteten alle die starrenden Augen erheben,
- 824: Nach dem Thron schaun! Denn die Entscheidung fasset die Wage;
Anstatt v. 825—827:
Bald, bald schwebt in die Himmel hinauf die steigende Schale!
Also [1773: *neuer abschn.*] ruft' [1773, 80: rief] er. Allgegenwärtige schauernde Stille
Hatte sich über die Erd', und über den Himmel [1773, 80: über die Himmel, und über die Erde] gebreitet.
Heilig [1773: *ohne absatz*], und hehr, und schrecklich war des Richtenden Herschaun! [1773: Ansehn;]
Allmacht strahlt' er, und Zorn! [1773: Zorn.] Er blickt' auf die Könige nieder,
Wandte sein Angesicht, schwieg. Als er sein Angesicht wandte,
Schauert' [1780, Schauert] es unter der Könige Fufs in den Felsengebirgen; [1773, 80: weiten Gefilden;]

Kam ein Sturmwind vom Thron, u., in den Nächten des Sturmwinds,
Alle Todesengel herab. Die Könige flohen.
Kein Erdbeben erbarmte sich ihrer, sie von dem Anschaun 830
Und dem kommenden Fufs der Todesengel zu decken.
Schnell erblickten wir ihren Gerichtsplatz, leer und verlassen,
Und vernahmen von fern der Hölle dumpfe Gewitter,
Die sich aufthat! ... dann zuschlofs! ... Schon kamen am äufsersten Himmel,
Der den Gerichtsplatz umgab, die Todesengel. Sie trugen 835
Ihre Wetter empor, und sangen Jubelgesänge.

V. 828: Kam ein Sturm von dem Thron, und des Sturmes, [1773, 80: Sturmes]
- 829: flohen!
- 830: sie, vor dem Anschaun,
- 831: Und dem kommenden Schweben
- 832: Ein Gedank'; [1773, 80: Ein Gedanke;] und wir sahn die umleuchtete Stäte [1773, 80: so sahen wir die Stäte] verlassen
- 833: Ihres Gerichts: noch Einer; so hörten wir donnern die Hölle,
- 834: Welche sich [1773, 80: Die sich] öffnete! schlofs! Schon kamen, am äufsersten Himmel
- 835: Um den Gerichtsplatz her, die Todesengel. Sie hielten
- 836: Schwarze Wetter Jubelgesänge!

WÄHRING-WIEN. J. PAWEL.

EIN SCHREIBFEHLER IN LESSINGS HAMBURGISCHER DRAMATURGIE.

Im 3. stück der Hamb. dramat. erörtert Lessing die frage, wie sentenzen inmitten leidenschaftlich erregter stellen vorzutragen seien. Die dabei anzuwendende gestikulation schildert er im anschluss an die natürliche haltung unseres körpers in solchen scenen (s. 18 L.) folgendermassen: „Wenn in einer heftigen situation die seele sich auf einmal zu sammeln scheint, um einen überlegenden blick auf sich oder auf das, was sie umgibt, zu werfen, so ist es natürlich, dass sie allen bewegungen des körpers, die von ihrem blossen willen abhangen, gebieten wird. Nicht die stimme allein wird gelassener, die glieder alle geraten in einen stand der ruhe, um die innere ruhe auszudrücken, ohne die das auge der vernunft nicht wol um sich schauen kann. Mit eins tritt der fortschreitende fuss fest auf, die arme sinken, der ganze körper zieht sich in den *wagrechten* stand; eine

pause — und dann die reflexion. Der mann steht da in einer feierlichen stille, als ob er sich nicht stören wolte, sich selbst zu hören."

So viel dieser abschnitt gepriesen ist, so oft er citiert zu werden pflegt, so hat doch meines wissens bis jezt noch keiner an dem ausdruck *wagrechten stand* anstoss genommen; auch die commentare zur Hamburgischen dramaturgie von Schroeter-Thiele (Halle 1877) und Cosack (Paderborn 1876), sowie Zürn in seiner ausführlichen erläuterung von st. 1—7 (progr. des gymn. zu Rastatt 1884. 1885; vgl. spec. im lezteren s. 6. 7) gehen ohne bemerkung darüber hin. Und doch liegt hier offenbar entweder ein schreibfehler oder eine verwechslung Lessings vor: der sinn verlangt statt *wagrecht* notwendig *senkrecht* oder *lotrecht*. Abgesehen von dem zusammenhang des ganzen beweist dies schon der unmittelbar vorhergehende satz: „die arme sinken", denn damit drückt er ja den übergang aus der horizontalen, schwebenden in die vertikale haltung aus.

SCHULPFORTA. GUSTAV KETTNER.

ZU SAXO GRAMMATICUS.

In der geschichte Hamlets berichtet Saxo Grammaticus (ed. Müller-Velschow, I, 139) u. a. folgendes: „Interdum foco assidens favillasque manibus verrens ligneos uncos creare eosdemque igni durare solitus erat; quorum extrema contrariis quibusdam hamis, quo nexuum tenaciores existerent, informabat." Zu den worten „Uncos creare" wird von Müller-Velschow folgende bemerkung hinzugefügt: „Verborum lusus his uncis inesse videtur; nam uncus in lingua Islandica Krokr (Danice Krog), significat quoque insidias sive ambages callide quaesitas. Ita Islandus aliquis astutus dictus fuit Kroka-Ref." Diese deutung scheint mir ziemlich gesucht, zumal da doch nur das hier nicht in betracht kommende isländische *krókr*, nicht aber das lateinische *uncus* in der angegebenen übertragenen bedeutung gebraucht wird. Solten wir es vielleicht mit einer corruptel zu tun haben, und solte statt *creare* etwa *curvare* zu lesen sein? Holder übergeht in seiner ausgabe des Saxo die stelle mit stilschweigen.

HALLE, 19. JULI 1888. K. ELZE.

ZU PAUL GERHARDT.

Bachmann hat in seiner historisch-kritischen ausgabe der geistlichen lieder Paul Gerhardts zu den 120 liedern desselben im anhange 11 deutsche und 8 lateinische gelegenheitsgedichte hinzugefügt, von denen er mit recht sagt, dass sie zwar nur von untergeordnetem wert, aber doch zur charakteristik des dichters und als beitrag zur kentnis seiner persönlichen beziehungen nicht unwichtig seien. Ich kann nun die zahl der lateinischen gelegenheitsgedichte um 2, die der deutschen um 1 vermehren.

1.

Das erste stamt aus dem jahre 1651 und ist ein beglückwünschungsgedicht bei der ernennung des propstes Petrus Vehr zum konsistorialrat. Der lange titel der glückwunschgedichte, unter denen es steht, schliesst Mens. Septembris, Anno CIↃIↃCLI. BEROLINI, Praelo Rungiano. Ein exemplar befindet sich in der bibliothek des gymnasiums zum grauen kloster. Der band ist bezeichnet Varia e gymnasio Berolinensi I (nr. 44).

Vherius ex Ludi procedit pulvere ad Aulam,
  Ex humili scandit culmina celsa loco
Prima iuventutis iuveni ipsi, in Brennonis urbe,
  Leucoride egresso, tradita habena fuit.
Altera successit florentis cura Lycei,
  Quod Ruppinum almo continet in gremio,
Tertia Berlinum concessit nobile sceptra,
  Queis regeret doctae germina cara scholae.
Acre quidem regimen vilique sudore repletum,
  Dulce tamen magno conspicuumque Deo.
Qui pia servitii cum cerneret acta fidelis,
  Servum istum ad maius destino, dixit, opus.
Nec mora, melliflui vocat hunc Ecclesia Christi,
  Quae nomen de te, diva Maria, trahit.
Ergo qui teneros modo conformaverat annos,
  Poscitur augusto praeficiturque gregi.
Hunc fovet, hunc animat divini flamine verbi,
  Huic praebet rutili pabula sana poli:
Ima sede sedens primo, dein prima Cathedrae
  Ornamenta, Deo sic moderante, tenens.
Sorte isthac contentus erat: sed Numina pergunt,
  Praepositique addunt lumen onusque Seni.

Demum Electoris splendentia ad atria vectum
Consilio addicunt consociantque Sacro.
En miranda Dei Pietatis et Artis alumne,
Quam bene, quam varie ducat agatque Suos,
Disce hoc exemplo saevos tolerare labores,
Mirandoque pia fidere mente Deo.
Ille sciet iusto te tollere tempore in altum,
Et durum molli pace levare iugum.
At Tu, sancte Senex, dulci cape pectore Honores,
Queis Deus et Princeps Te radiare volunt.
Vive Tuae domui, communi vive Saluti.
Firma ambas precibus, consiliisque iuva.
Sta coram domino ceu Palma atque ardua Cedrus,
Post caeli ambrosio vive iaceque Sinu.

Paulus Gerhardus.

2.

Das zweite lateinische gedicht begrüsst den subconrector Samuel Rosa nach der im jahre 1665 von ihm erlangten magisterwürde. Der bogen ist gedruckt Coloniae Brandenburgicae, ex officina Georgii Schulzii, Electoralis Typographi. Ein exemplar befindet sich in der bibliothek des grauen klosters zu Berlin (Varia e gymnasio Berolinensi I nr. 69).

Viro pietatis ac eruditionis radiis Praeclaro, Dn. Samueli Rosae, amico suo honorando, cum ipsi summus in Philosophia honor decerneretur, ac titulus Magistri conferretur.

Ceu rosa vere novo mille inter gaudia fragrat,
Et magnam mundi complet odore domum:
Sic tua nunc virtus de se, Rosa, spargit Odorem,
Dum lauro frontem cingit Apollo tuam.
Prosit honor, Crescat virtus, nec cesset: et olim
Qui Rosa nunc audis, florida Cedrus eris.

gratulabundus canebat
Paulus Gerhardus, Ecclesiastes
Berolinensis ad Divi Nicolai.

3.

Das deutsche gedicht ist gedichtet zum andenken des gewesenen bürgermeisters Benedikt Reichardt zu Berlin, der daselbst am 5. jenner 1668 beigesezt wurde. Ein exemplar der gedichtsamlung, in der

es steht, befindet sich in der bibliothek der St. Georgenkirche zu Berlin in einem quartband mit der bezeichnung: nr. 736 Carminum Volumen 3.

Auf das selige Absterben und Christliche Beerdigung des umb diese gantze Stadt viel Jahr lang wolverdienten Herrn Burgermeisters,

Herrn Benedicti Reichardts.

So geht der alte liebe Herr auch nun dahin!
Nachdem Er achtzig, und was drüber ist, erlebet.
Er geht zu Gott: Und legt und schlägt aus seinem Sinn
Dass, was noch, wies Gott weiss, uns überm Haupte schwebet.

Die Kinder klagen ihn, ach Vater, unser Schutz!
Die Ehgenossin lässt die Thränen häuffig fliessen:
Was Kindes-Kinder seind, bedencken, was vor Nutz
Sie hiebevor gehabt, und nun nicht mehr geniessen.

Und weinen bitterlich. Die wehrte Bürgerschafft
Folgt ihrem Haupte nach, und giebt ihm das Geleite
Zu seinem Schlaff-Gemach, dahin der Tod ihn rafft,
Gleich wie uns allzumal. Ich aber setz ihm heute

Zu Ehren diese Schrifft: Ein Mann von alter Treu
Und deutscher Redligkeit, ein Mann von vielen Gaben
Und grosser Wissenschafft, ein Mann, der frisch und frey
Das Recht geschützt, die Stadt regiert, wird itzt begraben.

Zur Bezeugung Christliches Mitleidens gegen die gesambte Hochbetrübte Leidtragende setzte dieses Paulus Gerhardt.

BERLIN. F. JONAS.

MISCELLEN ZUR FRAGE NACH DER WALDENSISCHEN HERKUNFT DES CODEX TEPLENSIS UND DER ERSTEN BIBELDRUCKE.

I.

Eine handschrift der Paulinischen briefe.

Die von Riederer, Nachrichten zur kirchen-gelehrten- und büchergeschichte, bd. III, s. 1 fgg. beschriebene handschrift einer übersetzung der Paulinischen briefe aus dem jahre 1424 scheint neuerdings, soviel ich weiss, noch nicht wider beachtet zu sein. Nach den stücken, welche Riederer mitteilt, so wie nach der reihenfolge der briefe, die er angibt, zu schliessen, hat die handschrift offenbar nicht die gleiche vorlage

gehabt, wie die ersten bibeldrucke; der Laodicäerbrief z. b. steht zwischen dem Colosser- und Thessalonicherbrief, während er in den bibeldrucken, wie bekant, seine stelle zwischen Galater- und Epheserbrief hat. Aber ein gewisser zusammenhang zwischen dieser handschrift und den ersten bibeldrucken besteht doch und an manchen stellen ist die verwantschaft im ausdruck so auffallend, dass man unmöglich an eine zufälligkeit denken kann. Die stärkste übereinstimmung zeigt die handschrift mit der vierten bibel; an einzelnen stellen aber stimt sie auch mit der ersten überein. Ich lasse einige der stellen folgen.

Prolog zum Corintherbrief.

R.	4. Bibel. (Neues Test. lij)	1. Bibel.
Das ist der prologus der Episteln sant Paulus ad Corinthios. Corinthi die seind Achaici[1] vnd disen in sümlicher weis von dem zwelfpoten das wort der worheit, vnd seind wechert worden in mangerlay weis von falschen propheten. Ir etlich von den wörtlichen spruchen der haidenischen frawen chunst. Die andern werden gefurt zu der Secte[2] (der) Judischen E(.) dise widerruft der zwelffpot zu der waren weißheit des ewangelii, vnd schreibt in Epheso bey seinem junger Thimotheo.	Corinthi sind Achaici. dise horten zeglycher wyfz von den apostel das wort der warheyt vnd wurden verkert manigualtigklich von den valschen aposteln. Ettliche von den kleffigen ußgesprochen weltlicher wyßheyt. die andern sind ingefürt worden in die irtum der iudischen ee dise widerruft der apostel zů der waren. vnnd ewangelischer wyßheyt schribent yn von Epheso durch timotheum sinen iunger.	Die von corinth seint Achaici dise horten ze gleicher weys von den botten dz wort der warheit: vnd wurden verkeret manigualtiglich von den valschen botten. Etliche von den kleffigen reden weltlicher weisheyt die andern wurden eingefürt in die irtum der iudischen ee. Dise widerråft der botten zů der waren und ewangelischer weisheyt: schreibend in von ephesi bei thimotheo sein iunger.
Römer V, 6—21. Riederer, a. a. o. s. 10.	n. 7 lxix.	
Vnd do wir dennoch chrank waren. Christus ist tott nach der zeitt für die vngütigen wann für den rechten chainer oder yemant stirbet wann vmb das gut vielleich nyemant tar sterben. Aber got lobet sey in uns wann do wir sünder dannoch sünder waren, cristus ist vmb vns tot, Darumb vil mer, wer-	warumm ist ab christus do wir dennoch chrank waren nach der zit für die bösen gestorben. dann hert stirbet einer für den gerechten. Wann wer tar villicht sterben für den gůten aber got der lobt sin liebe in vns. wann ob christus ist tod vm̄ vns. noch do wir warn sunder. Darum̄ wie vil	Wann vm wz dinges ist cristus tod vmb vns noch do wir warn siech. Dorumb wie vil mer sey wir nun gerechthafftigt in seinem blut wir werden gehalten von dem zorn durch in. Wann ob do wir warn veind wir seind versünt zů gott durch den tod seins suns: wie vil mer versünt wir werden

1) In dem druck bei Riederer steht Achachi, was aber sicher ein druckfehler ist.
2) Nach Sekte ist ein punkt, der fehlt.

den wir nu gerechtiget von dem zoren, in seinem plut wer wir pehalten durch in, wann wir versünet seind mit gott. Ob das ist so wir werden veint durch den tod seines suns, vilmer seind wir versünet wehalten werden in seinem leben. Aber nicht allein hyn Sunder wir gloriren auch in got durch unsern herren ihesum cristum. durch den wir versünung empfangen haben. Darumb, als durch einen menschen der tot ist durchgangen, in dem sie alle gesündet haben. vntz aber zu der E die sünd ist gewesen in der werlt, Aber die sünd wirt nicht zugesacht, so die E nicht were.

So reichsend der tot von dem Adam pis zu moysen. in die die da sündetten, in dem gleichnüß der übertretung, aber. Der da ist ein form vnd ein pild des zukünftigen Sunder nicht als die vntat, also auch die gob Seind nu von eins vntat, vil tot seind noch michels mere. Die genad gottes, vnd die gab eines menschen ihesu cristi, in vil uberflossen ist, vnd nit als durch ein sünde. also durch die gob, wenn das gericht durch eins wegen in das verdampnüß, Aber die genad aus vil vntaten in die gerecht machung. Ob ein gereichsent hatt, durch eins wegen, noch michels mer, über flüßicklichen die genad, vnd die gab. vnd die gerechtichaitt, empfahen wir in den lobenreich seind, mer wir die wir nun syen gerecht gemachet in sinem plůt werden heilsam von dem zorn durch den tod sins suns. vil mer wir versunt werdent behalten in sim leben. Wann nit allein in disem. aber wir glorieren auch in got durch vnsern herren iesum christum. Durch den wir nun empfiengen die versünung. darum̄ als die sünd ingieng in dise welt. vnd durch die sünd der tod. Also ist auch durchgangen der tod in alle menschen in dem sie alle sünten. wann die sünde was in dise welt vntz zů der ee. Aber die sünde ward nit verübel gehabt da die Ee nit was. wann der tod hat geregieret von adam vntz zů moysen. auch in die die da nicht sünten in der gelichnuß der übertrettung ade der da ist ein form des künfftigen. Aber die gab ist auch nit als die missetat. Wan ob manige sind tod ufz der missetat eins menschen wie vil mer die genad gottes vnd die gab in der genad eines menschen iesu christi ist vberflüssige gewesen in vil. Vnd die gab ist auch nit also als durch ein sünde. wann das vrteyl ist vfz yn die verdamnung. aber die gnad von manigen misraten in die gerecht machung eins. Wann ab der tod hat geregieret durch den menschen in der mistat eins. ernstlich wie vil mer die empfachendenn die vberflüssigkeit der genade. vnd der gabe vnd behalten in seim leben. Wann nit allein in disem: wann wir wunigklichen vns auch in gott durch vnseren herren jhesum cristum: durch den wir nun empfiengen die versünung Dorumb als die sünd ein gieng in dise welt vntz zů der ee wann die sünd ward nit geacht durch ein menschen vnd durch die sünd der tod: also vbergeet auch nun der tod in all die menschen in den sy all sünten. Wan die sünd wz in dise welt vntz zu der ee. Wann die sünde ward nicht geacht do die ee nit enwas: wan der tod der reichsent von adam vntz zů moyses: ioch in den die do nicht ensünten in der geleichsam des vbergangs adams: der do ist ein bild des künfftigen. Wann die gab ist auch nit als die mistat. Wan ob manig seind tod in der mistat eins: wie vil mer die gnad gotz vnd der gib begnügt im manigen in der gnad eins manns jhesu christi. Vnd das vrteyl ist von eim in die verdamunge: wann die gnad von manigen mistaten in die gerechtigkeyt. Wan ob der tod hat gereichsent durch den menschen in der mistat eins: ernstlich wie vil mer entphachen die begnügung der genaden vnd dez gibs vnd dez rechtz vnd sy reichsent in dz ewig leben durch ein jhesum cristum. Dorumb als der tod ist in alle die menschen in die verdampnung durch die mistat eins: alsust ist er auch in alle

wer durch eins wegen ihesum cristum. Darumb als durch eines menschen vntat chummen ist schulde in alle menschen in verdampnüß des todes. Also ist auch durch eines menschen gerechtichait vnschuld, des lebens, wann als durch eines menschen vngehorsamcheit, vil sünder gesetzet seind, also durch eines gehorsam werdent vil gehorsam. werden vil gehorsam, werden vil gerechter gesetz, Aber die E. vnder das das missetat überfleist, Do aber überflos die genad, also durch eines gehorsam werdent vil gerechter gesetze, Also als der tod gerichsent hatt durch die sünde in dem tott, das auch die genad also reichsent durch die gerechtichait, des ewigen lebens.

der gerechtigkeit werden regieren durch einen iesum christum in dem leben. Darumb als der tod ist in alle menschen in die verdamnung durch die mistatt eins menschen, also ist er auch in alle die menschen in die gerechtmachung des lebens durch die gerechtigkeit eines menschen. wann als vil sünder syen geset(z)et worden durch die vngehorsame eins menschen also werdent auch manig gerecht durch die gehorsame eins menschen. Das gesatz ist aber ingangen, das v́berflússig wúrde die missetat . . wa aber vberflússig ist gewesen die missetat . . Da ist auch vberflüssig gewesen die gnad. Das als geregieret hat die sünder in dem tod. Also auch die genad sol regieren durch die gerechtigkeit in das ewig leben durch iesum christum vnsern hern.

die menschen in die gerechtigkeit des lebens durch daz recht eins. Wann als manige seind geschicket sunder durch die vngehorsam eines menschen: also werdent auch manig geschicket gerecht durch die gehorsam eins menschen. Wann die ee vnder in gieng: daz die mistat begnügt. Wann do die mistat begnügt. do begnügt auch die gnad als die sünt hat gereichsent als in den tod. also reichsent auch die gnad durch dz recht in das ewig leben: durch vnsern herren jhesum cristum.

Die handschrift ist, wie die von Riederer mitgeteilten proben zeigen, ungemein verderbt und zum teil bis zum unsinn entstelt. Aber selbst in diesem kläglichen zustande erkent man in manchen stellen eine unverkenbare verwantschaft mit dem text des vierten bibeldrucks; an andern stellen allerdings besteht eine solche übereinstimmung nicht.

Wir kennen nun den ehemaligen besitzer dieser handschrift: es war ein Nürnberger, namens Ulrich Ortlieb, aller wahrscheinlichkeit nach derselbe, der im jahre 1442 in Nürnberg gestorben ist (vgl. Riederer, s. 6). Meine kentnis des religiösen sektenwesens in Franken ist zu gering; ich kann in folge dessen nicht angeben, ob dieser Ulrich Ortlieb zu den Waldensern in irgend welchen beziehungen gestanden hat. Vielleicht wird diese frage von andrer seite beantwortet werden. Erwähnt sei jedenfals noch ein umstand: herr dr. Ludwig Keller macht mich darauf aufmerksam, dass Ortlieber ein alter sektenname der Waldenser gewesen ist.

BERLIN. GEORG ELLINGER.

EINIGE VOGELNAMEN AUS DEM NÖRDLICHEN BÖHMEN.

Die mitteilungen des ornithologischen vereins in Wien enthalten in den nummern 6, 7, 8 und 9 des XI. jahrganges einen umfangreichen bericht, in welchem die um Neustadtl bei Friedland in Böhmen vorkommenden vogelarten verzeichnet sind, und worin man über das leben und treiben, den nutzen und schaden des beschwingten volkes ausführlichen bescheid erhält. Der verfasser dieses aufsatzes ist der oberbuchhalter der bekanten firma Klinger aus Neustadtl, herr Robert Eder, ein grosser freund und liebhaber der vogelwelt, der nicht vergass, an geeigneter stelle auch die volkstümlichen namen, welche die vögel um Friedland herum führen, zu verzeichnen. Es sind deren 43, die hier folgen. An erste stelle setze ich den vulgärnamen, dem folgt dann der gemein deutsche und der zoologische nach, und schliesslich füge ich noch diejenigen namen bei, die mir zufällig aus dem volksmund oder aus der litteratur bekant sind.

1. Der grosse stösser = habicht (astur palumbarius, L.).

In Steiermark heisst er tauben-, heana- und grosser stossgeier, hawach't, stockfalk, grosser schparbel, in Oberösterreich taubenstosser, taubenstessl, in Sachsen stösser, geflügelter teufel. In Schwörzkirch (diözese Rottenburg) ist dieser vogel unter dem namen hack bekant. Der dortige pfarrer G. Mey schildert in seinen mehr drolligen als erbaulichen „volständigen katechesen“ (Herderische verlagshandlung, s. 50) die raubtiere im paradiese also: „der hack hat keine taube geraubt; der fuchs hat keine henne erwürgt; der wolf hat kein schaf zerrissen.“

2. Der kleine stösser = sperber (accipiter nisus, L.).

In Niederösterreich kent man ihn auch unter den namen das stossfalkl, der sprinz und die sprinze. In Sachsen: sperlingstösser, stiesser, waldgeier. In Oberösterreich: vogelstessl, kleiner geier, falkel, vogelhabicht, langschwanz, vögelspritzen. Lezterer name ist der eigenschaft des sperbers entnommen, dem vogelschwarm sich möglichst gedeckt zu nähern, und dann wie der blitz unter die auseinanderstiebenden vögel zu fahren. (Karlsberger.) Dem Steirer ist der sperber als schparbel, schparber, stösser, vögelstössel, (kleiner) stossgeier, spatzengeier bekant, manche jäger wollen noch einen sog. langhaxeten, d. i. langbeinigen sperber unterscheiden. Conrad Aitinger (s. 102) verzeichnet den namen baumfalklein. Auch windwacherl heisst man den sperber,

wiewol man unter windwachel gemeinhin den wannenwäher, turmfalken, kirchenfalken (falco tinnunculus) versteht. (Höfer etym. wörtb. 301.)

3. Der nachtschatten = nachtschwalbe (caprimulgus eurp. L.).

4. Die turmschwalbe = mauersegler (cypselus apus, L.).

Unter den namen rauch-, mauer- und raubschwalbe in Sachsen bekant.

5. Der vogelstösser = kuckuck (cuculus canorus, L.).

In Oberösterreich führt er wie der habicht und der sperber den namen vogelstössel, in Sachsen ist er auch als ostervogel und frühlingsvogel bekant; zeitvogel heisst er in Simrocks deutscher mythologie, s. 546.

6. Die schalelster = elster (pica caudata, Boie).

Alsterkadl, lisl, kače, schirigadl, straga, stroge, straka, stroka, acheluster, houlaster, scholaster, verzeichnet Aug. Hofer. Bei Jos. Colerus begegnen die namen: achlaster (s. 128), ageläster und auch schalalster. In Steiermark komt neben der bezeichnung alster, galster, agalster, golster auch scherzweise die bezeichnung steirischer fasan vor (v. Washington). Am Lechrain nent man die elstern galgenvögel und sie bedeuten für das beabsichtigte geschäft einen verlornen tag (v. Leoprechting, aus dem Lechrain s. 89); sonst versteht man unter den galgenvögeln die raben (DW. IV[1], 1179). In der Schweiz sagt man: wenn d'agetsche by 'me hus rätscht (schreit), so git's stryt d'rin. (Der Grossätti aus dem Leberberg, s. 124.)

7. Das nusshackl = eichelheher (garrulus glandarius, L.).

Dieser vogel hat viele namen: gabecht, eichelgabicht, gabsch, eichelgabsch, nusshäher, nussert, holzheher (Sachsen); nusskratscher, tschang, boangratschn, bohnenheher, tschoi (Steiermark); den namen nussgraggl hört man in Kärnten; in den Schweizeralpen heisst er seines geschreies wegen jak, sonst wol hetzler, herrenvogel, im Tessin: gagia (Tschudi, das tierleben der alpenwelt s. 97).

8. Die hohlkroh = schwarzspecht (dryocopus martius, L.).

Conrad Gesner (icon. avium omnium Zürich 1560) nent den picus maximus vel niger holzkräe, holkräe, krähspecht. In Niederösterreich, Oberösterreich, Steiermark und Kärnten heissen die spechte, insbesondere die grossen buntspechte, bamhackln. — Das bamhackl ist in Österreich auch zu einem mythischen wesen geworden, mit dem wir unreinlichen kindern drohen, dass es den schmutz wegpicke, sofern er nicht augenblicklich weggewaschen wird. Der bamhackl bezeichnet auch den schmutz an händen und füssen der kinder. Du hâst jâ schon

den bamhackl! — oder: dir wåchst schon da bamhackl! — rufen wir aus, wenn wir ein unreinliches kind erinnern, reinlich zu sein. Auch der name giessvogel für specht ist in Niederösterreich bekant.

9. Der meisenwolf = kleiner grauwürger (lanius minor, L.).
Das ist der spanische dorndreher Steiermarks.

10. Der dorndreher, 11. die dornhitsche, 12. der steinfletscher = rotrückiger würger (lanius collurio, L.).

In Oberösterreich: blaukopf, alsterweigl, kleiner stecher, dornreiher. Weite verbreitung hat der name neuntödter gefunden. Im Salzburgischen heisst man diesen vogel sehr bezeichnend todtengräuel (Victor v. Schmiedhofen, die vögel Salzburgs, s. 48). Höfer (etym. wörtb. III, 157) kent ihn als rote speralster, rotköpfigen würger, dorngreul, und den lanius excubitor als speralster, aschfarbigen würger, spottvogel und buschälster.

13. Der schneekönig = zaunkönig (troglodytes parvulus, L.).

Kinigerl, schneekinigerl, woiterl heisst er in Oberösterreich. Wer bei dem morgenausgange einem zaunkonkerl — diesen namen führt der zaunkönig in Tirol — begegnet, der hat den ganzen tag glück (J. N. v. Alpenburg, myth. u. sag. Tirols, s. 387). Die Steirer nennen ihn kinivogerl, scherzweise auch den aussi-eini und in Niederösterreich ist er unter dem namen zaunschlüpferl bekant.

14. Die wasseramsel = bachamsel (cinclus aquaticus, L.).
15. Die koppmeise = haubenmeise (parus cristatus, L.).
16. Der meisköhler = kohlmeise (parus major, L.).
17. Die schneemeise = schwanzmeise (acredula caudata, L.).

Das volk in Niederösterreich nent die schwanzmeise pfånastiel, schneemasn, schneeguckerl, die kohlmeise kohlmann oder kohlmandl, fink- und spiegelmeise, die blaumeise bloritschn oder blauhedschn und die spechtmeise kleiber. Bei Höfer, etymol. wörtb. II, 229 führt die schneemeise den namen pelzmeise, und die kohlmeise komt in der bekanten pädagogischen anweisung von Aug. Lüben II, 137 auch unter der bezeichnung speck-, schinken- und talgmeise vor.

18. Der sprachmeister = gartenspötter (hypolais salicaria, Bp.).
19. Die waldgrasmücke, 20. das weisskehlchen = zaungrasmücke (sylvia curruca, L.).
21. Die kleine gartengrasmücke. 22. Die braune grasmücke = dorngrasmücke (sylvia cinera, Lath.).

23. Das schwarzblattl = schwarzköpfige grasmücke (sylvia atricapilla, L.).

Der blatt- oder plattmönch, oder kurzweg der mönch, der schwarzkopf.

24. Die waldamsel = kohlamsel (merula vulgaris, Leach.).

25. Der ziemer = wachholderdrossel (turdus pilaris, L.).

In Sachsen: ziemer, zeiner, zeimer, zeumer; in Steiermark: krametsvogel, kranawetter, kronabetter, kranawetsvogel, schnagezer.

26. Der schnarrer = misteldrossel (turdus viscivorus, L.).

27. Der schwarzwistlich = hausrotschwänzchen (rusticilla tithys, L.).

In Sachsen: rotwispel, rotsterz. — Die Kärntner nennen dieses vögelchen brandterl. In Tirol gilt der aberglaube: ein haus, darin ein branderl nistet, ist sicher vor dem blitzstrahl. Wer ein branderlnest ausnimt und die jungen martert, dem tragen die alten feuer ins haus und zünden es an (Alpenburg a. a. o. 387). Die namen brandel und brandvogel kommen im Salzburgischen vor. (V. v. Schmiedhofen a. a. o. s. 42.) Auch brandrötel, brandreuterl, rotbranderl, rotschwaferl, oder rotschweiferl und russvogel sind in den Alpenländern geläufige bezeichnungen für dieses tierchen.

28. Das rotkatl = rotkehlchen (dandalus rubecula, L.), das routschatzla Schlesiens, z. b.: „Sei verstond's, wie's routschatzla, sech wedeln an drehn“ (Jac. Bukowskis gedichte, Bielitz 1860, s. 87).

29. Die wasserbachstelze = gebirgsbachstelze (motacilla sulphurea, Bechst.).

30. Die spitzlerche = baumpieper (anthus arboreus, Bechst.).

31. Der weidensperling = feldsperling (passer montanus, L.).

32. Der quäcker, 33. der stoppelfink = bergfink (fringilla montifringilla L.).

Bei Höfer etym. wb. II, 261, 334: pjenk, penk, mistfink und nicowitz; bei Tschudi (das tierleben der Alpenwelt s. 81): waldfink, gägler.

34. Der kirschbeisser = kirschkernbeisser (coccothraustes vulg. Pall.).

C. Gesner nent ihn kirsfink; Tschudi a. a. o. kriesiklopfer und kriesischneller; Aitinger: kirschfink, kirschknepper, kirschenvogel und dickmaul; die Steirer: dickschnåbel, kiernknåka.

35. Der grünhänfling = grünling (ligorinus chloris, L.).

In Sachsen: quuntsch, kwuntsch, schwunsch, schwunz, zschwunschig.

36. Der gerlitzer, 37. der meerzeisig = girlitz (serinus hortulanus, Koch.).

Der name meerzeisig wird in Wien für den leinfinken, der da auch der grasl heisst, gebraucht. In Steiermark dagegen ist meerzeisig einer der vulgärnamen der cannabina sanguinea. J. M. Bechstein (naturgeschichte der hof- und stubenvögel, Leipz. 1870, s. 111) gibt bei dem girlitz (loxia serinus) die namen an: girlitzhänfling, schwäderlein, hirngrill, kanarienzeischen.

38. Der tschädschlich = nordischer leinfink (linaria alnorum, Ch. L. B.).

39. Der lohfink = gimpel (pyrrhula europ., Vieill.).

Als schwarzlob in Sachsen, als gump in den Alpen bekant.

40. Der krims = fichtenkreuzschnabel (loxia curvirostra, L.).

41. Die holztaube = ringeltaube (columba palumbus, L.).

42. Der wachtelkönig, 43. der wachtelknecht = wiesenralle (crex pratensis, Bechst.).

In Sachsen: faule magd, kornhühnchen, gerstenratzer, schnarrhuhn.

Wer sich einmal der eben so schönen als dankbaren aufgabe unterzieht, ein deutsches namenbuch sämtlicher in Deutschland vorkommkommender vögel zusammenzustellen, der findet neben den bekanteren grösseren werken auch in den folgenden schriften eine ziemlich ergiebige ausbeute deutscher vulgärnamen:

1) In den Mitteilungen des ornithologischen vereines in Wien. Die nr. 12 des X. jahrganges bringt die namen: jochrabe (kolkrabe), die graue und schwarze krah (nebel- und rabenkrähe), dachl, dachen (dohlen), steindachen (alpendohle), nussheher und den tschoi (eichelheher), hol- und holzkra (tannenheher). Die nr. 15 dieses jahrganges spendet wohl wenige, aber sehr charakteristische namen aus Tirol. Es sind folgende: zullen, d. i. maikäferfalke (falco aesalon); dutsch, schlief (ephialtes scops); hollakragen (dryocopus martius); schneider (picus major); otterfink (jynx torquilla); meergratsch (coracias garrula); „hott, hott, wud, wud“; „fuhrmann“ (upupa epops); kuhmelker (caprimulgus europ.); schmalzbettler, höllenjaggl (sitta caesia); bachmeise (certhia familiaris); glanderle (turdus iliacus); spabiauser, jochlispel (accentor alpinus); waldspatz (accentor modularis); bauvogel (motacilla alba); citrenl (fringilla citrinella); fornelle (fringilla canabina); corone (corvus corax); boangratsch (garrulus glandarius); sandhuhn (oedicnemus crepitans); dreckstecher (eudromias morinellus). — Die nr. 24 enthält eine fülle deutscher vulgärnamen der vögel Steiermarks, welche Stefan freiherr v. Washington

gesammelt hat. — Die nr. 2 fg. des XII. jahrganges teilt die von Rudolf O. Karlsberger aufgelesenen vulgärnamen Oberösterreichs mit.

2) In der Ornis, intern. ztschr. für die gesamte ornithologie. Herausg. von dr. R. Blasius und dr. G. v. Hayek. Wien, Gerold. Besonders das 4. heft des II. jahrg. (1886) ist von interesse, denn es bietet eine menge von vulgärnamen des tannenhehers.

3) Im Jahresberichte des k. k. obergymnasiums zu Leitmeritz in Böhmen aus dem jahre 1873, wo Peters über die etymologie des ahd. namens *àgalastrà* schrieb, sind elsternamen enthalten, wie nagelhätz (am mittl. Nekar), nagelhex (in oberschwäbischen gegenden), kägersch, kageresch (Rauhen Alp), schalaster (Nordböhmen, Oberlausitz, Schlesien und Siebenbürgen), tschogelester (Zips), agerste, ägerste, agertsche und agerste.

4) Im Jahresberichte des n. ö. landeslehrerseminars aus Wiener Neustadt v. j. 1880, wo Aug. Hofer etliche aus dem volksmund gesammelte vogelnamen mitteilt.

5) Im Jahresberichte nr. IX (1884) des ausschusses für die beobachtungsstation der vögel Deutschlands.

6) Im I. und II. jahresberichte (1885 und 1886) der ornithologischen beobachtungsstation im königreiche Sachsen, bearbeitet vom hofrate dr. A. B. Meyer und von dr. F. Helm aus Arnoldgrün.

7) In der Algemeinen encyclopädie der gesamten forst- und jagdwissenschaften, herausgegeben von Raoul Ritter von Dombrowski. Wien und Leipzig 1887. (Im erscheinen begriffen.)

8) Im VII. gesange von Missions fragment „Da Naz“ (3. aufl. besorgt von K. Landsteiner; Wien Gerold). Es sind die namen: leröcherl (die lerche), der kotjodl (die schopflerche), die gestreimt amering (die ammer), zeiserl (zeisig), der bamhackl (specht), 's rotkröpfl (rotkehlchen), 's dornreicherl (der dorndreher), 's rotschwanzl (das hausrotschwänzchen), 's omäxl (amsel), 's ruisamvögerl (hirngrille, fringilla serinus), 's hanöferl (der hänfling), d' gugelvieraus (golddrossel, oriolus galbula), d' nussheher (eichelheher).

9) In dem schriftchen über nistkästchen für vögel. Von L. H. Jeitteles. Herausgegeben von dem tierschutzvereine (Wien 1875).

10) In M. Höfers etymol. wörterb. Linz 1815.

Von schriften älteren datums, welche manche deutsche vogelnamen enthalten, führe ich an:

11) Icones avium omnium usw. Conr. Gesneri, Zürich 1560.

12) Caii Plinii secundi des weitberühmten .... naturkundigers bücher und schriften, Frankfurt 1600.

13) P. de Crescentius (im vierzehnten buch, wo vom adeligen weydwerk, falknerey, reyger, federspiel usw. die rede ist; ein für falkennamen wichtiges buch). Strassburg 1602.

14) M. Joh. Coleri Oconomiae oder Haussbuchs 5. teil. Zum Calendario Öconomico et perpetuo gehörig. Wittenberg 1603. Das 15. buch gibt von s. 108—212 über den vogelfang genauen bescheid. Die interessanteren vogelnamen, die da erwähnt werden, sind: gansahr (130), schmierlein (130), schnarre (135), zihmer (135), quecker (137), mehl-, pumpel-, zagel-, heiden- und spiegelmehsen (148), weidenkückerlein, zip- und weindrossel (149), gründschling (goldammer, s. 159), schiltkrähe (167).

15) Ulyssis Aldrovandi Philosophi et Medici Bononiensis Ornithologiae usw. Cū indice, copiosissimo variarum linguarum Bononiae 1637.

16) Conrad Aitinger. Volständiges jagd- und weydbüchlein. 2. aufl. Cassel und Frankfurt 1681.

17) Klein J. F. Verbesserte historia der vögel. Herausgegeben von G. Reyger. Danzig 1760.

18) Angenehmer zeitvertreib, welchen das liebliche geschöpf die vögel auch ausser dem fang und ergründung deren eigenschaften, zähmung oder anderer abrichtung dem menschen schaffen kann. Mit vielen anmerkungen versehen und mit schönen kupfern geziert. Durch einen die erschaffenen creaturen beschauenden liebhaber. Nebst einem anhang von der waidmanschaft. Nürnberg bey Peter Monath 1716.

19) Gründliche anweisung alle arten vögel zu fangen, einzustellen, abzurichten, zahm zu machen usw. Dieses buch ist nur eine erweiterte ausgabe des vorigen. Nürnberg 1754.

20) Einzelnes bietet auch E. Rollands Faune populaire de France tome II: les oiseaux sauvages und tome VI: les oiseaux domestiques et la fauconnerie Paris 1879 u. 1883.

Eine andere fundgrube für deutsche vogelnamen sind diejenigen werke, welche märchen, sagen, sitten und gebräuche, kinderlieder und kinderspiele enthalten. So findet man manches bei Montanus: Die deutschen volksfeste, jahres- und familienfeste s. 172 fg.; in Ernst Meiers Deutschen kinderreimen und kinderspielen s. 18 fg., wo das rotkehlchen r o t w a d e l und der storch s c h n i b e l - s c h n a b e l und l a n g b o a n heisst; im Kinderleben aus Oldenburg s. 94, wo das junge volk bittet:

> Ohrbähr, langebähr
> Bring mi 'n lütjen broder hähr;

in Simrocks Deutschem kinderbuch, welches viele storchnamen bietet; in E. L. Rochholzens Alem. kinderspiel und kinderlied, wo nebst vielen

storchnamen die drossel als tröstler, die elster als egerist und egerste, die eule als wiggle, hauri, hùri u. dgl. benant sind (s. 75 fg.). Welche verschiedene namen der kuckuck nach seinem gekrächze führt, und welche deutung dieses findet, darüber gibt Rochholz in seinen Deutschen arbeitsentwürfen (Mannheim 1853, 2, 24. 28) aufschluss.

Wie in den gedruckten volksüberlieferungen, so findet sich auch noch manches hierhergehörige im volksmunde selbst, was besonders die lehrer der dorf- und waldschulen sammeln und in den schulzeitschriften oder in solchen, die den volksüberlieferungen aufmerksamkeit schenken, veröffentlichen solten. So hörte ich kürzlich aus dem munde eines Tirolers, wie er die raben als rappen und windachen bezeichnete, und wie ein Kärntner die bachstelze sauhalterl, das käuzchen tschuck und von den vierfüsslern die ziege heta und hetele nante.

WIEN 1888. FRANZ BRANKY.

ZUM JUBILÄUM EICHENDORFFS.

Während der litterarhistoriker, sobald er sonst den boden des 19. jahrhunderts betritt, einer erdrückenden überfülle des materiales gegenübersteht, ist bei Eichendorff gerade das entgegengesezte der fall. Ausser seinen werken, welche in der volständigsten ausgabe[1] sechs bände füllen und durch eine biographie von (seinem sohne) H(einrich) eingeleitet werden, ist quellenmässiges material fast gar nicht zu verzeichnen. 1872 erschien ein kleines heft „Aus Eichendorffs litterarischem nachlass“ (Paderborn). Drei ungedruckte gedichte brachten Hoffmanns von Fallersleben Findlinge 232 fgg. nebst einem briefe; nur spärliche briefe enthalten die samlungen der briefe an Görres, Holtei (300 briefe), Fouqué und Schön (Aus den papieren des Th. von Schön, Halle, 1878 fgg. 3 bde). In diesen briefsamlungen sind ebenso wie in Raichs „Dorothea von Schlegel“ wertvolle nachrichten über Eichendorff und seine werke auch in den briefen anderer enthalten. Dass verhältnismässig so wenig briefe bekant geworden sind, hat seinen grund in dem umstande, dass Eichendorff selbst als ein gegner solcher publikationen vieles vor seinem tode vernichtet und seiner familie auch den abdruck des übrigen verboten hat (1, 213). Wenn die herausgeber der unten besprochenen beiden jubiläumsschriften nicht blos aus dieser nachricht

1) Ich citiere nach dieser: der zweiten, 1864 fgg. im verlag von Voigt und Günther zu Leipzig erschienenen. Über das verhältnis der dritten auflage (1883 bei Amelang in Leipzig, 4 bände) zu dieser vgl. Akademische blätter 56 fgg.

schöpfen, sondern ihre erkundigungen wirklich „an massgebender stelle" eingezogen haben, handelte es sich sogar um vertilgung „der gesamten correspondenz und aller übrigen papiere" (nach Keiter: „den grösten teil seiner noch vorhandenen litterarischen arbeiten"). Leider widersprechen sich aber ihre angaben in den „vorworten": während nach Meisner der dichter nur „gesucht" hat alles zu vernichten, „muste" nach Keiter wirklich „alles verbrant werden." Es scheint dass die familie sich in begreiflicher pietät an den willen des verstorbenen hält und den teil des nachlasses, welchen Eichendorff nicht selbst vernichtet hat, der öffentlichkeit entzieht. Die Meisner erteilte antwort: „was etwa davon noch übrig sei, eigne sich nicht zur veröffentlichung" widerspricht dem vorhergehenden satze („dass der dichter alles zu vernichten gesucht habe"); stimt aber genau zu dem, was der verfasser der biographie (1, 213) sagt.

Trotzdem sind neuerdings auf anlass des jubiläums bruchstücke des nachlasses in die öffentlichkeit gedrungen. Zuerst in Franzos' Deutscher dichtung III. band, 11. heft; dann in der monatschrift Nord und süd (märz 1888), in welcher H. Meisner einen politischen aufsatz „Preussen und die constitution" (vgl. 1, 137) veröffentlicht hat. Früher noch erschien, mit einem prächtigen jugendbildnis des dichters geziert, ein dünnes buch von vier bogen: „Gedichte aus dem nachlasse des freiherrn von Eichendorff, herausgegeben von Heinrich Meisner" (Leipzig 1888, Amelang).

Die manuscripte, welche dieser publikation zu grunde liegen, sind bei einem Dresdener antiquar, der sie von einer unbekanten dame gekauft hat, aufgefunden worden und jezt im besitze der kgl. bibliothek in Berlin. An ihrer echtheit ist nicht zu zweifeln: sie sind grösteuteils nicht blos, wie die handschrift zeigt, von Eichendorff geschrieben, sondern, wie sich noch zeigen wird, von ihm auch in den druck gegeben worden. Die wenigen, welche (s. 3. 6. 33. 34. 48) nicht in Eichendorffs eigener handschrift vorliegen, kann ich zwar nicht als unter seinem namen gedruckt nachweisen; sie tragen aber so sehr das gepräge seiner dichtung an sich, dass ich sie für sein eigentum halte, trotzdem die seltsame angabe des herausgebers eher mistrauen als vertrauen erweckt.[1] Überhaupt aber hat der herausgeber seine leser in

1) Er sagt: „Nach vergleichung der schriftzüge mit denen der freunde unseres dichters hat er sie diesen nicht zuzuweisen vermocht und daher für Eichendorff in anspruch genommen." Was soll das heissen? Weil keiner von seinen freunden (deren handschriften doch dem herausgeber unmöglich alle bekant sein

der vorrede nur sehr unvolkommen über das verhältnis des handschriftlichen fundes zu dem bereits gedruckten orientiert. Er führt (s. X fg.) einige lieder an, welche in den „gedichten“ in offenbar späterer fassung vorliegen (Meisner 25 fg. = 1, 271 fg.; 41 = 1, 569; 45 = 1, 621; aber die „Frühlingsklage“ bei Meisner 14 fg. hat mit der in den gedichten 1, 348, so viel ich sehe, nur den titel gemein) oder von denen Eichendorff später nur bruchstücke verwertet hat. Er unterlässt aber darauf hinzuweisen, dass „Die lerche als frühlingsbote“ (Meisner 4) nicht blos in veränderter gestalt in den gedichten (1, 243), sondern auch wörtlich mit der handschrift übereinstimmend in dem romane „Die dichter und ihre gesellen“ (2, 517) vorkomt. Ebenso ist „Frühlingsahnen“ (Meisner 15) nicht blos in den gedichten 1, 458 benuzt, sondern in „Libertas und ihre freier“ 3, 436 fg. wörtlich enthalten. In den romanen und novellen Eichendorffs finden wir noch die folgenden der von Meisner nach der handschrift mitgeteilten gedichte: Meisner 5 fg. Spielmannslieder = 2, 611 fgg.; 8 Mein schatz, das ist ein kluges kind = 2, 249; 8 fg. Der liebende = 2, 67; 8 Jeder nennet froh die seine = 3, 111; 9 fg. Ach von dem weichen pfuhle (vgl. Goethes nachtgesang) = 2, 61; 10 fg. Still in lust = 3, 135; 12 fg. Ständchen = 2, 181 (nach Gödeke auch im Gesellschafter 1826); 15 Wetterleuchten = 2, 463; 16 Ein fink sass schlank auf grünem reis = 2, 579; 17 Es ist ein klang gekommen = 3, 929 fg.; 17 Überm lande die sterne = 3, 345; Es waren zwei junge grafen = 2, 100; 20 Loben = 3, 162; 20 Frische luft! = 2, 514; 22 Zum abschied = 2, 123; 24 Einsiedler = 2, 225; 31 fg. Assonanzenlied = 2, 152; 43 Frisch auf! = 3, 144 fg. Alle diese lieder durften, als in den gesamtausgaben der werke bereits gleichlautend enthalten, billig ungedruckt bleiben.

Andere lieder sind dagegen zwar in zeitschriften bereits gedruckt, fehlen aber in den gesamtausgaben; ihre widergabe nach den handschriften erscheint als eine wünschenswerte ergänzung der ausgabe. Ich kenne frühere drucke von den folgenden bei Meisner veröffentlichten liedern: 4 Im walde = Deutscher musenalmach 1836; 13 Minnelied = Asts zeitschrift für wissenschaft und kunst[1] 4, 47 fg.; 32 Herbst-

können) sie geschrieben hat, soll Eichendorff selbst sie geschrieben haben, trotzdem sie Meisner von einer andern hand geschrieben zu sein scheinen?

1) Ich mache darauf aufmerksam, dass in Asts zeitschrift für wissenschaft und kunst (Landshut 1808) Lieder der minnesänger „aus einer Landshuter handschrift“ (d. h. Augburger: E nach Lachmann, Walther von der Vogelweide s. VIII und XV fgg.) von Rottmann mitgeteilt werden: heft 2, 78 fgg.; 3, 28 fgg. und 4, 94 fgg., wo die handschrift selbst beschrieben wird.

klage = Hesperiden 1816; 39 Frühlingsandacht = Ast 2, 74; 39 fg. An Maria = Ast 2, 76; 41 An J — — = Ast 3, 4; 41 An den heiligen Joseph (vgl. 1, 569) = Ast 4, 77; 42 Die wunderblume = Ast 3, 27; 44 Romanze (vgl. 1, 621) = Ast 4, 40 fgg.

Von 68 bei Meisner gedruckten gedichten sind also 22 in der ausgabe bereits enthalten; 3 sind in ihr wenigstens teilweise benuzt; 7 kann ich in zeitschriften nachweisen. Bei längerem suchen dürfte es vielleicht nicht schwer fallen, in den zahlreichen almanachen aus der romantischen zeit noch etwas oder alles von den übrigen zu finden. Denn Eichendorff liebte es die manuscripte seiner gedichte aufzubewahren, auch wenn sie bereits gedruckt waren: noch im jahre 1838 hat er dem erbprinzen von Gotha das manuscript seines im jahre 1809 gedichteten liedes „In einem kühlen grunde“ geschenkt (Findlinge 239).

Von einer neuen seite lernen wir Eichendorff aus dem wenigen, was Meisners publikation zum ersten male bringt, nicht kennen. Das meiste stamt aus der frühzeit. Eichendorff versucht sich in allen romantischen kunststücken: er dichtet terzinen, kanzonen, assonanzenlieder; während er sich später gerade in metrischer hinsicht weise beschränkt hat, wobei jedoch nicht vergessen werden darf, dass damals sowol Wilhelm als Friedrich Schlegel, von den spielereien der nachahmer und bewunderer angeekelt, bereits abwinkten. Er dichtet minnelieder nach dem muster Fr. Schlegels (Vermehrens almanach) und Tiecks. Die katholisierende tendenz tritt in dem später unterdrückten schluss des gesanges an den hl. Josef stärker hervor als später. Die ältere form der romanze „Alter vater, alter vater“ weist nicht blos in den assonanzen neben den reimen, sondern auch in der masslosen ausdehnung auf das muster der Tieckschen schauerromanze („Zeichen im walde“) hin. Den „Gedanken als anhang“ hätte der herausgeber besser die überschrift „Fragmente“ gegeben: es sind fragmente in der art Friedrich Schlegels, wie sie sich auch in der Astschen zeitschrift finden. Huldigt Eichendorff hier noch den tendenzen der älteren romantischen schule, welche er später nur noch in der theorie vertrat, so zeigt das s. 61 fgg. abgedruckte brieffragment an Loeben seinen nahen zusammenhang mit dem Isidorus Orientalis der Heidelberger gruppe an, während er in dem fragment „Emma und Eginhard“ stofflich mit Fouqué zusammentrift, der später bei seinem erstlingswerke pathe gestanden hat. Aus den entwürfen für ein puppenspiel „Incognito“ (vgl. Tieck, Mahlmann, Arnim u. a.) teilt Meisner (LXI und 11 fg.) leider nur zwei lieder Kolombinens mit. Ausserdem soll der nachlass eine „wahrscheinlich in grossem massstabe angelegte jugenddichtung Italien“ und das

umfangreiche fragment eines (historischen?) aufsatzes über die sicilianische vesper enthalten: über beide berichtet Meisner nur in der vorrede.

Auch die litteraturgeschichtliche untersuchung und forschung der lezten jahrzehente hat Eichendorff nur sehr wenig berührt. Das beste, was über ihn gesagt worden ist, datiert immer noch aus seinen lebzeiten, ehe er eine litterarhistorische person geworden war. Schölls aufsatz in den Wiener jahrbüchern (76. und 77. band) ist nun wider abgedruckt in seinen Gesammelten aufsätzen (Berlin 1888 s. 246 fgg.). Ich nenne ferner: Gutzkow in den Beiträgen zur neuesten litteratur (1836) I, 319 fgg.; Hallesche jahrbücher IV, 1, 339 fg.; Grenzboten 1852 III, 161; 1853 II, 240 fgg.; 1854 III, 489 und 1888 nr. 9. Ganz wertlos ist ein vortrag von C. von Prittwitz-Gaffron (Reichenbach in Schl. 1881). Die litterarhistorischen schriften hat R. Dietze in einer Leipziger dissertation (1883) auf die gedanken Schleiermachers, Schellings und der Schlegel zurückgeführt, welche sie vertreten. Der vortrag von Lieber, welchen Keiter (s. 50) anführt, ist mir im druck nicht bekant geworden. Als jubiläumsschrift endlich ist in der samlung der Görresgeselschaft eine monographie von Heinrich Keiter erschienen: Joseph von Eichendorff, sein leben und seine dichtungen (Köln, kommissionsverlag von Bachem 1887). Der verfasser bekent selbst, über das leben des dichters aus mangel an urkundlichem material nichts neues bieten zu können; er hat die spärlichen quellen gewissenhaft benuzt und an einigen wenigen stellen (95 fg. 102. 110) durch mitteilungen von freunden des dichters ergänzt. Neues will er nur bieten in der aesthetisch-kritischen besprechung der werke und in der charakteristik der dicht- und denkweise. Aber gerade nach dieser richtung erscheinen mir seine ausführungen wenig erschöpfend und selten tiefgehend; sie laufen widerholt auf eine blosse inhaltsangabe hinaus und enthalten nur selten fruchtbare keime.

Eichendorff begint mit romanen und novellen, welche wie alle romane der romantiker dem muster des Goethischen Wilhelm Meister folgen und untereinander unverkenbare familienzüge tragen. Sie spielen meist auf schlössern und führen uns das freie adelsleben des vorigen jahrhunderts vor, wie es Goethe in seinem roman geschildert und Eichendorff in der jugend auf schloss Lubowitz erlebt hat. Die helden abenteuern ohne sichtbaren zweck und deutliches ziel als echte romantische vagabunden heimatlos hin und her und scheinen wie der junge Eichendorff mit dem sattel ihres rosses verwachsen. Sie sind künstler oder virtuosen, aber nicht etwa von beruf, sondern aus blosser neigung und

zum vergnügen; also dilettantische improvisatoren, welche die gabe haben im rechten augenblicke ihre empfindung in versen auszusprechen, aber sich weiter um das handwerk nicht kümmern: die „dichter und ihre gesellen“ haben mit dem schriftsteller- oder poetenstand nichts gemein. Dies ist recht im sinne des 18. jahrhunderts, welches die poesie der arbeit nicht kent. Goethes Wilhelm Meister vertritt die ansicht: „der bürgerliche arbeitet, der adelige repräsentiert“; und Nicolai in den „Vertrauten briefen“ ruft sein pfui über den helden, der gar kein charakter, sondern nur ein nicht handelndes schlenterwesen sei und nebenbei mit jeder schürze lieble. Aber auch Schillers ideal der schönen seele hat ihren wert allein darin, dass sie ist: sein Fridolin entgeht durch die blosse herzenseinfalt, ohne eine hand zu rühren, den schlingen des bösen. Die romantiker verzerren auch hier das ideal der klassiker. Gegenüber der platten und poesielosen nützlichkeitsrichtung der aufklärung feiert Friedrich Schlegel in der Lucinde den müssiggang als die lezte erinnerung an das verlorene paradies; und Schellings „lebenskunst“ (Plitt, aus Schellings leben I, 292 fg.) gipfelt in dem satze:

„Das leben soll im leben sich vergessen,
Die dummen nur bekümmern sich mit sorgen:
Was werd' ich trinken und was werd' ich essen?
Vom leben lebt das leben, nicht vom roste
Der arbeit, der das leben selbst ersticket.
Die solches lehren, sind nicht wol bei troste.“

Eichendorff aber hat es verstanden, das romantische ideal der paradiesischen faulheit in einer liebenswürdigen gestalt zu verkörpern, welcher jeder verletzende stachel benommen ist. Sein autobiograpischer roman „Aus dem leben eines taugenichts“ ist die echte „idylle vom müssiggang“, welche Friedrich Schlegel nicht schreiben konte. Der held, welcher seine geschichte selbst erzählt, ist ein müllerssohn, den sein vater in die welt schickt, damit er sich endlich sein brot verdiene. Er aber ist das urbild der absoluten zwecklosigkeit; wie die helden Eichendorffs und der romantischen romane überhaupt sieht er am liebsten auf dem rücken im grase liegend dem zug der wolken zu und träumt von seinem glücke, oder er wiegt sich wie der junge Eichendorff in den wipfeln der bäume. Ein „vazierendes genie“ wird er genant und wirklich ist er ein virtuos auf der geige: aber nur aus neigung, wenn es ihm vergnügen macht, nicht um damit sein brot zu verdienen. Allen eindrücken der natur mit weitgeöfneten sinnen und empfänglichem herzen hingegeben, immer geniessend und niemals tätig,

ist er der absolute gegenfüssler der auf ihren nutzen bedachten aufgeklärten philister, welche der dichter in etlichen satirischen nebenfiguren mit ihm contrastiert. Aber obwol er so unpraktisch wie uneigennützig auf sich selbst bis auf das essen und trinken vergisst, selbst des sinnes für geld und geldeswert entbehrt und gott allein für sich sorgen lässt („wem gott will rechte gunst erweisen"), hat er dennoch seine sache aufs beste bestelt und alles gute fält ihm wie im schlafe zu. Er erhält was er wünscht: er wird erst gärtner im hause der schönen gräfin, dann zolleinnehmer; er komt als begleiter eines flüchtigen liebespaares in das land des dolce far niente; und erhält endlich die hand seiner geliebten gräfin — denn dass sich diese zulezt als die kammerjungfer entpupt, kann seine wonne nicht im geringsten stören ... Das genaue seitenstück zu dem Taugenichts bildet die spätere novelle „Die glücksritter" (1841), welche aber in den zeiten des dreissigjährigen krieges spielt. Der held Clarinette ist ein müllerssohn wie der taugenichts und wird mit seinem herrn, dem studenten Suppius, in einer gestohlenen gräflichen kutsche, in welche sie durch zufall geraten sind, auf ein schloss entführt, wo der leztere widerum von einer verkleideten kammerjungfer als hochzeiter empfangen wird.

Schon aus der widerkehr desselben typischen hauptcharakters in den meisten romanen und erzählungen ergibt sich, dass Eichendorffs erfindungsgabe nicht sehr gross ist. Neben dem schwärmerischen, ernsten und melancholischen helden steht in den grösseren romanen meist eine zweite hauptfigur, welche die romantische lebenskunst von ihrer jovialen, humoristischen seite zeigt und schon äusserlich durch den echt romantischen namen gekenzeichnet ist: so wie Wilhelm Meister und Lothario in dem Goethischen romane, stehen sich bei Eichendorff Friedrich und Leontio (Ahnung und gegenwart), Florio und Fortunato (Marmorbild), Fortunat und Lothario (Dichter und ihre gesellen) gegenüber. Typisch kehrt auch die emanzipierte, dämonische frau in den Eichendorffschen romanen sogut wie bei Achim von Arnim wider: die gräfin Romana (Ahnung und gegenwart) tötet sich selbst, weil sie sich des geliebten Friedrich für unwürdig hält; die gräfin Juana (Dichter und ihre gesellen), welche sich schliesslich als identisch mit der heldin der eingeschobenen erzählung von der „Wilden Spanierin" herausstelt, zeigt wilde nymphennatur und trägt die balladenhaften züge der Loreley; wie sich Juana, um Lothario zu entrinnen, einfach mit dem pferde vom felsen herab in den see stürzt, so sezt die amazone Diana in der „Entführung" (1839), um einer liebeserklärung zu entfliehen, über abgründe hinweg. Die dämonisch schöne frau, welche die heldin dieser

novelle ist, verachtet alle die sie lieben und will sich blos dem zu eigen geben, der sie zu entführen den mut besizt. Graf Gaston nimt sie beim wort und volführt trotz ihrer gegenmine das heldenstück, aber als sie nun das schloss in brand steckt, auf welchem sie rasten, um sich mit ihm den tod zu geben, wendet er sich voll grausen von ihr ab und der liebevollen Leontine zu. Diana aber geht ins kloster und wird ihrer kalten strenge wegen als heilige verehrt.

Auch in der handlung kehren typische züge wider. Wie bei Achim von Arnim spielt verkleidung eine grosse rolle. Die geliebte folgt dem geliebten als mann verkleidet (Marmorbild, Taugenichts, Schloss Durande, Viel lärmen um nichts); am häufigsten wird mit verkleidungen in „Dichter und ihre gesellen" operiert: nach dem tode der Donna Juana verkleiden sich Cordelchen und die fürstin in ihr costüm, Dryander wechselt beständig seine rolle, das jäger-, pilger-, einsiedler- und jesuitencostüm findet jeden augenblick verwendung. Die amazone Diana sucht sich dem grafen, der sie zu entführen gelobt hat, in zigeunertracht zu entziehen. Gabriele im „Schloss Durande" steckt sich, um den geliebten zu retten, in die kleider eines jungen grafen. Am beliebtesten aber ist die kammerjungfer, welche die kleider der gräfin trägt und ihre rolle spielt: so wechseln herrin und dienerin die kleider (Taugenichts, Entführung, Glücksritter, Viel lärmen um nichts), woraus sich natürlich verkennungen und weitere verwicklungen ergeben. Nicht minder beliebt ist in episoden das doppelgängermotiv: die personen glauben sich selbst oder ihrem verstorbenen doppelgänger begegnet zu sein, oder sie sehen andere doppelt vor sich erscheinen. Fast in jedem romane oder jeder erzählung Eichendorffs komt eine solche stelle vor (2, 297 fgg. 328. 3, 131. 182. 329) und einmal (3, 613) spottet Eichendorff selbst über die „dumme romantik" der doppelgänger. Auch von der im Wilhelm Meister blos angedeuteten und durch Tieck im Sternbald hochentwickelten traumtechnik wird ein ausgiebiger gebrauch gemacht: die art, wie sich Fiammetta mit Fortunat im traume unterredet (3, 512), erinnert fast an das Käthchen von Heilbronn.

Das costüm und das lokale ist überall das algemein romantische wie in Tiecks Sternbald. Trotzdem Eichendorff seine romane gern an der Donau oder am Neckar lokalisiert, bei der widerholt geschilderten Donaureise (Ahnung und gegenwart, Dichter und ihre gesellen) seine eigne reise von Regensburg die Donau herab bis Wien und bei der grossstadt die kaiserstadt vor augen hat, gibt er doch nirgends ein bestimtes und anschauliches bild. Auch der Taugenichts spielt in der

nähe von Wien und später in Italien. Rom ist auch in „Dichter und ihre gesellen“ eine zeitlang schauplatz: aber trotzdem die verschiedenen richtungen der dort lebenden romantischen kunst in einzelnen vertretern vorgeführt werden, erhalten wir kein scharfes bild der nazarenischen maler. Besser gelingen ihm studentenscenen, welche sich wie bei den Heidelberger romantikern als episoden meist am beginn der grösseren romane gern einstellen: hüteschwenkend erscheinen sie in der romantischen tracht, welche sie damals auch im leben noch trugen. Neben den studenten sind die komödianten seine lieblinge: als episode erscheinen sie in „Ahnung und gegenwart“; in den „Glücksrittern“ gibt der puppenspieler mit seiner familie eine köstliche figur ab; im „Taugenichts“ begegnen wir neben reisenden und wandernden malern den Prager studenten, die in der zeit der vacanz als musikanten herumziehen. Wie in Goethes Wilhelm Meister herscht das komödiantenwesen dann in „Dichter und ihre gesellen“: ein graf schliesst sich wie in Scarrons Roman comique oder in Goethes Wilhelm Meister unter dem namen Lothario wandernden komödianten an. In director Sarti erkennen wir unschwer Goethes Serlo, im Kordelchen die reizende Philine, im Dryander den pedanten des Goethischen romans wider; und wie bei Goethe erhalten wir auch über das theaterwesen (2, 457 fgg.) theoretische belehrung. Mit Goethe und allen romantischen romanen (ausser der Lucinde) hat Eichendorff endlich die eingeschalteten lieder gemein: sie gelten zum teil als improvisationen der vorgeführten personen, in deren innern es stets musiciert; sie werden aber auch am beginn der kapitel vorausgestelt, gleichsam um den grundton anzuschlagen, auf welchen das ganze kapitel gestimt ist. Waldhornklänge und guitarrenlieder durchziehen wie in Tiecks Sternbald oder in Dorotheas Florentin den roman. Die lieder gelten oft als „alte lieder“ nach der weise des Wunderhorns, welches (2, 93) auch ausdrücklich citiert wird. Am deutlichsten erkent man diese typischen züge an den beiden grossen romanen, mit denen Eichendorff seine dichterische laufbahn begonnen und beschlossen hat: „Ahnung und gegenwart“ und „Dichter und ihre gesellen“, welche sich wie die romane Tiecks von den erzählungen nur durch die grössere composition unterscheiden. Namentlich der erste roman befolgt genau das muster des Wilhelm Meister, welcher (2, 29) citiert wird. Die hauptsituationen und die hauptcharaktere kehren getreulich wider. Graf Friedrich ist Wilhelm Meister, aber aus höherem stande. Seine begegnung mit der schönen gräfin, die wie ein blitz sein herz rührt, seine wunden verbindet und seine vorgeschichte anhört, bei welcher Eichendorf wie Goethe eigene jugenderlebnisse

verwertet und die gräfin wie Marianne über der erzählung Wilhelms einschläft, — alles das ist zug um zug dem Goethischen roman nachgebildet. Leontin ist Lothario, das joviale seitenstück zu dem enthusiastischen und pathetischen helden. Humor und ironie helfen ihm über den unbefriedigten tätigkeitsdrang hinweg. Marie ist wie Philine eine leidenschaften erregende, dabei doch selbst ewig kühle natur. Erwin, welchen Friedrich im christentum unterrichtet, ist Mignon; die weisse frau die schöne seele. ... Wie im Wilhelm Meister endet die handlung mit dem widerfinden und widererkennen von verwanten. Dunkle erinnerungen an die jugendzeit leben in Friedrichs wie in Wilhelms seele: das schloss mit marmorhallen und säulen u. dgl. Derselbe freie stil im leben und in der liebe: männer küssen die frauen ungescheut, ob sie schon die geliebten oder die bräute anderer sind.

Im unterschied von dem Goethischen romane führt uns dagegen das erstlingswerk Eichendorffs nicht blos in die grossstadt mit ihren aesthetischen thees und redouten usw., sondern auch in die welt der tat. Friedrich und Leontin sind nur deshalb romantische landstreicher, weil ihnen ein fester mittelpunkt, in dem schwalle von poesie, andacht, keuschheit, tugend und vaterländerei ein ort des eingreifens fehlt (2, 345 fg.). Sie versuchen es endlich mit der tat: Friedrich nimt an dem landsturm des gebirgsvolkes, Leontin an dem kriege teil. Aber auch hier bleibt es bei ganz algemeinen, unbestimten schilderungen: es wird nicht gesagt, dass der Tiroler aufstand von 1809 gemeint und unter dem „feinde" Napoleon verstanden ist. Und der abschluss befriedigt eben so wenig als im Wilhelm Meister: Friedrich findet in der religion die einzige hülfe aus dem nationalen elend, er geht ins kloster; Leontin aber zieht mit seiner braut in die neue welt, wo er für seinen tätigkeitsdrang einen wirkungskreis zu finden hoft. Dies ist der kontrast zwischen „ahnung und gegenwart" in der gewitterschwülen zeit vor den befreiungskriegen. Und genau denselben abschluss zeigt auch Eichendorffs lezter roman („Die dichter und ihre gesellen"): Lothario wird wie Friedrich geistlicher, Fortunat heiratet wie Leontin und geht mit seiner jungen frau nach Italien.

Dass Eichendorff aus dem leben schöpfte und dass bestimte modelle seinen romanfiguren zu grunde liegen, ist bezeugt: bei dem seltsamen narren Victor schwebt ein junger hauscaplan auf den Eichendorffschen gütern vor (1, 26 fg. 45); die gräfinnen Rosa und Romana sollen portraits aus der Wiener periode sein (1, 56); in dem enthusiastischen erbprinzen, der sich als verführer entpupt, wird man aber eher ein entsteltes abbild des preussischen prinzen Louis Ferdinand und seines

verhältnisses zu Pauline Wiesel als Wiener erinnerungen (1, 56) zu suchen haben; auch Loeben und einer seiner freunde (1, 55 fg.; vgl. nachlass 312 fgg.) wolten sich in dem romane zu ihrem schaden widerfinden. Der dichter Haber, welchen das waldhorn stört während er ein echo dichtet, und der mit berufung auf Goethe gegen die verwechslung von leben und dichtung (2, 30) protestiert, während die helden auf völlige übereinstimmung zwischen gesinnung und dichtung bestehen und gegen die spielereien der romantischen dichterlinge eifern, denen auch die beiden Schlegel damals bereits abwinkten: dieser Haber verrät sich schon im namen als ein seitenstück zu dem dichter Faber in Brentanos Godwi, bei welchem diesem bekantlich ebenfals eine persönlichkeit der Heidelberger periode, der übersetzer und dichter Gries, vorschwebte.

Aber auch wo Eichendorff nach fremden quellen dichtet oder einen historischen stoff behandelt, finden wir die bekanten typen und situationen wider. Im „Marmorbild“ (1819) benuzt er eine erzählung aus Happels Curiositates (deren inhalt Keiter s. 48 fgg. mitteilt) und verbindet damit das motiv der sage vom Venusberge, welche er auch sonst (2, 387. 536 u. ö.) gerne berührt und die auch sein bruder Wilhelm in der „Zauberischen Venus“ (Loebens Hesperiden 66 fgg.) behandelt hat. Florio verliebt sich in das marmorbild der Venus, welches jeden frühling leben annimt; als er zufällig die christliche gottheit anruft, verschwindet der heidnische spuk: die symbolische ausdeutung auf die ablösung der antiken mythologie durch die christliche in der romantischen zeit liegt nahe genug. Aber auch hier wider die unbestimten typen des ernsten und des jovialen romantischen bumlers; auch hier doppelgänger, verkleidungen u. dgl. In der „Meerfahrt“ (1835) behandelt Eichendorff einen historischen stoff: die entdeckungsfahrt der Spanier unter Alvarez. Aber auch hier hat die romantik des reisens, das zwecklose abenteuern in der irfahrt sein besonderes interesse erregt, und neben den helden steht der typus des studenten Antonio. Die königin der wilden ist das dämonische, amazonenhafte weib, welches den in sie verliebten Diego mit allen Europäern, zugleich aber auch sich selbst dem verderben opfert. Wie eine widerholung aus dem Marmorbild liest es sich, wenn zulezt Alma von den seefahrern für die Venus gehalten wird und die helden sich einbilden ins Venusreich geraten zu sein . . . Eine selbständigere haltung nimt nur „Schloss Durande“ (1837) ein, obgleich es auch hier an typischen zügen nicht fehlt. Die schwester des jägers Renald, Gabriele, hat ein steldichein mit dem sohne des grafen Durand, dessen hohe abkunft ihr ebensowenig bekant

ist als dem bürgermädchen in „Ahnung und gegenwart" die hohe stellung des prinzen. Der bruder entfernt sie in ein kloster; aber sie folgt dem grafen nach Paris und verschaft sich als gärtnerbursche bei ihm aufnahme. Renald aber glaubt an gewaltsame entführung durch den grafen und sucht in Paris sein recht gegenüber dem vermeintlichen entführer. Vergebens! Nach dem tode des alten grafen greift er, um sich recht zu schaffen, zur gewalt. Aber als seine kugel den schuldigen ereilt hat, erfährt er mit entsetzen, dass der graf seine schwester nicht entführt und wirklich geliebt habe: er sprengt sich selbst mit dem pulverturm des schlosses in die luft. In dieser novelle ist, wie auch Keiter bemerkt, etwas Kleistsches: das starre suchen nach recht, welches sich unter der hand in unrecht verkehrt, wie bei Michael Kohlhaas. Starke leidenschaft und ein tieferes psychologisches interesse als sonst in den erzählungen Eichendorffs.

Lieder finden wir in allen erzählungen eingeschaltet und die lyrik, welche Keiter s. 83 fgg. sehr gut bespricht, bildet ohne zweifel den eigentlichen ruhmestitel Eichendorffs. Er zeigt sich in ihr als echter romantiker. Er sieht die natur immer in romantischer beleuchtung: im mondenglanz, in duft und dämmerung gehült. Was Wilhelm Schlegel von Ariost gesagt hat, gilt umgekehrt von Eichendorff: es ist bei ihm immer morgen, niemals mittag; und unter den jahreszeiten bevorzugt er gleichfals die ahnungsvolle werdezeit des frühlings. Immer wie in Tiecks naturgedichten erscheint auch bei ihm die natur geheimnisvoll bewegt: tausend stimmen durchkreuzen sich, es ist ein ewiges singen und klingen, ein plaudern und rauschen, die klänge des waldhorns oder des posthorns durchziehen die luft oder das waldesrauschen ertönt wie ein feierlicher orgelklang. Von der romantik der ruine samt den geistern der verstorbenen helden wird ausgiebiger gebrauch gemacht. .. Ebenso sind die empfindungen, welche Eichendorff zu erregen sucht, echt romantische: die unendliche sehnsucht, welche nach Schiller und Friedrich Schlegel den modernen menschen erfült, wenn er der natur gegenübertritt; die geheimnisvollen schauer in der brust des menschen, das unbewuste in seinem innern, die vorliebe für das traumhafte und visionäre in dem empfindungsleben. Widerholte anklänge an Mignons sehnsuchtslied und an Goethes romantisches mondlied stellen sich dabei notwendig ein. Zugleich aber ist Eichendorff in dieser hinsicht der unmittelbare vorläufer Heines. Manches Heinische lied begint ganz in der tonart Eichendorffs und schlägt dann plötzlich mit einer ironischen schlusswendung in die entgegengesezte um; wie umgekehrt auch Eichendorff widerholt damit schliesst, dass

er die vorgeführten personen und scenen wie einen spuk verschwinden lässt. Die lieblingswendungen Heines: „weiss nicht wie mir geschah“, „mir ist als ob …“, „ich wollt als reiter fliegen“, „ich möcht! …“, in denen sich das sehnende, unbestimte und unbeständige ausspricht, finden wir unzählige male bei Eichendorff. Nach einer anderen richtung aber ist Wilhelm Müller der nachfolger Eichendorffs: in der vorliebe für die wandernden stände (vgl. die rubrik „Wanderlieder“ in den gedichten), in welcher sich recht die fahrige natur der älteren und jüngeren romantiker ausspricht. Wie in seinen romanen führt uns Eichendorff auch in den liedern überall virtuosen und taugenichtse vor: musikanten, studenten, soldaten, seeleute, besonders aber wandernde oder rast- und ruhelose sänger. Die romantik der mühle, auf welcher die berühmten „Müllerlieder“ seines nachfolgers beruhen, hat Eichendorff in die deutsche lyrik gebracht („In einem kühlen grunde“). Auch die müller gehören ja zu den fahrenden ständen: „Das wandern ist des müllers lust …“

Was Eichendorffs lyrik von den liedern der übrigen romantiker unterscheidet, das ist zunächst ein negativer zug: er vermeidet das bizarre und paradoxe, die romantik hat bei ihm immer ein heiteres freundliches gesicht und conciliante formen. Er hat nicht blos aus dem Wunderhorn, sondern auch von dem schlichten und treuherzigen Wandsbecker boten gelernt, welchen er hoch verehrte und auf einer reise nach Norddeutschland persönlich aufgesucht hat. Schon in der äusseren form hält er sich von allen künsteleien der romantischen schule fern: für die zeit, in welcher Isidorus Orientalis seine virtuosen kunststücke producierte, ist dieselbe bei Eichendorff ausserordentlich einfach: in der Heidelberger zeit dichtet er sonette, einmal eine glosse, einmal — wie es scheint parodistisch gemeinte — hexameter; sonst nur die einfachsten sangbaren formen des volksliedes, oft die vierverse des süddeutschen schnaderhüpfels. Seine lieder forderten die composition geradezu heraus, die ihnen durch Weber, Bernhard Klein und Mendelssohn reichlich zu teil geworden ist, während die lieder Tiecks, Arnims, selbst Brentanos meist ungesungen blieben. Auch im inhalt treten die romantischen tendenzen nur discret, niemals aufdringlich hervor. Eichendorff ist ein überzeugungstreuer katholik: aber seine „geistlichen lieder“, an bedeutung und tiefe hinter denen des Novalis weit zurückstehend, sind von den weltlichen im tone oft kaum zu unterscheiden; auch in den wanderliedern liebt er die symbolische wendung sowie den bezug auf die lebensreise und schliesst oft mit einem discreten fingerzeige nach oben.

Massvoll ist er in der patriotischen tendenz: seine gedichte aus der zeit der befreiungskriege sind keine wilden rache- und schlachtgesänge; sie geben vielmehr der poesie des soldaten- und lagerlebens ausdruck. Ein stärkerer ton ist ihm nur gelungen, als er nach dem kriege zum geisteskampfe aufrief und vor dem erschlaffen warnte (1, 405 fg.). Seine dichterische individualität ist eine liebenswürdige, aber keine starke; dies zeigen namentlich die wenig zahlreichen liebesgedichte, welche, trotzdem sie der liebe zu seiner braut ihre entstehung verdanken, nirgends einen individuellen zug aufweisen. Die „Lieder auf den tod eines kindes“ sind eine weniger kunstreiche und weniger gekünstelte nachbildung des totenopfers, welches Wilhelm Schlegel einst seiner stieftochter Auguste Böhmer gewidmet hat, und vorläufer der weit innigeren klagen Paul Heyses. Auch die romanzen gewinnen uns blos durch den einfachen volkstümlichen ton; sie sind arm an motiven. Neben wenig anklängen an die damals bereits veraltete richtung der Schillerschen ballade bildet wie so oft im Wunderhorn treue und untreue (besonders: „Das zerbrochene ringlein“), das Lenorenmotiv (der liebende komt als tod zurück, um die braut zu holen), besonders aber die von Brentano ersonnene Loreleysage den inhalt. Besonders den lezten stoff hat Eichendorff sofort mit begier aufgegriffen und stark in anspruch genommen: der liebeszauber oder die situation des schiffers im kahne und der frau, welche oben am fenster ihr goldenes haar kämt, kehrt zu oft wider.

Am wenigsten gelingt es dem schlichten wesen Eichendorffss mit der litterarischen satire nach dem muster Tiecks. „Krieg den philistern“ (1822 vollendet) hat den von Brentano entwickelten begriff des philisters zur voraussetzung, als dessen äussere kenzeichen auch bei Eichendorff kaffee und tabak gelten. Die poetischen kommen mit ihrem schiff auf sand, d. h. im trockenen, angesegelt und nehmen das land der philister in besitz, die sich widerum zur wehre setzen. Aber der kampf wird durch eine reihe von scenen unterbrochen, in welchen sich poeten und philister verwirren: philister lieben die heldinnen der poeten und umgekehrt; poeten erscheinen als philister und umgekehrt. Die satire geht also nicht allein gegen die philister, sondern auch gegen die poetischen: die altdeutschen, die Fichtische philosophie usw. Die romantik schont sich selbst nicht mehr. Persönliche satire vermag ich nur wenig zu erkennen: doch ist in Pastinak, dem geschäftsreisenden, ein verspätetes zerrbild Nicolais nicht zu verkennen. Die selbstironie fehlt so wenig als bei Tieck: nachdem zulezt beide parteien durch den riesen der urzeit, Grobianus, in die luft gesprengt sind, bleibt niemand

übrig als der verfasser und der narr, der sich als doppelgänger des verfassers herausstelt ... Das muster von Tiecks Zerbino ist auf schritt und tritt deutlich. Auch hier spielen verfasser und publikum, das theater im theater mit. Das publikum schimpft über den unsinn des stückes und stürmt die bühne. Wie in Tiecks Gestiefeltem kater die „effekte“ aus der Zauberflöte geholt werden, so hier aus dem „Freischütz.“ Die schauspieler fallen aus der rolle oder laufen aus der handlung des stückes heraus, so dass der verfasser sie holen muss. Das ganze stück schläft einmal ein und wird ein anderes mal durch anstemmen mit den ellenbogen weiter befördert. Der schlusseffekt, als der riese Grobianus wider den willen des verfassers den pulverturm in die luft sprengt, wird vom publikum wütend beklatscht usw. Trotz einigen ergötzlichen scenen, wie der ratsversamlung der philister, welche massregeln gegen die poetischen ergreifen, der theegeselschaft und der exerzierscene der poetischen usw., komt das ganze dem genialen übermut der Tieckschen komödien nicht entfernt gleich. Noch weniger wirkt „Meierbeths glück und ende“ (1828: der titel nach Grillparzens Ottokar), in dessen erster hälfte die Walter Scottschen hochlandshelden verspottet werden, während die zweite (in parodistischen trochäen) sich gegen die schicksalstragödie wendet. Dass als vertreter der lezteren dem dichter Grillparzers „Ahnfrau“ vor augen schwebt, ergibt nicht blos die handlung (liebende stellen sich als geschwister heraus, fluch lastet auf dem geschlecht), sondern auch die parodie einzelner stellen.[1] Neben den typischen rollenfächern, welche hier als handelnde personen auftreten (Canneglio d. h. Canaille: der intriguant; Treugold: der biedere treue alte; Edelreich: der heldenjüngling), spielen auch hier recensenten, verleger u. a. mit; und wie bei Tieck (Zerbino) geht das stück einmal sogar zurück, so dass frühere scenen sich widerholen ... In novellenform finden wir die litterarische satire eingekleidet in „Viel lärmen um nichts“ (1833). Herr Publikum erscheint hier als philister, dem am schlusse die zipfelmütze aufgesezt wird, mit welcher ihn Arnim vor der Einsiedlerzeitung im conterfei gezeigt hatte. Er glaubt die gräfin Aurora zu heiraten; aber diese hat natürlich widerum mit ihrer kammerjungfer die kleider vertauscht, während sie selbst in männer-

1) 4, 193 wird Berthas monolog in der „Ahnfrau“ verspottet, welchem der vers „ja, es heisst verlieren“ wörtlich entnommen ist. — Es verdient beachtung, dass Eichendorff gleichwol zweimal durch Grillparzers Ahnfrau beeinflusst erscheint; in der „Entführung“, wo Leontine den grafen für den räuberhauptmann hält, und in Violantes schilderung ihrer begegnung mit Ezzelino, welche (auch im versmass) mit der erzählung Berthas von ihrer ersten begegnung mit Jaromir übereinstimt.

kleidung als Florentin (vgl. Dorotheens roman) auftritt und Willibalds gattin wird. Wie in den satirischen dramen die figuren der parodierten dichtungen auf die scene treten, so begegnen wir hier den gestalten aus den romantischen romanen: den Leontin, Faber, Florentin, ja selbst dem alten harfner aus Goethes Wilhelm Meister. Sie schaaren sich „um die zerrissene fahne der romantik" und kämpfen gegen die novellisten, welche dem herrn publikum dienen und, alles gekünstelte hassend, von der novelle nur ein kunstloses abbild der wirklichkeit verlangen. Also derselbe gegensatz gegen das gemeine, naturwirkliche, wie in Tiecks satirischen märchenkomödien. Und wie Eichendorff früher nach Tieck das theater im theater vorgeführt hat, so haben wir hier die novelle in der novelle: die handelnd vorgeführten personen sind zugleich auch mit dem zustandekommen der novelle selbst beschäftigt und am schlusse tritt der dichter selbst (wie in Brentanos Godwi) in derselben auf. Wie Tieck endlich bedient sich Eichendorff zulezt auch des märchens zur satire, wie er auch in seine novellen mitunter (2, 585 fg. 3, 343 fg.) märchenerzählungen eingeschoben hat. Pinkus in „Libertas und ihre freier" (1849) hat die Libertas gefangen genommen, welche dr. Magog mit hülfe des riesen Rüpel befreien will: aber anstatt der wahren Libertas erwirbt er widerum blos die silberwäscherin des dr. Pinkus zur frau (ihr name Marcebille stamt aus Tiecks Octavianus). Indem er Pinkus als Erben des nachlasses von Nicolai bezeichnet, sezt er die satire gegen die aufklärung fort, mit welcher er die demagogischen (dr. Magog) volksbefreier von 1848 gemeine sache machen lässt.

Im ernsten drama hat sich Eichendorff zweimal versucht. Sein „Ezzelino von Romano" (1828) entnimt nach Wilhelm Schlegels hinweis wie so viele andere dramen der angrenzenden zeit den stoff aus Raumers geschichte der Hohenstaufen. Gleich Zacharias Werners Attila trägt der ehrgeizige eroberer, welcher im blute watet, die züge von Napoleon. Aber eine das ganze stück beherschende figur von tragischem interesse hat Eichendorff nicht aus ihm zu machen verstanden, es fehlt an einem eigentlichen konflikt: nur die scene, wo Ezzelino vor dem mönch Antonio zittert, welcher ihm wie papst Leo dem Wernerschen Attila gegenübertritt, erreicht eine tiefere wirkung. Stärkere konflikte und eine besser concentrierte handlung findet man im „Lezten helden von Marienburg" (1833): aus dem stofkreise von Schillers Malthesern, Werners Templern von Cypern und Kreuz an der ostsee (bei Eichendorff handelt es sich um das „Kreuz im norden"), Kratters Mädchen von Marienburg. Plauen steht als befreier seines ordens und

ordenslandes allein für sich, während alle übrigen egoistischen impulsen folgen; der edle muss zu gewalttätigen mitteln greifen, um seine absicht durchzusetzen und das wird sein fall. So stehen die vaterlandsretter in den befreiungsstücken von Achim von Arnim und Heinrich von Kleist (Hermannsschlacht) immer für sich allein und müssen zu den niedrigen mitteln der list und klugheit ihre zuflucht nehmen; so erschien in den tagen der befreiungskriege gegenüber dem eroberer jedes mittel erlaubt, das zum ziele führte ... Formell stehen die dramen Eichendorffs auf einer linie mit den dramen Tiecks und Werners: freie Shakespearesche technik; schlachtscenen, bürgerscenen, rüpelscenen nach diesem muster. Wie Tieck entnimt Eichendorff seinen vorbildern auch ganze charaktere und situationen: Giulio in „Ezzelino“ ist Goethes Franz im Götz; der tod Adobars ist dem tode Arthurs im König Johann genau nachgebildet. Aber auch hier ist Eichendorff massvoller als seine vorgänger: schon in der äusseren form wechseln zwar prosa und vers, jamben und vierfüssige trochäen mit einander ab, aber so buntscheckig und opernhaft wie bei Tieck und Werner ist sie nicht. Auch von dem mystischen und wunderbaren, das nicht ganz fehlt, wird ein discreter gebrauch gemacht. Die personen berufen sich wie die helden Kleists und anderer romantiker gern (3, 471. 397) auf die verwirrung ihrer gefühle. Sie erinnern sich an hauptmomenten der handlung gern, die ereignisse im traume vorausgesehen zu haben, und überhaupt ist von träumen viel die rede. Aber nur im Ezzelino begegnet uns ein geheimnisvoller jüngling, der die rolle eines todesengels spielt (3, 311 fg.). Ugolino, ein natürlicher sohn Ezzelins, weissagt ihm am beginn seinen untergang bei Cassano: so misversteht Ezzelino für Bassano (vgl. Iphikon und Pfiffikon in Kleists Hermannsschlacht und das betrügerische hexenlied in Macbeth).

Interessant ist es zu beobachten, wie Eichendorff auch hier nach und nach seinen typischen novellen- und balladenmotiven zutritt gestattet. Verkleidete frauen, welche als rechte amazonen den männern in die schlacht folgen, kommen in den befreiungskriegen widerholt vor: ich erinnere nur an jene Eleonore Prochaska, deren geschlecht erst erkant wurde, nachdem sie in der schlacht verwundet war, an den „unterofficier“ Auguste Friederike Krüger und an Johanna Stegen (alle drei von Rückert besungen: gesammelte poet. werke I, 59. 61. 210; poetisches tagebuch, Frankfurt a. M. 1888, 437). In Eichendorffs Ezzelino tritt Violante verkleidet zwischen den vater und den geliebten und wird von dem ersteren durchbohrt; im Helden von Marienburg sucht Rominta den helden vor Wirsberg zu schützen, welcher sie liebt und unerkant

tötet: man denkt in beiden fällen an die katastrophe im Fiesco und in den Schroffensteinern. In Rominta, welche immer in männlicher rittertracht erscheint, finden wir den amazonentypus der novellen wider: sie hat Wirsberg, welcher sie liebt, den auftrag gegeben, den helden von Marienburg zu töten; aber durch seinen blossen anblick wird ihr hass in liebe verwandelt und sie tritt nun selbst im kampfe schützend vor ihn. Auch das doppelgängermotiv (3, 295. 305. 505. 594) komt widerholt vor, und selbst das Loreleymotiv findet aus den balladen zutritt. Denn dass Gertrud, welche Wirsberg zuerst als unerkanten jäger (vgl. den prinzen in „Ahnung und gegenwart" und den grafen im „Schloss Durande") geliebt und dann um Romintas willen verlassen hat, den tod der Lorelev stirbt und sich mit den worten der Brentanoschen ballade (4, 607 fg. = Brentanos Schriften 3, 394 fg.) in den abgrund stürzt, hätte Keiter nicht übersehen dürfen ... In dem lustspiel „Die freier" (1833) bewegen wir uns dann wider ganz in dem bekanten kreise von charakteren und situationen. Der graf, welcher um die phantastische gräfin Adele wirbt, gibt sich für einen musikanten aus und ein schauspieler spielt die rolle des grafen; die gräfin, welche davon erfahren hat, wechselt umgekehrt wider mit ihrer kammerjungfer die kleider. Auch die intrigue, welche der jäger einfädelt, beruht auf verkleidungen und verwechselungen. Und zu der bekanten geselschaft von musikanten und schauspielern komt dann auch wider die lokale anknüpfung an Heidelberg, wo die gräfin den grafen zuerst gesehen hat.

Mit den epischen gedichten aus Eichendorffs lezter zeit, welche Keiter (108 fg.) wegen ihrer strengeren rhythmischen form sehr hoch stelt, weiss ich wenig anzufangen. „Julian Apostata" erscheint mir weder dichterisch bedeutend noch formell ohne anstoss; hier mag doch wol die christliche tendenz Keiters urteil beirt haben. Während hier romanzen von verschiedenem versmass (Nibelungenstrophe, vierfüssige gereimte trochäen, jamben usw.) miteinander vermischt sind, erscheinen „Robert und Guiscard" und „Lucius" in derselben form der 6zeiligen stanze, in welche nur lieder in lyrischen strophenformen eingelegt werden; man beachte hier besonders 3, 533 fg. und 570 fg. den racheschwur und die klage in dem feierlichen versmass des Dies irae. Auch hier begegnen wir übrigens wider bekanten motiven. Das thema der feindlichen brüder liegt „Robert und Guiscard" zu grunde: der eine ist ein anhänger, der andere ein gegner der französischen revolution; Robert dringt als anführer von revolutionären auf Guiscard ein und glaubt ihn getötet zu haben — aber dieser ist durch Marie gerettet, die ihm verkleidet nach Paris gefolgt ist (vgl. Schloss Durande); und widerum

in Heidelberg, wohin Guiscard zulezt mit Marie entflieht, hat Eichendorff selbst von den alten ehegatten ihre jugendgeschichte erfahren. In „Lucius“, meinem urteil nach dem besten unter den epen Eichendorffs, kehrt das dämonische weib wider (Julia), welches zulezt dem geliebten Lucius pracht und glanz aufopfert und, ihr sündenleben bereuend, in den tod folgt. Der knabe Guido, Lucius begleiter und ein christ, steht unverwundbar neben dem toten paare: wider ein mystisches und wunderbares wesen, wie jener Ugolino im Ezzelin.

Zweierlei kenzeichnet den lezten romantiker: erstens dass er sich frei von den vielfachen wandelungen gehalten hat, denen die übrigen unterworfen waren; überzeugungstreu hat er als mensch und als dichter bis in das greisenalter den idealen seiner jugend gelebt. „Denn anders sein und singen, Das ist ein dummes spiel.“ Zweitens: er hielt sich frei von allen ecken, sonderbarkeiten und bizarrerien der schule. Er hat deshalb allein von allen älteren und jüngeren romantikern erreicht, wonach sie alle vergebens strebten: die popularität. Die Schlegel haben den begriff der wahren popularität oft zu erörtern gesucht: die sache selbst ist ihnen entgangen. Die herausgeber des Wunderhorns preisen die volksdichtung als das höchste: selber zu dem volke zu sprechen war ihnen nicht gegönt. Eichendorff aber ist wie Uhland volkstümlich geworden und wird noch heute von dem volke gesungen.

SOLITUDE BEI STUTTGART. MINOR.

MISCELLEN UND LITTERATUR.

Das hohe lied vom rittertum, eine beleuchtung des Parzival nach Wolframs eigenen andeutungen, von dr. **Gotthold Bötticher.** Berlin, Mayer und Müller, 1886. 8. VII und 88 s. 2,40 m.

Das schriftchen ist der Berliner geselschaft für deutsche philologie zu ihrem zehnten stiftungstage, dem hundert und ersten geburtstage Jacob Grimms, gewidmet, die dem verfasser die anregung dazu gegeben, und es mit beifall aufgenommen hat. Es eröffnet zugleich einen energischen feldzug gegen „die fort und fort gedankenlos nachgesprochene und nachgeschriebene religiös-allegorische auffasung des Parzival, wie sie hauptsächlich durch Vilmar und San-Marte eingebürgert ist“ (s. V).

So hoch interessant und lohnend es ist, dem dichter in seine geheime werkstätte nachzuschleichen, die motive und tendenzen der dichtung und ihre entwicklung und darstellung genauer zu erörtern, kurz, in seinem geist dieselbe nachzudichten, was auch die pflicht jedes kunstgerechten übersetzers eines fremdsprachigen dichterwerkes ist, so schwierig und mislich ist es im vorliegenden falle, Wolframs dichtung mit seiner französischen vorlage zu vergleichen, um darnach den dichterischen wert und die bedeutung dessen zu ermessen, was ihm eigen angehört, und was er entlehnt und nachgeschrieben hat, da leider das objekt der vergleichung, die

französische vorlage bis jezt nicht aufzufinden gewesen ist. — Wolfram dichtete seinem eignen geständnis zufolge seinen Parzival nach einem roman des Nordfranzosen Kyot oder Guiot, und San-Marte wird dem verfasser beistimmen, dass er nach dem beispiel fast aller romandichter jener zeit sich in dem tatsächlichen entwickelungsgange seines gedichtes seiner vorlage bis ins einzelne treu anschloss. Aber der verfasser betont auch mit besonderem nachdruck s. 4: „dass Wolfram gleichwol dieser nacherzählung ein durchaus selbständiges gepräge gegeben hat, insofern er das französische gedicht unter einer selbständigen idee aufgefasst, und diese, soweit es die beschränkung durch die vorlage zuliess, mit aller dichterischen kunst durchgeführt hat." Er hat also nicht mechanisch übersezt, sondern mit dem vollen bewustsein eines selbständigen themas nacherzählt, nur (und hier begint der streit) „ist dies thema nicht das von San-Marte erkante und ihm fort und fort gedankenlos nachgesprochne und nachgeschriebene, nämlich: die darstellung der christlichen glaubensentwickelung in der persönlichkeit Parzivals, sondern der unverzagte mannesmut soll verherlicht werden, welcher auch den gefährlichen seelenfeind, den zweifel, überwindet" (s. 15), oder wie es s. 30 ausgedrückt wird: „In Parzival soll zur darstellung kommen, wie der echte und rechte ritterliche geist auch als eine sitliche lebensmacht den schwersten sieg, den sieg über sich selbst erringt." Und der verfasser fährt fort: „Von andern beziehungen des gedichtes ist nicht die rede, die von Wolfram gewolte idee ist also damit erschöpft; alles übrige, was das gedicht bringt, muss also etwas accidentielles, begleitendes sein, und wo die entwickelung der ausgesprochenen idee durch heterogene dinge beeinträchtigt zu sein scheint, da sind diese dinge sicher nur der quelle nacherzählt, z. b. die geschichten Gawans" (s. 30). — Das ist das resultat des ersten abschnitts des büchleins „Über den eingang des Parzival", wobei die übrigen darin enthaltenen discussionen ausser betracht bleiben, da sie den streitpunkt nicht berühren.

Der verfasser bemerkt nicht, wie das s. 4 so hoch belobte dichterische und schöpferische genie Wolframs durch seine lezten äusserungen abgeschwächt wird und er mit sich selbst in widerspruch tritt. Es ist nicht erweislich, dass am ende des 12. jahrhunderts das christliche volk und in ihm die ritterwelt auf dem standpunkt Uhlichs, des stifters der freireligiösen gemeinde zu Magdeburg, stand, aus dessen munde ich persönlich den grundsatz vernommen habe: „Wenn der mann nur sonst ein rechtschaffener mensch ist, so hat man nicht darnach zu fragen, ob und wie er an gott glaubt"; ein grundsatz, der im gemeinen geschäftlichen leben des diesseit zwar eine gewisse praktische geltung haben mag, für das leben im jenseit aber doch nicht massgebend ausreicht.

Als leitenden grundsatz stelt der dichter an die spitze seines werkes

P. 1, 1: *Ist zwîvel herzen nâchgebûr,*
daz muoz der sêle werden sûr;

„ 1, 10: *der unstæte geselle* trägt die schwarze farbe.

„ 2, 17: *valsch gesellecl̂icher muot*
ist zem hellefiure guot,

dagegen der *mit stæten gedanken*

P. 1, 13: *habet sich an die blanken,*

er hält sich zu denen, die in den himmel gelangen können, aber noch nicht dahin durch ihren sitlichen lebenswandel und gute werke eo ipso gelangen; das also sind diejenigen, welche *triuwe und stæte,* beides im erhabensten sinne, im leben üben,

also auch die, welche den echten ritterlichen geist als eine sitliche lebensmacht erkennen, gewiss auch der Uhlichsche rechtschafne mensch, aber eins fehlt ihnen noch, und das sagt der dichter nach wolvolbrachtem schluss des werkes über Parzival:

P. 827, 17: *den ich hân brâht* (das war also das hauptthema seines werkes)
dar sîn doch sælde het erdâht:
swes leben sich sô verendet,
daz got niht wirt gepfendet
der sêle durch des lîbes schulde
und der doch der werlde hulde
behalten kan mit werdekeit,
daz ist ein nützіu arbeit.

Wenn so der schluss auf die überschrift des ganzen, die obigen eingangszeilen, bestimt zurückweist, *zwîvel* und *unstæte mit triuwe* und *stæte*, hölle mit himmel, verdamnis mit seelenseligkeit in gegensatz stelt, da ist doch jedem klar, dem dies *bîspel niht ze snel* ist, das der rechte christenglaube das etwas ist, das zu dem unverzagten mannesmute hinzukommen muss, um den so weltlich bewährten ehrenmann der ewigen seligkeit würdig, und als conditio sine qua non fähig zu machen. Denn den grundsatz hat die christenheit nie verleugnet: „Nur der glaube macht selig.“ So wird also *zwîvel* hier wol auch im geistlichen sinn zu verstehen sein.

Im zweiten abschnitt des büchleins (s. 32) gibt der verfasser nun eine analyse des gedichts, und wird San-Marte der charakterschilderung Parzivals bis zum abschied desselben von seiner glücklich gewonnenen Konduiramur (s. 40) beistimmen, auch darin: dass aus dem doppelten motiv, seine mutter wider zu sehen, und *durch âventiure zil* Parzival sich von der jungen gattin trent. Aber der weg, den der verfasser dem helden in den worten s. 41:

„Der rittermut muss nur zu sitlicher freiheit hindurchdringen, dann ist er das mannesideal“

vorzeichnet, ist nach ausweis des verlaufes der begebenheiten von ihm erheblich **ver**zeichnet; vielmehr tritt der wendepunkt seines strebens deutlich nach der verfluchung Kundriens zu tage; denn nachdem sein mannesmut die grösten heldentaten volbracht, und die tafelrunde ihn mit preis in freuden aufgenommen hat, wird er von Kundrie zu den von gott verworfnen gezählt. Der von der mutter ihm als almächtig und hülfreich empfohlene gott hat ihn nur mit ungerechtigkeit behandelt, und gestraft wegen eines ihm unverständlichen vergehens, der unterlassenen frage. Parzival steht genau auf dem standpunkt Hiobs kap. 31, zu dem aber Elihu im zorne sprach: „dass er seine seele für gerechter halte als gott“ (Hiob 32, 2). Und hier gesteht auch Bötticher den eintritt eines religiösen conflicts zu (s. 43), der auch deutlich von Kundrie in ihrem fluch:

P. 316, 23: *da erwarb iu swîgen sünden zil.*
ir sît der hellenhirten spil —

ausgesprochen ist, und was wol etwas mehr, als den vorwurf „sitlicher unreife“ bedeutet. Darum ist das ziel, das der dichter den Parzival will erreichen lassen, nicht die „sitliche freiheit“, die ihn zum mannesideal erhebt, sondern ein anderes, das er ebenso deutlich in Trevrezents belehrung ausspricht:

P. 468, 5: *wert ir erfunden an rehter ê*
iu mac zer helle werden wê:

diu nôt sol schiere ein ende hân
und wert von bandn aldâ verlân
mit der gotes helfe al sunder twâl.

Simrock übersezt die zeilen in seiner ersten bis neusten sechsten, angeblich durchgesehenen ausgabe:

„Lebt ihr in rechter ehe,
Tröst' euch der hölle wehe,
Zu ende wäre bald die pein:
Aus solcher banden not befrein
Wird euch gottes hülfe gleich."

Bötticher folgt treulich dessen fusstapfen in seiner ungereimten übersetzung s. 190:

„Habt ihr in rechter eh gelebt,
So mag der hölle weh euch trösten, —
Eure pein wär' schnell geendet;
Von den banden alsobald
Wärt ihr frei durch gottes hülfe."

Auch Bartsch, bd. II, s. 145 seiner schulausgabe des Parzival, ed. 2 erklärt die stelle in gleichem sinne: „Würdet ihr erfunden als in rechter ehe lebend, so könt ihr vielleicht (aus andern gründen, wegen andrer sünden) in der hölle pein erdulden, allein euer wolverhalten in der ehe wird euch bald aus der hölle befreien. — Der hohe wert, den der dichter auf die sitliche reinheit der ehe hier und anderwärts legt, bestätigt uns, was wir aus andern quellen auch wissen, dass in seiner zeit es damit nicht sonderlich stand." —

Nachdem Trevrezent den Parzival auf seine klage getröstet

P. 468, 2: *ir sît in rehter kumbers dol,*
sît ir nâch iuwer selbes wîbe
sorgen pflihte gebt dem lîbe —

ihm also diese liebessorgen als ein verdienst, als eine tugend anrechnet, ist es schwer begreiflich, wie diese gelehrten herren von fach in ihren übersetzungen der folgenden zeilen so gröblich fehl greifen konten, so dass ihre übersetzung zum unsinn wird — gleich als ob sie von einer idiosynkrasie gegen alle irgend religiöse auffassung des gedichtes besessen wären. Gewiss den wahren sinn richtiger treffend schreibt San-Marte in der 2. und 3. ausgabe seiner übersetzung:

„Ihr redet wol, sprach Trevrezent.
So duldet ihr den rechten schmerz,
Wenn nach der gattin euer herz
In bittrer qual der sehnsucht brent.
Wärt ihr auch rechtes glaubens[1] voll,
Und droht' euch schon der hölle groll,
Geendet wär', was euch bedrängt,
Und jede bande schnell gesprengt;"

Durch die ganze katechisation Trevrezents geht doch der grundzug: Parzival über seine sündliche lossagung von gott, seinen frevlen egoistischen hochmut (die theologen würden sagen: weil er sich für gerecht hielt, denn er hieng am holze des gesetzes) und sein persönliches verhältnis zu gott, ja des jedes nach der seligkeit ringenden menschen zu belehren. Der dichter sagt also: wärt ihr von dem glauben

1) *ê* = glaube: P. 13, 26. 108, 21. 752, 28; = ehebund: 440, 11, 13. 729, 28 usw.

an gottes unendliche vaterliebe zur menschheit durchdrungen, so würdet ihr ein bewustsein von eurer versündigung haben, aber die umkehr zu gott würde euch sogleich retten. Denn nur der wahrhaft gläubige kann auch die in unwissenheit begangenen sünden erkennen. Ihm ist der glaube nicht ein äusserlich angeheftetes, formelhaft nachgesprochenes, durch blosse werkheiligkeit zu erringendes, sondern ein leben in Christo. Der sündenwurm in der eignen brust des ringenden ist durch den glauben an Christum getötet worden. Bötticher liest aus jenen worten (s. 50) nur heraus: „dass Parzivals treue minne die höchste sitliche volkommenheit in seiner rein weltlichen sinnesart, und damit auch seine rettung gewesen sei.“ Gleichwol aber damit in widerspruch findet er in der absolution Trevrezents, P. 502, 25, *der im sô rîterlîchen riet* (501, 18) eine bestätigung seiner ansicht: „Unverzagter mannesmut, das ist das erste und hauptsächlichste; das andere ist gottvertrauen; wenn die beiden mit einander gehen, da ist der höchste preis zu erlangen. Die vereinigung dieser beiden factoren hat sich nunmehr in Parzival unter Trevrezents einwirkung volzogen: er hat beides schon gehabt, aber keins von beiden als sitliche lebensmacht (s. 52). — Somit scheinen fast dem verfasser sitliche lebensmacht und rechter christenglaube identisch, obwol die verschiedenen religionsgeselschaften doch ihr sehr verschiedenes sittengesetz haben, und demgemäss sich das leben in ihren bezüglichen paradiesen sehr verschieden malen. Und fragen wir: wie versteht der verfasser die schlussbemerkung nach der absolution Parzivals:

P. 502, 30: *von einander schieden sie:*
ob ir welt, sô prüevet wie.

Spricht der dichter hier auch der quelle mechanisch nach, ohne sich etwas besonderes dabei zu denken? Oder ist es sein eigener gedanke? Bestätigt er die absolution dahin, dass Parzival nun von sündenschuld und sündenstrafe erlöst ist? Oder drückt die bemerkung einen zweifel daran aus? Worauf vers 744, 14 fg. als eine antwort zu deuten scheint:

got des niht langer ruochte,
daz Parzivâl daz rê nemen
in sîner hende solde zemen

wonach erst gottes, nicht des eremiten ausspruch ihn von der *in tumpheit* begangenen sünde der tötung Ithers von Gaheviez erlöste, so dass Kundrie ihm mit recht zurufen konte:

P. 782, 29: *du hâst der sêle ruowe erstriten*
und des lîbes freude in sorge erbiten.

Für Bötticher ist jedoch das von gott gewolte zerbrechen des schwertes Ithers „durchaus nur eine beiläufige notiz“ (s. 59), wie ihm ja auch das unbedingte gottvertrauen nur ein accidenz zum unverzagten mannesmut, um zum gral zu gelangen, ist. Freilich sizt der verfasser, wie der ungetaufte Feirefiz, vor dem grale, ohne ihn sehn zu können, denn er spricht s. 53 mit unverzagtem mannesmut das stolze wort gelassen aus:

> „Wer im gral das christliche heilsmysterium und in Parzivals geschichte die anwendung der christlichen heilsordnung sehen will, der muss sich gefallen lassen, dass man Wolfram, dieser idee gegenüber, einen erbärmlichen, unklaren stümper nent.“

Zugleich stelt er als resultat dieses abschnitts die frage: „was macht nun Parzival in den augen Wolframs des gralkönigtums würdig?“ Und beantwortet sie (s. 65) dahin: „sein mannesmut“ (nicht sein widergewonnenes gottvertrauen?) „hat ihn zum

siege über Feirefiz geführt, indem er ihn vor verzweiflung schüzte (?), doch indem er sozusagen den kopf oben behielt, fand er den frieden in der demütigung vor gott", und in den versen 783, 15 fg. sieht der verfasser ein bekentnis des sitlichen unwerts gegenüber der gralsherlichkeit (s. 67; 68). Auch schon s. 57 hebt der verfasser hervor, dass der fluch Kundriens wegen der *in tumpheit* begangenen sünde der unterlassnen frage für Artus tafelrunde in der wertschätzung Parzivals keine bedeutung, dagegen nur bedeutung für Parzivals verhältnis zu gott habe. Sonach reicht also doch Wolframs stümperhafte darstellung hin, dass selbst der verfasser das heilsmysterium in der gralsherlichkeit erkent, der Parzival zugeführt wird. Ist wirklich „der erbärmliche, unklare stümper" auf seiten des dichters oder lesers?

Im dritten abschnitte des büchleins behandelt Bötticher die Gawangeschichte, wobei Wolfram seiner französischen vorlage treulich folgt, und im eingange des sechsten buches die einführung eines zweiten helden neben Parzival aus mehreren gründen rechtfertigt, und der verfasser meint: „Wer etwas anderes, tieferes in der figur Gawans sucht, der muss es erst hineintragen und verfehlt damit zum mindesten die absicht Wolframs (s. 76)." Aber er fährt in einem athem fort: „Unterliegt es für uns auch keinem zweifel, dass der so oft betonte gegensatz zwischen Gawan, als dem mann der welt, und Parzival als dem mann des glaubens von Wolfram weder beabsichtigt noch erfunden ist (?), so ist es doch ebenso unzweifelhaft, dass Gawan ein anderer charaktertypus ist als Parzival, und dass diese verschiedenheit der charaktere auch von Wolfram mit vollem bewustsein dargestelt ist." — Nun, wenn dem dichter dies gelungen ist, so muss er doch die lebensvolle darstellung der beiden charaktere: „des leichtsinnigen sanguinikers in Gawan, und des gemütstiefen melancholikers in Parzival", beabsichtigt, für interessant und wichtig genug gefunden haben, um diese episode, die zugleich benuzt wird, der „in sitlicher unreife" befindlichen Orgeluse den respekt vor ehrlichem minnedienst beizubringen, so ausführlich auszumalen. P. 2, 25: (*ouch*) *für diu wîp stôze ich disiu zil!* Um die bedeutung dieser gegensätze zu verstehn, braucht ein sinniger leser nicht erst etwas hineinzutragen, was aus den geschilderten tatsachen sich schon von selbst ergibt. Dennoch bildet nach Bötticher, s. 80 „die vorführung beider charaktere mit ihren aventuren nicht das hauptinteresse der darstellung; dies ist vielmehr ganz allein der preis des auf gott" (also doch auf gott!) „vertrauenden unverzagten mannesmutes." Der enge zusammenhang dieser episoden mit dem lebenswege Parzivals bleibt dem verfasser aber völlig unverständlich, weil ihm nach s. 53 der gral mit seiner ritterlichen religiösen bruderschaft als ein unverständliches hirngespinst erscheint, das Wolfram seiner quelle zum ergöznis seines publikums (s. 86) blind nachgeschrieben hat. Darum spricht er auch s. 77 fg. Gawan gottvertrauen zu, und schliesst dies aus seinem abschiedsgruss an Parzival: P. 331, 27: *got geb dir gelücke* zu deiner *strîtes reise;* Trevrezent sucht dagegen den helden die *rehte Cristen ê* zu lehren, daran festzuhalten, dass gott ihn nicht verlasse, wenn er nur nicht von gott lasse usw. Das ist doch etwas anders, als glück im ritterkampf wünschen, und sezt Gawans gruss ins altäglich weltliche, nicht in das religiöse gebiet. — Auch auf Gawans anrufung gottes auf dem zauberbette (s. 77) ist wenig gewicht zu legen, da auch der härteste verbrecher in gleich fataler situation als lezte zuflucht wol nach gottes hülfe ruft. „Überhaupt — so fährt er fort — ist Gawan ein fertiger charakter, der den erfolg doch von gott (nicht vom glück?) abhängig weiss, und eine trotzige auflehnung gegen sein schicksal nicht kent" (s. 78); kurz, er ist „in dem wolgesicherten besitze der durchschnitsfrömmigkeit seiner zeit mit aller

schuldigen demut vor gott, aber es ist auch bei ihm nichts weiter, als diese gewohnheitsmässige durchschnitsfrömmigkeit zu suchen; das beweist sein weltlicher minnedienst, der ihn von dem treuen minnedienst Parzivals wesentlich zu dessen gunsten unterscheidet." — Dass diese gewohnheitsmässige, übrigens ganz aufrichtig gemeinte durchschnitsfrömmigkeit es nicht zu ähnlichen konflikten mit gott, wie in Parzival, kommen lässt, ist ebenso natürlich, wie dass auch Gawan nicht zu solcher innerlichen befestigung und sitlich religiöser erfahrung gelangen kann, wie Parzival" (s. 80). — Der verfasser überschaut offenbar nicht die weite kluft, welche beide helden trent. Da Gawan auch bei ehrenpflicht auf die gralsuche geschickt wird, ohne jedoch den gral zu finden, obgleich er in betreff des unverzagten mannesmuts mit Parzival auf gleicher stufe steht, so spricht doch Wolfram damit deutlich genug aus, dass diese vom verfasser sehr richtig bezeichnete durchschnitsfrömmigkeit, die ja auch der ganze kreis der tafelrunde, der rechtschaffene mensch der freireligiösen gemeinde, ja vielleicht der verfasser selbst teilt, nicht ausreicht, um in das reich der gralsherlichkeit zu treten. Daher steht auch nach Wolfram die tafelrunde mit der ritterschaft in einem feindlichen verhältnis. — Unbestritten erwirbt des unverzagten mannes mut ritters preis, und macht ihn zur tafelrunde reif, aber er kämpft nur zur befriedigung seines persönlichen ehrgeizes, ein irdisches, weltliches ziel. Aber die gralritterschaft,

P. 468, 28: *die selben templeise*
swâ si kumber od prîs bejagent,
für ir sünde si daz tragent.

P. 471, 10: *vor sündebæren schanden*
sint si immer mêr behuot,
und wirt ir lôn ze himel guot;

ihr lohn ist also *der sele Pardîs,* das ewige heil, ein himlisches ziel. Wer den unterschied, die höhere staffel des grals über dem Artushof nicht erkent, der freilich vermag in der Gawanepisode nur einen der quelle des dichters entnommenen überflüssigen einschub, anstatt einen absichtsvoll künstlerisch ausgearbeiteten integrierenden teil der ganzen dichtung zu sehn, was ihm neidlos gegönt sei.

Die vorgefasste meinung, dass Wolfram in der regel nur seiner quelle nachschreibe, ohne deren angabe in inneren zusammenhang mit dem hauptgegenstand der dichtung zu bringen, sezt den verfasser auch ausser stand, den gegensatz zwischen Munsalwäsche und Schastelmarweile zu erkennen, obwol doch schon die eingangsverse auf *zwîvel* und *triuwe,* und die bezeichnenden ortsnamen des Klinschorschen zaubergebietes und des gralgebietes auf den charakter der gebieter dieser gegenden hindeuten. Freilich malt Wolfram den Klinschor nicht mit hörnern, schwanz und pferdefuss, sondern lässt nur seine zauber wirken, die er nach seinem abfall von gott im heidnischen osten, in der stadt Persida, wo der erste zauber erdacht ward, erlernt hat. Wegen seiner kapaunung fasste er hass gegen die ganze menschheit, gegen mann und weib, heiden und christen,

P. 617, 15: *swaz er werder diet gesiht,*
dien læt er âne kumber niht.

„ 658, 7: *swaz er den freuden mac genemen,*
des kan von herzen in gezemen.

Das sind doch neben den tückischen mordinstrumenten auf Schastelmarweile ziemlich satanische grundsätze. — Ebensowenig malt der dichter die heidenkönigin Sekundille als wilde teufelin am flammenden pechpfuhl sitzend, sondern als reizendes,

minnesüchtiges weib, aus deren reiche, wo ungezähmte weibesgier jene misgestalten wie Kundrie und Malkreatüre schuf, sich der heide aufmachte mit dem vergifteten speer, der das unsägliche leid über Amfortas, ihren früheren geliebten (P. 519 fgg.) brachte. Mit ihr und Klinschor steht die ganze gruppe jener, nach Böttichers ausdruck „in sitlicher unreife befangenen", die rachgierige Orgeluse, der in liebeswahnsinn verfallene Gramoflanz, der schmeichelhafte lohndiener Plippalinot, Irot usw. in beziehung, sie paktieren mit einander, erkaufen sich frieden von Klinschor, geben sich geschenke, leisten minnedienst — lauter personen, die erst durch Artus und Gawans bemühen in die sitliche welt und christliche durchschnitsfrömmigkeit wider zurückgeführt werden. Selbst Feirefiz komt nicht ohne feindselige absicht; weshalb führt er, um seinen vater aufzusuchen, fünfundzwanzig heere aus so weit entlegenen landen mit sich, dass die völker untereinander ihre sprache nicht verstehen? Auch er steht im minnedienst Sekundillens, und in diesem punkte auf gleicher stufe mit Gawan (nicht mit Parzival, wie der verfasser s. 61 behauptet); denn er bekent ganz offen:

P. 771, 15: *dâ werten mich ir minne*
zwuo rîche küneginne,
Olimpîe und Clauditte,
Secundille ist nu diu dritte.

S. 62 bezeichnet Bötticher den Feirefiz als ritterlichen typus des unverzagten mannesmutes und zwar „als ein ideal eines heidnischen ritters, welches im wesen, soweit es eben nur das rittertum angeht, dem christlichen gleich ist, und anteil am himmel hat." — Ein halsbrecherischer schluss! Als heide geht er mit seinen heldentaten zu seinen göttern Jupiter und Juno, und die heidengötter galten der damaligen christenheit als teufel. Vor dem christenhimmel sagt der alte Titurel, da ist ein riegel vorgeschoben, und ohne bekentnis und taufe hat er mit Parzival in himlischer beziehung noch nichts gemein. Doch dies beiläufig. — Wie aber den heiden mit dem gelupten speere die kraft des grales[1] über meer und land die wege leitete, um an Amfortas das strafgericht gottes zu volstrecken, so ist es auch die fügung gottes, dass von jener unseligen seite her ein neuer kämpfer in Feirefiz gegen den gral gesant wird, dessen sendung aber zu gunsten Parzivals ausschlägt, indem dieser befähigt wird, mit erfolg die unterlassne frage nachzuholen, und so den Amfortas von seinen leiden zu erlösen und zum heile zurückzugewinnen; wobei zugleich der in unzähligen sagen und legenden vorherschende zug sich abspiegelt: dass jene kraft, die stets das böse will, und stets das gute schaft, alle male der betrogene teufel ist. — Darum die angstrufe des dichters, weil alles für Parzival und

1) Die zeile P. 479, 21—23:
er suochte die verren riterschaft.
niht wan durch des grâles kraft
streich er wazzer unde land

übersezt Simrock:
Er suchte ferne ritterschaft;
Einzig um des grales kraft
Strich er über meer und land.

Bartsch erklärt *kraft* durch „der grosse ruf des grals", und Bötticher übersezt s. 191 seiner übersetzung „gelockt von den wundern des grals." — San Marte nimt *grâles kraft* für gral selbst, wie im gleichen sinne und ausdruck Wolfram z. b. P. 124, 21; 228, 24; 480, 11 usw. *gotes kraft* für gott selbst gebraucht. Da schon 479, 19 gesagt ist: *sîn ellen solde den grâl behaben,* wären jene übersetzungen eine leere tautologie, während San-Marte die höhere göttliche absicht des grals ausgedrückt findet, indem er das werkzeug zur strafvolstreckung dem reich des bösen entnimt.

Amfortas auf dem spiele stand, sieg oder tod Parzivals, für beide gleich verderblich war; daher der nachdruck, der auf die beiden als christ und heide gelegt wird! Dass Parzival nicht unterliege

P. 740, 19: *daz wende, tugenthafter grâl.*
„ 741, 26: *der getoufte wol getrûwet gote*
sît er von Trevrizende schiet usw.

Bötticher wird solche ideen zwar für phantastische hallucinationen erklären; wer aber nicht blos die worte, sondern auch die tatsachen zu lesen versteht, der durchschaut die prächtige romantisch-ritterliche hülle, in die jene dunklen gestalten gekleidet sind, und erkent ihre wahre bedeutung.

Angefügt ist dem büchlein ein excurs über die komposition des IX. buchs, worin Trevrezent seine religiöse belehrung und die gesamtverhältnisse und bedeutung des grals seinem reumütigen schüler vorträgt. Es mag für den lehrer angemessen sein, auf der schulbank dem knaben den vielseitigen verwickelten gegenstand zusammenhängender und methodischer auseinander zu setzen, aber der aufmerksame gereifte leser findet trotz der zerstückelung alles, was ihm zu wissen nötig, dennoch genügend vorgetragen, und wenn die erzählung desselben durch die schilderung der beiden in ihrer ascetischen situation und kümmerlichen nährung in der kalten höhle des eremiten öfter unterbrochen wird, so führt er sie dagegen in fast dramatischer bewegung vor augen, sie treten uns in ihrem gebaren persönlich leibhaft nahe, und Trevrezent ist wert, unsere nähere persönliche bekantschaft zu machen. Ich zweifle nicht, dass viele darin eher einen vorzug der künstlerischen darstellung, als ein ungeschick des dichters erkennen werden.

Ausserdem vermisst der verfasser, dass die geistliche belehrung Parzivals nicht noch durch ein theologisches gespräch näher klar gelegt worden (*nu prüevet wie!*), — dass sein seelenzustand bei Kundriens verfluchung nicht deutlich genug geschildert sei, und meint, dass Wolfram überhaupt kein geschick und zu wenig gelehrte bildung gehabt habe, um innere seelenzustände zu schildern, er abstracter wortbildungen nicht fähig sei und ihm daher der rechte ausdruck für diese, oft nur mit philophischen terminis widerzugebenden philosophischen dinge gefehlt habe, so dass er die tatsachen für sich sprechen lassen muste (s. 42, 43, 83—86). Die zumutung an einen ritter des 13. jahrhunderts, dass er in der kunstsprache des neunzehnten reden solle, geht denn doch über den span! Hat leztere etwa der ritter Walther v. d. Vogelweide verstanden, der doch wuste, wofür er kämpfte? Schade, dass der verfasser nicht diese lücken Wolframs zu ersetzen versucht hat. Wirnt v. Grafenbergs lobspruch: *leien munt nie baz gesprâch,* betont gerade damit, dass Wolfram nicht wie ein akademisch gebildeter theologe gesprochen habe.

Zwei mängel sind es, die dem verfasser zum vorwurf gereichen, einmal: dass er aus misverstand der *rehten ê* in der freude, einen andern leitenden kernpunkt des hohen liedes vom rittertum, ein glänzendes stichwort in dem unverzagten, zur sitlichen lebensmacht erhobenen mannesmut gefunden zu haben, sich die binde fest um die augen wand, um die einsicht in die religiöse seite des tiefsinnigen gedichts sich zu verschliessen; und zweitens: dass er sich nicht die mühe genommen hat, um den dichter zu verstehn, in des dichters land zu gehen, und die politischen und kirchlichen bewegungen in der abendländischen christenheit zu beachten, unter denen sowol die französischen dichter, Boron, Crestien, Kyot und die fortsetzer von Crestiens *Contes del graal,* als auch Wolfram lebten und schrieben, was doch

zu einer wissenschaftlichen begründung seiner auffassung unerlässlich scheint. Daher die triviale auffassung des verfassers in betreff des verhältnisses Wolframs zu seiner quelle, der selbst sichtlich wenig wert darauf legt, denn es ist doch eine offenbare verspottung der hartgläubigen leser, die ohne quellenzeugnis die erzählung nicht glauben wollen, wenn er bei erwähnung der herstellung des schwertes im brunnen von Karmant den humoristischen trumpf darauf sezt:

P. 435, 1: *swerz niht geloubt, der sündet;*

oder in betreff der gralspeisung den lesern zumutet, mit ihrem eide sie zu bekräftigen,

P. 238, 11: *sol ich des iemen triegen,*
sô müezt ir mit mir liegen.

Daher auch der beschränkte horizont, die unklarheit und widersprüche in seinen sitlichen und religiösen erörterungen: weil nur bei einem rückblicke auf die damals bestehenden wirren, welche in den blutströmen des Waldenserkrieges im jahre 1208 ihren abfluss fanden, die reflexe, welche daraus in unserm gedichte sich widerspiegeln, erkant und gewürdigt werden können. — Daher ist es unerlässlich zu prüfen, wie Kyot sich in der ungeheuren religiösen gährung, welche die ganze abendländische christenheit zu seiner zeit, vorzüglich in Frankreich durchwogte, zu den vorherschenden strömungen verhielt, indem die mysterien des christlichen glaubens nicht bloss auf den kathedern der hochschulen, sondern zum leidwesen Bernhards von Clairvaux auch in den schenken und auf den gassen in freister weise diskutiert, verworfen, modificiert oder neu aufgestelt wurden. Eben diese strömungen sind aber die urquelle des inmitten darin stehenden französischen dichters; aus seinen andeutungen entnehmen wir die differenzen zwischen der vorgeschriebenen kirchlichen doctrin, und ihrer aufnahme im praktischen leben des volks. Trevrezent stelt das soll der päbstlichen kirchenlehre auf, die dichterische darstellung legt das ist, wie es zum teil im volk aufgefasst wurde, offen, und aus diesen tatsachen lässt der dichter klar genug erkennen, was er von jener lehre verwirft oder anerkent. So z. b. bezeichnet Bötticher s. 85 Trevrezents lobrede auf die herlichkeit des priesteramtes etwas voreilig als „einen ebenso zusammenhanglosen als unmotivierten einschub“; das gedicht aber verwirft die ganze kirchliche lehre von der sündenvergebung durch priestervermitlung und den supernaturalen charakter des priesteramts, und sezt, wie ja auch der verfasser erkent, Parzival in unmittelbare beziehung zu gott, was nach jahrhunderten in der reformation den konkreteren ausdruck in dem übergang des algemeinen priestertums auf jeden gläubigen christen fand. — Ähnlich verhält es sich mit der darstellung des gral- d. h. gottesreichs auf erden ohne pabst und hierarchie, nach dem vorbild des vom pabst sich emancipierenden, damals in höchster blüte stehenden tempelherrn-ordens, mit der gänzlichen abwendung von der legende Josephs von Arimathia und der abendmahlsschüssel als wundertätige reliquie usw., alles punkte, welche unser gedicht hoch über die reihe der blos zur unterhaltung gefertigten ritterromane jener zeit hinaufstellen in die reihe von zeugnissen über die geistesbewegung eben dieser zeit, welche eine weltgeschichtliche bedeutung hatten. Wie auch der text von Guiots dichtung gelautet haben mag, Wolfram gibt seine grundzüge uns in verständlicher weise als sein übernommenes eigentum wider; darum dürfen wir mit recht annehmen, dass auch er sie verstanden hat, ohne dass er eine, auch dem verfasser verständliche dogmatik aus seinem gedicht machte, oder sich in eine polemik gegen die herschende kirche einliess, obwol die zum teil häretischen ansichten darin vielleicht anlass gaben, dass Guiots gedicht bald nach seinem erscheinen schon verketzert, verfolgt und vielleicht vernichtet wurde. — San-Marte hat sich

über jene verhältnisse in seinen Parzival-studien b. II und III, in der einleitung zu seiner Parzival-übersetzung zweiter und dritter ausgabe, und in den abhandlungen dieser zeitschrift bd. XV, s. 385 fg. „Sein oder nichtsein des Guiot von Provenze", bd. XVI, s. 129 fg. „Zur gral- und Artussage" und insbesondere bd. XVII s. 174 fg.[1] „Über die theologie im Parzival des Wolfram von Eschenbach" ausführlich verbreitet, und mag dies hier nicht widerholt, sondern nur darauf hingewiesen werden. Er meint:

P. 241, 26: *mîn arbeit ich gar verlür!*

Mögen die freunde des herrn verfassers prüfen, ob es ihm gelungen ist, wie er s. 5 beabsichtigt, seine auffassung des gedichts wissenschaftlich zu begründen, nachdem seiner deduktion durch den misverstand der *rehten ê* die wurzel abgeschnitten ist, und reite er in unverzagtem mannesmut mit seiner, in dem hohen liede vom rittertum neu entdeckten sitlichen lebensmacht getrost dahin, — den gral findet er nicht.

MAGDEBURG. A. SCHULZ.

Das deutsche tagelied. Inaugural-dissertation zur erlangung der doktorwürde der philosophischen fakultät der universität Leipzig. Vorgelegt von **Walter de Gruyter.** Leipzig, Gust. Fock in comm. 159 s. 8. 2 m.

Gruyters promotionsschrift zerfält in vier teile: A. das tagelied des höfischen minnesangs, B. das tagelied der übergangsperiode, C. die tageweise im volksliede, D. die tageliedsituation ausserhalb der liebeslyrik. „Jeder der ersten drei abschnitte wird von drei seiten in angriff genommen: einer zusammenstellenden anordnung des materials folgt ein vergleichender überblick nach seite des inhalts und der form." Als dankenswerte zugaben sind zwei anhänge hinzugefügt. Der erste behandelt das tagelied in den fremden litteraturen, der zweite beschäftigt sich mit dem wächter in der deutschen dichtung ausserhalb der grenzen des tageliedes.

Man sieht, dass der verfasser bemüht war, seiner aufgabe nach allen seiten hin gerecht zu werden. In der tat verdient sein fleiss auch volle anerkennung. Das einschlägige material ist mit grosser sorgfalt zusammengetragen, so dass man kaum etwas von dem vermissen wird, was mit dem tagelied in irgendwelcher beziehung steht. Die zusammenstellungen s. 27—41, 57—68, 101—111, welche den „stil"[2] der behandelten lieder der verschiedenen perioden unserer litteratur zur anschauung bringen sollen, sind mit ausführlicher genauigkeit angefertigt. In diesen zusammenstellungen beruht aber auch, wie mir scheinen will, der eigentliche wert des büchleins. Die wissenschaftlichen resultate der arbeit stehen, vorzüglich in den beiden ersten abschnitten, in keinem verhältnis zu der aufgewanten mühe.

Ganz besonders hat der verfasser unsere erwartungen in dem teile seiner schrift getäuscht, der sich mit dem tagelied des höfischen minnesangs beschäftigt. Wir hatten gehoft in Gruyters monographie eine selbständige, abschliessende darstellung dieser ersten periode des tageliedes zu finden, eine darstellung, welche unter den entgegenstehenden ansichten die richtigen herausgefunden und als richtig erwiesen, sonst durch neue aufstellungen das dunkel gelichtet oder offen ausgesprochen

1) Ebd. s. 186, z. 13 von unten korrigiere den druckfehler gottes in gutes.

2) Der verfasser liebt die abwechselung in der schreibung dieses wortes: s. 27 lesen wir „styl", s. 57 und 101 „stil".

hätte, wo der forschung halt geboten sei. Statt dessen übt der verfasser die leichte kunst des cocta recoquere. Er wandelt auf ausgetretenen pfaden. Die arbeiten von Uhland und Bartsch werden reproduciert und erfahren nur ganz geringe erweiterungen. Aber nur selten gibt Gruyter hierbei den grad seiner abhängigkeit in genügender weise an. Das meiste wird so vorgebracht, als ob es nicht von andern stamme, sondern eigene neue entdeckungen seien. So äussert sich der verfasser (s. 4) über das unter Dietmar von Aists namen überlieferte tagelied (MF 39, 18): „Den deutschen strophen fehlt zunächst der refrain, den im romanischen nur eine einzige Alba entbehrt (Bartsch, prov. leseb. 102). Es fehlt aber auch der wächter. Denn *wan* ist gewiss nicht als *man* zu nehmen, sondern ist gegensatzpartikel; der punkt aber hat hinter *schiere* gewiss nicht seine richtige stelle, wie auch Paul (Beitr. II, 466 anm.) ausführte .... Das vöglein ist der wecker und ist allein wecker wie oft im späteren volkslied.“ Das klingt so, als ob Gruyter dies alles selber herausgefunden hätte, mit ausnahme des punktes etwa, dass der punkt hinter *schiere* nicht seine richtige stelle habe. Und doch hat Bartsch (Gesammelte vorträge und aufsätze, s. 256) bereits auf das fehlen des refrains in dem angezogenen provenzalischen liede hingewiesen, hat Uhland (Schriften V, 176) bemerkt: „Bei Dietmar weckt noch ein vöglein vom zweig der linde“ und Bartsch (a. a. o. 264), allerdings vorsichtiger, sich geäussert: „Vielleicht will der dichter nur das vöglein, das auf der linde singt, als wächter bezeichnen.“ Dass *wan* nicht als *man*, sondern als adversativpartikel aufzufassen sei, ist von Paul (Beitr. II, 466 anm.) ausgesprochen, der auch darauf hinweist, dass namentlich der refrain beibehalten wäre, wenn wir eine romanische nachbildung vor uns hätten.

S. 8 sagt der verfasser: „Bevor ich zu Wolfram übergehe, sind noch einige lieder nachzutragen, die auf der stufe der wächterlosen situation stehen. So zunächst eine unter kaiser Heinrichs VI namen überlieferte zweistrophige (!) klage der frau und antwort des mannes (?) mit einer einzigen epischen verszeile MF 4, 35. Dieselbe ist allem anschein nach der tageliedgattung zuzuzählen und ganz frei von romanischem einfluss.“ Schon Uhland schreibt (a. a. o. 177): „Auch kaiser Heinrich gibt einen wechselsang beglückter liebenden, sodann einen abschied nach traulicher zusammenkunft, ohne dass irgend ein wächterruf vernommen würde (M. I, 1 a 5 bis 1 b 2 = MF 4, 17 bis 5, 15), und Bartsch sagt (a. a. o. 265): „Die gleiche selbständigkeit (d. i. freiheit von romanischem einfluss) ist bei einem nicht direkt als tagelied bezeichneten liedchen anzunehmen, das keinem geringeren als dem staufischen kaiser Heinrich VI beigelegt wird.“

Die äusserungen des verfassers über Walthers tagelied sind im grossen ganzen nach der bemerkung gegeben, die Wilmanns in seiner ausgabe jenem liede vorausschickt. Vgl. besonders Gruyter, s. 12: „Aber ebensoweit, wie Walther sich von seiner eigenart entfernt, ebenso gross ist auch der abstand, der ihn von Wolfram trent“ mit Wilmanns², s. 327: „Uns scheint es, dass das lied der art Wolframs so nahe steht, als es sich von der Walthers entfernt.“

Die anmerkung auf s. 17 der Gruyterschen schrift: „Es ist vielleicht erwähnenswert, dass die Pariser handschrift auf dem bilde, das seinen (Kristan von Hamles) liedern voraufgeht, eine leichtgekleidete jungfrau darstelt, die einen jüngling im kübel emporwindet“ macht ganz den eindruck, als ob der verfasser etwas volständig neues brächte. Aber schon bei Uhland (a. a. o. 178) lesen wir: „Auf einem bilde der Manessischen liederhandschrift wird der ritter, in einem zieheimer sitzend, von der frau den turm hinaufgewunden.“

Die zahl dieser beispiele liesse sich noch beträchtlich vermehren. Indes aus den mitgeteilten wird zur genüge klar, wie sehr der verfasser von den arbeiten seiner vorgänger abhängt. Sie sind ihm alle recht. Nur einen kann er nicht leiden, und diesem einen ergeht es dafür auch um so schlechter, das ist Scherer. Die betrachtung der art, wie er die ansichten dieses gelehrten zu widerlegen sucht, führt uns dazu, auf die methode des verfassers überhaupt einen blick zu werfen. Wir müssen es leider aussprechen, dass in all den fällen, wo es sich darum handelt, abweichende ansichten gegen einander abzuwägen oder neue vermutungen durch überzeugende gründe zu beweisen, es Gruyter nicht gelingt seiner meinung geltung zu verschaffen. Häufig sogar verfährt er folgendermassen: er stelt eine behauptung ohne weitere begründung auf und erklärt die entgegenstehenden ansichten einfach für verkehrt.

Auf s. 1 gibt der verfasser folgende definition des tageliedes: „Das tagelied — im weitesten sinne gefasst — hat zum gegenstand den lyrischen ausdruck der empfindungen liebender, die nach einem durch die nacht begünstigten zusammensein der tagesanbruch trent.“ Darauf fährt er fort: „Bei dieser begrifsfassung ist das unhaltbare der ansicht, die das deutsche tagelied aus romanischen vorbildern herleiten will, von vorne herein in die augen springend. Denn die elemente, aus denen es sich zusammensezt, sind so einfach und die vereinigung derselben zur gesamtsituation ist so natürlicher art, dass eine derartige abhängigkeit durch gar nichts begründet wird.“

Der verfasser will eine definition des tageliedes „im weitesten sinne“ geben. Aus dieser definition, die also alle tagelieder umfassen muss, zieht er einen schluss auf den ursprung dieser gattung der lyrik und glaubt dadurch die abweichende ansicht anderer überzeugend widerlegt zu haben.

Wolte der verfasser sich in wissenschaftlicher weise über den ursprung des deutschen tageliedes äussern und untersuchen, ob dasselbe heimischen oder fremden — hier romanischen — ursprungs sei, so muste er von den e r s t e n in deutscher sprache verfassten gedichten dieser gattung ausgehen. Für diese passt aber die oben mitgeteilte definition nicht. Ein wesentliches moment fehlt derselben: der wächter.

Gruyter versucht allerdings zwei wächterlose deutsche tagelieder nachzuweisen, die ganz frei von romanischem einflusse sein sollen.

Das erste soll, wenn ich den etwas unklaren ausdruck (s. 8) recht verstehe, durch die beiden strophen MF 4, 35 und 5, 7 gebildet werden. Nun ist von Scherer (Deutsche stud. II, 444), dem auch Burdach (R. d. a. 79) zustimt, wie mir scheint, mit recht darauf hingewiesen worden, dass jede dieser strophen als ein lied für sich zu betrachten sei. Dadurch, dass Gruyter (s. 8) äussert: „Scherer erachtet meiner ansicht nach mit unrecht die beiden strophen als nicht zusammengehörig“, ist nichts widerlegt. Aber gesezt den fall, beide strophen gehörten zusammen und MF 5, 7 könte wirklich der ritter sprechen, so sehe ich noch immer keinen grund, warum dies lied der tageliedgattung zuzuzählen sei. Aus den worten der frau erfahren wir, dass der mann, den sie über alles liebt, scheiden muss. Der ritter erwidert, dass er ihre liebe genoss und beständig an sie denkt. Von tageliedsituation keine spur. Der verfasser meint doch nicht etwa, dass die worte *daz ich ie bì dir gelac* dieselbe andeuten?

Wir kommen zu dem zweiten liede, das nach Gruyters ansicht den heimischen ursprung des tageliedes beweist. Es ist dies das vielbesprochene unter Dietmar von Aists namen gehende *Slâfest du, mìn friedel?* Gehen wir ohne vorurteil an das lied heran, so erkennen wir, dass die frau den schlafenden geliebten weckt. Er

erwacht und erkent, dass er fort muss. Die situation ist eine solche, dass die beiden während der nacht verbotener liebe pflegten, also tageliedsituation. Dass ein wecker da ist, beweist die zeile *wan „wecket" unsich leider schiere.* Gruyter, oder besser seine quelle Paul, sagt nun (s. 4 fgg.): „*Wan* ist gewiss nicht als *man* zu nehmen, sondern ist gegensatzpartikel; der punkt aber hat hinter *schiere* gewiss nicht seine richtige stelle .... Das vöglein ist der wecker und ist allein wecker wie oft im späteren volkslied." Das ist alles mit so apodiktischer gewissheit gesagt, dass man fast den mut verlieren könte, eine abweichende ansicht zu äussern. Versuchen wirs trotzdem. Zunächst scheint mir das vorkommen des vögleins als wecker im späteren volkslied ohne beweiskraft dafür zu sein, dass es hier ebenso sein müsse. Dem volksliede fehlte, wie Gruyter s. 96 selbst hervorhebt, als coordiniertes mittelglied die furcht vor gefahr, welche im Dietmarschen liede (vgl. MF 39, 23) doch entschieden hervortritt. Dort, wo unter grünen bäumen das vor sich gieng, was für die beteiligten weiter nicht lebensgefährlich war, sondern nur den augen anderer verborgen bleiben solte, war das vöglein als wecker volkommen am platze.

Die ganze vermutung, dass das vöglein in dem liede, mit welchem wir es hier zu tun haben, der wecker sei, scheint mir überhaupt auf der voraussetzung zu beruhen, dass das deutsche liebespaar im freien unter der linde ruhend zu denken sei. Davon steht aber in dem liede gar nichts. Es wird dort nur gesagt: *ein vogellîn sô wol getân daz ist der linden an daz zwî gegân.*

In der dritten strophe der alba des Guiraut von Bornelh (Bartsch, Provenz. leseb. 100) heisst es in der Heyseschen übersetzung (Span. liederb. 275):

„Mein süsser freund, die warnerstimme singt:
Schlaf fürder nicht! das lied der vögel klingt,
Die lichtgewärtig durch die büsche streichen.
Der eifersüchtige kann euch nun beschleichen,
Und balde naht der morgen."

Hier weckt der zum hüter bestelte freund und weist darauf hin, dass der vögel lied den nahenden morgen begrüsst. In der deutschen alba weckt die frau den geliebten, da sie den weckruf (doch wol den des wächters, jedenfals den eines menschen) vernimt und sie ausserdem bemerkt, dass die vögel sich bereits zum morgendlichen sange rüsten. Wer möchte nun noch an der verwantschaft der beiden tagelieder zweifeln? Steht die sache aber so, so müssen wir mit Scherer sagen, dass kein genügender anhaltspunkt vorhanden sei, um das deutsche tagelied für eine einheimische gattung zu erklären.

S. 9 heisst es: „Wolfram führte, so weit die überlieferung beurteilen (?) lässt, das tagewächterlied in Deutschland ein. Scherer (D. St. II, 59) will ihm dies verdienst streitig machen, und zwar zu gunsten zweier uns in ihrer einleitungsstrophe erhaltenen tageweisen." Diese beiden strophen sind Carm. bur. nr. 144[a] und die in A unter Leuthold von Seven überlieferte, bei Wackernagel-Rieger 264 mitgeteilte strophe.

Statt nun den regelrechten beweis anzutreten, dass Scherer unrecht habe und diese beiden strophen jünger seien als Wolframs tagelieder, äussert sich der verfasser im ersten falle dahin: „Scherers hierfür (dass Carm. bur. nr. 144[a] das zweitälteste beispiel des deutschen tageliedes sei) vorgebrachten gründe sind sehr algemeiner natur und nichtssagend." Im zweiten fall glaubt er mit der bemerkung alles abgetan zu haben (s. 10): „Mit unrecht nimt Scherer für die strophe WR. 264, 1 ein höheres alter in anspruch als für Wolframs gedichte."

Bartsch hatte (a. a. o. 267) den ausspruch getan: „Die verbindung des wächters mit den liebenden ist eine dichterische fiktion.“ Dem glaubt Gruyter entgegentreten zu müssen. Er meint (s. 6 fgg.), dass ursprünglich der ruf des wächters, der für alle burgbewohner bestimt war, auch dem liebenden paare gelten konte. Dagegen lässt sich doch mit recht einwenden, dass, wenn der wächter alle burgbewohner weckte, sein ruf für die liebenden gar keinen wert hatte, da sie fürchten musten, jezt erst recht entdeckt zu werden.

Das „sechsstrophige“ lied des burggrafen von Lüenz (Bartsch, D. L. 153), dessen in der uns zur besprechung vorliegenden schrift s. 19 erwähnung getan wird, ist wol in drei lieder zu zerlegen. Das tagelied besteht aus drei strophen. Es beginnt mit: *Der morgen nicht erwinden wil, sô sanc ein wahter alsô wol* (154, 21) und schliesst: *von danne schiet der helt gemeit* (154, 50).

Auch im zweiten teil seiner arbeit, der sich mit dem tagelied der übergangszeit beschäftigt, richtet der verfasser sich nach „*des meisters slâ.*“ Oswald von Wolkensteins tagelieder und die hieher gehörenden nummern aus der samlung der Hätzlerin werden etwas ausführlicher besprochen, als Bartsch es getan, ein paar andere stücke, welche bei Bartsch sich nicht finden, werden erwähnt. Aber dies neue ist für die beurteilung dieser periode unwesentlich.

Ein einziges mal polemisiert der verfasser hier auch gegen Bartsch. Dieser hatte a. a. o. s. 293 gemeint, dass unter den liedern aus der samlung der Hätzlerin einige seien, die man geradezu volkslieder zu nennen berechtigt wäre. Dagegen sagt Gruyter (s. 45): „Dass unter ihnen (den in der samlung der Hätzlerin überlieferten liedern) solche wären, die wir geradezu volkslieder zu nennen berechtigt seien, wie Bartsch meint, kann ich nicht zugeben.“ Indes s. 47 erklärt er selbst, dass „nr. 9 schon in hohem masse in das wesen des volksliedes eingegangen sei und in dieser beziehung unter den tageweisen der Hätzlerin nur noch nr. 16 zum mitbewerber habe.“

Etwas grössere bedeutung hat der dritte teil der Gruyterschen arbeit. Zwar hatte Bartsch dem verfasser auch hierin vorgearbeitet, und einem aufmerksamen leser entgeht nicht, wie gross auch hier die abhängigkeit ist. Allein Gruyter bewegt sich doch viel freier. Ausserdem konte er, da Bartsch die volkslieder nur zum kleineren teile in betracht gezogen hatte, manches nachtragen. Interessant ist es, dass der verfasser auch die schnaderhüpfeln berücksichtigt. Den schlüssen freilich, die er von dieser poesie aus auf den volkstümlichen ursprung des tageliedes zieht, können wir nicht zustimmen. Bartsch hatte (a. a. o. s. 293) gesagt: „Auch nach dem funfzehnten jahrhundert sehen wir das tagelied im munde des volkes fortleben.“ Dagegen wendet sich Gruyter (s. 69) direkt: „Das tagelied, wie es uns in der volkslyrik des funfzehnten, sechzehnten und späterer jahrhunderte noch entgegentritt, ist keineswegs nur ein fortleben der kunstmässig gepflegten gattung früherer zeit. Das tagelied ist weit älter als der höfische minnesang, es hat auch im volksmunde während der vorher betrachteten jahrhunderte nicht geschwiegen.“

Der verfasser nimt den mund etwas voll. Wir konten nicht finden, dass er zwingende beweise dafür geliefert habe, dass das tagelied weit älter sei als der höfische minnesang. In unsern augen bleibt das einfach hypothese. Aber gesezt auch, dem verfasser wäre der nachweis gelungen, dass Dietmars tagelied, auf welches er sich in diesem abschnitt des öfteren bezieht, ein beispiel von dem vorhandensein des tageliedes in der deutschen volkslyrik vor einwirkung der romanischen poesie sei, so wäre damit noch immer nicht der beweis erbracht, dass das tagelied

der volkslyrik im funfzehnten und sechzehnten jahrhundert nicht auf diese liedergattung der ritterlichen zeit zurückgehe.

Der verfasser muste von den vorhandenen tageliedern der volksdichtung ausgehen, diese mit den höfischen vergleichen und dann den beweis liefern, dass jene nicht ein fortleben dieser bedeuten könten. Gruyter gibt (s. 69) selber zu, dass „das volkslied des fünfzehnten bis sechzehnten jahrhunderts in einem teil seiner tageliedlitteratur allerdings ein nachfolger des höfischen minnesangs ist." Dieser teil ist verhältnissmässig gross. Der verfasser meint freilich, dass dem ein anderer teil völlig unabhängig gegenüberstünde, bemerkt aber gleich hinterher, dass zwischen beiden ein von beiden seiten, allerdings mehr von der volkstümlichen, beeinflusstes gebiet liege.

Es lässt sich sehr wol denken, dass das volkslied, soweit es tagelied ist, sich an die ritterliche dichtung dieser art anschloss. Als dann bürgerliche verhältnisse den inhalt des tageliedes ausmachten, traten veränderungen ein, die sich ganz von selber aus der veränderten situation ergaben und gar nicht gewaltsamer natur waren, wie der verfasser selber s. 77 schön ausführt.

Der vierte teil der Gruyterschen arbeit ist wider eine fleissige samlung von beispielen für die tageliedsituation im epos, in der erzählung und im schwank, im fastnachtsspiel, in der geistlichen dichtung, in der patriotischen und historischen dichtung.

Werfen wir zum schluss noch einen blick auf die ganze arbeit, so finden wir, dass es dem verfasser nicht gelungen ist, die anordnung des stoffes überall übersichtlich zu gestalten. Auch der ausdruck lässt mehrfach zu wünschen übrig. Dagegen ist die arbeit ziemlich frei von druckfehlern. Uns ist nur folgendes aufgestossen: s. 5, z. 10 v. o. fehlt hinter volkslied der punkt. S. 9, z. 12 v. u. muss vor und ein komma stehen, desgl. s. 69, z. 4 v. o. hinter entgegentritt. S. 26, z. 18 v. u. l. tageweisen. Auch die citate sind, soweit wir nachzuprüfen vermochten, meist richtig. Aufgefallen ist uns, dass Gruyter Uhlands schriften zur geschichte der dichtung und sage stets als „Kl. schriften" anführt. Auch ist es für den nachforschenden recht unbequem, dass Hagens minnesinger nach der alten weise citiert sind, welche die seite in zwei teile, a und b, zerlegt und dem leser die zumutung stelt, die ganze halbseite zu lesen, um das betreffende citat zu finden. Wie ungenau ausserdem diese citierungsweise ist, zeigt sich z. b. s. 18. 24. 25 u. ö., wo man MH I, 116^b liest und von vorne herein nicht weiss, ob das lied XXXV oder XXXVI gemeint ist. Noch schlimmer ist es s. 22, wo man nach der angabe MH I, 28^b unter den liedern VI. VII. VIII und IX wählen muss. Es empfiehlt sich bei derartigen citaten als zweckmässiger, band, seite, lied und strophe anzugeben.

LÜBECK, 18. OKT. 1887. HEINRICH GISKE.

Reinke de vos. Herausgegeben von **Friedrich Prien.** Mit 2 holzschnitten. Halle, Niemeyer. 1887. LXXIV u. 274 s. 8. (Altdeutsche textbibliothek, herausgegeben von **H. Paul.** nr. 8.) 4 m.

Obwol Lübbens ausgabe des RV in verdienten ehren steht, so lässt sich doch nicht läugnen, dass durch den von Prien besorgten abdruck des Lübecker Reinke einem ausgesprochenen bedürfnis abgeholfen wird. Für die entscheidung zahlreicher fragen, die sich an den RV sowol wie an die gesamten hervorbringungen des nd. bearbeiters knüpfen, liefert der neudruck erst die zuverlässige grundlage. Er ist von

dem herausgeber mit schätzenswerter genauigkeit hergestelt; eine collation, zu der mir das Bremer exemplar des Lübecker druckes zur verfügung stand, hat nur geringfügige differenzen ergeben. V. 826 ist zu lesen *dar Brun lach,* v. 1083 *So houeschen knape.* In dem verzeichnis der druckfehler des Lübecker druckes fehlt *prrelaten* gl. II, 7, 3 und *Sprīckt* v. 4018. Die trennung von *vt* und *senden* v. 3640 verstösst gegen die in der einleitung aufgestelten grundsätze. In der interpunktion weicht Prien vielfach und in den meisten fällen mit recht von Lübben ab. Des lezteren interpunktion ziehe ich vor in den vv. 2987, 3130, 3196, 3210, 3231 und 2696. Nach *vorwunt* im folgenden verse ist dann ein semicolon zu setzen. Ein komma fehlt nach *lyff nam* überschr. I, 35, ein colon nach *mochte* v. 3008. Die parenthesen, eine eigenheit des nd. bearbeiters, sind von dem herausgeber mehr beachtet, als dies Lübben getan hatte, so v. 86, 377, 451, 730, gl. I, 11, 4, 1290, 1584, 1811, 1837—39, 2007, 2128, 2384, 2444, 2452, 2460, 2781—82, 2839, 2856, 3059, 3335, gl. II, 1, gl. II, 2, 2, 3732, 3921—22, 4370, 4682, gl. III, 4, 4, 4908, 5643, 5672, 5832, 5916, 5923, 6139, 6558, gl. IV, 10, 1, 6768. Dass er v. 3254 aus der reihe derselben gestrichen hat, ist zu billigen. Gerechtfertigt ist auch, dass Prien v. 3661 das *vff* der vorlage beibehalten hat. Gegen Lübbens änderung des *vff* in *up* spricht, dass im NS an drei stellen (3. vorr. 135; 2, 24; 102, 27) *vff myn eyd* steht. Die vorzüge der einleitung beruhen in der klaren, nichts wesentliches übergehenden darstellung. Die vorgeschichte des denkmals und die bearbeitungen sind ausführlich und dem heutigen stande der forschung entsprechend behandelt. Besonders müssen wir Prien für die Reinke-bibliographie dankbar sein. Es ist von derselben alles ferngehalten, was nicht auf den Reinke zurückgeht; diese notwendige beschränkung hat aber die schwierigkeiten der mühevollen arbeit noch wesentlich erhöht. Zu der Rostocker bearbeitung von 1539 trage ich nach, dass bl. 14b statt *Dat erste Bock Dat Ander bock* überschrieben ist. Der anhang, der die Culemannschen Reinaertbruchstücke (Paul-Braune beitr. 8, 10 fgg.) enthält, wird manchem wilkommen sein.

Von dem in den anmerkungen gesagten weiche ich in einigen punkten ab. 2. vorrede, § 5, s. 5, 13: *Desse ghelikent de meyster desses bokes by deme wulue vnde by deme baren, by deme losse vnde luperden dē grypē.* A liest: *by dem losse. vnde luperden dē grypē,* B: *by deme losse luperden vnde den grypen.* Prien verwirft die lesart von B aus sachlichen gründen und erklärt, Lübben folgend, *dē grypē* mit *den grypenden deren.* Bielings ansicht scheint mir indes mehr berechtigung zu haben, als ihr von dem herausgeber zugestanden wird. Wenn auch § 2 von *arbeydenden deren* und im ausgange des § 5 von *kleynen bytenden deren* die rede ist, so ist wol mehr gewicht darauf zu legen, dass sämtliche listen von tiernamen in den §§ 2—5 mit *vnde der ghelyken* abschliessen. Überflüssig ist das von Bieling in der von ihm vorgeschlagenen fassung: *by deme losse unde luperden unde der gliken* hinter *luperden* eingeführte *unde.* Ich ziehe vor, im anschluss an den Rostocker druck von 1517 das *vnde* vor *luperden* umzustellen und zu lesen: *by deme wulue vnde by deme baren, by deme losse, luperden vnde der glyken.* Abgesehen von dem *vnde* zwischen den ersten beiden tiernamen ist die übereinstimmung mit den übrigen tierverzeichnissen so eine volständige. — Hinsichtlich der vv. 81—83 enthält sich der herausgeber eines eigenen erklärungsversuchs. Die bisher zu tage getretenen ansichten werden von ihm verzeichnet, auch wird Sprengers vorschlag *um dat* für *up dat* zu lesen, mit recht zurückgewiesen. Um die vorhandenen schwierigkeiten zu beseitigen, scheint es mir nötig, nachdrücklich hervorzuheben, dass Hinze weder als ankläger auftritt, wie Damköhler meint (Nd. korrespondenzbl.

10, 20), noch als verteidiger, wie Sprenger will (Nd. jahrb. 10, 107—108). Es findet sich in seinen worten nicht die geringste spur irgendwelcher parteinahme nach der einen oder nach der andern seite. In dem augenblick, wo Wackerlos seine klage vorbringt, hat Reinke und dessen sache für Hinze alles interesse verloren. Er sieht nur den ehrlosen wicht, dessen schandtat er nicht vergessen hat und den es jezt vor aller welt bloszustellen gilt. Der sinn der worte, mit denen er seine rede einleitet, ist: „In der absicht, Reinke bei euch in ungnade zu bringen, zeigt alle welt, selbst ein so dreister dieb wie Wackerlos, grössere furcht vor ihm als vor euch." Dass Panther Hinze wegen seiner abschweifung tadelt, hat schon Damköhler a. a. o. dargetan.

Weitere belege für den zu v. 127 erörterten gebrauch bieten HB 15, 5: *So men uns secht unde twyfelen dar nichtesnichtes an* und DD 336—337: *Dår ik des rikes råt alrede hebbe hengesant Mit unsen breven unde ôk in ernste dårna werven.* Das subj. ist im ersteren falle aus dem *uns,* im lezteren aus *unsen* zu erschliessen. Vgl. auch Seelmann zu Val. u. Nam. 36. Die bemerkungen Priens zu v. 1308 und gl. I, 36, 1 behandeln dieselbe sache. — Apposition im nominativ in der zu v. 764 besprochenen weise findet sich auch im DD 73: *Men leset van einem riken van gelde, ein uneddel man.* Baethcke weist in der anmerkung zu der stelle aus dem Bôk der profec. ein zweites beispiel nach. — Die widerholung desselben ausdruckes zum zwecke der verstärkung (gl. I, 17, 5. s. 65, 2) gehört zu den charakteristischen eigentümlichkeiten des dichters, vgl. Ztschr. f. d. a. 32, 28. — Abschwächung des auslautenden *m* zu *n* liegt ausser an den zu v. 2131 citierten stellen vor: v. 23, 1259, 1390, 1685, 2131, 6176. Bemerkenswert ist, dass die zu dieser zeit immerhin noch nicht häufige erscheinung auch im DD (v. 1000 und v. 1059) auftritt.

Wie sich der herausgeber zu v. 1136 mit einer auffallenden syntaktischen eigentümlichkeit abfindet, scheint der bedeutung derselben nicht ganz angemessen. Auf grund der darlegungen, die Nissen in seinem Forsøg til en middelnedertysk syntax gegeben hat, stelt er sämtliche fälle, in denen pleonastisches *dat* auftritt, ungeschieden nebeneinander. Aus der beobachtung eines umfangreicheren materials, als Nissen herangezogen hat, resultiert indes die unhaltbarkeit der von diesem aufgestelten theorie. *Dat* ist keinesfals eine bedeutungslos eingeschobene conjunction, die den zweck hat, die inversion nach adverbialen bestimmungen im satzanfange zu vermeiden. Wenn diese absicht in frage komt, was bei subj. + *dat* gar nicht der fall sein kann, so steht sie gewiss in zweiter reihe. Zu einer erklärung der erscheinung reicht sie nicht aus. RV v. 5131: *Vp synen heren dat he spranck* und v. 1136: *Se begunde em dat na to stryken,* v. 1490: *Ik leep vor vnde se my dat na,* v. 5089—90: *Se redden eme na vp deme spor, Se eme dat na, dat herte leep vor* lassen sich nicht vereinigen. Grimm gr. 4, 445 behandelt hinsichtlich des ersteren falles zunächst die möglichkeit, dass der vordersatz *it was* ausgefallen sei und somit eine dem frz. *c'est — que* entsprechende wendung vorliege. Gegen die annahme solcher eingänge, die in nnl. volksliedern wirklich vorhanden sind, macht er geltend, dass die ellipse hier etwas hartes habe und dass das frz. *c'est* nie wegfallen könne. Sind die von Grimm erhobenen einwände an und für sich schon triftig genug, so besitzen wir in meister Stephans Schachbuch v. 1752: *To Allexandro alle dat se quemen* auch ein sicheres zeugnis, welches die unzulässigkeit des vergleichs mit der bekanten frz. wendung dartut. Die vorangestelte adverbiale bestimmung schliesst die ergänzung eines vordersatzes hier geradezu aus. An zweiter stelle spricht Grimm die vermu-

tung aus, dass man es mit einem demonstr. zu tun habe. Diese vermutung wird zur gewissheit, wenn man auf das zur wideraufnahme eines subj. oder obj. dienende demonstr. zurückgeht. Im RV begegnet dasselbe v. 67: *Men de laster mynes wyues de gheyt my na.* Hier würde der nd. bearbeiter auch haben sagen können: *Men de laster mynes wyues dat gheyt my na*, da das neutrum *dat* auch auf masc. und fem., wie auf den plur. bezogen werden kann. Beispiele für diese verwendung von *dat* finden sich im Mnd. wb. 1, 490. Das neutrale *dat* ist almählich in den accus. eingedrungen (Val. und Nam. 2468: *biscop Frankarde dat he kôs*) und in bezug auf adverbiale bestimmungen herschend geworden. Das verbum des satzes kann ein verbum des sagens oder der bewegung sein, seltener sind verben, die einen zustand der ruhe ausdrücken (meister Stephans Schachbuch 3944: *In menghen sunden dat se lach;* Val. und Nam. 1899: *under einen bome dat se sat*). Es erübrigt noch, den charakter des *dat* in den vv. 1136, 1490 und 5090 des RV zu bestimmen, die bisher nicht in betracht gezogen sind. Nissen verbindet das *dat* mit dem vorhergehenden pronominalen dativ und erklärt es wie das zuerst erörterte. Dagegen spricht, dass in den drei sätzen auch dann keine inversion eintreten würde, wenn das *dat* fehlte, sodann der auffällige umstand, dass jedesmal dem *dat* das adv. *na* folgt. Der leztere legt die vermutung nahe, dass *dat* zu dem verbalen ausdrucke zu ziehen ist. Lübbens und Hoffmanns erklärungen beruhen auf dieser annahme. Lübben erblickt in dem *dat* ein ausmalendes demonstr. und deutet auf das mhd. *ez* hin, welches im accusativ mit activen verben verbunden wird, ohne dass es sich auf ein vorausgehendes subst. bezieht (Grimm gr. 4, 333). An eine solche analogie kann indes bei verben wie *nalopen, nastryken* des adverbialen bestandteils wegen nicht gedacht werden. Hoffmann meint, *dat* stehe für *wat* in der bedeutung „etwas“ und interpretiert v. 1136: sie begann ihm was nachzulaufen, d. h. ganz gehörig. *wat* hat diese von Lübben angezweifelte verstärkende wirkung ohne frage, vgl. Chr. d. nordelb. S. p. 108: *nement konde sik wat weren.* Beeinflusst haben das sonst nicht belegte eintreten von *dat* für *wat* wol die redensarten *dat he konde, dat he mochte,* die auch im RV zur verstärkung des verbalen ausdrucks gebraucht werden. V. 5194: *Myn vader leep vor, de hunde eme na* kann demnach das *dat* entbehren, da der folgende vers: *He leep, dat em vthbrack dat sweet* die funktion desselben übernimt.

Vermisst habe ich eine bemerkung über das ungewöhnliche *syk* v. 983. Im and. findet sich der dativ des persönlichen pronomens bei den verben sein und tun und bei den verben der bewegung nicht selten. Belege aus dem Hel. hat Heyne, Kleine alts. und anfrk. gramm. s. 111 zusammengestelt; vgl. auch Grimm gr. 4, 29 fgg. und Nissen § 63. *sik* bei intransitiven verben besteht in einzelnen heutigen mundarten fort. — V. 2786 tritt die auch HB 19, 4; NS 71, 9 und 104, 62 erscheinende sprichwörtliche redensart *eine wassene nese ansetten* auf. Da der herausgeber *placebo domino* bespricht, so wäre hier ein kurzer hinweis auf Zarnckes anmerkung zu Brants narrenschiff 71, 10 und Wander 3, 955 wol am platze gewesen. — Zu v. 3973—74: *Id is waer, vele papen syn in Lomberdyen, De ghemeenlyken hebben ere eyene amyen; Men nicht en syn de in desseme lande* hätte erwähnt werden können, dass unser dichter mehrfach unter ähnlichen umständen auf Lomberdyen verweist, so gl. I, 3, 3. s. 16: *To deme drydden wert hir gheroret de ebrekerye, de in etliker heren lande schu̇d manckt welken eddelyngen in afwesende des rechten heren edder echten gaden, dat ryllychte leyder wol schud in Lomberdyen vnde in Wallant, dar dyt boek ersten ghedychtet is; men nicht en is dat des lerers meninge, dat yd in dessen landen schu̇d, god sy ghelouet,* gl. I, 3, 6 und HB 10, 14—18:

De rentener wokert den menen man uth Ane alle gnade efte barmherticheyt. Beholt de arme wat, he neme dat wol dar to; Nicht hir, men in den steden in Lomberdien, Dar don se so, ya nemen wech beyde swyn unde ko.

Das glossar ist mit sorgfalt zusammengestelt. Bei einzelnen zweifelhaften ausdrücken wie *stoppelmeter* ist die vorhandene litteratur angegeben. Eine bemerkung hätte ich zu *sik prysen an* gewünscht. Lübben hat im Mnd. wb., auf das im vorworte nachdrücklich verwiesen wird, eine falsche erklärung des ausdrucks gegeben und sich dadurch in widerspruch zu dem glossar seiner ausgabe gesezt, vgl. diese ztschr. 17, 504.

Die ausstattung der ausgabe verdient alles lob. Beigegeben sind gute nachbildungen je eines holzschnittes aus den Culemannschen bruchstücken und aus dem Lübecker Reinke. Zu den druckberichtigungen des herausgebers habe ich nur hinzuzufügen: v. 3018 *doet!* statt *doet.*'

BREMEN, 4. MÄRZ 1888. HERMAN BRANDES.

Johannis Spangenbergii Bellum grammaticale, iterum edidit **Robertus Schneider** Halberstadiensis. Gottingae, apud Vandenhoeck & Ruprecht. 1887. 41 s. 12. 1,15 m.

Die familie Spangenberg lebt mit ihren litterarischen produkten im 19. jahrhundert wider auf: von dem vater (Cyriacus) des berühmten Wolfhart ist die „kunst der musica“ schon 1861 im litterarischen verein (nr. 62) wider abgedruckt worden und neuerdings hat W. Rembke sein „Formularbüchlein der alten Adamssprache“ mit biographie und verzeichnis der schriften herausgegeben (Dresden 1888). Eine auswahl aus den dichtungen des sohnes verdanken wir E. Martin (Strassburg 1887) Die oben verzeichnete schrift hat den grossvater Johannes zum autor.

Der herausgeber der lezteren bietet einen blossen abdruck und hat es in seiner lakonischen praefatio sogar verschmäht, über den zu grunde gelegten druck nähere auskunft zu geben. Ja er scheint sich um die alten drucke überhaupt nicht gekümmert zu haben, da er der meinung ist, Spangenberg habe das buch ante haec tria fere saecula geschrieben. Aber Johannes Spangenberg ist schon vor 338 jahren (1550) gestorben und sein Bellum grammaticale ist vor 354 jahren (1534) zuerst in Wittenberg erschienen. Auch in sachlicher hinsicht hätte sein buch zu eingehender untersuchung anlass und gelegenheit geboten.

Es beruht auf der personification der grammatischen begriffe. Das nomen Poeta und das verbum Amo beherschten lange zeit einträchtig das grammatische reich. Einstmals nach einem gelage entsteht ein ringkampf zwischen den beiden königen. Das nomen beruft sich auf die bibel: Gott hat die welt erschaffen, und Deus ist ein nomen. Das verbum macht dagegen geltend: In principio erat verbum. Es komt zum kriege. Jeder der beiden könige bietet seinen anhang auf: das verbum die adverbia und alle gattungen von verben, welche in einer art schifskatalog aufgezählt und in vier conjugationen geordnet aufgestelt werden; das nomen zieht die pronomina und präpositionen an sich und ordnet seine truppen in 5 declinationen jenseits des flüsschens Sive, an dessen diesseitigem ufer das verbum seine schaaren versammelt hat. Das participium, von beiden seiten vergebens umworben, hält sich neutral, während gerundium und supinum zur partei des verbums übertreten. Die verluste auf beiden seiten werden geschildert: z. b. aio hat die meisten tempora, modi und numeri eingebüsst, sowie viele comparative auf der gegenpartei den positiv usw. Als kriegs-

heute werden die präterita mit passivbedeutung cocnatus, iuratus, potus usw. und auf seite der nomina die doppelformen honor — honos usw. ausgelegt. Die einsicht, dass der grammatische staat nicht ohne eintracht bestehen kann, führt zu friedensunterhandlungen. Die triumvirn Priscian, Servius und Donatus werden mit ausarbeitung einer sententia definitiva beauftragt. Sie lautet: in den casus obliqui soll das verbum, in den casus recti das nomen herschen. Der friede wird geschlossen.

Das motiv dieses in lateinischer prosa abgefassten schriftchens, welches vielleicht durch Lucian angeregt ist und offenbar den pädagogischen zweck verfolgt spielend in der grammatik zu unterrichten, ist auch für die geschichte des drama von interesse. Isaac Gilhausen (vgl. Scherer in der algemeinen deutschen biographie und das programm eines jüngeren Gilhausen, dessen vollen titel man in Goedekes grundriss II², 379 findet) hat in seinem drama Grammatica 1597 davon gebrauch gemacht. Grammatica tritt die herschaft an ihre vier töchter Orthographia, Prosodia, Etymologia, Syntaxis ab. Etymologia sezt wider die partes orationis zu verwaltern ein: aber verbum und nomen vertragen sich nicht und geraten in streit. Als die schlacht im gange ist, legen sich auch hier Etymologia und Syntaxis ins mittel und stellen die zu beachtenden regeln auf. Gilhausen dichtete für die bühne des landgrafen Moriz von Hessen, für welchen dessen leibarzt Johannes Rhenanus die englische moralität von Anthony Brewer „Lingua“ in der deutschen komödie „Speculum ästheticum“ bearbeitete (vgl. Höpfner, Reformbestrebungen 39 fgg. und Creizenachs Studien zur geschichte der dramatischen poesie im siebzehnten jahrhunhundert, erster beitrag, sitzungsberichte der kgl. sächs. geselschaft der wissenschaften, philosophisch-historische klasse 1886 s. 104 fg. anm.): hier streitet die zunge, als Lingua personificiert, mit den 5 andern sinnen um ihre anerkennung als 6. sinn. Möglich dass, wie Scherer vermuten wolte, auch Gilhusius eine englische vorlage benuzte. Im jahre 1600 wurde eine „Comödie aus der grammatica des M. Martin Pfüntel“ in Plauen aufgeführt (vgl. Heiland, dramatische aufführungen in Weimar 1858 s. 4 anm.). Im 17. jahrhundert bearbeitet Harsdörffer im IV. teil der gesprächspiele ein englisches drama The sophister, in welchem die kunstwörter der logik als personen auftreten; für die schulen hat er es noch obendrein lateinisch bearbeitet. Harsdörffer selbst benuzte die figuren der redekunst in ähnlicher weise und Tittmann (Die Nürnberger dichterschule s. 191 fg.) will im deutschen roman (?) und bei den italienischen akademien ähnliches gefunden haben. Caspar von Stieler in seinem „Willmut“ führt dann ebenso die begriffe aus der moral personificiert ein (vgl. Gervinus III, 311 anm.). Vielleicht lässt sich auch im spanischen drama ähnliches nachweisen.

Diesen litterarischen dingen näher zu treten, hatte der herausgeber keinen beruf. Er verfolgt mit dem neudruck keinen andern zweck als der verfasser des Bellum grammaticale im XVI. jahrhundert und spricht sich in der praefatio mit den worten aus: „Arbitror autem non sine aliquo fructu hoc opusculum et adolescentibus et viris linguae latinae peritis proponi posse: qua lectione et discipuli iucunditate et delectatione quadam ad formas grammaticae percipiendas vel repetendas ducentur, et viri docti non mediocrem voluptatem capient, quia mirum in modum iocosa seriis mixta sunt.“

WIEN, 7. MAI 1888. MINOR.

Karl Müllenhoff, Deutsche altertumskunde. Zweiter band. Mit 4 karten von **Heinrich Kiepert.** Berlin, Weidmannsche buchhandlung. 1887. X u. 407 s. 14 m.

Das gehaltvolle, mit warmer pietät geschriebene vorwort gibt uns aufschluss über den die altertumskunde betreffenden nachlass Müllenhoffs und über dessen vorsorge für eine volständige veröffentlichung derselben. Danach dürfen wir hoffen, dass die grossartige schöpfung uns in verhältnismässig kurzer zeit vollendet vorliegen werde, wenn sie auch nicht in allen ihren teilen so schön ausgebaut uns vorliegen kann und wird, wie es diejenigen partien sind, welche der gewaltige forscher, der unermüdliche fortarbeiter und glückliche finder selbst uns vorführen wolte. Wir freuen uns, dass Rödiger sein vorwort auch damit geschmückt hat, dass er in wenigen, aber markigen zügen das bild des schaffens seines grossen meisters, dass er uns ein bild seines wissenschaftlichen charakters und seiner vaterlandsliebe entworfen hat.

Dieser zweite band lag zum abdrucke fertig vor, als der tod das edle leben zernichtete; aber doch hätte wol der sich selbst nie genügende forscher noch manches kleinere da und dort geändert und hinzugefügt. Nur wenige zusätze sind dann von den herren Pniower und Rödiger nach deren billigung durch Wilhelm Scherer, den Müllenhoff zunächst seine arbeiten fortzuführen bestimt hatte, hinzugekommen; ausserdem sind randbemerkungen von Müllenhoff selbst vorgedruckt.

Sollen wir nun in einer zeitschrift für deutsche philologie in kürze den inhalt des vorliegenden bandes angeben, wie das in zeitschriften für klassische philologie zugleich mit der absicht geschehen ist herauszuheben, was etwa für kritische constituierung des Germaniatextes usw. aus ihm zu entnehmen sei? Wir denken, dass jeder leser dieser zeitschrift das buch selbst nicht nur zur hand nehmen, sondern recht gründlich durchstudieren wird. Für leute, denen es nur darum zu tun ist zu sehen, was je für ihre besonderen zwecke in diesem bande enthalten sein möchte, dient hinreichend das reiche register, welches der herausgeber angefertigt hat. Müllenhoffs forschungen zu charakterisieren hat Rödiger, wie schon angedeutet, in dem vorworte mit glück unternommen, Wir könten nur etwa noch besonders den hohen ernst hervorheben, mit welchem Müllenhoff blossen einfällen entgegentritt und das erfolgreiche streben, aus dem ungeheuern und weit zerstreuten material, welches mit der schärfsten kritik gesichtet wird, eine volle anschauung des grossen ganzen zu gewinnen und von da aus dem einzelnen wider licht zu schaffen. Wir meinen, im grossen ganzen lässt sich hier kaum etwas als verfehlt nachweisen; auch im einzelnen nichts? Gewiss wird das geschehen können. Auch des grössten mannes werk ist menschenwerk. Aber nach unserer ansicht dürften wesentlichere irtümer auch im einzelnen, wie sie gewiss Müllenhoff selbst bei längerem leben entdeckt hätte, erst nach längerem liebenden nachforschen aufgedeckt werden können, und es soll nicht gleich nach dem hervortreten des schönen baues die freude daran durch kleinliches bemängeln getrübt werden.

Mit freudigem stolze darf Deutschland vor allem auf zwei männer hinblicken, welche sein wesen und seine weltstellung klargelegt haben. Jakob Grimm hat einst mit genialem blicke auf breitester grundlage ein herliches sprachwerk geschaffen; er hat aber auch durch seine rechtsaltertümer, seine mythologie, seine geschichte der deutschen sprache den grund zu einer algemeinen deutschen altertumskunde gelegt. Müllenhoff hat als lehrer und schriftsteller für den ausbau der deutschen sprachwissenschaft und für die tiefere einsicht in die deutsche litteratur nachhaltigst

gewirkt, vom anfang aber seiner tätigkeit auch das umspannen des ganzen angestrebt und die harmonie aller lebensäusserungen des deutschen geistes lebendig aufgefasst und dargestelt. Wir wollen es nicht unternehmen, die verschiedenheit der anlagen dieser beiden männer zu zeichnen, die kritische schärfe und die macht der phantasie bei Grimm und Müllenhoff abzuwägen. Jakob Grimm war es beschieden, den grund zu legen, Müllenhoff konte auf dieser grundlage, geschult durch den unvergesslichen Lachmann, weiterbauen. Ein edler grundzug waltet in den beiden männern gleich stark, der herlichste patriotismus, der alle kräfte aufbietet, um selbst zur wahren erkentnis des germanischen wesens zu gelangen und diese erkentnis als reich befruchtende ihrer nation in vollem bilde vorzuführen. Ihre werke sind ungleich lebendigere denkmale als eine eherne Germania.

ZÜRICH, IM JUNI 1888. H. SCHWEIZER-SIDLER.

Wendelin Toischer, Über die sprache Ulrichs von Eschenbach. (Separatabdruck aus dem programm des k. k. deutschen Neustädter staats-obergymnasiums zu Prag.) Prag, G. Neugebauer 1888. 28 s. gr. 8. 1,20 m.

Herr W. Toischer, der sich seit lange mit Ulrich v. Eschenbach beschäftigt und im jahre 1876 bereits dessen Wilhelm v. Wenden herausgab, wird noch in diesem jahre die Alexandreis desselben voraussichtlich erscheinen lassen. Um das ohnehin umfangreiche buch nicht alzusehr anzuschwellen, hatte herr Toischer bereits über die quelle und die abfassungszeit des gedichts in den sitzungsberichten der Wiener akademie der w. bd. CXVII, 311—408 (1881) seine untersuchung veröffentlicht, und gibt nun in der beigabe zum lezten programm seines gymnasiums seine beobachtungen über die sprache des dichters unter ausbeutung des Wilhelm wie des Alexander, zur rechtfertigung namentlich von manchen besonderheiten, die in der ausgabe der Alexandreis auffallen könten. Denn Ulrich von Eschenbach brauchte ober- und mitteldeutsche formen und worte neben einander, indem er zwar Wolfram v. Eschenbach auch sprachlich nachzuahmen suchte, aber unwilkürlich in seinen angebornen dialekt häufig verfiel. Im engen anschluss an meine mhd. grammatik legt herr Toischer in gedrängter fassung seine beobachtungen vor über quantität und accent, über die einzelnen vocale, über die consonanten, über die bildung der worte, die conjugation und declination, alles auf die reime Ulrichs gegründet. Es ist somit eine feste grundlage für die kentnis der schriftsprache jenes dichters gewonnen.

BRESLAU. K. WEINHOLD.

Gastmähler und trinkgelage bei den Deutschen von den ältesten zeiten bis ins neunte jahrhundert. Ein beitrag zur deutschen kulturgeschichte von **Franz Anton Specht.** Stuttgart, Cottasche buchhandlung. 1887. 61 s. 8. 1,20 m.

Das kleine büchlein bringt nichts an sich neues; es ist aber eine gute, aus den quellen genommene zusammenstellung der nachrichten über speise und trank, essen und trinken der Deutschen bis in die karlingische zeit hinein. Der verfasser gibt diese nachrichten gewant wider, im anfang in etwas hochtragender, inversionenreicher sprache, die aber almählich natürlicher wird. Nicht immer werden die quellen ganz treu verwertet. So ist s. 35 die stelle aus der Germania c. 14 über die in ausrüstung und unterhalt bestehende besoldung der gefolgsleute durch den princeps so ausgelegt: „Wenn deutsche krieger von ihrem fürsten nur reichlich zu trinken

bekamen, verzichteten sie gerne auf jede andere reichliche entlohnung ihrer dienste."
Auch die citate stimmen nicht immer.

BRESLAU. KARL WEINHOLD.

Jahresbericht über die erscheinungen auf dem gebiete der germanischen philologie, herausgegeben von der geselschaft für deutsche philologie in Berlin. Neunter jahrgang. 1887. Leipzig, verlag von Carl Reissner. 1888. IV, 333 s. 8. 8 m.

Der jahresbericht, der widerum mit gewohnter pünktlichkeit sich einstelte, ist diesmal nicht so umfangreich wie sein vorgänger, da die redaction sich entschlossen hat, die pädagogische abteilung fallen zu lassen. Diese massnahme wird dadurch motiviert, dass neuerdings durch die zeitschrift für den deutschen unterricht und die jahresberichte über das höhere schulwesen für die bibliographische verzeichnung pädagogischer litteratur ausreichend gesorgt ist. Ausserdem ist nur eine äusserliche änderung getroffen, indem die bücher nicht durch das ganze werk durch nummeriert sind, sodern jede abteilung für sich gezählt ist, wodurch dem hauptredacteur eine sehr mühselige, aber durchaus unfruchtbare arbeit erspart wurde. Im übrigen ist der jahresbericht mit derselben akribie und sorgfalt gearbeitet wie die früheren jahrgänge: dies erfreuliche resultat ist natürlich wie bisher nur durch arbeitsteilung erreicht worden. An dem vorliegenden bande haben nicht weniger als 15 jüngere gelehrte (meist gymnasiallehrer, doch auch ein universitätsprofessor) sich beteiligt; die 21 fächer waren so verteilt, dass herr Bethge das got. und ahd., herr Bohm die altertümer, herr Bolte mythologie, volkskunde und die übergangszeit zwischen mhd. und nhd., herr Bötticher das mhd. und nhd., herr Brandes das niederdeutsche, friesische und niederländische, herr Brandt und herr Dieter das englische, herr Fischer die kulturgeschichte, herr Kaiser die algemeine lexikographie, die namenforschung und die oberd. dialekte, herr Kerckhoff das mittellatein, herr Kinzel die litteraturgeschichte, herr Löschhorn die geschichte der german. philologie, herr Machule die skandinavischen sprachen, herr Mahlow die algemeine und vgl. sprachwissenschaft, herr Röpke das deutsche recht bearbeiteten. — Leider ist der buchhändlerische erfolg des hochverdienstlichen unternehmens, das den fachgenossen geradezu unentbehrlich geworden sein dürfte, noch immer ein wenig befriedigender, und es ist sehr zu wünschen, dass hierin ein wandel zum besseren eintrete, damit der verein für deutsche philologie für die im interesse der wissenschaft gebrachten opfer an zeit und geld in angemessener weise entschädigt werde. Die bibliotheken der höheren schulen solten es nicht unterlassen, ein so wichtiges bibliographisches hilfsmittel zu erwerben, und vor allem solten die verleger von germanistischer litteratur durch unentgeltliche überlassung ihrer artikel das unternehmen stützen und fördern: sie würden dadurch zugleich ihrem eigenen vorteil dienen.

HALLE. H. G.

STIEZEN.

Im Handw. 2, 1190 habe ich das *stôzen* zu grunde liegende verb *stiezen* nachgewiesen mit den worten: „*stiezen* erscheint durch den reim gesichert im passion. 158, 83: *daz hûs mit freuden man ûf stôz (: grôz)*"; ich sagte also nicht, dass es durch den reim „gesichert scheint", wie Kinzel oben band 10, 84 anm. 2 flüchtig bemerkt.

Einen nhd. beleg aus dem 18. jh. kann ich nun aus dem Asiatischen Avanturier (Frankf. u. Leipzig 1754) s. 337 beibringen:

Wir waren kaum wieder aufgebrochen, so kam ein arabischer printz mit einem gefolg mit mehr als 100 mann, und stosz zu uns.

WÜRZBURG, JULI 1888. LEXER.

ZU LAUREMBERG.

In seiner treflichen ausgabe der Scherzgedichte Laurembergs (Halle 1879) hat Braune an zwei stellen anstoss genommen, die dem kenner des lebenden nd. ohne weiteres verständlich sind. I, 352 braucht nichts als höchstens die interpunktion geändert zu werden: *Hyr hefft ein groet party de wancken udt getagen*
vnd, hest mick ock wol sehn! de witte flö affjagen.

Die redensart „*hest mi ok wol seihn*" oder „*hest mi nich geseihn*" ist noch heute im nd. üblich, um eine schnelle oder plötzliche bewegung zu bezeichnen, vgl. z. b. Fritz Reuter, sämtl. werke I (1877) s. 214:

so pedd't sei up, as hest mi nich geseihn,
as güngen twei up ehr twei bein.

Die form *affjagen* ist natürlich das part. prt., was nicht auffällig ist, da das verbum *jagen* in binnen- und niederdeutschen dialekten mehrfach in die st. conjugation übergetreten ist (vgl. z. b. Nerger, mecklenb. gramm. § 207).

Ebensowenig ist II, 125

damit de idt en nicht wolden to glöven

das *to* in *so* zu emendieren; *to glöven* (offenbar nach analogie von *to trugen*) ist in Vorpommern und Mecklenburg ein algemein gebrauchter ausdruck, der ebenfals bei Reuter mehrfach sich findet, z. b. I, 266:

De tigers sünd hir gor tau slimm,
sei lopen hir tau lan'n herüm —
du kanst mi dat tau glöwen, Klasen —
grad' as in Meckelborg de hasen.

HALLE. H. G.

NACHRICHTEN.

Zu den drei älteren samlungen von monographien zur germanischen philologie, den Strassburger „Quellen und forschungen", den Breslauer „Germanistischen abhandlungen" und den Göttinger „Beiträgen" ist soeben noch eine vierte hinzugekommen, die unter dem titel: „Schriften zur germanischen philologie" von Max Rödiger herausgegeben wird. Die „schriften" werden im verlage der Weidmannschen buchhandlung in zwanglosen heften erscheinen, deren jedes für sich käuflich ist. Ausgegeben ist bis jezt ein heft: Karolingische dichtungen, untersucht von Ludw. Traube; angekündigt sind ferner eine untersuchung über den satzbau des ahd. Isidor von Max Rannow, eine abhandlung über verbum und nomen in Notkers psalmen von J. Kelle und eine ausgabe des oberd. Servatius von Oskar Greifeld.

Der privatdocent dr. Rudolf Kögel in Leipzig ist zum ausserordentlichen professor ernant worden.

An der universität Breslau habilitierte sich dr. Th. Siebs für germanische philologie, an der universität Kiel dr. Eugen Wolff für neuere litteratur.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

ZWEI BRUCHSTÜCKE DER REIMCHRONIK DES RUDOLF VON EMS.

Im jahre 1867 habe ich in meinen „Findlingen" (Sitzungsberichte der phil.-hist. klasse der Wien. ak. LV. bd. s. 640—676) fragmente aus vier handschriften der reimchronik des Rudolf von Ems veröffentlicht. Seitdem gab mein sohn Oswald ein bruchstück, das zu der Stamser handschrift gehört, heraus.[1] *Vor kurzer zeit machte mich der hochverdiente archivar dr. David von Schönherr auf zwei pergamentblätter im k. k. stathaltereiarchiv aufmerksam, die von einem einbande losgelöst sind. Ich erkante sogleich eine handschrift der reimchronik, die nicht zu den früher entdeckten resten gehört. Schon die sprachweisen zeigen, dass sie einem andern manuscript eigen war. Wir haben somit trotz der zerstörung so vieler handschriften noch reste von fünf handschriften der reimchronik, die uns beweisen, wie sehr dieses werk Rudolfs in unseren bergen verbreitet war.*

Unsere handschrift, die ein doppelblatt bildet, ist wegen ihres alters und des guten textes, sowie wegen der sprachlichen änderungen des schreibers beachtenswert.

Auf pergament rein und sorgfältig geschrieben, doppelspaltig, 32½ centimeter hoch, 24 centimeter breit, ist sie mit roten und blauen initialen und gleichfarbigen randlinien geschmückt. Sie stamt aus dem ende des 13. oder dem anfange des 14. jahrhunderts. Ersteres ist wahrscheinlicher. Je eine spalte enthält 43 zeilen, somit, da viermal zwei verse in eine zeile geschrieben sind, 347 verse.

Der schreiber, obgleich er sich an seine gute vorlage hielt, erlaubte sich doch schreibweisen, die von derselben abweichen und ihm näher lagen.

Die länge **î** *wahrte er durchwegs, anstatt* **ei** *schrieb er aber consequent* **ai***:*

bezaichlichen *II, 79.* bezaichenũnge *I, 84.*
zaigen *II, 32.* hail *I, 91.* hailekait *I, 102.*

1) Zeitschrift für deutsches altertum 23, 394—398.

tail *I, 90.* tailten *II, 115.* haim *I, 128.* ôhaim *I, 111.* ain *I. 22, 94. 127.* aines *I, 11. II, 70.* ainem *I, 102.* ainen *I, 13. 83. II, 5. 16. 57.* ainm°tigen *I, 152.* main *I, 12.* vermainden *II, 19.* rain *II, 59.* rainer *II, 10.* rainen *II, 9. 89. 163.*
rainet *II, 20.* rainde *II, 13.*
erschain *I, 82. 129. II, 63.*
stain *I, 13, 83.* staine *II, 108.*
belaip *II, 91. 130.*
arebait *I, 158. 171.* arbaite *I, 19.*
menschhait *I, 63. 70.*
richait *I, 96.* gewonhait *II, 78.*
warhait *II, 62.* hailekait *I, 102.*
werdekait *II, 106.*
laide *I, 134.* lait *I, 13. 159.* gelait *I, 97. II, 107.*
gelaite *I, 18. 43.*
laiter *I, 22. 27. 29.*
berait *I, 42. 170.*
sait *II, 104.* gesait *I, 103.*
beschnait *II, 77.*

Für **ae** *verwendet unser schreiber häufig* **e**:
selden *I, 40. II, 146.*
selecliche *II, 158.* seleclichen *II, 160.*
wer *I, 112.* were *I, 121. 163.* werin *II, 137.*
enbere *I, 162.* mere *I, 120. 124.*
bemeret *II, 139.* beweret *II, 138.*
ierig *II, 167.*

Dagegen gebraucht er **ae** *für* **e**:
aehte *II, 137.* geschlaeht *I, 45.*
geschlaehte *I, 68. II, 36 neben* geschlehte *I, 84.* geschlehtes *I, 71.*

i *wird einige mal für* **e** *gebraucht:*
liebi *I, 166.* phlegist *I, 136.* werin *II, 137.*

o *begegnet st.* **a** *in* kom *I, 107, II, 56 im innern des verses, während im reime* kam *bewahrt bleibt.*
wo *st.* wa *steht II, 30.*

o *für* **ou** *steht in:*
hopt *I, 13.* tromme *st.* troume *I, 22. 28.*
bon *st.* boum *II, 16.*

Öfters zeigt sich das volkstümliche **o** *statt* **e**:
segnon *I, 47.* gesegnot *I, 43. 61. 68. II, 151. 158.*

erwachot *I, 72.* hazton *II, 168.* obrost *I, 29.*

Statt uns, unser *hat die hs. immer:* üns, ünser. *Vgl. Weinhold, Alem. gr. § 412. Bair. gr. § 357.*

ie *für* **i** *vor* **r**: hierten *I, 110.*

Über die consonanten sei bemerkt: auslautendes g *statt* **c** *begegnet:*

lag *I, 15. II, 33. 73.*

phlag *I, 14.* genv̊g *II, 117.*

schlv̊g *II, 87.* trv̊g *II, 17.* gewv̊g *II, 118.*

ierig *II, 166.*

Neben Isaac *II, 141 begegnet* Isaag *II, 112 und* Isaagez *II, 99 neben* Isaacces *I, 33.*

Ebenso finden wir im auslaute **d** *statt* **t**:

sid *I, 95.* bild *II, 32.* ward *I, 97. 98. II, 65. 118 und sogar* diend *I, 149.* nand *II, 79.*

Dagegen steht herte *für* herde *I. 108.*

s *ist häufig für* **z** *gebraucht:*

das *I, 50. 53. 58. 87. 89. 94. 97. 100. 107. 136. 141. 147. II, 37. 40. 67. 82. 89.*

swas *I, 51.* es *I, 28. 95. 141. II, 37. 140. 149.*

alles *I, 114. II, 149.*

liebes *II, 75. 77.* mas *I, 28.*

fürbas *II, 135.* gras *I, 84.* gos *I, 85.*

Dagegen komt oft **z** *für* **s** *vor:*

vnz (uns) *II, 161.* genaz *II, 71.* dez *II, 52.*

waz *II, 72.* Labanez *II, 15.*

Isaagez *II, 99.* segenz *II, 144.*

genezen *I, 134.* wezen *I, 135.*

Ezav *II, 123 neben* Esav *II, 119. 131.*

n = **m** *begegnet in* bon (boum) *II, 16.*

Für Joseph *steht* Josep *II, 166.*

t *ist eingeschoben in* mentschait *I, 63, wie dies im bair. dialecte oft geschieht. Oswald v. Wolkenstein bietet sogar* mentzsch[1].

Für die verbindungen **sl**, **sn** *wird oft* **schl**, **schn** *geschrieben:* geschlaeht *I, 45.* geschlaehte *I, 68. II, 36.* geschlehte *I, 54.* geschlehtes *I, 72. II, 162.* schlaffe *I, 73.* schl̄af *I, 20.* ent-

1) *Die beste hs. (X) der Oswaldschen gedichte schreibt:* mentzsch *I, 6, 3. VI, 169. XVII, 1, 5. 5, 25. XXV, 1, 16.* mentzschen *XVII, 1, 14. 2, 19. 4, 18.* mentzschlichen *XVII, 3, 6 usw. Die zahlen sind nach B. Webers ausgabe gegeben.*

schlief *I, 17.* schlůg *II, 87.* beschnait *II, 77.* beschnitten *II, 82.* egeschlich *I, 78.*

Interessant für mich ist, dass die länge des vokals durch verdoppelung des folgenden consonanten angedeutet wird: schaffen (= schâfen) *I, 108.* schaffe (schâfe) *I, 73.* befazzen *II, 113.* grozzer *I, 108. II, 71. 74. 106. 108.* grozzen *II, 171. Es ist dies nicht als schärfung aufzufassen, selbst nicht bei* vatter (= vater) *I, 41. 124. II, 93. 98. 107, denn im bairischen dialekte wird bis auf den heutigen tag das* **a** *in* vater *als länge gesprochen. Verdoppelt begegnet* **z** *in* gehaizze *I, 52.* giezzen *II, 43.* liezzen *II, 44.* svezzen *II, 164.*

An schreibverstössen sind mir nur zerstorsten *II, 31 st.* zerstorten. sparp *II, 111.* segen *st.* degen *II, 48,* mit krafte hoh *II, 127 aufgefallen, und II, 74, wo wol zu lesen ist:* Jacob was in grozzer klag, *vgl. II, 97. 98.*

Bieten die fragmente auch nur 347 verse, so geben sie doch lehrreiche einsicht in das vorgehen des dichters bei bearbeitung der vorlage. Rudolf war des lateinischen kundig, wie wir wissen. Er war aber auch, wo es ihm passte, kein schlechter übersetzer.

Wenn wir unsere 2 blätter mit der Genesis vergleichen, so hielt er sich bald genau an den vorliegenden text, bald gab er denselben freier wider; dann übersprang er stellen oder flocht eigenes ein.

Das erste blatt gibt Genesis 28, 10—29, 20. Ich gebe eine gegenüberstellung:

V. 1. 2 = Genes. 28, 10.
- 3—9 fehlen.
- 10—13 = Gen. 28, 11.
- 14—20 zusatz.
- 21 fgg. = Gen. 28, 12.
- 28 fgg. = Gen. 28, 13.
- 37 = Gen. 28, 15.
- 43 fgg. = Gen. 28, 14.
- 46—72 zusatz.
- 72—75 = Gen. 28, 16.
- 76 = Gen. 28, 17.
- 79. 80 zusatz.
- 81 = Gen. 28, 18.
- 86—90 = Gen. 28, 22.
- 93 = Gen. 28, 21.
V. 94—97 zusatz.
- 98 = Gen. 28, 19.
- 99 fgg. = Gen. 28, 22 u. 35, 7.
- 104 = Gen. 29, 1.
- 110 = Gen. 29, 4. 5.
- 112 = Gen. 29, 6.
- 115 = Gen. 29, 9.
- 118 = Gen. 29, 12.
- 122 = Gen. 22, 11.
- 123 zusatz.
- 124 = Gen. 29, 12.
- 126—130 = Gen. 29, 13.
- 132 = Gen. 29, 14.
- 133—137 zusatz.
- 138 fgg. = Gen. 29, 14. 15.

V. 144 fgg. = Gen. 29, 15.
- 148 = Gen. 29, 19.
V. 149 = Gen. 29, 20.
- 168—173 zusatz.

Zweites blatt:

V. 1—5 = Gen. 35, 1.
- 6—11 zusatz.
- 12 = Gen. 35, 2.
- 13—17 zusatz.
- 18 fgg. = Gen. 35, 2.
- 21 = Gen. 35, 3.
- 25—35 = Gen. 35, 4.
- 36—45 zusatz.
- 45—54 = Gen. 35, 5, doch frei behandelt.
- 55 = Gen. 35, 6.
- 57 = Gen. 35, 7.
- 60 = Gen. 35, 8.
- 62 fgg. = Gen. 35, 9. 10.
- 67 = Gen. 35, 16.
- 74—86 = Gen. 35, 18.
V. 87 = 35, 21.
Rudolf übergeht klug Gen. 35, 22—26 incl.
V. 91 = Gen. 35, 27.
- 94—97 zusatz.
- 98 fgg. = Gen. 35, 28.
- 104 fgg. = Gen. 35, 28.
- 110 fgg. = Gen. 36, 6—8 sehr frei.
- 119 = Gen. 36, 8.
- 121—135 ganz frei.
- 138 fgg. = G. 27, 28 fgg. ganz frei.
- 152—163 zusatz.
- 166—172 = Gen. 37, 2. 4.

Ich teile einige beispiele der widergabe mit:

G. 28, 12. Viditque in somnis scalam stantem super terram et cacumen illius tangens coelum, angelos quoque Dei ascendentes et descendentes per eam.

V. I, 21 fgg. dô sach der gottes wîgant
ein leiter in dem troume hie,
der hoeh unz an den himel gie.
An der sach er überal
engel gân ûf und ze tal
von im und zuo im aber wider
die leiter ûf und nider.

G. 28, 15. Et ero custos tuus quocumque perrexeris.

V. I, 37. ich wil dîn geleite sîn
und mit fride dich bewarn
ûf disem weg, den du wilt varn.

G. 28, 16. Cumque vigilasset Jacob de somno, ait: Vere Dominus est in loco isto et ego nesciebam.

V. I, 72. Jacob erwahte unde sprach,
dô er den troum im slâfe sach:

„zwâr got ist an dirre stat,
des wist ich niht.“

G. 28, 17. Quam terribilis est, inquit, locus iste! non est hic aliud nisi domus dei et porta coeli.

V. I, 76. Gotes hûs alhie ist ûf getân
daz himels tor âne wân.
disiu stat ist egeslich.

Frei aber schön ist G. 29, 20: „Servivit ergo Jacob pro Rachel septem annis: videbantur illi pauci dies prae amoris magnitudine“ *durch die verse I, 148 gegeben:*

daz lopt er im; er was aldâ,
vil dienstliche dient er sâ
Labâne durch die schoenen magt;
diu minne het an si verjagt
mit ainmüetiger minne
herze, muot unde sinne
sô sêre, daz in dirre zil
nâch ir dûhte niht ze vil.
von herzen was er ir sô holt,
daz ir süezer minne solt
ringert im die arebeit,
die er in ir dienste leit.
sînes herzen gerndiu gir
sô sêre sente sich nâch ir,
ê daz er ir enbaere,
daz im ringer waere
der dienest zwîvalt durch ir lîp,
daz si wurd sîn êlich wîp.
von liebe dûht in niht ze vil
des dienstes und der jâre zil.

Diese freie widergabe der bibelstelle zeigt uns Gottfrids von Strassburg geübten schüler. Möchten sich in Rudolfs reimchronik viele ähnliche stellen finden, wo der chronist sich frei und froh ergehen lässt.

Blatt I.

(a) gen Aram von bersabe
Gaht er, als im geraten wart.
durch Kananeam gie sin vart,
Ain lant, das man svs nande.
5 die lv̂te von dem lande

Sin lip mit vorhte ser entsaz.
si trv̊gen sinem vater haz.
Das vorht ǒch vil ser an im
die sta(t) ze Caiarelim
10 Und fv́r er vnd kom sa
aines abendes zv̊ der lvza.
Da ward er siner trvwe main.
er lait sin hopt vf ainen stain,
Vil manger hoher sorg er phlag.
15 doch swie vnsamft er lag,
In vil mangen sorgen tief
lag er verdaht, vnz er entschlief.
Do sich Jacob gelaite
nach der můden arbaite
20 Vnd der schlaf in v́berwant,
do sach der gottes wigant
Ain laiter in dem tromme hie,
der hoͤh vnz an den himel gie.
An der sah er v́beral
25 engel gan vf vnd ze tal
Von im vnd zů im aber wider
die laiter vf vnd nider.
Als er es in dem tromme mas,
ze obrost an der laiter saz
30 Got v́nser herre unde sach
von himel her nider vnd sprach:
Ich bin Abrahames got
vnd Isaacces, in dem gebot
Wil ich geben in dine hant
35 ze besizzen diz lant
Vnd nach dir dem kv́nne din.
ich wil din gelaite sin
Vnd mit fride dich bewarn
vf disem weg, den dv wilt varn,
40 Vnd wil din mit selden phlegen.
dins anen vnd dines vatter segen
Sol dir sin berait von mir,
so das gesegnot an dir
(b) In dinem samen werden
45 dv́ geschlaeht vf allen erden.

In dinem samen so wil ich
dich segnon vnd befriden dich.

Vf der verte phlag er sin
vnd tet im sine helfe schin,
50 So das ze saelden im ergie
nach wnsche, swas er an vie.
Ǒch tet got den gehaizze sin erkant,
do er fv̊gte da das lant
Sinem geschlehte sit
55 in den tagen vnd bi der zit,
Do die Israhelschen schar
Josve sit brahte dar,
Do wart das lant im vndertan,
wie der segen solt ergan,
60 Das dv́ kv́nne vf allen erden
gesegnot solten werden.
In sinem kv́nne das ergie
sit, do die mentschait enphie
Got v́nser herre krist,
65 der got gewer vnd mensch ist.
In dem alr der welte kint
gesegnot in sinem gelŏben sint,
Der sin geschlaehte hat erkorn
ze rehter sippe vnd er geborn
70 Nach der menschhait sit wart
von des geschlehtes rainer art.

Jacob erwachot vnd sprach,
do er den trŏm im schlaffe sach:
Zwar got ist an dirre stat,
75 des wist ich niht, hie ist gesat
Gotz hvs, al hie ist vf getan
das himel tor ane wan.
Disv́ stat ist egeschlich,
hie so ŏget got mir sich,
80 Des genad mir kvnt hie worden ist.
vf rihtet an der selben frist
Got, der im vor erschain,

77 Das himel tor ist vf getan ane wan *hs., doch* vf getan *ist rot durchstrichen.*

ze gehv́gd Jacob ainen stain
Mit der bezaichenvnge gros.
85 o̊l er vf den stein do gos
Vnd wiht in; Got gehiez er sa,
(c) das er im wolte geben da
Den zehenden siner habe gar
vnd das er wolte bringen dar
90 Ze opher sines zehenden tail
vnd dvrch des gv̊ten trŏmmes hail
Die stat mit opher erte,
wenn er wider kerte,
Das er got ain stat alhie
95 bvwte, als es ŏch sid ergie.
Mit vil hoher richait
ain stat ward vf das velt gelait.
Dv́ ward sit Bethel genant.
Der nam ist noch da fv́r erkant,
100 Das er tv́te gottes stat,
wan si wart got dar gesat
Ze ainem vrkv́nd der hailekait,
von der v́ns ist al hie gesait.

Jacob von dannan kerte sa
105 gen Mezopothamia
Vnd kom dar nach in Aram.
als er vf das gevilde kam,
Von schaffen grozzer herte vil
vand er al da. zem selben zil
110 Bat er die hierten in wizzen lan
vmb sinen o̊haim laban,
Ob er lebt vnd wer gesvnt.
si sagten im do sa ze stvnt,
Es fv̊r alles wol vmb in.
115 vil balde fv̊rten si in hin,
Da er labanes tohter vant,
ain maget, was Rachel genant.
Dv́ was nach wunsch wol getan.
do sagt er ir ane wan
120 Vil herze liebv́ mere,
das si sin niftel were.

Er kvste si minneclich.
dv́ edel tugend rich
Dv́ mere braht ir vatter do.
125 der was siner kv́nfte fro.
Mit fro̊den er im engegen gie,
vil frv́ntlich er in enphie
Vnd fv̊rt in in sin hvs haim.
sin gv̊ter wille im wol erschain.
(d) 130 Er sprach zim, do er het vernomen,
wie er in flv́hten dar was komen:
Du bist mines kv́nnes blv̊t,
nieman dir hie laide tv̊t,
Nu maht wol bi mir genezen;
135 durch mich solt dv des flizig wezen,
Das dv phlegist der schaffe min,
dv́ bevilch ich den trv́wen din.

Do ain manot hin kam
vnd dar nach ain ende nam,
140 Laban Jacoben fragte,
das es in niht betragte,
Ob er im dienen wolte,
was er im geben solte.
Er sprach: ich wil dienen dir,
145 wilt dv Racheln geben mir,
Vmb si siben iare zil.
des dvnkt mich vmb si niht ze vil.
Das lopt er im, er was al da,
vil dienstlich diend er sa
150 Labane dvrch die scho̊nen magt.
dv́ minne het an si veriagt
Mit ainmv̊tiger minne
herz mv̊t vnd sinne
So sere, das in dirre zil
155 nach ir dvhte niht ze vil.
Von herzen was er ir so holt,
das ir sv̊zer minne solt
Ringert im die arebait,
die er in ir dienste lait.
160 Sines herzen gerndv́ gir

so sere sente sich nach ir,
E daz er ir enbere,
daz im ringer were
Der dienst zwivalt durch ir lip,
165 das si wrd sin elich wip.
Von liebi dvht in niht ze vil
des dienstes vnd der iare zil.

Do das zil ain ende nam
vnd dv̂ zit Jacobe kam,
170 Das im solte sin berait
lon nach siner arebait,
Die er mit dienste het getan,
als ich vor gesprochen han.

Blatt II.

(a) Jacob dv solt durch die geschiht
dir ze sere fv̂rhten niht,
In bethel solt dv varn,
ich wil dich gar wol bewarn,
5 Vnd mach ainen alter mir,
da ich mich e o̊gte dir
Mit ansihteclichem schine.
dv solt aber e die dine
Rainen mit rainen sachen,
10 mit schulden rainer machen,
ob si inder schuldig sint.
Jacob besante sinv̂ kint
Und rainde si mit ler zehant.
Labanez abgot er vant,
15 Da si rachel verborgen
vnder ainen bon mit sorgen
Het. er namz vnd trůg si zin.
sv̂ne, sprach er, nu werfet hin
Die vermainden valschen abgot
20 vnd rainet v̂ch in gotz gebot.
Wir sv̂len das nit langer sparn,
in Bethel sv̂len wir varn
Von disem lande, daz ist min rat,

V. 163. 64 *in einer zeile geschrieben.*

Daz v́wer hant verw'rket hat.
25 Von dan berait er sich do sa.
nv hetten sine sv́n al da
Abgot, die hetten si genomen
in Sichem, do si dar komen
War'n mit vientlicher hant,
30 als es wol ist hie vor bekant.
Wo si zerstorsten die stat.
dv́ bild er im zaigen bat,
War an lag gezierde vil.
si hiez Jacob an dem zil
35 Begraben vnder ainem bǒmme do.
nv schribent svmelich also,
Das golt wrde da fvnden sit.
es hiez nemen der kv́ng Davit,
Do er mit hohen sachen
40 das tempel wolte machen
Got, als er gedahte,
daz sin svn volbrahte,
Vnd hiez ez ze samen giezzen.
(b) die abgo̊t ligen liezzen
45 Jacob vnd sine sv́ne da.
nv kam den lantlv́ten sa
Von got ain vorht in den mv̊t
so groz, daz si den degen gv̊t
Vmb der schuld geschiht
50 getorsten an komen niht,
Noch beswern durch den schaden,
dez si waren v́berladen,
Alz da von siner kinde hant
v́ch tet dv́ schrift bekant.

55 **M**it sinen kinden in Bethel
kom do der gv̊t israhel
Ainen alter bvte got
vnd ophert nach gotz gebot
Sin rain opher got al da.
60 bi der zit starp Delbora,
Dv́ rebekken het erzogen.

48 segen *hs.*

mit warhait vnd gar vngelogen
Erschain im got aber do
vnd staet im den namen also,
65 Daz er ward Israhel genant,
als im der engel tet erkant,
E das er kam in Salem.
von Bethèl gen Bethlehem
Fv̊r er, daz hiez do Efframta.
70 Rachel lag aines kindes da,
Mit grozzer arbait si genaz.
do das kint geborn waz,
Si lag tot an dem selben tag.
Jacob in grozzer klage was
75 Vmb sin herze liebes wip,
als er begrv̊p ir werden lip.
Sin liebes kint er do beschnait
nach der e gewonhait,
Bezaichenlichen nand er in
80 der zeswen svn Benjamin.
Bennon hiez er nach iamerz sitten,
e das er wrd beschnitten,
Wan sin mv̊ter an im starp
vnd an siner gebvrt verdarp.

85 Von Betleem fv̊r fv̊rbas er
fv̊r ainen tvrn, der hiez Ader,
(c) Vnd schlûg da vf sin gezelt
an die stat vnd vf daz velt,
Das vf im trv̊g die rainen stat,
90 Da sit das tempel wart gesat.
Da belaip er etwie lange sit
vnd was al da unz an die zit,
Das er zv̊ sinem vatter kam
in Ebron. do der vernam
95 Sine kvnft, er was sin fro.
Rebekka was erstorben do.
Des het er trvrecliche klag.
nv waren sines vatter tag
Isaagez also vil,

V. 99. 100 *in einer zeile geschrieben.*

100 das sin alter vf das zil
Sin leben do begvnden iagen.
er starp dar nach in kurzen tagen,
Do sine tag in ir iarn
mit zal erfv́llet warn.
105 Der was, sait dv́ schrift fv́r war
ahzig vnd hvndert iar.
Er wart mit grozzer werdekait
in sines vatter grap gelait
In dem staine in Ebron,
110 den er e kǒfte vmb Ephron.

Do der patriarche starp
Isaag vnd er verdarp,
Sines gvͦtes erbeschaft
besazzen do mit richer kraft
115 Sin sv́n, das was billich.
das gvͦt si tailten vnder sich.
Des was so vil, me dañ genvͦg,
das man niemannes do gewͦg,
Des habe wrd grozzer bekant.
120 do fvͦr Esav ze hant
In sin gebirg vnd belaip al da.
das lant hiez Idumea
Vnd was gelegen bi Damas,
da Ezav do inne was
125 Vil gewalteclich.
von dem selben rich
Zelt Moyses zwelf kv́nig rich
mit krafte hoh gelich.
Nv do was kv́ngez namen erborn,
130 die von der fruht waren geborn;
Nv ir anegenges stam
(d) an Esav geschlechte nam
Vnd alle bi ir iarn
da kv́nge warn.
135 Des giht aber der jude niht.
sin zal niht fv́rbas giht,
Wan das von dem geschlaehte
der kv́nge werin aehte.

111 sparp *hs.* 124. 25 *und* 133. 34 *in einer zeile geschrieben.*

Al hie het vns beweret
140 dv́ schrift vnd bemeret,
Wie es vmb den segen ergie,
den Isaac sinen kinden lie.
An o̊l an win an korne
wart der wolgeborne
145 Jacob mit des segenz kraft
gehoͤhet an herschaft
Vnd nach der selden wnne
gewirdet mit rainem kvnne.
Jacob den segen vor enphie,
150 als es alles sit ergie.
V́ber korn o̊l vnd win
mv̊st Esav gesegnot sin.
Das wart gewer dar an,
das er dv́ bezzern lant gewan.
155 Jacob nach der gottes e
der gewan herschaft me,
So vil, das von siner art
al der erde kv́nne wart
Gesegnot selecliche
160 zer welt vnd ze himelriche
Mit seleclicher sigenv[n]ft
von v́nser herren Cristes kvnft,
Der dvrch. v́nz geborn wart
von des rainen geschlechtes art
165 Vnd von Marien der zv̊szen magt,
als es dv́ schrift fv́r ware sagt.

Josep, do der nach rehter art
sehzehen ierig wart,
In hazton ser die brůder sin
170 vnd taten im vnfrv́ntschaft schin
In ir mv̊te ze aller zit.
si hetten des vil grozzen nit
stille vnd etswenn v́berlvt,
das er dem vater was so trvt
175 Vnd im ie vor in allen.

GUFIDAUN, 13. APRIL 1888. IGNAZ ZINGERLE.

DER TRAKTAT DER UPSALA-EDDA

„af setningu hattalykils.“

Der sogenante zweite traktat der Edda wird algemein als eine orthographische abhandlung betrachtet. Müllenhoff DA V, 167 spricht von „drei kapiteln über das nordische, in der schrift zu verwendende buchstabensystem“; in der neuen ausgabe für das Samfund til udgivelse af gammel nordisk litteratur heisst der traktat „zweite grammatische abhandlung“; Björn Magnússon Ólsen betont in der einleitung zu der ausgabe der dritten und vierten Eddaabhandlung ausdrücklich die wichtigkeit unseres traktates für die geschichte der grammatik auf Island. Nur Möbius hat (Háttatal II, 41) auf den zusammenhang zwischen dem traktat und dem commentar des Háttatal hingewiesen und vermeidet jede bezeichnung, die auf die behandlung des alphabetes im traktat gewicht zu legen schiene.

Wenn ich im folgenden nachzuweisen suche, dass unser traktat eine andere bedeutung hatte als die orthographie zu regeln, so gehe ich von der voraussetzung aus, dass Müllenhoffs arbeit über die Snorra-Edda wenigstens E. Mogks charakterisierung des cod. U. volauf bestätigt und insbesondere die kurze fassung des traktates in U mit recht als ursprünglicher, die lange im cod. W mit recht als „alberne kompilation“ bezeichnet hat. Auch was die mängel in der zusammenstellung der Eddateile und deren ursachen anlangt, muss ich Müllenhoffs ausführungen innere wahrscheinlichkeit zugestehen, möchte aber daran erinnern, dass Müllenhoff selbst an die grenzen der „herstellenden kritik“ gerade bei der Eddafrage mit drastischen worten erinnert hat.

Der traktat steht zwischen Skáldskaparmál und Háttatal. Mit ersterem hat er gar keine verbindung, mit lezterem keine äussere. Gehört eine rechtschreiblehre überhaupt in den rahmen der Edda? Können wir annehmen, dass Snorri, wenn auch vielleicht an einem anderen ort und mit anknüpfenden anfangs- und schlussworten den traktat als solche in sein handbuch für junge skalden aufgenommen wissen wolte? Oder ist derselbe durch versehen hineingekommen und solte nur dem schreiber zur norm dienen? Weder das eine noch das andre. Mit der „Eddulist“ hat die orthographie nichts zu tun; so wie heutzutage für das papier berechnet waren zu Snorris zeiten die lieder nicht, dass man dem jungen skalden gleich mit der verslehre die mittel an die hand hätte geben müssen, seine künftigen opera der nachwelt überliefern zu können. Was soll dann in einer schreiblehre die

ganze einleitung über die naturlaute und geräusche[1]? was die eigentümliche gruppierung der laute in den beiden figuren? Die rechteckige figur wäre reine spielerei, nur der untere teil von *đ* ab hätte praktischen wert, aber auch nur beschränkten. Auf der anderen seite ist der traktat als norm für die orthographie ganz unvolständig; über die bedeutung von *ǫ* und *ę* ist z. b. nicht gehandelt. Die kurze bemerkung: dass in *ę* und *ǫ* der *a*-haken statt des volständigen *a* geschrieben werde, gehört wol ursprünglich gar nicht in den text; sie schliesst sich unmittelbar an einen abschnitt an, der unmöglich an richtiger stelle steht. Es gehen nämlich die zur beleuchtung der anwendung von längezeichen gewählten sätzchen „*á þri ári sem ari var fœddr, þat er í míno mini*“ vorher, dann folgt eine bemerkung: oft verändert die aussprache von worten den ganzen sinn, je nachdem der vokal lang oder kurz gesprochen wird. Dieser satz gehört offenbar vor die beispiele, und in W findet er sich in der tat etwas verkürzt vorher und aus ihm wird dort die notwendigkeit des längezeichens abgeleitet; er komt dann aber nachher noch einmal an der gleichen stelle wie in U. Es scheint derselbe also ursprünglich am rande gestanden zu haben; mit ihm kam dann wol die nun ganz unvermittelte bemerkung über *ę* und *ǫ* in den text. In dem entwurf war sie nachträglich an den rand geschrieben, weil *ę* und *ǫ* in der zweiten figur ihren platz gefunden hatten. Was über *ę* und *ǫ* gesagt ist, zeigt deutliche spuren der entlehnung aus abhandlung I, dass es ganz flüchtig nachgetragen wurde geht daraus hervor, dass o übergangen ist wie in tab. II; absichtlich kann das nicht geschehen sein, denn der laut *o* muss zu Snorris zeit vorhanden gewesen und *ǫ* kann nicht *ö* gesprochen worden sein, da sonst der hinweis auf die beziehung zwischen *ǫ* und *a* ganz ungeschickt gewesen wäre, auch kann es nicht zufällig sein, dass im Háttatal nur *ǫ* mit *ǫ* und *ø* mit *ø* reimt, aber nie *ǫ* mit *ø*.[2] — Dem verfasser des traktats lag nichts an der volständigkeit des alphabetes, eben weil er kein neues orthographisches system einführen, auch nicht ein bestehendes lehren wolte.

Mit der lehre von den dichterischen umschreibungen ist die eine hälfte der theorie, die im kommentar zum Háttatal als *grein* bezeichnet ist, die *málsgrein*, erledigt. Im verlauf der kommentierung des H wird die andere hälfte, die *hljóđsgrein*, und die theorie der *tala set-*

1) Diese stimt mit einzelnen partien des Skáldskaparmál in der darstellungsform so überein, dass der verfasser derselben Skáldskaparmál wol gekant haben muss.

2) Anders urteilt über die *ø* dieser zeit Larsson in seiner ausgabe von cod. AM. 645. 4° s. LIII.

ningar háttana im anschluss an die strophen des liedes behandelt. Was *tala* ist bedurfte keiner weiteren erklärung, dagegen versteht sich die bedeutung von *hljód* nicht so ganz von selbst. Durch die verwendung von reimstäben und später von reimsilben war der Isländer gezwungen und befähigt, die einzelnen laute im wort als selbständige einheiten zu isolieren, aus ihrer verbindung mit anderen lauten loszulösen, noch ehe er zu schreiben und lesen gelernt hatte. Aber das geschah mechanisch, nach dem gehör. Mit der verbreitung der buchschrift[1] wurde die trennung der laute einerseits erleichtert, andererseits aber auch erschwert, indem das ungenügende schriftsystem den hörenden befangen machte. Recht lehrreich ist als beleg für diese bekante erscheinung die behandlung des *i* und des *þ* und *c* in unserem traktat, davon später!

Die isolierung und verbindung der laute nun, gewissermassen als wissenschaftliche grundlage für die spätere definition des reimes (Hátt. 2 $^{13-26}$) ist es, was der verfasser des traktates darstellen wolte; von der verbindung der vokale mit konsonanten, von der fähigkeit, isoliert ganze worte darzustellen handelt — von der einleitung abgesehen — der ganze traktat, die verbindungsfähigkeit der laute ist für die zwei tabellen und ihre einteilung bestimmend gewesen.

Die einleitung begint mit der frage: *hvad er hlioþs grein?* Wir erwarten diese frage Hátt. 1 ^{11}. Aber wie dort nach *málsgrein* nicht gefragt wird, weil die antwort schon mit dem vorausgehenden Skáldskaparmál gegeben ist, so wird auch eine algemeine definition von *hljódsgrein* nicht verlangt, weil sie eben im Tr. schon vorliegt; dagegen folgt hier die erklärung von *hljódsgrein* als terminus der verslehre, als welcher er im Tr. nicht erwähnt ist. Es wird nämlich in der besprechung der *hlióþsgrein* ersichtlich vom algemeinsten zum besonderen fortgeschritten. Der traktat begint mit den lauten (*hlioþ*) überhaupt, handelt dann von den lauten der tiere, endlich von den menschlichen sprachlauten; von diesen aber im einzelnen nur insoweit, als es für die würdigung der reime nötig ist. Man möchte fast glauben, dass der traktat dazu bestimt war, in die einleitung des Háttatalcommentars verarbeitet zu werden. Er wäre leicht vor 1 ^{15} einzuschieben; die worte *stafasetning gerir mál alt* könten dann fallen, sie ersetzen im kommentar eine algemeine definition von *hljódsgrein* und stehen

1) Ich nehme mit Storm an, dass die runenschrift auf Island zu längeren aufzeichnungen wenig oder gar nicht verwendet wurde, und dass sie gar nicht so algemein verbreitet war. Anders bekantlich Ólsen in seiner schrift: Runerne i den oldisl. Lit. (Kbh. 1883).

bereits im traktat (*málstafir .. gera mál af hendingum þeim sem þeir gera við hliodstafina fyrir eða epter*); und statt *hljóðsgrein er þat* wäre, ähnlich wie kurz zuvor zu schreiben *hljóðsgrein háttanna er þat*.

Der inhalt des traktats ist zusammengestelt mit rücksicht auf die bedeutung der *hljóðsgrein* für die skaldendichtung, für die *stafa setning*. Das möge nun im einzelnen untersucht werden.

I. Die kreisfigur und der kommentar dazu.

Der mitlere kreis enthält die vier buchstaben, die bloss im anlaut stehen können (also nur im stabreim verwendbar sind): *þ, r, h, q*. Es wäre an und für sich denkbar, dass hier die regel gegeben werden wolte, man solle *þ* nur im anlaut schreiben (im inlaut *ð*); aber bei *r, h, q* passt eine entsprechende regel gar nicht; denn niemand kann daran denken *h* im in- oder auslaut zu schreiben, andererseits hat man nie anstand genommen, *r* und *q* im inlaut zu gebrauchen. Gemeinsam für alle vier laute ist nur, dass sie zum stabreim, nicht aber zum silbenreim taugen; für *r* nur ein paar belege aus Hátt.: 9[8] *spjǫr : ǫrvar*, 10[8] *skǫr : hjǫrvi*, 17[6] *friðlæ : særar*, 16[7] *þryngr : sǫngvi*; für *q*: 21[8] *kløkk : søkqva*, 22[2] *rekkir : kløkqvan*. Was *þ* anlangt, so scheidet entweder der traktat zwischen *þ* = stimloser spirans und *ð* = stimhafter (dann würde aber z. b. 48[4] *auþs : rauðu* gegen die regel sein, solche fälle von stimlosem *þ* im wortinnern sind freilich sehr selten), oder er steht bereits unter dem bann der orthographie und scheidet — wie unsere grammatiker bis in die jüngste zeit — die laute, weil die buchstaben geschieden sind. Jedenfals beweist die zusammenstellung des *þ* und *h* mit *q* und *r*, dass die worte: *ma til enskis annars nyta en vera fyrer oþrum stofum* die fähigkeit im wort**an**laut, der unfähigkeit im wort- (und silben-) **aus**laut zu stehen gegenüber stellen wollen.

Im zweiten kreis stehen 11 konsonanten, die im an- und auslaut stehen können, aber kein wort für sich bilden (die also zum stab- und silbenreim taugen, aber nicht allein für sich eine reimsilbe bilden können): *b d f g l m n p r s t*.[1]

Im dritten ring sind zwölf vokale, die in vier gruppen zerfallen: einfache *a e j o u y*, zusammengesezte, die mit ligaturen geschrieben werden *æ ar ay;* zusammengesezte, die mit getrenten buchstaben

1) So in der figur, der traktat hat *k* und *ſ* noch, was zur zahl 11 nicht stimt, es ist jedoch möglich, dass durch falsche einteilung (für *l* sind zwei fächer verwendet) ein buchstabe, *k* verdrängt wurde.

geschrieben werden *ey*[1] *ei;* endlich der „wechsler" *i* (diese vokale können im anlaut und auslaut stehen und für sich silben (wörter) bilden — also taugen sie zu stab- und silbenreim, können lezteren aber [anders als die konsonanten im zweiten ring] allein für sich bilden). Dass *æ* hier als zusammengesezter laut gilt, darf nicht wunder nehmen: entweder ist schon im 13. jahrhundert *æ* circumflektiert worden (woraus neuisl. *ai;* über die ersten spuren des vollen diphthonges s. mein handbuch s. 34), oder es hat die zusammensetzung des buchstaben die auffassung des lautes beeinflusst.[2] Jedenfals ist aber der diphthongscharakter des *æ* hier viel weniger betont als die geschlossenheit des lautes, gerade wie bei *ei* und *ey*, bei denen ausdrücklich bemerkt ist, dass sie einen laut zusammen ausmachen, der *e* und *i*, *e* und *y* enthält, dass man nur auf eine ligatur verzichte, weil sie sich nicht leicht (*óhægt*) binden lassen. Wenn hier vom schreiben ausführlicher gehandelt ist, so liegt der grund darin, dass der verfasser hier den widerspruch zwischen schrift und aussprache erkante und deshalb mit der gefahr rechnen zu müssen glaubte, dass der schüler durch die schrift irregeführt dinge trenne die zusammengehören. Der zwölfte buchstabe fehlt im kreis als zwölfter, da er schon als dritter steht, es ist *i* vor vokalen. Dieses *i* gehört eigentlich nicht in den ring und fehlt deshalb in der zeichnung mit recht; aber besprochen muste es doch werden und so wird es im traktat im anschluss an den dritten ring behandelt. Es werden die schon vorher erwähnten funktionen des gegensatzes halber widerholt (*i* als vokal, *i* als zweiter konsonant von diphthongen), ferner heisst es: wenn aber ein vokal nachfolgt, wird es konsonant und werden mit ihm viele volständige (einsilbige) worte gebildet, wie *ia*, oder *iorþ* oder *ior*. Ein anderer wechsel des *i* ist der[3], ... wenn ein konsonant vorhergeht, aber ein vokal folgt: wie in *biorn*, oder *bior* oder *biorg*." Ist zwischen dem *i* in *iqrđ* und in *biqrg* ein unterschied? Ich weiss nur einen: in *iqrđ* ist *i* reimstab, in *biqrg*

1) Dass *ay* (lig.) und *ey* nebeneinander aufgeführt werden, zeigt widerum, dass es dem verfasser nicht darum zu tun war, ein system aufzustellen oder über seine schreibung rechenschaft zu geben, sondern, dass er das verhältnis von laut und schrift darstellen wolte: schreibt man die ligatur *ay*, so drückt man in der schrift die enge verbindung der beiden laute aus, schreibt man *ey*, so muss man darauf verzichten. Dass *ay* und *ey* im klang gleich sind, darauf komt es dem verfasser in dem zusammenhang viel weniger an, als auf die trotz der verschiedenen bezeichnung gemeinsame diphthongengeltung. Übrigens ist *ay* (lig.) selten gebraucht, z. b. in AM 645 4°, im Ágrip, in handschriften also, deren entstehungszeit in Snorris schriftstellerjahre oder kurz nachher zu fallen scheint.

2) *æ* wurde auch in deutschen grammatiken lange als diphthong behandelt.

3) Hier folgt *i* als teil von *ei*.

aber nicht; auch zum silbenreim taugt das lezte *i* nicht, vgl. die adalhendingar *valdr : skjaldar* Hátt. 5[8], *spjǫr : ǫrvar* 9[8], *blóđ : rjóđa* 11[8], *skǫr : hjǫrvi* 10[8] usw.[1]

Wenn weiterhin im anschluss an den dritten ring von der quantität der vokale die rede ist, so bedarf es wol nicht erst eines nachweises, dass die gleiche oder ungleiche quantitat für die reime von bedeutung ist. Gerade dass die quantität in diesem zusammenhang — wo nur von der stellung zu den konsonanten und der fähigkeit silben und worte zu bilden die rede ist — behandelt wird, ist für mich ein beweis, dass die laute nur nach ihrer bedeutung für den vers betrachtet werden. Es heisst: *ef skyrt skal rita, þa skal draga yvir þann stafinn er seint skal leiþa,* d. h. wenn man vokale, die in der aussprache verschieden sind, in der schrift auch unterscheiden will, soll man die langen mit einem strich bezeichnen. Es wird hier eine schreibregel gegeben, aber doch nur eine bedingte; der sinn kann dem zusammenhang nach nur sein: durch die gewöhnliche, unterschiedslose widergabe von *a* und *ā* darf man sich nicht verleiten lassen, beide für gleich zu halten; kann doch die verschiedene quantität zwei sonst ganz gleiche wörter unterscheiden, wie *ári* und *Ari,* man solte also eigentlich kürzen und längen auch in der schrift unterscheiden.

Über die stelle, in der *ę* und *ǫ* statt *æ* und *ao* empfohlen werden[2], ist oben schon gesprochen. Gehört sie gegen meine dort vertretene vermutung wirklich in den text, dann muss sie den sinn haben: für die einfachen laute *ę* und *ǫ* ist die bezeichnung durch den *a*-haken zu empfehlen, anstatt der schreibung *æ, ao* (weil man sie sonst mit zusammengesezten lauten verwechseln oder dafür halten könte, so dass man etwa *rauđ* (*raođ*) und *hlǫđr* (*hlaođr*) bände. Für *ø* (und *ǿ*) war die ligatur *œ* auf Island nicht gebräuchlich (sie ist vor allem norwegisch — dafür auf Island *ò* oder in älterer zeit *eo* —; als der traktat entstand war wol *eo* ganz ausser gebrauch gekommen). Es wäre daher möglich, dass deshalb von *ø* nichts erwähnt wird, weil keine dem verfasser bekante schreibung den laut zum doppellaut stempelte, also kein misverständnis zu bekämpfen war. Oder brauchte der verfasser *ǫ* auch mit für *ø*, wie so viele handschriften des 13. jahrhunderts? Ich glaube nicht.

1) Es muss auffallen, dass hier nur bei *i* der unterschied der vokalischen und der konsonantischen geltung hervorgehoben wird, nicht auch bei *u*. Der verfasser schrieb also wol nur *v* (nicht *u*) als konsonant, und kent auch die reimbindung von *v* mit vokal nicht, da er von dem zusammenhang des *v* mit dem vokal *u* keine ahnung mehr hat. Dies spricht gerade nicht für umfassendere kentnisse des autors.

2) Sie ist in U und W verderbt überliefert.

Im vierten ring sind 12 buchstaben: *bb, dd, ff, G, K, ł, M, N, pp, R, S, ṭ* (oder *T?*), welche sämtlich modifikationen der einfachen konsonanten, die im auslaut von worten oder silben (*samstǫfn* ist wol zu lesen statt *nofn*) möglich sind, darstellen sollen. Die paarweis zusammenklingenden beispiele: *holl : fjall, cross : hross, framm : hramm* zeigen, dass der verfasser an die reimworte oder reimsilben dachte: in skothending wie aðalhending reimt *M* (d. i. *mm*) nur mit *M*, nicht mit *m*. Die bemerkung, dass man entweder eine besondere form des konsonanten oder die gewöhnliche doppelt zu schreiben habe[1], besagt wider nichts anderes, als dass die verschiedene bezeichnungsart keine verschiedenen laute widergebe. Die worte: *þessir stafir gera ecki annat en menn vilia hava þa firi ritzhattar sakir*, die in W ganz fehlen, in U aber vielleicht entstelt sind, scheinen mir dies anzudeuten.

Der fünfte ring enthält die drei buchstaben *đ, z, x*, die nur im silbenauslaut stehen können (also nur für den silbenreim bedeutung haben) und *c* „und es haben einige die schreibweise, es für *konung* zu gebrauchen, aber das ist seine einzig richtige bedeutung: wie die anderen endbuchstaben im silbenauslaut zu stehen.“ Die erste hälfte, die von *c = konungr* handelt, fehlt in W, stand sie am rand? Die zweite hälfte ist etwas unverständlich. Schon der verfasser von abh. I kam mit dem *c* nicht recht ins reine; er nent das einfache *c* (das er für *k* braucht) nach „schottischer“ d. i. „irischer“ weise *che*, das doppelte *ccc*. Lässt der verfasser des traktat II *c* nur als endbuchstabe gelten, so kann er entweder an *c* in der verbindung *ck* gedacht haben[2], oder er denkt an die benennung *che* und fand den laut *ch*[3] in der tat z. b. im auslaut von *miǫc, mic, þic* duch *c* bezeichnet; das irische *ch*, auf das abh. I zurückweist, hatte die geltung χ.

Die schlussworte der ersten hälfte: *Titlar ero sva ritaþir her sem ioþrum ritzhætti.* könten meine ansicht zu fall bringen, wenn sie nicht auch in einem abriss der orthographie ungehörig erschienen. Die kreisfigur enthält allerdings ausser *đ* (*meþ*) *x* (*ecs*), *z* (*þet!*), *c* (*ce*) noch 4 tituli; diese gehören aber offenbar nicht in den ring der *undirstafir*.

1) Die aus abh. I stamt. *æ* für *ę* findet sich vor allem in norwegischen handschriften, aber auch im Ágr., AM 291, 4⁰, im St. homil. b.

2) Denn er lässt ja neben den besonderen buchstabenformen auch doppelschreibung zu, also *ck* neben *k*; einfaches *k* fehlt der figur, wie bemerkt, ganz.

3) Über *ch* für *k* im auslaut s. Axel Koch, Undersökn. i svensk språkhistoria s. 13. In der kreisfigur ist freilich *ce*, nicht *che* geschrieben, aber es ist auch sonst im äussersten ring verschiedenes flüchtig hingeworfen, so *þet* für *zet*.

Die bemerkung über die tituli im text sagt nicht, wie die stellen, die man als orthographische anweisungen betrachten könte, wie man schreiben soll, oder wie man algemein schreibt, sondern wie „hier geschrieben ist"; „hier" kann auf das Eddamanuscipt gehen, kann aber auch auf die kreisfigur hinweisen. Ich glaube die tituli sind durch die (am rande eingetragene?) anmerkung über den titulus *c* = *konungr* in diesen zusammenhang gekommen. Nachdem über *c* als abkürzung die rede war, könte man auch die übrigen abkürzungen aufgezählt haben wollen, dies weist der schreiber des schlusssatzes als unnötig zurück, da die abkürzungen hier wie anderwärts seien; ein paar sezt er (oder ein späterer), um doch etwas zu tun, in die figur, aber darunter nicht einmal die häufigste, die doch abh. I anführt, nämlich ʼ.

II. Die rechteckige figur und ihr kommentar.

Der text begint mit dem wort *stafasetning*, buchstabenverbindung, welches, wie oben erwähnt, auch im Háttatal gebraucht wird, und zwar dort als algemeinerer ausdruck gegenüber der *hljóđsgrein*, d. i. der lautverbindung zum reim; im folgenden komt auch das wort *hending* ein paarmal im traktat vor, aber gleichfals nicht, wenigstens nicht notwendig, in der technischen bedeutung von „reim." Die erklärung der rechteckigen figur ist in ihrem ersten teil schwerfällig und verderbt überliefert. Ich sehe hier von der erläuterung des grifbrettes, der schlüssel und saiten ab, denn die tabelle selbst ist klarer als die erläuterung; aber die worte 61[10] *þessar hendingar* usw. bedürfen einer näheren beleuchtung. So wie sie in U überliefert sind (in W fehlen sie), geben sie keinen vernünftigen sinn. Klar ist nur, dass gesagt wird, die lautverbindungen, welche die tabelle darstelt, sind die kürzesten, denn sie bestehen nur aus je einem vokal und einem konsonanten. Ich nehme keinen anstand den satz *ok gerir — setninginni* hinter *„haft hava"* zu stellen[1], denn *gerir* bildet die natürliche fortsetzung zu *tekr* z. 9: der sinn ist: die manipulation am grifbrett bringt die gewünschte verbindung von konsonant und vokal hervor und „schaft so viele *hendingar* als oben in der *stafa setning* (d. i. in der tabelle s. s. 61[1]) verzeichnet sind", nämlich so viele *hendingar* als die tabelle buchstabenzeichen enthält. Hieran muss sich dann der satz schliessen: aber diese *hendingar* sind nicht alle möglichen, etwa *þessar hendingar ero (ekki allar en) ero meiri, en þær sem fyrr ero ritaþar (ero) hinar minzto* ... oder *þó ero h. enn meiri*, usw.

1) Dass der traktat in U umstellungen sich gefallen lassen muss, zeigt s. 58[1–4], (s. 369[9] fgg.).

Der schluss des traktats ist von F. Jónsson eingeklammert worden, aber vielleicht besser noch hätte er den anfang eingeklammert, denn die worte *her standa* bis zum ende erweisen sich als zweite und zwar erheblich klarere erläuterung des bildes vom grifbrett.

Die figur und beide commentare aber wollen nichts anderes als die einfachsten der verbindungen, von denen in der ersten hälfte die rede war, soweit sie für die lehre von den reimen verwendbar waren, übersichtlich zusammenzustellen; es fehlen deshalb die verbindungen mit ę und ǫ hier mit recht nicht, und ø ist wol nur aus versehen weggeblieben. Die figur ist sehr geschickt gemacht, mit einem blick übersieht man alle einfachen silben, die für silben- und stabreim passen.

Der traktat bietet, auch wenn man von der schlechten überlieferung in U absieht, manche unebenheiten. Er erweist sich mit seinen termini sowie durch die vermeidung alles dessen, was im kommentar zum Háttatal ausgeführt ist, als teil dieses kommentares. Möbius hat nachgewiesen, dass Snorri selbst nicht der verfasser des Háttatalcommentares ist, auch den traktat könte Snorri nur in einer sehr schwachen stunde geschrieben haben. Nichts hindert uns, anzunehmen, dass der traktat vom verfasser jenes commentares im auftrage Snorris hergestelt ist. Die figuren könte Snorri selbst entworfen haben. Der erste redaktor des Edda-nachlasses, Müllenhoffs x, fand den traktat in concept bei dem Háttatalcommentar, wol schlecht geschrieben, korrigiert, mit randbemerkungen, den text zur zweiten figur in doppelter fassung. Schon x mochte den traktat als eine orthographische arbeit auffassen, von ihm stamt dann die stelle über die *titlar* und anderes was jezt den text überlädt. Der redaktor y hat endlich die ursprüngliche bedeutung des traktates ganz verwischt und durch neue entlehnungen aus abh. I, durch geistliche zutaten die sonderbare mischung, die uns in abh. II W vorliegt, zuwege gebracht.

MÜNCHEN. O. BRENNER.

EINE BEARBEITUNG DES PAPINIANUS AUF DEM REPERTOIR DER WANDERTRUPPEN.

Es pflegt als feststehende tatsache betrachtet zu werden, dass zwischen dem sogenanten gelehrten buchdrama und dem schauspiel des wandertruppenrepertoirs im 17. jahrhundert eine niemals durchbrochene scheidewand gestanden habe.

Insofern ist diese behauptung allerdings richtig, als die kunstdramen wol niemals von den wandertruppen in der form gespielt worden sind, in welcher sie gedruckt vorlagen; in bearbeitungen aber kam das kunstdrama des 17. jahrhunderts auf die bühne der gewerbsmässigen schauspieltruppen und hielt sich auf dem repertoir bis zur mitte des 18. jahrhunderts.

Als beleg für diese behauptung möge ein drama dienen, dessen handschrift die k. k. hof- und staatsbibliothek zu Wien bewahrt[1]; es führt den titel:

„Der Grossmüthige Rechts Gelehrte *Aemilius Paulus Papinianus* oder der Kluge Phantast und *wahrhaffte Calender Macher*",

und ist eine, dem grösseren publikum mundgerecht gemachte bearbeitung des Papinianus von Andreas Gryphius.

Die handschrift, welche aus 25 blättern und einem beigeklebten scenar besteht, trägt auf blatt 1ª die aufschrift: „J. C. Haacke. Symb. Semper Idem", dann folgt auf 2ª titel, personen- und requisitenverzeichnis. Die nun folgenden 23 blätter enthalten den text der tragödie, welcher mit der unterschrift versehen ist: *Tragoediam hanc in ‖ memoriam Iulianae ‖ Compagniae scripsit ‖ G. R. Haskerl olim stud. ‖ N(unc) V(ero) Comicus Merseburg.(ensis) 1710.*" Das beigeklebte scenar endlich trägt auf seiner rückseite den vermerk: „*In Dresden C(arl) L(udwig)*[2] *H(offmann) Ano 1722 3 July.*"

G. R. Haskerl, der schreiber des manuscripts, ist wol identisch mit jenem prinzipal Hasskerl, von dem die allerdings recht unzuverlässige chronik des deutschen theaters berichtet, dass er um 1720 eine truppe geleitet habe, deren erster schauspieler Markgraf weder lesen noch schreiben konte, und dass er 1726 notar geworden sei[3].

Seine unterschrift lehrt uns ferner, dass er, ein ehemaliger student im jahre 1710, als komiker der Merseburger schauspielergeselschaft wirkte, und seine tragödie „in memoriam Julianae Compagniae" geschrieben hat.

Mit dieser „Juliana Compagnia" kann nur die truppe der Sophie Julie Elenson gemeint sein, deren prinzipalin um jene zeit unter

1) Cod. 13161.

2) Das C und L ist allerdings so verschlungen, dass die beiden buchstaben ein Q zu bilden scheinen; da aber der nämliche namenszug sich auch bei dem ausgeschriebenen namen Hoffmanns findet, so unterliegt die obengegebene deutung der initialen C L und H keinem zweifel.

3) (Ch. H. Schmid) Chronologie des deutschen theaters (1775) s. 53 u. 57.

dem namen „die schöne Juliana“ bekant war. Derselbe name wird ihr auch in einem schmähgedicht beigelegt, das sie ihres anstössigen lebenswandels wegen angriff[1]. Sie selbst rühmt sich in einer 1710 gemachten eingabe an den Frankfurter magistrat, dass sie eigens für sie angefertigte stücke zur aufführung bringen wolle[2], zu denen vielleicht auch die oben angeführte bearbeitung des Papinianus gehört hat; denn das manuscript derselben war im besitz ihrer truppe, wie der namenszug ihres späteren gatten J. C. Haacke auf bl. 1[a] der handschrift beweist. Aus dessen händen gieng es an C. L. Hoffmann, den dritten gatten der Elenson über, der dasselbe, wie der oben erwähnte vermerk auf dem scenar dartut, bei einer aufführung zu Dresden am 3. juli 1722 benuzte.

So unterliegt es keinem zweifel, dass Haskerl seine tragödie für Sophie Julie Elenson schrieb und zwar glaube ich annehmen zu dürfen, dass er nicht nur der schreiber, sondern auch der bearbeiter dieses dramas war, da er als ehemaliger student einen gewissen grad von bildung besessen und schwerlich für eine fremde truppe lediglich schreiberdienste getan haben wird; auch jene oben erwähnte bemerkung der Elenson dem Frankfurter magistrat gegenüber, lässt darauf schliessen, dass sie sich im besitz neugefertigter stücke, nicht von abschriften schon vorhandener wuste. Schliesslich wäre die etwas weitschweifige unterschrift Haskerls für einen abschreiber doch zu anmassend.

Inwieweit er aber selbständig arbeitete, inwieweit er ältere bearbeitungen benuzte, ist mit dem vorhandenen material nicht festzustellen; dass es vor ihm schon bearbeiter des Papinianus gab, ist sicher; denn wir finden aufführungen des stückes durch wandertruppen schon seit 1677 erwähnt, denen ohne frage das original des Gryphius nicht zu grunde gelegen haben wird. Dieses kam nur gleich nach seinem erscheinen 1660 zur darstellung; durch „die den freyen künsten ergebene jungend“ wurde es siebenmal in Breslau zu St. Elisabeth gegeben[3]. Aber auf einer andern, als einer schulbühne kann das original in unveränderter gestalt seiner ganzen anlage nach nicht gegeben worden sein. Von aufführungen des bearbeiteten Papinian sind mir folgende bekant geworden:

1) Diese mitteilung verdanke ich der güte der frau Elise Mentzel in Frankfurt a. M.

2) E. Mentzel. Geschichte der schauspielkunst in Frankfurt a. M. (1882) s. 137.

3) A. Gryphii Trauerspiele, herausg. von H. Palm. (Tüb. 1882) s. 497.

1677 gab Treu in München: Der grossmütige rechtsgelehrte Papinianus[1].
1690 gab Velten in Torgau: Der grosse rechtsgelehrte Papinianus[2].
Um 1700 gab man: Die enthauptung Papiniani des rechtsgelehrten unter Caracalla[3].
1710 wolte S. J. Elenson das drama in Frankfurt nach unsrer handschrift geben[4].
1722 gab Hoffmann in Dresden das stück nach unsrer hdschr.[4]
1738 gab Eckenberg in Frankfurt: Der mit weiser gerechtsame eher sterben- als laster billigende römische rechts gelehrte Aemilius Paulus Papinianus, wobey zu abwechselnder gemütsergötzung ein kluger phantast und verrückter doch wahrhaffter calendermacher erscheinen wird[5].
1741 gab Wallerotty in Frankfurt: Der grossmütig sterbende rechtsgelehrte Aemilius Paulus Papinianus, welcher unter der regierung Passiani des römischen kaysers öffentlich enthauptet worden. Hans Wurst stelt vor einen im hirn verrückten sternseher[6].
1742 gab derselbe in Frankfurt: Der in seinem leben und tod grossmütige rechtsgelehrte Paulus Aemilius Papinianus. NB. die zwischen einem überstudierten astrologe und gescheit sein wollenden juristen vorkommenden lustigen scenen werden eine angenehme abwechslung verschaffen[7].
1745 wolte Schröder in Prag geben: Der grossmüthige römische jurist Papinianus[8].

Diese angaben liefern nebenbei bemerkt einen lehrreichen beitrag zur geschichte des komischen elements in den ernsten dramen. Während dasselbe bei den frühesten aufführungen nicht einmal im titel erwähnt ist, wird es bei den späteren immer stärker betont, wobei aber die titel darauf hinzuweisen scheinen, dass die komischen scenen mit dem eigentlichen gang der handlung nichts zu tun hatten.

Was uns die titel nur vermuten lassen, bestätigt die bearbeitung von 1710; hier stehen die komischen scenen schon möglichst isoliert; auf den gang der ernsten handlung bleiben sie ohne jeden einfluss, im original fehlen sie ganz; auch in andern punkten weicht die bearbei-

1) Trautmann, Jahrbuch für Münchner geschichte 1887 s. 257.
2) Heine, Velten s. 36 nr. 64.
3) Diese aufführung erwähnt ein von Meissner herausgegebenes komödienverzeichnis: Shakespeare-Jahrbuch XIX s. 148 nr. 50.
4) Vgl. die oben erwähnte unterschrift Hoffmanns.
5) Mentzel s. 427. 6) Mentzel s. 448. 7) Mentzel s. 464—65.
8) Teuber, Geschichte des Prager theaters. I (1883) s. 186.

tung von 1710 vom original ab. Der vergleich beider dramen kann zugleich als beispiel für die art dienen, in welcher die deutschen wandertruppen ihre vorlagen für ihre zwecke ummodelten. Auf eine wörtliche widergabe des ersten aktes der bearbeitung lasse ich eine kurze inhaltsangabe der 4 übrigen akte folgen.

(2 a)

Tragoedia |

genandt |

Der Großmüthige Rechts | Gelehrte |

Aemilius Paulus | **Papinianus** |

oder |

Der Kluge Phantast und wahr | haffte Calender-Macher |

Actores:

Antoninus Bassianus Caracalla }
Antoninus Gela } *beide Brüder und römische Kayser.*

Julia, *des verstorbenen Kayser* Severi *nachgelassene Wittwe,* Bassiani *Stief-, und* Getae *rechte Mutter.*

Papinianus, *Feldherr.*

Plautia, *dessen Gemahlin.*

Eugenia, *dessen Mutter.*

Laetus, Bassiani *geheimer Rat.*

Cleander, Flavius — *beyde Hofjunker.*

Trasullus, *ein Sternseher.*

Traraeus, *Ein im Gehirn verrückter Rechtsgelehrter.*

Officier *aus dem Lager* — Hencker *mit den Seinigen.*

(2 b)

Necessaria: 2 schwartze Mäntel, 2 schwartze Röcke, 4 schwartze Tücher.
Geschlinge: ein grosses Beil, Becher, Dolch.
Fackeln und Calvonium. 2 Köpfe. Monument.

(3 a)

Actus 1ms. Sc. I.

Laetus, Flavius, Cleander.

Laetus. *Bassianus* Lebe, und sey mit Siegeß Kräntzen bekrönet, so lange | *Phoebus* pranget, und seine Fruchtbahrkeit der Erdboden spendet, es seynd schon viele Jahre | verfloßen; da ich unter den Lorbeersträuchen Meines Allergnädigsten Keysers und Herrn, die stelle |

eines geheimen Raths vertreten: was für veränderung Sich Zeither ereignet und mit was | für Falschheit der Römische Hoff ist angefüllet gewesen, werdet ihr mir getreueste Freunde | am besten Zeugen können |

Flavius. Die glückssterne der Ehre und des Sieges haben an den Römischen Himmel genugsahm hervor- | geleichtet, aber durch die boßheit der Menschen, werden sie verfinstert, die Winde des ehrgeitzes | treiben die unbesonnene bald hin und her, worauff nothwendig ein ungewitter | folgen muß, daß Sie Schiffbruch leiden. |

Cleander. Der ist gleich fertig Seine Sinne der niedrigkeit gewidmet, welcher nicht nach hohen | Ehren ämtern trachtet, Sondern mit sein gut gewißen Zu rathe gehet, als dann Kann er | Sich der Hohen Fürsten gunst versichern, und unter denen Palmen der auffrichtigkeît die | Majestät Seines Keysers anbeten. |

Laetus. Betrachtet daß *Papinianus* Keine staffel zum Höchsten Thron mehr übrig, er ist der | nächste nach dem Keyser, ihm ist das Reich, das Hauptlager, die Höchste geheimde Rathsstelle | an vertrauet, das Römische Volck nennet ihm einen Vater deß Vaterlandes. |

Flav. Noch Mehr einen Schwager des Keysers, deßen Hoheit die Fama durch Süd-Ost | und west, ja bey den Rauhen Scyten schon längsten ausgeblaßen hat. |

Cleand. Waß haben wir Zu hoffen | : Ich muß nur Zum Schein Seiner Meinung beyfall geben, | unsere Ehre und ansehen, wird durch den Mund dieses hoffärtigen gemindert, wir haben | weiter nichts zu sagen, sondern müßen Zu sehen, wie die gerechtigkeit Kein Schwert | habe, die Jenigen Zu Züchtigen, die Sie umb der Herrschafft willen beleidigen. |

Laetus. Unsere glücks-blumen müssen durch die Hitze dieses hochmüthigen verwelken | Solten wir nun die augen Zu thun und schlaffen? ô nein diese Wunde muß | mann durch das Pflaster der vorsichtigkeit heilen, das ende giebt allen einen Nahmen, und Die | würckung der Hoffnung verspricht mir eine Verbeßerung Meineß standes, ich gehe | dieser Sache weiter nach zu dencken. *ab.* |

Flavius. Ey so gehe daß sich alles Unglück rühre, wie gedencket *laetus* uns anitzo Zu verführen, daß wir *Papi* | *nianum* Sollen verfolgen helffen, das soll niemand erleben, wie artig haben wir ihn durch | unser Simuliren ausgelockket, nun wißen wir seine Schelmische anschläg, was sollen wir | thun, Sollen wir Sie offenbahren, oder verschweigen, waß düncket euch *Cleander.* |

(3b) Cleand. Wir wollen lieber schweigen und Zu sehen wie er die sache weiter anfangen wirdt, hernach Können | wir doch alles und jedes offenbahren. |

Flavius. Eß sey also, *Papinianus* lebe *Nestors* jahre ab |

Cleander. Und sey mit so viel wohlergehen gesegnet, als sterne am Himmel seyn. *ab.* |

Sc. 2.

Papinianus am Tische.

Papinianus. Wer auff den gipfel der höchsten glickseeligkeit über alle andern steiget, und von dießer stol- | zen Höhe, auff den gemeinen Pöbel herunter Schauet, wie unter ihnen die Königreiche | in feuer, die felder mit waßer überschwemmet, und wie der Erzürnte himmel mit blitz und | donner Tempel und Thürm zerschmettert, ja seine Siegeß Zeichen unter so viel 1000 | doten-Cörpern versencket Siehet, derselbe hat in Seinen Hohen würden viel über | das gemeine wesen zu herschen. Aber ach! wie bald wird sein Haupt von einen | Schwindel eingenommen, daß er durch einen un verhofften Fall in den abgrund sincket? wie | bald wird die felsen gleiche Macht des gipffels, daß auch berg und thal dar über Zittern | müßen, durch ein erdbeben versencket? In einem augenblick ist es geschehen, daß der | ungestüme wind umb die Ehren Klippen herumbsaußt, und dieselben mit der un- | geheuren Pest der verläumdung anstecket, und wann hat diese, wenn der neidt ihr | beyfall giebet, nicht allezeit Triumphiret, was ists *Papinianus?* Daß Keiner dir an | Standt, macht, noch hoheit nachgiebet; was ist's? Daß jedermann deinen wincken gehorchen | muß, was ists? daß der Keyser auf deine brust die höchste Ehren Säule auf- | gebauet, ach! es seind nichts als harte Klippen, an welchen Dein Hoffnungs Schiff | zerscheitern und Zu Grunde gehen wird. ô ihr in Zanck verwirrte brüder, | warumb raset ihr doch also? vieleicht wird eüch die fülle der länder, Die große wei- | te See, und die gantze welt zu Enge sein. Eß ahnet mir etwas sonderliches, mich dün- | cket ich sehe schon die brüderlichen Fäuste einander in den Haaren, die große Stadt | *Rom* in noth und Trauer, die länder in Verderben, die Schiffe in brand und aschen, | den Thron Zerstöret, und mich wie wohl durch einen unverhofften fall plötzlich ersticket, doch | fürchte und scheüe den todt nicht *Papinianus,* weil Schon längst die verläumbdung das beil | geschliffen, mann hat das volck auf mich verhetzt, lügen ausgestreüet, und meinen | ruhm, welcher doch nach mir leben bleiben wird vernichtet, ja man schätzt das vor die | Klare wahrheit, waß doch der argwohn angerichtet hat.

Sc. 3.

Eügenia und Plautia.

Eügenia. Eß müßen auff das unvergleichlige Haupt meines Sohnes 1000 Schneeflockken der | glickseeligkeit fallen. |

Plautia. Und seine Stirne mit ewig blühenden Lorbeerblättern umbkräntzet seyn. |

Papinianus. Will Kommen trostreiche Erfreürin Meines lebens ich umbfange eüch und liebe eüch | nebst beküßung Eürer Schönen wangen, welche von *Lilios* und Rosen blühen, |

(4a) Eügenia. Was vor eine dunckle wolcke der traurigkeit läßet sich in eürem ahnmüthig Helden aug erblicken |

Papinianus. Ach eine solche, die deñ Himmel unsers gantzen hauses benebelt. |

Plautia. o wehe: waß saget Mein liebster? |

Papinianus. Begleitet meine Seite durch eüre stille, und ruhet, ich will eüch mit Kurtze etwas offenbahren. |

Eügenia. Wir werden eß mit verwunderung anhören |: Setzen Sich auff die Stühle :| |

Papinianus. Mañ will mich beschuldigen als ob ich die verehrung der götter an die Seite Setze, und die Christen | lehre nicht mit Schwerdt und Feüer vertilge, ist es aber wohl zu loben, daß mañ diese leüte | also grimmig verfolge, und leichen auf leichen häuffen soll, da doch niemand ihr verbrechen | weiß, wer itzo die Christen nur nennet, will stracks haben, daß mañ mit ihnen ohne nach | frage Zu der Marter Eile, da doch das heilige Recht auf eine gewiße Zeit Ziehlet Zu voll- | ziehung deß blutigen Urtheils. |

Plautia. Ich bin bestürtzt und verstumme vor Schrecken. |

Papinianus. Mañ will mir aufbürden, daß ich die zwietracht der Fürsten helffe verstärcken, und das Feüer | aufblase, daß ich nach den thron und Crone der *Antoniner* trachte und der gleichen greüel mehr, die | ich anitzo wegen der bestürtzung zu melden ohnmächtig bin: Stimmen aber mit meinem leben die | lügen über ein? Soll dieses Meine belohnung sein? daß ich manche Nacht ohne Ruhe habe Zu gebracht, | daß ich so manchen tag Kälte und Hitze erlitten, daß ich so wohl zur See als land mein leib und leben | gewagt, und mein blut mit der feinde blut auf dieser brust vertilchet, durch meinen Schweiß | hab ich die beängstigten länder erquickt, die macht der *Parther* bezwungen, den *Nil* und | *Euphrates* mit Schiffen bedecket, den stolzen Rhein umbpfählet, das recht der Römer er- | Kläret, den sturm der völcker verhütet, die stadt in eüserster hungersnoth mit Korn aus |

Osten versehen und erhalten, itzt nach Westen itzt nach Süden und dem rauhen Norden gereiset | dort Schantzen hingesetzet, hier mauren aufgebauet, hier thürme und Wälle gegründet, | den *Arabern* unbewuste brunnen entdecket, Mein leben habe ich vor die Freyheit | des Reichs in gefahr gesetzet, der feinde list habe ich durch meine Klugheit er Kundschafftet, | und offenbahret, freünde in bindnüsse gebracht, verjagte wieder ins reich gesetzt, und für dich | du Edles Rom das eüserste, auch mit verlust meiner eigenen güter gewaget, ein Schatten | reicher baum ist vor dem Donner Sicher, ein strauch stehet unversehret, wer aber die gemeine | Noth zu hindern sich bemühet, der suchet nichts als seinen untergang, wer sich vor alles andre | waget und sein leben in die schantze schlägt, wird unter vielen nicht einen finden, auf deßen wahre | treüe er sich verlaßen Könne, dero wegen bin ich aller Ehren satt, ich bin der ämter über- | drüßig, So gar dass ich auch in dem Mittage Meines alters nichts mehr wünsche als den todt, man | wird nach meinem Absterben gestehen müßen, daß ich Schrecken, furcht, ja alle wiederwärtigkeiten | großmüthig überwunden habe. |

Plautia. Diese entstellung peiniget meine Seele, hat jehmals die bitte E: gemahlin statt gefunden, | So mäßiget anitzo eüre Schmertzen — wie schweiget ihr? ach erhellet doch die lichter | eürer augen, und Sehet an ein betrübtes weibesbild, die ihren mañ mit | thränenden augen, und erblasten wangen umbarmet. |

(4b) Papin. Laßet ab holdseeligste gebietherin, Meine Zunge ist ermüdet, ihre [*unleserlich* . . . .], | ihr Sehet daß mañ méine redlichkeit in verdacht ziehet, unsere tugend will man mit denen | abscheüligsten lästern beschmützen, man miß gönnet uns die gnade und gunst des Keysers, | dencket uns zu stürtzen, ach erwäget liebstē Seele mit was gedanken ich überwältiget sey | und mich nicht eher Zur ruhe geben werde, biß daß mein Sorgen volles leben ein Ende hat. |

Plautia. Ein ende saget ihr? das erst den rechten anfang gewinnet, waß für raserey hat eüre Sinnen | bemeistert? wer sind denn Eüre ankläger, last sie hervortreten! Ich weiß eüre Un- | schuld wird ihre Klage übersteigen. |

Papin. Der Krieg ist gefährlich, wann so viel verläumbder die unschuld unterdricken, ich begehre | nicht mehr zu leben, die anblicke der Welt sind mir ejn greüel, es ist vergebens, daß ihr mich | tröstet, weil ich sehe, daß Keine entschuldigung mehr helffen will. |

Plautia. Ihr habt ja nichts verwircket das strafbahr ist er muntert euch wieder, denn unter den lorbeer | sträuchen des Keysers seyd ihr vor allen donner sicher. |

Papin. Es ist zwar ein großes daß uns der Keyser liebet, wañ mañ ihm aber auch zu einen falschen Wahn | wieder uns verleitet, so ists mit der Keyserlichen gnade geschehen, *julia* Zweiffelt an Meiner treüe | und meinet daß ich *Bassianus* wieder ihren Sohn *Getam* verhetzet, Sie Ziehet meine Freündschaft | in verdacht, und gehet mit argwohn schwanger, wie wird doch ein sterblicher so vielen Unglick wider | stehen Können. |

Plautia. Vermeinet *Julia* uns auch noch zu verderben, die einen solchen auffruhr in dieser sache erreget hat, gehet doch mein lieb, und fallet dem Keyser Zu fuß, damit Eüre unschuld am tag komme. |

Papin. Wie soll ich dem fußfällig werden, der mir Kein Wort mehr glaubet? der nichts als lästern und schmähen | Kann, dem Keyser, der da geitzig und überflüßig den Wein durch die gurgel flößet, der da | erzittert wenn er drucken und voller Weise seine Tiranney verübet, der als ein | fürst gesetze vorschreibet, und dieselben durch eigene laster Zerstöret: ô der großen | thorheit: |: Laetus lauret:| |

Sc. 4.

Laetus.

Laetus. O unerhörte boßheit, pfleget mann den Keyser so zu hintergehen, und seine Majestät Zu | verletzen, was ich zu vor niehmals habe glauben wollen, muß ich anitzo mit eigenen ohren anhören | heißt das dem Keyser getreü sein? |

Papin. Heißt dieses recht und ehrlich den beschützer eüres ober Herren zu belauren, und seine Worte aûf- | zufangen, die aller Welt so wohl mündlich als schrifftlich ohne eüch Können vorgestellet werden. | Schämet ihr eüch nicht mir solche sachen aufzubürden, die wieder die Wohlfahrt meines Keysers laufen | Seyd versichert daß ich mit eüren Schaden Meine geführte Worte verantworten Kann. |

Laetus. Ich sehe, daß eüer hertz voll verrätherey und Meineid stecket, werde derohalben meine ohren durch | eüre beredtsahmkeit nicht betäuben laßen. |

Plautia. Nun ist es Zeit loß zu brechen; ich habe lange genung geduldet, du bist aber derjenige | welche Meinen liebsten Eheherrn, bey der welt in verdacht zu bringen vermeinet, du bist eine | *Furia* die uns plaget, du reitzest den gemeinen pöbel wieder ihn auf: du auffwiegeler, | du schleichest ihn überall nach, damit du ihn (5a) fällen mögest, was reitzet | dich dann diese treüe Seele Zu haßen, die dich in deinen standt gesetzet, und Zu den höchsten würden erhoben | Untreüer, Nichtswürdiger, ich erstumme über dein böses vornehmen. |

Papin. gedult Meine Seele laßet ihn mit seinem anhang wüten und toben, der himmel wird doch dem gerechten beystehen. |

Plautia. Hin weg du gespenst und plag geist meiner Seelen, Meine augen tragen abscheü dich länger anzusehen. |

Laetus. Ich gehe, Meine gerechte Rache soll durch des Keysers Urtheil volzogen werden. *ab.* |

Papin. Aber ach mein Kind war umb weinet ihr, verdunkelt nicht die holdseeligsten lichter eüres überirdischen | angesichtes, verbannet alle bitterkeit aus Eüren hertzen, gedencket daß diese galle in Zucker sich | verwandeln wird, Meine großmütigkeit soll die feinde dämpffen, und als ein Diamant in | reinen golde hervor prangen. *abeunt.* |

Sc. 5.

Traraeus solus.

Traraeus. Laßt mich loß ihr häscher Meiner gedancken, machet platz der heiligen gerechtigkeit, welche mit 6 grau | schimmeln auff einen himmel blauen schlitten über den *Horizont* meiner gelehrsamkeit gefahren Kömt, | da Kommen die Römischen Raths Hn. in langen röcken und rothen stieffeln angestochen, es scheinet sie wollen | mit ihren *Acten* das *Capitolium* in Rom stürmen, die herren *procuratores* fechten umb einen beütel | mit geld, aus der langen stange, die Hn. *candidaten* der rechten halten mit ihren *exceptionibus* | *productionibus litis contestationibus, nullitatibus* und *sententiis* der *judex a quo,* steiget auff | einen viereckkichten *Catheder,* und bläßet neben seinen *Locis digestis* den *Paragraphum sextum* | *de non offendendo* mit Posaunen ab, und list hernach ihnen das *juramentum fidelitatis* vor, der | Keyser machet sich lustig mit dem *Papinianus,* rüstet 6 fuchsschwäntzer, welche in blauen strümpffen | auf den Reichs Saale eine *Masqerade* tantzen. Siehe da Komt einer von des Keysers geheim- | den Räthen angetreten, er siehet gar spitzig aus umb seine Nase, er hat gewiß heüte morgen eine | *purgation* eingenommen, ich muß doch hier an die seite seine reden anhören. |

Sc. 6.

Laetus.

Laetus. Ich will verschaffen daß *Antōninus Geta* seinem bruder *Bassianus* Zu fuße fallen und seinen Dolch Küßen soll. |

Traraeus. Küße du ihm den *Podex* du aufwiegeler *(ad spect)* das ist gar der rechte, der will die brüder auff- | wiegeln und zusammen hetzen, ò daß du verreckest wie ein alter bauren hengst, oder verschimmelst wie | ein frischer Mause dreck auff einen alten hafferboden. |

Laetus. Ein Himmel kann nicht 2 Sonnen vertragen. |

Traraeus. *(ad spect)* viel weniger einen Solchen schelm der lauter uneinigkeit anfänget und machet. |

Laetus. Mañ muß sie von ein ander Trennen, und den *Bassianus* allein auf den Römischen thron vorstellen. |

Traraeus. *(ad spect)* Nun Merke ich worauff es geziehlet, sie wollen den guten *Getam* hinrichten, da soll sie | die Krank darvor holen. |

Laetus. *Papinianus* wird sich Zwar bemühen, die streitigkeit bey Zu legen, aber er soll mit seinen eige- | nen Schaden erfahren wie hoch er gestiegen ist. |

Traraeus. *(ad spect)* wer da nicht ein gebackener Lümmel sondern ein rechtschaffener Kerl sein will | der muß die Ehren wappen seiner *Heroischen* That an den Thor weg seiner stirne aushencken | auf welcher nicht ein garstiger Düstelfüncke, sondern eine freündliche Nachtigall. Nicht ein | stinkender Roß Käffer sondern eine arbeitsahme biene muß gepraget sein | wie solches zu lesen In (5b) Meister *Saunabels* Seiner Neüauffgelegten | *Bachanten* tröster, *Tomo primo, Capite rigesimo tertio versiculo is sub literis P. Q. R. S.* | *pagina mea trecentesima septuagesima sexagesima septima.* |

Laetus. Dieser Mañ stehet seiner gewohnheit nach in tieffen gedancken, deñ die *Melancholici* belieben | Keine gesellschaft Sondern bedienen Sich der einsahmkeit. |

Traraeus. *Parol*, Sie bitten *delation*, die Sache ist bey dem Herrn *reverenten*, man brauchet *conclusionem* | *reverentalem*, die andere *Parthie* hat an das hoffgericht *appelirt*, geschwinde deckt den disch | bringet das gebratene her, drincket doch den Hn. einmahl zu, nur einen Drunck Mein *Patron* | darnach sol er nach hoffe gehen ich will den herrn nicht länger auffhalten. |

Laetus. Er ist gantz verstöret in Seinen gedanken, einen solchen *Phantasten* hab ich zeit Meines lebens nicht gesehen. |

Traraeus. Wann ihr nicht blind seyd, so thut die großen Kalbesaugen auff, Setzet die brülle auf und gucket | in die *institutiones* hinein, da stehet *expresse libr 1 § 3 honeste vivere neminem lae-* | *dere jus suum, cuique tribuere.* |

Laetus. Die rechts sachen wie ich mir einbilde müßen ihm im Kopffe stecken. |

Traraeus. *Cum reverentia, magnifice, invictissime, nobilissime, Doctissime atque sapientissime, Domine, Do:* | *praeses,* was gibts

guts neües, Seind die abgesanten abgefertiget, es ist Sonsten heüte ein Schöner | tag, aber ich vermeine immer es wird bald regnen. |

Laetus. Narren seynd Narren. |

Traraeus. Das ist wahr *Stultorum plena sunt omnia.* |

Laetus. Ich sehe wohl dass ihr mit lauter grillen beseßen seyd, und wolt *philosophiren*, und erwegets erst wer ihr Seyd und waß ihr redet. |

Traraeus. Daß redet mir ein Schelm nach, was gehet mich der *philosophus* an, der mit seinen *fallacien* uns | einen *Allamodischen* bart aufsetzet, last mich mit der *philosophie* ungeschoren, oder ich werde die | Göttin *Themis* ruffen die soll die Rache aus der hölle *citiren* und eüch einen *tremulanten* | auf eüren vernunfts Kasten geben, daß eüre leichtfertige gedancken in alle 4 theile der welt | herumbfliehen sollen. |

Laetus. Närrischer Mensch, *Phantast,* dummes gehirn. |

Traraeus. Was dürfft ihr mir mein gebrechen vorwerffen, hatte ich nur einen eintzigen Zeügen der dieses mit | angehöret, ihr sollet mir *coram judicio* eine öffentliche abbitte thun, doch wenn eß eüch nicht zu | wieder ist so wollen wir die sache, damit sie in keine weiläufigkeit gerathe *per amica* | *bilem compactionem* beylegen. |

Laetus. Darffstu dich wohl unterstehen, also vermeßen mit denjenigen Zu reden, die man als | väter deß vaterlandes mit gebührender Ehre verehren muß. |

Traraeus. *Concedo maiorem, nego minorem, respect* muß sein das gestehe ich, deßwegen müßten die töchter | vor denen müttern, die Söhne aber hinter den vätern hergehen: Wer heüte zu tage Kein *repu* | *tations* verwandter ist, den setzet man hinter die Thür, gibt ihm eine höltzerne Kanne ohne *lidt* | und ohne henckel, er darff in Keine gesellschafft Kommen, wofern er nicht nasenstüber kosten will, will | mañ bey denen leüten Keine händel haben, so muß mañ den hut unter den arm tragen, damit mañ | ja die perrücke nicht verderbet, plagen einen die winde im leibe, so darff man Keinen streichen | laßen, wofern mañ den *respect* nicht verliehren will, absonderlich wañ frauen Zimmer Zu | gegen ist. *Uti se habet lex foramen cod: de cloacis.* |

(6a) Laetus. Bezähme deine Zunge, sonst wird man dich mit gefängnüß strafen. |

Traraeus. *Satis pro imperio,* ich bin *Capabel* genung, die schrifften ab zu *copiren,* und wañ ihr mir viel poßen | macht, so hohle ich den blinden leyer mann *Ovidius,* der soll mir geschwinde die *Verse* des *Virgilii* in aller | andacht abrumpeln, *discite justitiam moniti, et non temnere divos,* hie zu dinen nicht die Plumpen esels und

was *generis communis* ist, *nam ex quovis ligno non fit mercurius,* sondern die alles | geschwinde nach affen können, *nam facilius est, carpere quam imitari,* dann eine wohl gestimte | laute Klinget beßer als ein brumeisen, und die alten *Violinen* geben den reinsten Klang von sich. |

Laetus. Hir kommt *Papinianus:* Ach der erwünschten Ankunft. |

Traraeus. O du *practicken* macher, Sehet wie er sich so heilig anstellet. |

Sc. 7.

Papinianus.

Papin. Glickseeliges wohl ergehen dem unvergleichlichen *Laeto.* |

Laetus. Der vortreffliche *Papinianus* lebe in erwünschter Zufriedenheit. |

Traraeus. Das heist *complementiren id est: complete mentiri.* |

Papin. wolte der himmel, daß ich mein leben in guter Zufriedenheit Könte Zu bringen aber der schändliche Neid | zerstöret alle Vergnügung. |

Laetus. Der Keyser weiß wohl wem er liebet und hochhält derohalben darff man sich Keine gedancken machen, | daß man in ungnade fallen wird, So ferne mañ nur anderst ein gut gewißen hat. |

Traraeus. Solte der gute *papinianus* wißen, was ich weiß, er solte den Schmeichler anderst begegnen, und ihm | einen Schnitt mit den dreck Meßer über das maul geben, daß man ihm von ehrlichen leüten unterscheide. |

Papin. Der Keyser ist Keyser, wie bald kann ein verleümder den nahm eines ehrlichen *Cavallirs* mit | verrätherey und andern lastern beschmitzen. |

Laetus. wer wolte sich wohl unterstehn demjenigen zu beleidigen der bey den Keyser in großen ansehn und | gnade ist, und von jedmann zu Rohm geehret und geliebet wird. |

Traraeus. wer es nicht wüste, der solte meinen, daß *Laetus* der frömmeste und gewißenhaffteste Mensch in der gantzen | welt sey, da ihm doch die scheinheiligkeit und schelmsticke aus den augen heraus sehen. |

Laetus. Waß murmelt mañ alhir, habt ihr etwas vorzubringen So sagts mir bey Zeiten, und laßet | das brummen unterwegens. |

Traraeus. Wie, was, wer brummet, Seht ihr mich vor ein bären an, es ist eine Schande daß man einen | ehelichen Kerl auf der straße nicht Kann Zu frieden laßen.

Papin. Kommet näher herbey *Traraeus,* ich weiß wohl, daß ihr allezeit mit überflüßigen gedancken | beladen seyd! Kann ich eüch helffen, so will allen möglichen fleiß anwenden. |

Traraeus. Ich bedancke mich vor das gute anerbieten, die *Hn.* besuchen mich in meinen geringen *logiment* | auf auch einen gespickten haasen und ein paar knackwürste, ich will saure gurken dazu holen laßen. |

Papin. Der gute mañ dauret mich sehr weil er gantz verwirret ist, da er doch ohndieß mit aller | ehre und dienst fertigkeit einen jeden begegnet. |

Sc. 8.

Flavius und Cleander.

Flavius (heimlich) hir ist *papinianus,* ich wolte wünschen, daß wir uns ihm durch unsere treüe Könten | verpflichtet machen, aber in gegenwart des *Laetus* will sich es nicht schicken. |

Cleander. Er wird gewiß auf dem wege Sein dem Keyser auffzuwarten. |

Traraeus. Aber ein Neün, *bonus dies, H: Flavius: si vales bene est ego valeo,* habt ihr heüte nicht die Zeitung | gelesen, was macht Ih: *M:* der junge *Antoninus?* was macht *Bassianus, Julia, plautia Caracalla,* und *Mons* | *icur Tobis* Seyed sie noch offenes leibes, Ja *H: Cleander* hatte ich doch eüch bald vergeßen, *salu-* | *tem plurimam dicit Marcus T. Cicero,* Meine Liebe feine Herrn, wo spatziren Sie hin, haben sie | etwa einen Schmaus, oder wollen sie etwa eines abstechen *prosit* die Mahlzeit. |

Flavius. Stille stille *Traraeus,* stellet diß gespräch an die Seite, wir Kommen schon weiter Zu sammen. |

Papinianus. (heimlich.) Ihr Meine augen Könnet ihr wohl den anstiffter meines unglicks noch anschauen | warumb waffne ich mich nicht mit Zorn diesen nichtswürdigen zu straffen, doch Meine unschuld wird | durch himmlische Rache an den tag Kommen Willkommen ihr *Hn.* Kommen sie von Ih: *M:* den Keyser, und | haben sie ihre Klage wieder mich bey ihm vorgebracht? |

Cleander. Wir sind niehmahls Sinnes gewesen zu Klagen, hat er uns doch nichts zu wieder gethan. |

Papinianus. Ich habe vermeinet ihr wollet den Keyser das urtheil über mich Sprechen laßen, in dem ihr mir | zuvor aufbürden wolet, als hätte ich ein *Crimen laesae Maiestatis* begangen. |

Flavius. Daß sey ferne von uns, er irret sich, aber wir haben wol sonsten etwas davon gehört doch | Können wir schweigen — —

Er meint nicht anderst, als ob wir auch mit in der verrätherey begriffen wären. |

Papinianus. Von wem, und was hab ihr gehöret? redet frey, so ihr mich meinet ich will eüch nichts leügnen.

Cleander. Wir haben wegen nothwendiger geschäffte uns nicht länger aufzuhalten, wir wollen eüch unsere | meinung Schon ein ander mahl enddecken. *(Flavius et Cleander ab.)* |

Traraeus, Daß seynd noch 2 ehrliche Vögel, je gütiger der Keyser, je schlimmer sind seine bedinten, es wil | immer einer mehr Sein als der andere, mich düncket Sie werden ein Mahl anlauffen, wie | der Eßig Krug an die Wand, da er den Henckel verlohren. |

Laetus. Dieses waren verblühmte reden, ich weiß nicht, waß ich daraus nehmen soll.

Papinianus. Ein jeder ist ein dolmetscher Seiner eigenen worte, doch es hat nichts zu be- | deüten ich will gehen und den Keyser aufwarten. *ab.* |

Laetus. Und ich will gehen von diesen leüten die rechte wahrheit zu erfahren. *ab.* |

Traraeus. Und ich will gehen und den vorrath Meiner überflüßigen | gedancken auff den Trödel Marckt hencken, wer mir will ab Kauffen, der Spreche mir zu in der *Perückken* Machers | straße zum Schwartzen fincken in des Herrn Blumen besehers | hause gegen den Vogel Marckt über 2 treppen hin auff, die | fenster gehen auff die gaße und vorne ist die thür, dieses | zur nachricht Sage ich Hir. *ab.* |

II. akt.

1. scene. Bassianus, Laetus, Flavius, Cleander. Bassianus schickt die beiden lezteren zu Geta, um ihn wegen der besetzung des stathalterpostens in Ägypten zu befragen, ob er seine zustimmung zu der von Bassianus volzogenen ernennung des Celsus gäbe. Laetus, der nun allein mit dem kaiser bleibt, hält aufreizende reden. Wozu solle er immer den bruder befragen, wenn er etwas befehle? Ihm allein, als dem erstgeborenen gebühre die herschaft, und er solle sich sein recht nötigenfals mit gewalt verschaffen. Wol sei der brudermord etwas schreckliches, aber ein fürst sei von allen gesetzen frei; und habe doch sogar Jupiter seine brüder nicht neben sich regieren lassen, sondern die herschaft im himmel für sich allein in anspruch genommen. Bassianus hat noch bedenken: ob das lager ihm dann treu bleiben werde, und Papinian auch fernerhin sein berater bleiben wolle.

2. scene. Flavius und Cleander kommen zurück, und melden, dass Geta sich der ernennung des Celsus widersetze. Bassianus gerät in zorn, und von neuem stachelt ihn Laetus zur ermordung des bruders auf: der himmel könne nicht zwei, sondern nur eine sonne vertragen. Bassianus entschliesst sich, „durch eine rechtmässige rache seinem hause die ruhe zu verschaffen.“ — ab.

3. scene. Geta kann nicht glauben, dass ihm Bassianus feindlich gesint sein könne.

4. scene. Julia komt und ihr gegenüber äussert Geta seinen argwohn gegen Bassianus. Julia ist ganz bestürzt, dass ihrem liebling eine gefahr droht. — Beide ab.

5. scene. Trafullus erzählt, dass die Aspecten am himmel schlecht stünden und ein grosses blutvergiessen verkündeten.

6. scene. Traraeus komt und belauscht die astrologischen darlegungen des Trafullus, und spricht ihn endlich an, um von ihm sein eigenes schicksal zu erfahren.

7. scene. Geta klagt seiner mutter Julia, dass er von unüberwindlicher traurigkeit befallen werde, derer er nicht herr werden könne.

8. scene. Bassianus komt mit Laetus und begint den Geta wegen dessen weigerung zur rede zu stellen. Die beiden geraten in streit, vergebens sucht Julia die beiden brüder zu beschwichtigen, Laetus reizt den Bassianus immer mehr und reicht ihm schliesslich den dolch, den Bassianus dem bruder in die brust stösst.

9. scene. Auf das jammergeschrei der Julia komt Flavius herbeigeeilt und fält dem rasenden kaiser in die arme und hält ihn zurück.

10. scene. Traraeus erscheint ebenfals und sucht Gela zu helfen, allein dieser ist bereits tot. Julia sinkt ohnmächtig nieder, Flavius springt ihr bei, bringt sie wider zu sich, und nun erhebt sie klagen um Geta.

11. scene. Trafullus komt und sucht die Julia zu trösten und von rachegedanken abzubringen.

12. scene. Cleander komt und fordert im namen des kaisers die auslieferung der leiche des Geta. Julia gesteht ihm dieselbe zu und nimt rührenden abschied von dem körper ihres toten lieblings.

III. akt.

1. scene. Bassianus spricht in einem (metrischen) monolog seine reue und seinen schmerz über die ermordung des bruders aus. Was werde das reich dazu sagen? Was die völker, die ihm unterständen? Wer werde ihm noch künftig vertrauen schenken, da nicht einmal der

bruder ihm habe vertrauen schenken können; und könne er selbst noch irgend jemand trauen, wenn er selbst gegen den bruder mistrauen gehegt? Ja, wie kam er denn zu dieser schandtat? Nur die bösen ratgeber seien daran schuld gewesen, und Laetus solle seine aufreizenden worte mit dem tode büssen. Mit diesem entschluss ruft der kaiser nach

2. scene. Flavius und befiehlt ihm, dem Laetus sein todesurteil zu überbringen und die ausführung desselben zu überwachen.

3. scene. Cleander erscheint vor dem kaiser und stattet ihm bericht ab über die erfolgte übertragung der leiche des Geta. Bassianus erkundigt sich vor allem nach dem benehmen der Julia, wie die kaiserin die ermordung ihres sohnes aufnehme. Cleander erzählt, die kaiserin sei ganz hofnungslos, allein sie schelte und tobe nicht gegen Bassianus, der habe sich nur vom jähzorne fortreissen lassen; die wahren schuldigen seien diejenigen, die ihn gegen Geta aufgereizet. Bassianus ist davon so ergriffen, dass er befiehlt, den Laetus wenn möglich noch lebend in die gewalt der Julia zu übergeben, damit diese nach wunsch ihre rache an ihm kühlen könne. Geta selbst solle ein fürstliches leichenbegängnis erhalten und unter die götter versezt werden. Cleander eilt mit den befehlen des kaisers fort.

4. scene. Laetus freut sich über die ermordung des Geta. Jezt sei er der macht wider um eine stufe näher gekommen.

5. scene. Flavius überbringt ihm das todesurteil. Laetus ist ganz niedergeschmettert. Er schwankt unentschlossen, ob er den kaiser noch um audienz bitten und ihn bei dieser gelegenheit niederstossen solle; oder ob es besser wäre ins lager zu eilen und die soldaten zu offener meuterei zu bringen; oder ob er endlich seine anhänger in der stadt sammeln und dem kaiser entgegentreten könne. Das lezte scheint ihm das beste. Er ruft seinen dienern und hausgenossen, aber Flavius meint, jezt helfe kein rufen mehr, der befehl des kaisers müsse vollzogen werden. Ihm stünde die wahl der todesart frei — gift und dolch habe ihm der kaiser übersendet. Laetus sucht wenigstens einen aufschub zu erlangen, Flavius verweigert jedes weitere verhandeln; während die beiden noch streiten, komt

6. scene. Cleander mit dem neuen befehle des kaisers: Laetus sei am leben zu lassen. Schon glaubt sich dieser gerettet, da verkündet Cleander, dass Laetus der Julia zu beliebigem verfahren übergeben werden solle. Nun will Laetus selbst sterben, und greift nach gift und dolch. Aber die beiden hindern ihn, hand an sich zu legen, und führen ihn mit sich weg.

7. scene. Traraeus beschreibt die raserei des Bassianus und die trauer der Julia, die „salz und wasser weine."

8. scene. Trafullus komt hinzu. Traraeus klagt ihm, er fühle sich krank und zählt ihm eine ganze menge von beschwerden auf, die er alle fühlen will. Trafullus rät ihm verschiedene heilmittel, allein Traraeus wittert hinter jedem etwas verdächtiges. Trafullus sagt ihm, die aspekten des himmels deuteten wider auf blutvergiessen. Er erkundigt sich nach dem leichenbegängnisse des Geta, aber Traraeus gibt ganz verkehrte antworten und begint ein gelehrtes gespräch über die vier jahreszeiten, das aber immer lauter wird und schliesslich in einen streit ausartet, bis sie am ende gar handgemein werden. Der lärm lockt den

9. scene. Flavius herbei, der ihnen ihre unart, vor dem trauergemache sich derart aufzuführen, derb verweist und ruhe schaft.

10. scene. Papinian empfängt den Cleander, der mit einem auftrage des Bassianus zu ihm sich begeben. Der kaiser verlangt, Papinian möge die verteidigung des brudermordes übernehmen. Papinian weigert sich dessen; man könne diese tat noch so sehr beschönigen, sie bleibe immer eine schandtat; er ehre das recht mehr, als alle kaiser der welt, und eher solle sein ganzes haus zu grunde gehen, als dass er die verteidigung eines unrechtes übernehme. Alle vorstellungen des Cleander scheitern an dem festen willen des Papinian. — ab.

11. scene. Julia ist noch immer untröstlich über den verlust ihres Kindes und will ihm in den tod nachfolgen.

12. scene. Flavius komt und meldet ihr die ankunft des Laetus.

13. scene. Laetus wird hereingeführt und beklagt sein geschick, in die hände eines rachsüchtigen weibes gegeben zu sein. Allein sein mut ist nicht gebrochen. Trotzig tritt er der Julia entgegen, die ihn mit vorwürfen und schmähungen überhäuft. Die entsetzlichste todesart will sie für ihn aussinnen, ihm das sterben möglichst lang machen. Der tod am kreuze ist ihr zu milde; auch den gedanken, ihn mit siedendem pech und schwefel verbrennen zu lassen, verwirft sie; aber ihm solle das falsche, tückische herz aus der brust gerissen werden, und sie selbst will der ausführung ihres befehles beiwohnen.

IV. akt.

1. scene. Cleander und Flavius sprechen mit einander, wie die strafe an Laetus volzogen worden.

2. scene. Traraeus komt hinzu und erkundigt sich nach den näheren umständen bei dem tode des Laetus. Sie erzählen ihm, er sei sehr trotzig gestorben. Traraeus begint angst zu fühlen, dass er

den Trafullus so arg beleidigt habe, der alles dies blutvergiessen so genau vorausgesagt habe. Flavius und Cleander entfernen sich, und es komt

3. scene. Bassianus und lässt sich in ein gespräch mit Traraeus ein. Er ist erzürnt, dass gerade diejenigen, auf deren treue er sich am meisten verlassen, ihm jezt nicht mehr gehorsamen wollen. Deshalb fühle er sich unsicher, und glaube sich von allen seiten her durch gefahren bedroht und von allen verachtet. Aber er werde sich schon achtung zu verschaffen wissen, und alle solten seine macht zu spüren bekommen.

4. scene. Cleander komt und meldet, dass Papinian sich weigere, dem wunsche des kaisers nachzukommen. Bassianus ist empört darüber; er beschuldigt den Papinian der treulosigkeit und schiebt seiner weigerung verschiedene beweggründe unter; er weigere sich nur, um sich beim volke beliebt zu machen, oder er habe dem einfluss seiner ehrgeizigen gemahlin nachgegeben. Cleander sucht die vorwürfe des kaisers zu entkräften und den Papinian in schutz zu nehmen. Allein seine worte machen wenig eindruck auf den kaiser.

5. scene. Papinianus erscheint vor dem kaiser. Cleander entfernt sich, und nun versichert Papinian dem kaiser seine volle ergebenheit. Nur die verteidigung der ermordung Getas könne er nicht übernehmen, trotz aller ergebenheit für seinen herrn. Bassianus gerät in immer heftigeren zorn. Es sei Papinians pflicht, ihm seinen willen zu erfüllen und auch in diesem stücke zu gehorsamen, denn er sei der herr und brauche nur zu befehlen. Papinian räumt ein, dass er dem kaiser dienen müsse und solle; allein seine pflicht reiche nicht so weit, um eine schandtat beschönigen zu müssen. Bassianus meint, dann könne er die dienste des Papinian überhaupt entbehren. Papinian nimt seine entlassung gerne entgegen und entfernt sich nun. Bassianus gerät nunmehr erst recht in aufregung. Er will schwere rache nehmen an Papinian, sein ganzes haus solle zu grunde gehen und er selbst seine weigerung mit dem leben büssen. Mit diesem vorsatze entfernt er sich.

6. scene. Traraeus komt und erzählt, er habe sich mit Trafullus völlig versöhnt, und dieser habe ihm zum zeichen seiner freundschaft seinen neuesten kalender zugeeignet. Er liest nun die langatmige und schwülstige dedication vor und gibt dann einige proben aus den praktischen lehren des kalenders zum besten: zu baden sei am besten in warmen badstuben; die nägel zu beschneiden sei ratsam, wenn sie alzulang geworden, u. dgl. mehr. — ab.

7. scene. Papinian komt mit seiner frau Plautia und seinem jungen sohne. Plautia ist ganz betrübt über die ungnade, in die Papinian gefallen. Dieser tröstet sie: die tugend bleibe stets unversehrt und unberührt von allen wechselfällen des glückes.

8. scene. Flavius überbringt die befehle des kaisers und fordert dem Papinian alle ehrenzeichen und gnadengaben ab, die er empfangen, so wie alle abzeichen der ämter, die er bekleidet. Noch einmal dringt er in ihn, den wunsch des kaisers zu erfüllen. Aber Papinian bleibt standhaft, auch als Flavius erklärt, auf des kaisers befehl auch den sohn Papinians mit sich führen zu müssen.

9. scene. Bassianus schlummert auf einem ruhebette und jammert über die ratlosigkeit und die pein, die ihn erfült. Schliesslich schläft er ein.

10. scene. Traraeus und Trafullus kommen und erblicken den schlafenden kaiser, der unruhig sich herumwirft. Trafullus meint, der kaiser sei krank, und er kenne auch seine krankheit: er werde von geistern verfolgt. Traraeus bekomt furcht vor den geistern, Trafullus beruhigt ihn; er wolle den kaiser befragen; denn im schlafe könne man von den leuten alles erfahren, wenn man sie recht ausfrage, ohne dass sie etwas davon wüsten.

11. scene. Des Laetus und Geta geister erscheinen und umschweben den kaiser; sie wollen rache haben. Trafullus und Traraeus entfernen sich eilig, der kaiser schreckt aus dem schlafe auf und klagt über den schrecklichen traum, den er gehabt.

12. scene. Papinian, Eugenia, Cleander und Flavius treten auf. Die lezteren bringen dem Papinian von seiten der Julia die aufforderung, ihre partei zu ergreifen. Aber Papinian weigert sich, seinem herrn die treue zu brechen. Macht und ehre seien vergänglich, des menschen schicksale schweben auf und nieder. Der kaiser lässt ihn zu sich in den staatsrat bescheiden. Eugenia hat böse ahnungen, aber Papinian tröstet sie. — Alle ab.

13. scene. Traraeus spricht seine verwunderung über die geistererscheinungen aus.

14. scene. Bassianus, Papinian, Flavius, Cleander und der sohn des Papinian treten auf. Bassianus fordert noch einmal den Papinian auf, seinen wunsch zu erfüllen; sonst wolle er sich für die weigerung des vaters an dem sohne rächen. Auch jezt bleibt Papinian standhaft. Unerschüttert will er seinen sohn in den tod schicken, denn es geschehe um des rechtes willen. Nach einiger zeit wird das haupt des kindes — auf einen wink des kaisers war der knabe abgeführt worden — herein-

gebracht. Papinian klagt nicht und weint nicht. Seine empfindung drückt er in den wenigen worten aus, „er sei stolz darauf, einen solchen sohn gezeugt zu haben, der noch im tode den kaiser, der das recht beugen wolle, durch das blecken der lippen höhne.“ Bassianus begint zu fürchten, dass die standhaftigkeit des Papinian diesem alle herzen gewinnen werde, und beschliesst nun auch diesen töten zu lassen, um sich zu sichern. Vor seinen augen soll dem Papinian das haupt abgeschlagen werden. Papinian nimt die kunde von seiner bevorstehenden hinrichtung gefasst entgegen; in rührenden worten verabschiedet er sich von Rom, für dessen grösse er so lange gesorgt, von dem kaiser, dem er so lange treu gedient, von seiner gemahlin, die er immer treu geliebt, und von seiner mutter, die er stets gebührend geachtet habe. Auch dem Flavius dankt er für seine freundschaft, und legt sodann die oberkleider ab, um dem henker diese mühe zu ersparen. Niemand solle über seinen tod betrübt sein: er gehe durch kurzes leid zu langer ruhe ein. Henker treten ein, und Papinian wird auf offener bühne vor den augen des kaisers enthauptet. Aber kaum ist das haupt des Papinian gefallen, so fühlt Bassianus reue. Wider habe er einen treuen freund und diener weniger; und welchen eindruck würde erst die kunde von der hinrichtung des Papinian beim volke und im lager hervorbringen? Er will geld unter die menge streuen lassen, um sich beliebt zu machen, und Papinian solle mit allen ordentlichen ehren bestattet werden.

15. scene. Plautia und Eugenia werfen sich dem kaiser zu füssen und flehen um gnade für Papinian; aber es ist schon zu spät. Auf diese schreckensnachricht eilen sie fort, Bassianus aber, von neuem von heftiger furcht befallen, will allen anschlägen zuvorkommen durch verdoppelte strenge.

V. akt.

1. scene. Vor dem grabbdenkmal des Papinian erscheinen Julia, Eugenia und Plautia und klagen um den toten.

2. scene. Auch Cleander, Flavius, Trafullus und Traraeus kommen und bezeugen ihre ehrfurcht vor dem mutigen märtyrer des rechtes. Den schluss bildet ein klaggedicht für Papinian, dessen einzelne strophen von Flavius, Cleander, Eugenia, Plautia und Julia gesprochen werden.

Ob nun diese bearbeitung nach dem orginal gemacht ist, oder ob sie selbst wider auf einer bearbeitung beruht, lässt sich mit dem vorhandenen material nicht feststellen. Aber die bearbeitung von 1710

steht jedenfals, wie die grosse menge wörtlicher übereinstimmungen beweist, dem Papinian des Gryphius so nahe, dass die übereinstimmungen und abweichungen in den beiden dramen als beabsichtigt, nicht unwilkürlich entstanden, betrachtet werden müssen, und dass daher ein vergleich dieser bearbeitung mit dem original einen charakteristischen beitrag für die übereinstimmung und abweichung des geschmacks der wanderbühne gegenüber dem des gelehrten dramas liefern kann.

Vor allem fält da ins auge, dass die gereimten Alexandriner bis auf eine einzige stelle[1] in prosa aufgelöst sind. Diese änderung ist wol eine concession an die beiden faktoren des dargestelten dramas, an publikum und darsteller. Ersterem ist selbst die schwülstigste prosa verständlicher als der vers, lezterem die prosa deshalb genehmer, weil sie geringere anforderung an die kunst des recitierens und die schärfe des gedächtnisses stelt.

Freilich steht die hier verwendete prosa an unnatürlicher gespreiztheit den versen des originals nicht nach, da sie meist sich damit begnügt, nur die stellung der worte des originals zu ändern und so all den schwulst und bombast, von dem dieses strozt, weiter mit sich führt.

Eine weitere abweichung zeigt das personenverzeichnis. Überall wo Gryphius einen charakter durch mehrere personen vertreten lässt, begnügt sich die bearbeitung mit einem repräsentanten. So tritt von den eltern des Papinianus nur seine mutter Eugenia auf, so fehlt Sabinus[2], der freund und gesinnungsgenosse des Lätus, so sind die rollen des kämmerers, des Macrinus und der zahlreichen hauptleute auf Flavius und Cleander und einen einzigen officier verteilt.

Wie die zahl der stummen personen, so fehlt auch der chor, welcher die „reyhen“ zu sprechen hat; der inhalt dieser chöre ist aber meist in der bearbeitung auf die reden einzelner oder auf ganze scenen verteilt. Hinzugekommen ist die rolle des Traräus, des Hans Wursts in der einkleidung eines halbirsinnigen juristen.

Die streichungen im personenverzeichnis haben, glaube ich, keinen inneren grund, sondern eine äussere ursache. Hasskerl verfasste, wie oben erwähnt, seine bearbeitung für eine bestimte truppe, deren personenanzahl ihm sicherlich bekant war, und auf welche er bei der abfassung seiner bühnenbearbeitung rücksicht nehmen muste, indem er

1) Akt 3 sc. 1.

2) Sabinus fehlt auch in den beiden drucken des originals von 1659 und 1698.

die rollenzahl mit der personenzahl der Elensonschen truppe in einklangbrachte.

Beide dramen sind in 5 akte geteilt (Gryphius nent sie bekantlich abhandlungen), innerhalb dieser grenzen machen sich nun mancherlei abweichungen geltend.

Gleich die erste scene ist eine zutat der bearbeitung. Sie führt uns den Lätus vor, der den Flavius und Cleander zu überreden sucht, sich von Papinianus loszusagen, weil dieser günstling des kaisers ihrem glück im wege stünde; zu seiner vernichtung solten sie sich zusammenschliessen. An der treuen gesinnung der beiden hofjunker Flavius und Cleander scheitert aber der versuch des Lätus, unterstützung für seine intrigue zu finden. Diese scene ist für die ganze gattung des wandertruppen-dramas höchst charakteristisch. Sie erspart dem zuhörer jede denkarbeit; sie teilt ihm sofort den hauptinhalt des dramas mit: Lätus will den Papinianus stürzen. Zugleich aber rückt diese scene die intrigue des Lätus, welche ja auch bei Gryphius die handlung beeinflusst, volständig in den vordergrund und stempelt die tragödie so zu einem intriguenstück, wodurch, wenn auch unbewusst eine stärkere einheit der handlung erzielt wird, welche dem original, das sich vielleicht zu eng an seine klassischen quellen, den Dio Cassius und den Spartianus anschloss, bekantlich abgeht.

Wir werden durch diese vorbereitende eingangsscene auch entschieden wirksamer in den gang der handlung eingeführt, als durch den eintönigen 156 verse zählenden monolog des Papinian, welcher bei Gryphius das drama einleitet. Erst die zweite scene bringt in 25 zeilen die ersten 30 in prosa aufgelösten verse dieses monologs, dann wählte der bearbeiter nur noch einige zeilen desselben aus und lässt den rest des monologs den Papinian erst in der 3. scene sprechen, welche gleich, ohne dass vorher, wie im Gryphius der kämmerer erschienen wäre, Plautia, aber abweichend vom original, in begleitung der Eugenia einführt.

Das fehlen des gespräches zwischen Papinian und dem kämmerer, dessen ende Plautia belauscht, stimt wenig mit den gewohnheiten der dramen der wandertruppen überein; denn das motiv der belauschung ist eins ihrer beliebtesten hilfsmittel. Überdies verleiht sie in diesem falle dem original ein frisches dramatisches leben; denn Plautia, durch ihr lauschen von der gefahr, welche ihrem hause droht, unterrichtet, greift sofort lebhaft in den dialog ein. In der bearbeitung dagegen muss Papinian erst den frauen das drohende unheil enthüllen, ehe sie ihre befürchtungen und hofnungen aussprechen können. Der anfang

dieser scene ist eigentum des bearbeiters, dann folgen stellen aus dem ersten monolog des Papinian, der unterredung mit dem kämmerer und der entsprechenden scene des originals. Lezteres schliesst seine erste abhandlung nach der unterredung zwischen Papinian, dem kämmerer und der Plautia mit einem „reyhen der hofejunckern Papiniani“, welcher ein bescheidenes von hof, macht und pracht fernes leben preist.

Die bearbeitung entfernt sich hier volständig vom original, indem sie demselben noch 5 scenen hinzufügt, in welchen sie nochmals die bosheit des Lätus und die ehrlichkeit des Fabius und Cleander hervorheben zu müssen glaubt, scenen, deren ernst durch die possen des Traräus unterbrochen werden.

Schon in der dritten scene nämlich erscheint, von den übrigen ungesehen Lätus im hintergrund und hört — hier haben wir das beliebte belauschungsmotiv — wie Papinian, im vertraulichen gespräch mit seiner gattin und mutter, die üppige untätigkeit des kaisers Bassian beklagt. Da tritt in der folgenden scene Lätus hervor und beschuldigt, sich auf das erlauschte berufend, den Papinian verräterischer gesinnung. Die antworten, welche Plautia dieser bezichtigung entgegensezt, sind der zweiten scene des originals entnommen, in welcher Plautia sie dem kämmerer zuruft.

In der fünften scene tritt Traräus allein auf, dessen monolog in possenhafter und fast unverständlicher weise den grundgedanken der reihen, die verachtung des hoflebens, widergibt.

In der folgenden scene kann es sich der bearbeiter wider einmal nicht versagen, den Lätus auseinandersetzen zu lassen, dass er böse anschläge im sinne habe, welche sich gegen Papinianus und den kaiser Geta richten. Indessen ist Traraeus ungesehen — wider das motiv der belauschung — zeuge dieser auseinandersetzungen des Lätus, zu denen er, von Lätus ungehört, seine meist unanständigen bemerkungen macht. Auch diese art des dialogs, welcher sich gleichsam aus zwei monologen zusammensezt, kann man im drama der wandertruppen häufig bemerken[1]. Die folgenden scenen bringen nun den Lätus mit Papinianus, und den lezteren mit Flavius und Cleander zusammen, deren wahren charakter Papinianus ebenso verkent, wie den des Lätus. Nur Traräus ist über die absichten dieser vier personen ebensogut unterrichtet, wie der zuschauer, und lässt dies in seinen bemerkungen erkennen. Der akt schliesst mit einer albernen aufforderung des Traräus, ihm seine überflüssigen gedanken abzukaufen.

1) Vgl. Lessing, Hamburgische dramaturgie, stück 62 (VII, 317 Hempel).

Der anfang des zweiten aktes sorgt wider in der bearbeitung dafür, dass dem zuschauer keine tatsache überraschend komt, sorgfältig bereitet sie auf die kommenden ereignisse vor; denn die scene beginnt mit der entsendung des Flavius und Cleander zu Geta, der seine zustimmung zu einer von Bassian getroffenen verfügung geben soll. Lätus benuzt diese handlung, um dem kaiser Bassian seine unwürdige unselbständigkeit klar zu machen. Von hier an gehen original und bearbeitung gleichmässig vor. Lätus sucht den kaiser gegen seinen bruder Geta aufzuhetzen, Cleander (in dem original ist es Flavius) kehrt mit der nachricht zurück, dass Geta die verlangte zustimmung verweigere; Lätus benuzt diese weigerung des Geta, um Bassian gegen diesen in zorn zu bringen, den er bis zu solcher höhe zu steigern weiss, dass Bassian vor dem gedanken des brudermords nicht mehr zurückschreckt.

Während im original die ermordung des Geta schon in der nächsten scene vor sich geht, glaubt die bearbeitung noch mancher vorbereitung zu bedürfen, ehe sie zu der bluttat komt.

Erst muss auch Geta des längeren sich über das verhältnis zu seinem bruder aussprechen und seiner mutter den verdacht berichten, den er gegen den bruder hegt. Aber nicht genug, dass die ansichten von menschen gehört werden, auch was der himmel verkündet muss erst noch vorgebracht werden. Der sterndeuter Trafullus komt herzu und berichtet, dass die himmelszeichen ein unheil zu verkünden schienen[1]. Dann wird das gemüt der zuschauer noch zuvor durch eine possenscene zwischen Trafullus und Traräus erheitert, und endlich tritt Geta wider auf und klagt über eine unerklärliche traurigkeit, die ihn befallen habe; erst jezt nach so vielfältiger vorbereitung geraten die brüder in jenen streit, der mit der ermordung des Geta endet. Selbst hier will der bearbeiter den hanswurst nicht missen, als die tat schon geschehen, als Geta schon tot ist, eilt Traräus herbei, um in tölpelhafhaftem eifer dem ermordeten beizustehen.

Der schluss des aktes stimt bis auf das fehlen des reihens und einige unwesentliche einzelheiten in der bearbeitung mit dem original überein.

Der dritte akt begint in der bearbeitung mit der wörtlichen widergabe des originals; die verse enthalten den monolog des brudermörders, in welchem dieser seine reue über die rasche tat ausspricht. Könige auf der einsamen höhe ihres thrones weinen und menschliche schwächen

1) Diese scene ist aus der andeutung einer späteren stelle des originals entstanden, in welcher Trafullus die Julia erinnert, dass er schon vor der ermordung des Geta ein unglück vorhergesagt habe. (S. 547. S. 455 fg.)

bejammern zu hören, war ein so beliebtes schauspiel für das publikum jener zeit, dass es in keinem stücke fehlen durfte. Deshalb hat wol auch der bearbeiter an dieser kraftstelle den Alexandriner des originals beibehalten, um dieselbe so besonders zu betonen. Von hier an ist dann wider durchweg die prosa angewendet. Inhaltlich aber schliesst sich die bearbeitung ziemlich eng an das original an. Nur dass in der 4. scene Lätus in einem monolog seine freude über das gelingen seines planes ausspricht, während bei Gryphius Sabinus, der freund des Lätus, mit diesem die günstige lage des augenblicks bespricht. Ferner ist in der 5. scene Flavius statt des hauptmanns der überbringer des todesbefehles an Lätus, und in der 6. scene wird der veränderte befehl nicht wie im original von einem zweiten hauptmann, sondern von Cleander überbracht.

In den drei folgenden scenen entfernt sich aber die bearbeitung wieder von dem original, sie bilden ein intermezzo, welches der komik dient. Traräus, Trafullus und Flavius sind es, welche in diesen possenscenen wirken, die beiden lezteren behalten aber ihren ernsten charakter bei, nur Traräus besorgt die spässe, bei denen es auch an tätlichkeiten nicht fehlt.

Erst die 11. scene knüpft wider an das original an und enthält den kernpunkt des dramas: Cleander bringt dem Papinian den befehl des kaisers: den brudermord zu verteidigen. Papinianus weigert sich dessen; die beiden folgenden scenen behandeln dann übereinstimmend die rache, welche Julia an Lätus nimt. Der schlusschor aber fehlt wider in der bearbeitung.

Der vierte akt begint mit drei scenen, welche das original nicht hat; da Traräus in ihnen die hauptrolle spielt, so sind sie dem komischen teil des dramas zuzurechnen, obwol sie etwas ernster gehalten sind, als die übrigen scenen des Traräus.

Die 4. und 5. scene entsprechen den beiden eingangsscenen des 4. aktes bei Gryphius. Cleander meldet dem Bassian, dass Papinian sich weigere, die verteidigungsrede zu halten, worauf dieser selbst vor dem kaiser erscheint und standhaft auf seiner weigerung behart. Dann wird aber wider eine possenscene des Traräus eingeschoben, die wir immer vor oder nach einer besonders erregenden ernsten scene finden. In der 7. scene geht die handlung wie im original weiter; die 8. scene zeigt nur darin eine abweichung, dass statt des Macrinus Flavius die botschaft des kaisers überbringt, durch welche er seiner ehren und ämter entsezt und seines sohnes beraubt wird. Die nächste scene des originals fehlt in der bearbeitung. Sie enthält die aufforderung des

lagers an Papinian, sich an die spitze des heeres zu stellen, das zu einer revolution zu seinen gunsten geneigt sei. Papinian weist dieses anerbieten zurück. Warum diese scene nicht mit in die bearbeitung aufgenommen ist, dafür scheint mir eine erklärung schwer. Es ist doch sonst in diesen dramen beliebt, durch möglichst viele beispiele den charakter einer person zu erweisen, und eine gelegenheit wie das original sie hier bietet, wird gewöhnlich begierig aufgegriffen. Ich vermute fast, dass diese scene ursprünglich hat aufgenommen werden sollen, und nur während der arbeit wider vergessen ist. Der im personenverzeichnis aufgeführte „officier aus dem lager", der in der ganzen bearbeitung nicht erwähnt wird, hat sicherlich in dieser scene auftreten sollen.

Das original schliesst den vierten akt mit einem chor der rache, welcher dem schlafenden Bassian erscheint. Diese idee ist in den vier scenen der bearbeitung 9—12 weiter ausgeführt. Traräus und Trafullus werden nämlich zeugen der geistererscheinungen, welche den Bassian quälen. Diese aus ernsthaftem und possenhaftem gemischten scenen werden durch ein gespräch zwischen Papinian und einem abgesanten der Julia unterbrochen; Julia lässt nämlich den Papinian heimlich auffordern, ihre partei zu ergreifen; im original bildet dieses gespräch (durch den geschmacklosen zusatz, dass Julia dem Papinian ihre hand anbieten lässt, erweitert) den beginn der 5. abhandlung. Die 2. scene derselben enthält ein gespräch Papinians mit seinen eltern, welches zum fortschritt der handlung nichts beiträgt. In der bearbeitung, in welcher die scenenzählung noch immer im 4. akt weiter läuft, findet sich dieses gespräch am schluss der 13. scene, aber in ganz verkürzter form; es wird von Papinian und seiner mutter geführt. Die 14. scene der bearbeitung und die 3. scene im V. akt des originals entsprechen einander. Ihr inhalt ist das eigentliche ende der tragödie: Bassian lässt den sohn des Papinianus, dann diesen selbst hinrichten, und empfindet sofort reue über diese neue bluttat.

Auch in der folgenden scene entsprechen sich original und bearbeitung, nur dass hier der chor und der vater des Papinianus fehlen; auch spielt die scene noch bei Bassian, dem sich Eugenia und Plautia zu spät um gnade flehend zu füssen werfen, während bei Gryphius den frauen auf ihrem bitgang die leiche des Papinian entgegengetragen wird.

So fält der schluss der 5. abhandlung mit dem schluss des 4. aktes der bearbeitung zusammen.

Der 5. akt der bearbeitung, der im original fehlt, enthält eine feier am monument des Papinianus ohne jede dramatische handlung.

Der vergleich zeigt also, dass nur eine scene des originals, und zwar anscheinend unbeabsichtigt, ganz fortgefallen ist, diejenige, in welcher das lager den versuch macht, Papinianus an die spitze einer militair-revolte zu rufen.

Andere scenen haben woltätige verkürzungen erfahren; wie der übermässig lange monolog des Papinianus zum beginn des dramas, oder jene scene mit den abgesanten der Julia, in welcher man das fehlen des anerbietens dieser bejahrten witwe, dem Papinian ihre hand zu reichen, sicherlich als einen vorzug bezeichnen kann. Dagegen sind eine statliche zahl von scenen und ein nachspiel vom bearbeiter hinzugefügt, andere wesentlich erweitert worden.

Die mehrzahl dieser zutaten dienen lediglich der komik, deren vertreter Traräus im original nicht vorkomt. Die possenscenen haben keine beziehung zu dem eigentlichen inhalt des stückes und stehen auch in sich selbst nicht im zusammenhang, ebenso fehlt ihnen jede dramatische handlung, es sind meist coupletartige spässe, die ebensogut an einer anderen stelle vorgebracht werden könten, als an der, an welcher sie stehen. Allerdings scheint das prinzip vorzuwalten, diese possen vor oder nach erregenden handlungen die gemüter der zuschauer beruhigen zu lassen.

Grössere ausdehnung haben auch die scenen gewonnen, in denen besonders hervorragende momente abgehandelt werden, wie mord, hinrichtungen, geistererscheinungen oder hervorragende seelenaffekte, wie beispielsweise die reue des Bassianus eine solche scene ausmacht.

Dadurch muss eine solche bearbeitung schon an ausdehnung gewinnen, dass in dem drama der wandertruppen nichts von bedeutung hinter der scene vor sich gehen darf: alles wird auf die bühne gezogen und mit möglichster genauigkeit vorgestelt. Überhaupt zeigt sich ein geringes vertrauen in die aufmerksamkeit und fassungskraft der zuschauer. Die einzelnen charaktere (ich erinnere besonders an Lätus) erschöpfen sich in der auseinandersetzung ihrer guten oder schlimmen absichten, der geringste fortschritt der handlung (ich erinnere an den beginn des ersten und zweiten aktes) muss vor den augen der zuschauer langsam vorbereitet werden, und stets ist das publikum früher und besser unterrichtet, als die auftretenden personen.

Geht hier die bearbeitung etwas zu weit, so ist andrerseits ein angenehmes masshalten nicht zu verkennen; übermässig lange reden sind gekürzt, die überfülle von gelehrsamkeit, mit welcher das original prunkt,

ist vermieden, oder strömt mit lächerlicher wirkung aus dem munde des Traräus; ja Hans Wurst — eben dieser Traräus vertritt die stelle des Hans Wursts — drängt sich nicht, wie in andren dramen der wandertruppen, störend in die ernsten scenen hinein, sondern treibt sein wesen nur in ihm besonders eingeräumten auftritten; nur beim tode des Geta ist er in die tragische handlung hineingezogen.

Die erwähnten abweichungen sind ja im ganzen nicht erheblich, da sie den gang der handlung, wie ihn das original bietet, wenig beeinflussen; doch haben sie genügt den charakter der tragödie umzuwandeln.

Gryphius schildert im Papinian mit der gewalt seiner pessimistischen weltanschauung die tragik der inneren notwendigkeit, mit welcher ein unwandelbar rechtlicher mann mitten in einer korrumpierten welt untergehen muss; und um diese innere notwendigkeit klar hervortreten zu lassen, verschmäht er es, äussere einflüsse alzuwirksam zu schildern und weist diesen, besonders der intrigue des Lätus, nur eine bescheidene stellung im drama an.

Der bearbeiter zog hingegen gerade die macht der äusseren umstände in den vordergrund und liess den Papinianus nicht sowol einer inneren notwendigkeit, sondern den verderblichen anschlägen des Lätus zum opfer fallen und schuf so aus einer vortreflichen tragödie ein mittelmässiges intriguenstück.

HALLE. C. HEINE.

EINIGE BEMERKUNGEN ZU JOHANN PETER TITZS DEUTSCHEN GEDICHTEN.

In seiner ausgabe: Johann Peter Titz' Deutsche gedichte (Halle, Buchhandlung des waisenhauses, 1888) hat L. H. Fischer die schwer zugänglichen, sehr häufig nur noch in einem exemplar vorhandenen einzeldrucke der dichtungen Titzs sorgfältig gesammelt und wir schulden dem herausgeber für diese entsagungsvolle arbeit aufrichtigen dank, so wenig die gedichte Titzs auch durch inhalt und form innerhalb der deutschen dichtung des siebzehnten jahrhunderts sich auszeichnen. Die beobachtungen, welche dem verfasser dieser zeilen bei der lektüre von Fischers ausgabe sich aufdrängten, sollen in dem nachfolgenden aufsatz mitgeteilt werden; man entschuldige das fragmentarische dieser bemerkungen; dieselben waren ursprünglich für eine recension bestimt

und sind erst auf veranlassung des herausgebers dieser zeitschrift für eine kurze abhandlung zusammengestelt worden.

In Fischers ausgabe macht ein kurzes episches gedicht: Lucretia den anfang. Bei der geringen aufmerksamkeit, die man bis jezt dem epos des siebzehnten jahrhunderts zugewant hat, ist jeder beitrag zur besseren erkentnis desselben von wichtigkeit. An sich freilich kann man dem gedicht kein sehr grosses lob spenden; man muss anerkennen, dass der dichter sich von jeder übertreibung, zu der der stoff so leicht veranlassung gegeben hätte, frei gehalten hat; aber andrerseits ist ihm auch nirgends gelungen, über das gewöhnliche hinaus zu kommen, und die reden, die er seinen personen in den mund legt, sind von einer gradezu erschreckenden trivialität. Indem er sein fahrzeug immer in der nähe des strandes auf mässig tiefem gewässer einhersteuerte, fiel es dem schwung- und phantasielosen manne freilich leicht, die klippen zu vermeiden, die der junge Shakespeare nicht zu umgehen vermochte. Indessen komt dem gedicht immerhin eine gewisse bedeutung zu und diese ist in dem gegenstand begründet, den das gedicht behandelt. Der stoff der Lucretia muss nämlich um die mitte des siebzehnten jahrhunderts für epische behandlung sehr beliebt gewesen sein. Wir wissen z. b., dass Heinrich Held ein gedicht: Lucretia verfasst hat; ich habe dasselbe allerdings nie gesehen — in Helds Deutscher Gedichte Vortrab (Franckfurt an der Oder 1643) findet es sich nicht — allein nach der gleich zu citierenden notiz von Nicolaus Peucker sowie einer weiteren nachricht von Jacobus Klincke ist an seiner existenz nicht zu zweifeln. Offenbar kam man grade diesem stoff mit besonderer neigung entgegen, so dass Johann Franck aus Guben in seinem epos Susanna[1] diese der Lucretia gegenüberzustellen und gegen den lezteren stoff zu polemisieren für nötig fand. Er tut das, indem er Susanna beständig mit Lucretia vergleicht und in versen, die mit allem möglichen und unmöglichen kram aus antiker mythologie und geschichte verbrämt sind, die keuschheit der Lucretia anzweifelt:

Kan auch, Lucretie, mit recht der ruhm dir bleiben
Den Naso dir ertheilt? mir wil es gar nicht ein
Dass du so keusch gewest, wie man dich wil beschreiben
Kan auch dieselbe wol so gar ohn Argwohn seyn.
Die einem frembden hat zu Willen wollen leben?
Dich hat (es fählet kaum) auch eigne Lust bethört

1) Johann Franckens In deutsche Tracht verkleidete und der sonst überaus schönen Römischen Lucretien an Keuschheit weit überlegene und entgegen gesetzte Susanna. Franckfurth an der Oder 1656.

Nicht bloß ins Schwerdtes-Furcht; daß du dich dem ergeben,
Der deinen Keuschen-Sinn hat durch die Brunst versehrt.

In diesem ton geht es weiter und aus den verschiedensten anzeichen wird uns dann bewiesen, dass es mit Lucretiens keuschheit nicht so weit her gewesen sein könne. Franck wendet sich zwar nicht direkt gegen irgend einen seiner poetischen zeitgenossen, sondern er polemisiert nur gegen Ovid, aber dass man die spitze herausgefühlt hat, bezeugt das folgende der Susanna vorgesezte gedicht Nicolaus Peuckers:

Wie Susanna das Exempel einer Tugendsamen Frawen
Von dem Paar der alten Schälcke, welch' ihrer Lieb entbrant,
Angeklaget, und des Todes schuldig wird vom Volck erkant,
Vnd was sie in solchen Aengsten hat zu dem für ein Vertrauen,
Der all' Heimligkeiten kennet, dessen Wohnung in dem blauen,
Der auch einen solchen Richter also fortschafft an die Hand,
Welcher sie vom Tod' erlöset, wird bey dir ein Wörter Band,
Franck, auff den gelehrte Leute, wie nach einer Warte schauen.
Hab ich jemals der Poeten Schrifft und Lieder gern gesehen,
Ey so wird es mit der Keuschheit der Susannen itzt geschehen.
Eile nur, fort, fort, und eile; bald! alsbald gib sie zur Presse!
Doch ich steh noch in Gedancken: Held, den Franck und Peucker lieben,
Hat der Keuschheit Königinne, die Lucretie, beschrieben
Wem ich unter diesen beyden wol das beste Lob zumesse?

Da die deutsche litteratur des siebzehnten jahrhunderts im wesentlichen von fremden mustern abhängig war, so verdienen die übersetzungen noch eine ungleich grössere beachtung als in andren epochen, da sie es sehr häufig sind, die uns fingerzeige für die richtige historische einreihung der selbständigen produkte geben. Aus diesem grunde dürfen auch die beiden übertragungen Titzs, die sich in Fischers ausgabe unmittelbar an die Lucretia anschliessen, hier eine kurze erwähnung finden. Es sind zwei dichtungen des Holländers Jakob Cats, die eine eine kleinere epische erzählung, die andre ein cyklus von episch-lyrischen gedichten, in welchem ein antiker stoff die grundlage für einen poetischen brief und einige liebeslieder bietet, die ihrerseits widerum weitere ausführungen an den stoff anknüpfen. Die übersetzung ist im ganzen nicht ungewant; die beiden dichtungen sind an sich nicht eben sonderlich bedeutend. — Der aus Herodot, Strabo, Plinius und Aelian bekante stoff des zweiten gedichtes — die geschichte der Rhodope — muss aber schon viel früher in Deutschland algemein verbreitet gewesen sein, da ein zug desselben im deut-

schen geselschaftsliede verwendet worden ist. Ich darf auf diese tatsache wol mit einem worte eingehen. Eine untersuchung über die antiken elemente und die art ihrer verwendung im deutschen volks- und geselschaftsliede, wäre von hohem interesse; einzelnes über diesen gegenstand hat soeben M. v. Waldberg in seinem buche: Die deutsche renaissance-lyrik (Berlin 1888) s. 71 fgg. zusammengestelt. In unserem falle nun hat das geselschaftslied um die wende des sechzehnten und siebzehnten jahrhunderts die antike erzählung einfach adoptiert, um eine streitfrage daran zu knüpfen, wie sie uns ähnlich z. b. in der älteren französischen poesie entgegentritt. Aus Titzs zusammenfassung der antiken zeugnisse über das leben der Rhodope hebe ich die betreffende stelle aus: „Bald darauf, als Er (Knemon) wiederumb nach gewohnheit Ihr auffgewartet, windet Rhodope ein par Rosen-Kräntze: derer einen Sie auff Ihr eigenes, den andern aber auf Knemons Haupt setzet. Ohngefehr begiebt sichs, dass auch der Königliche Rath dazu kommt. Rhodope, damit Sie unter diesen beiden einen angenehmen Streit veruhrsachen möchte, giebet Ihren Krantz dem Hofmann: dem Knemon aber nimmt Sie Seinen, und setzet ihn Ihr selbst auff. Darüber den Jener sehr frohlockt, und den armen Poeten auslachet: dieser aber erweiset, dass solches von Rhodope aus keiner ungewogenheit geschehen, sondern dass es vielmehr für ein Zeichen einer sonderbaren Liebe und grossen Vertrauligkeit zu achten." Dazu vergleiche man das lied, welches Hoffmann von Fallersleben (Gesellschaftslieder, s. 21 fgg.) mitteilt. Zwei jünglinge werben um die liebe eines mädchens und verlangen, sie solle erklären, welchen von beiden sie lieber haben wolle. Die jungfrau verweigert eine direkte antwort, gibt aber ihre entscheidung durch ein zeichen zu erkennen. Sie lässt beide freier zu sich kommen; der eine trägt zufällig einen kranz auf dem haar, der andre nicht.

Die Jungfrau mit Verleubte
Nahm ihr eigen Kränzelein
Und setzt es auf das Häupte
Deß der bloß kam herein.
Dargegen sie sich wendet
Zum andern Freier dar
Und nahm sein Kranz behende
Und setzt ihn auf ihr Haar.
  Nun rath, Lieb, und entscheide,
Welchs sei das rechte Pfand
Und Zeichen dieser beide
Gewechselt zu der Hand?

Ein Kränzlein ward genommen,
Das ander ward verehrt:
Nur eins das hat gewonnen
Und die Jungfrau begehrt.

Es wird sich wol nicht bestreiten lassen, dass hier wirklich eine einwirkung der antiken erzählung auf das geselschaftslied statfindet.

Die lyrik Titzs geht, ebenso wie seine gelegenheitsgedichte, auf den spuren Opitzs und Simon Dachs. An den lezteren erinnern nicht nur manche gedichte Titzs der gesamtstimmung nach, sondern auch in einzelheiten tritt diese anlehnung hervor und Titz verwendet nicht selten gedanken, die bei Simon Dach öfter widerkehren. Man vgl. z. b. die worte Dachs (Oesterley s. 115):

Solt er es anders meinen,
Als gut mit uns, den seinen?
Das glaub ich ewig nicht;
In trübnus uns verlassen
Und unbarmhertzig hassen,
Ist wider seine pflicht.
Er weiß sich anzustellen,
Als stürtz er uns zur hellen
Und wer uns spinnenfeind;
Bleibt doch in allen nöthen,
Ja, möcht er uns auch tödten,
Der allerbeste freund.

mit einer stelle bei Titz, Fischers ausg. s. 291:

Vnd ob es offt zwar scheinet,
Als were, was er thut,
Mit vns nicht wol gemeynet,
So ist es dennoch gut.

Und wenn Titz in demselben gedicht sagt:

O wol der Frommen Seelen,
Die GOtt versetzet hat
Aus jhres Kerckers Hölen
In jedem grosse Stadt!

so erkennen wir auch hier einen gedanken, der bei Simon Dach unzählige male variiert wird. — Aber wenn Titz sich auch im einzelnen an Simon Dach anzuschliessen versucht, so hat er doch im ganzen nicht viel von ihm gelernt. Dachs geistliche gedichte atmen eine sanfte, elegische, wunderbar trostreiche stimmung; üerall hören wir die milden sehnsuchtsworte der liebenden seele, welche aus dem irdischen leben nach

ihrem himlischen heimatslande zurückstrebt, zuweilen hat Simon Dach auch mit glück versucht, seiner leier kräftigere akkorde zu entlocken und in dem schönen, offenbar Luthers lied: „Jesaja dem Propheten das geschah“ nachgedichteten lied: „Ich hörte, spricht Johannes, ein geschrey, — Als eine stimme der engel vielerley“ ist es ihm in der tat gelungen, Luthers kraft nahe zu kommen. Erst wenn man Titz an diesem seinem vorbilde, das er zu erreichen sich bemühte, misst, erkent man, wie tief er steht. In seinen geistlichen liedern zeigt er durchaus keine sonderliche begabung und überragt nirgends das durchschnitsmass der religiösen lyrik jener tage. Aber auch seine gelegenheitsgedichte sind recht steif und ungelenk. Wie sauer ihm die arbeit geworden ist, die verse zusammen zu leimen, lässt sich aus seinen eigenen worten ersehen (s. 153 der ausg. Fischers):

Wie eine Tochter pflegt viel Thränen zu vergiessen,
Wenn jhr der bleiche Todt den Vater hingerissen:
  So weinen Sie (näml. die musen) vmb Euch, und lassen Keinen für,
  Man klopffe was man wil an ihrer Pindus Thür.
Ich hab' ohn' vnterlaß bey Ihnen angeschlagen,
Vnd umb ein Lied gefleht, Euch würdig zu beklagen:
  Doch hat für dieses mahl mir niemand auffgethan,
  Weil keine, was ich klopff' und bitte, hören kan.

Es fehlt auch sonst nicht an stellen in den leichengedichten, in denen er ganz ähnlich wie hier sein unvermögen mit seinem grossen schmerz entschuldigt, vgl. z. b. s. 160 z. 109 fgg. Überall erkennen wir, wie es ihm an originalität mangelt und wie er nur mit der grössten mühe die gedanken zusammenbringt. Für die leichengedichte werden daher die psalmen geplündert und recht hässlich ist es, wenn die verwässerten psalmworte durch Titzs magere umkleidung hindurchscheinen, so z. b. die worte des neunzigsten psalms, den Titz auch einmal paraphrasiert hat, in dem gedicht s. 167 fgg. Weiter müssen rhetorische hilfsmittel die fehlenden gedanken ersetzen; sehr häufig werden zu diesem zweck interjektionen, namentlich: O! eingestreut, z. b. s. 166:

O Wol! O wol gekämpft! O Wol! O wol gerungen!
O seelig grosser Sieg!

Oder s. 169:

O Freud'! O Seeligkeit, die GOtt uns da wird geben!
O süsse Wonn' und Ruh'! O reicher überfluß!
O Wollust ohne Ziel! O hochgewünschtes Leben.

Ebenso werden in ganz unsinniger weise anaphern angehäuft, z. b. s. 205 fgg. z. 85—105. — Das gleiche, was soeben von den trauer-

gedichten gesagt war, gilt auch von der sonstigen gelegenheitspoesie Titzs, die einkleidung ist in den meisten fällen ärmlich, die ausführung wenig befriedigend. Nur einmal ist es Titz gelungen, ein hochzeitsgedicht zu schaffen, das man wirklich mit vergnügen liest. Es ist dies das gedicht: Poetisches frauenzimmer (s. 113 fgg.), welches, an ein antikes vorbild anknüpfend, durch das derbe und treffende des ausdrucks und durch die formelhafte widerkehr der gleichen strophe unwilkürlich an das sechzehnte jahrhundert gemahnt.

Hin und wider wird auch in Opitzs weise das lob eines heiteren und mässigen lebensgenusses verkündet und der dichter fordert auf, die stunde zu geniessen, da das menschenleben sich rasch seinem ende zuneige. Opitz selbst ist in einer reihe von gedichten besungen worden; zunächst finden wir eine lobschrift auf ihn, in welcher Opitz in den üblichen hyperbeln gefeiert wird: er ist der deutsche Maro und Catull, Petrarcha muss vor ihm schweigen, Ronsard und Sannazar, „wie hoch sie sind gelehrt“, bekanten doch, dass Opitz der lorbeerkranz zukomme; in ähnlichen lobhudeleien ergeht sich ein epigramm auf Opitzs bild; den schluss machen einige klagegedichte und eine grabschrift. — Natürlich hat er auch unmittelbar an dichtungen Opitzs angeknüpft und sein hochzeitsgedicht (s. 134):

> Phyllis saß in tieffen Schmertzen
> An der stillen Myrten See,

ist zu den bei M. v. Waldberg (a. a. o. s. 115 fgg.) zusammengestelten nachahmungen von Opitzs liede: „Coridon, der gieng betrübet — An der kalten Cimbersee“ noch hinzuzufügen.

Ausser den übersetzungen aus dem niederländischen weist die vorliegende ausgabe auch übertragungen aus der neulateinischen litteratur auf. Da Titz selbst als lateinischer dichter eine grosse fruchtbarkeit entwickelt hat, so wäre die frage aufzuwerfen, ob sich einflüsse der neulateinischen poesie nicht auch in seinen selbständigen dichtungen nachweisen lassen. Man gestatte mir, dass ich auf diesen punkt hier etwas näher eingehe; die einwirkung der neulateinischen dichtung auf die deutsche poesie des siebzehnten jahrhunderts ist viel bedeutender und umfangreicher als man gemeiniglich annimt; ich gedenke, die lateinische dichtung Deutschlands im funfzehnten und sechzehnten jahrhundert mit ausschluss des dramas monographisch zu behandeln und werde dabei auch auf diesen gegenstand näher einzugehen haben.

In der tat treten auch in Titzs selbständigen dichtungen die nachwirkungen der neulateinischen dichtung bedeutend hervor. Wenn Titz

z. b. in seiner aufforderung zum Türkenkrieg (s. 215 in Fischers ausg.) ausruft:

Weg, hinweg mit solchen Kriegen,
Mit den Jammer-vollen Siegen,
Da ihr selbst einander freßt,
Da ihr armen Euch verzehret,
Und weit mehr, als Dürr' und Pest,
Eure Länder selbst verheeret!

so spricht er damit einen gedanken aus, der in der neulateinischen dichtung überaus häufig widerkehrt. Fast in allen ermahnungen zum Türkenkrieg, wie sie die neulateinische litteratur des sechszehnten jahrhunderts, namentlich in Deutschland, in so grosser fülle aufzuweisen hat, finden wir beständig — und zwar meist wie hier, am anfang — die bitte, Deutschland solle sich nicht länger in bürgerlichen kriegen selbst zerfleischen, sondern seinen kriegerischen mut gegen die Türken kehren. Man vergleiche, um nur ein beispiel anzuführen, die Imperatores Turcici von David Pfeifer aus Leipzig (Basel o. j.; das einleitende gedicht von Caspar Bruschius nent das jahr: 1550), s. 31:

Europae regina mihi Germania dicas,
In tantum quis te dedecus error agat?
Vt tua tam saeuo des membra uoranda latroni,
Ceu rerum nolis amplius eße caput.
Per laudes generosa tuas, per sceptra precamur,
Si non uis alijs parcere, parce tibi.
Dumque potes, foedos a deo compesce furores,
Nec proprias armes in tua fata manus.
Mutua terrigenae miscentes praelia fratres,
Inuicti dextris procubuere suis.
Deformem traxit ciuili Marte ruinam,
Vrbs, per quam flauas Albula uoluit aquas.

Aber weit mehr noch als in diesem gedicht tritt der einfluss der neulateinischen dichtung in der ode hervor, welche Titz der übersetzung eines lateinischen gedichtes von Heinsius beigegeben hat[1]. In ihr wird ein gedanke behandelt, der von den neulateinischen dichtern bis zum überdruss in allen tonarten variiert wird, dass es nur die dichtkunst ist, welche dem menschen unsterbliches leben verleiht, oder, wie es Titz in dem refrain seiner ode ausdrückt:

Die Musen machen, dass der Mann,
Der Lob verdient, nicht sterben kann.

1) Dasselbe steht auch in Alberts arien, s. 206 der ausgabe von Fischer.

Es ist nicht meine aufgabe, die unzähligen zeugnisse für die beständige widerkehr dieses gedankens bei den neulateinischen dichtern hier zusammenzutragen, schon die anführung der stellen aus den bedeutenderen dichtern, aus Celtis, Busch, Micyll, Eoban Hesse würde zu viel raum in anspruch nehmen. Nur auf zwei tatsachen sei noch hingewiesen. Einmal, dass auch die einzelheiten in den ausführungen Titzs aus der neulateinischen poesie stammen; so ist es z. b. ein fortwährend gebrauchtes argument der Neulateiner, dass die zeit alles zerstöre, nur den ruhm nicht, den der dichter verliehen. Str. 9 singt Titz (s. 229): Wo könt jhr jtzt gefunden werden,

Carthago, Babylon, Athen?
Auch Rom, du Königin der Erden,
Die du doch soltest Ewig stehn?
Die Musen machen, dass der Mann,
Der Lob verdient, nicht sterben kann.

Dazu vergleiche man eine stelle in dem widmungsgedicht zu den oben erwähnten Imperatores Turcici von David Pfeifer, s. 8:

Quis noßet Thebas? doctas quis noßet Athenas?
Persaeas altae quis Babylonis opes?
Haec nisi diuini celebrassent oppida Vates
Quorum perpetuas res facit eße labor.

Weiter ist hervorzuheben, dass namentlich die neulateinischen dichter Ost- und Westpreussens auf diesen gedanken beständig zurückkommen und ihm in mannichfachster weise ausdruck geben, so dass wir hier eine ganz unmittelbare beziehung zu Titz erhalten. Man vgl. z. b. folgende worte des Georg Sabinus, Elegiarum liber I. 1. (s. 3 der ausg. von 1606):

Carmine laudati vivunt post funera reges;
Carmine notitiam posteritatis habent.
Quis nunc Aeacidae mavortia nosset Achillis
Facta, nisi illustri carmine nota forent?
Dulichio nomen regi famamque perennem
Smyrnaei tribuit nobile vatis opus.

Vgl. Titz a. a. o., str. 12 s. 229:

Wer könte von Alcides wissen,
Wenn jhn nicht aus der langen Nacht
Der Musen Volck hätt außgerissen,
Vnd biß auf vnser Zeit gebracht?

Wie diese idee in den köpfen der neulateinischen dichter Preussens sich festgenistet hatte, können wir an der hartnäckigkeit mit beobach-

ten, mit welcher z. b. Andreas Muncer aus Elbing in seinem kleinen büchlein: Elegiarum libri tres (Königsberg 1550) immer wider auf dieselbe zurückkomt. Ebenso wie oben Sabinus ruft er II. 1 aus:

Fortia nam ueterum quis nosset facta uirorum,
Quotquot in hoc mundi continet orbe polus,
Quis Fabios, quis Scipiadas, te denique Caesar,
Aut sciret nomen magne Camille tuum?
Si non carminibus seruassent talia uates,
Doctorumque super non monumenta forent.

Und ein ganz ähnliches versprechen, wie es Eoban Hesse Erfurt gegeben, gibt unser dichter seiner vaterstadt Elbing, III. 1:

Mantua si celebris cum uate Marone superbit,
Laudat ut Andinum gloria sera nemus,
Pelignis gaudet si patria Sulmo Camoenis,
Maeonias iactat si quoque Smyrna Deas,
Seu quos praeterea praestantes orbe Poetas
Cum priscis aetas temporis huius habet,
Sic uos (si magnis licet haec componere parua)
Laus manet a quali carmine cunque meo.

Diese hervorhebung der macht des dichters geschah bei den Neulateinern zuweilen ohne nebenabsicht, in den meisten fällen aber hatte dieselbe die ausgesprochene absicht, irgend einem mäcenaten einzuprägen, wie nützlich und notwendig es sei, die dichtkunst im algemeinen und den betreffenden dichter im besonderen zu begünstigen, da der dichter kein geringeres gegengeschenk verleihe als die unsterblichkeit. Um bei den oben angeführten preussischen dichtern zu bleiben, so lässt Sabinus in dem citierten gedicht (I. 1 s. 2 fg.) seine muse den so vielfach von den neulateinischen dichtern Brandenburgs, Preussens und Sachsens gefeierten Hohenzollern, den erzbischof Sigismund von Magdeburg, folgendermassen anreden:

Musa sed inprimis hîc te mea laudibus effert;
Nobile crebra tuum pagina nomen habet.
Nam tua majores virtus quae praeterit omnes,
Altius in coelum laude vehenda fuit.
Si quis Erythreas gemmas donavit et aurum,
Haud meliore carmine dona dabit .....
Vt tua morte carens vivat post funera virtus,
Nostra tibi princeps et monimenta dabunt.
His mihi pro meritis quae praemia digna rependes,
Gratia si Musis est referenda meis?

Ganz ähnlich apostrophiert Andreas Müncer II. 1 a. a. o. seinen mäcenaten:

Dumque foues paßim pulsas Helicone camoenas,
Et sumptu nutris docta lycea tuo
Aeternam statuet tibi laudem fama perennis,
Extingui quae non qualibet arte queat:
Hinc tua certatim cantabunt nomina, quotquot:
A superis uatum pectora numen habent.[1]

Das gedicht Titzs gehört zu der ersten gattung, welche die macht der poesie ohne eine besondere nebenabsicht herausstreicht. Dass aber auch die andere, weit häufiger auftretende art, in der deutschen dichtung des siebzehnten jahrhunderts fortlebt, soll hier nur an einem beispiel nachgewiesen werden. In M. David Trommers Nickerischer poesie (Dreßden 1670) findet sich ein gedicht an einen herrn G. von Beuchlingen, dessen gedankengang durchaus den eben angeführten auslassungen der lateinischen dichter entspricht, s. 149 fgg. Man vergleiche strophe 6 des gedichtes:

Was der Höchste mir verliehen,
Das zwar wenig ist und schlecht,

1) Das klassische vorbild für diese hervorhebung der macht des dichters mit der bestimten absicht, irgend einen vorteil dadurch zu erreichen, ist wol Tibull I. 4; 61 fgg.:

Pieridas, pueri, doctos et amate poetas,
Aurea nec superent munera Pieridas.
Carmine purpurea est Nisi coma: carmina ni sint,
Ex humero Pelopis non nituisset ebur.
Quem referent Musae, vivet, dum robora tellus,
Dum caelum stellas, dum vehet amnis aquas.
Atqui non audit Musas, qui vendit amorem,
Idaeae currus ille sequatur Opis
Et tercentenas erroribus expleat urbis
Et secet ad Phrygios vilia membra modos.

Von sonstigen klassischen vorbildern für die betonung der macht des dichters komt vor allen dingen das von Celtis fast wörtlich nachgeahmte wort des Lucan (9, 980) in betracht:

O sacer et magnus vatum labor, omnia fato
Eripis et donas populis mortalibus aevum.

Wenn Titz s. 230 str. 13 sagt:

Meinstu, dass vor Achilles Zeiten
Kein kühner Held gewesen sey?
Doch weiss man nichts von ihren Streiten,
Weil kein Poet nicht war dabey.

so braucht wol nicht darauf hingewiesen zu werden, dass er dabei unter dem einfluss der so vielfach nachgeahmten strophe des Horaz steht, Od. IV, 9, 25: Vixere fortes ante Agamemnona.

Soll Ihn aus dem Grabe ziehen;
Uns ertheilt man dieses Recht.
Was geschickte dichter schreiben,
Das muß ewig ewig bleiben.

Und die schlussstrophe:

Bleibe ferner mir ergeben,
Mein geehrter Macaenat;
Bleibe meiner Musen Leben,
Meiner Musen Hertz und Rath,
So versprech ich deine Sachen
Noch den Leuten kund zu machen.

Man verzeihe mir, dass ich bei diesem gegenstande so lange verweilt habe, aber es erschien mir nicht ganz unnötig, an einem konkreten falle zu zeigen, wie bedeutend der einfluss war, den die neulateinische dichtung auf die deutsche poesie des siebzehnten jahrhunderts ausgeübt hat und dass man zur feststellung desselben ein anderes verfahren einschlagen muss, als es bis jezt da geschehen ist, wo man hin und wider auf diesen einfluss aufmerksam gemacht hat. Man hat sich, wo das leztere geschehen ist, begnügt, zu zeigen, wie einzelne Neulateiner von den deutschen dichtern des siebzehnten jahrhunderts übersezt und nachgeahmt worden sind; es ist aber von weit grösserer wichtigkeit, nachzuweisen, wie die beständig widerkehrenden hauptmotive der neulateinischen dichtung nun auch in die deutsche dichtung des siebzehnten jahrhunderts übergehen. —

Äusserlich offenbart sich dieser zusammenhang Titzs mit der neulateinischen dichtung ausser in seinen eigenen lateinischen versuchen, in seinen übersetzungen. Er hat ein stück aus Daniel Heinsius übersezt und er hat weiter seine kraft an einem der bedeutendsten neulateinischen dichter zu erproben gesucht, an den epigrammen des Engländers Johannes Owen.

Owen ist der begabteste und individuelste der neulateinischen epigrammatiker. Wie tief z. b. stehen die neulateinischen epigrammatiker Frankreichs unter ihm. Das gleiche lässt sich von den Italienern sagen und noch weniger vermag Deutschland einen epigrammatiker aufzuweisen, der ihm durchaus gleichzustellen wäre, auch Euricius Cordus erreicht Owen nicht. Überschaut man nun die epigramme Owens in ihrer gesamtheit, so muss man allerdings zugestehen, dass nicht alle auf gleichen wert anspruch machen können; die üblichen spielereien der Neulateiner, die uns nicht mehr scherzhaft erscheinen, finden sich auch hier, wortspiele sind wie natürlich sehr stark vertreten, und wenn

sie zuweilen auch recht geistreich sind, so kann man ihnen andrerseits ebenso häufig dieses lob nicht erteilen (man vgl. z. b. I. 37, ich citiere nach der ausgabe Breslau 1658). Owens epigramme müsten, wenn ihnen eine eingehendere betrachtung zu teil werden solte — und sie verdienen eine solche durchaus — im einzelnen nach ihren stoffen gruppiert werden. Körperliche gebrechen werden sehr häufig verhöhnt, namentlich die kahlköpfe müssen herhalten. Neben den körperlich misgestalteten dienen insbesondere die hahnreie und pantoffelhelden zur zielscheibe des witzes. Recht vergnüglich ist es, wenn die katholikin, die einen protestanten heiratet, sich bloss den freien willen vorbehält (II. 47, vgl. auch II. 54), oder wenn Pontius meint, man solle alle gehörnten ehemänner ins meer werfen und seine frau ihm den guten rat gibt, in diesem falle erst schwimmen zu lernen (I. 63). Ebenso werden auch die laster gegeisselt, der geiz, die bestechlichkeit der richter (s. 78 nr. 23). Die gewöhnlichen stichblätter der satire, ärzte und juristen, werden beständig durchgezogen (vgl. z. b. I. 15. I. 71. I. 80. Hübsch ist das epigramm s. 128, 11: Furtum non facies: Juristae scribitur haec lex — Haec, non occides, pertinet ad Medicum; ähnlich die bemerkung s. 138, 86 von dem arzt Cinna, der seine kranken nicht lange leiden lässt). Auch die prediger werden nicht verschont, sie werden aufgefordert, sich erst selbst zu bessern, ehe sie andre zu bessern versuchen (III. 47), und über Rom macht Owen den, allerdings schon von Euricius Cordus vorbereiteten, hübschen witz, dass dort nicht Petrus, sondern Simon hersche (s. 128, 8).

Befinden wir uns hier überall auf bekantem gebiet und begegnen wir überall den traditionellen gegenständen des epigramms und der satire, so zeigt sich der dichter in anderen epigrammen bei weitem selbständiger. So wenn er die neutralität des feiglings verhöhnt, der, wenn Pompejus siegt, Pompejaner, wenn er unterliegt, Cäsarianer ist (s. 88, 105). Oder wenn er das litterarische verbrüderungswesen, die gegenseitigen lobhudeleien geisselt, wozu er, was die neulateinische dichtung betrift, allerdings alle veranlassung hatte: Marcus lobt mich in seinen versen: was gilts, er tut das, damit ich ihn wider lobe. Von scharfem witz zeugen viele der agressiven epigramme, die zum teil unmittelbar persönlicher veranlassung, ihre entstehung verdanken mögen. So z. b. wenn er I. 33 dem Marcus zuruft: Warum leugnest du, dass es in der natur ein vacuum gibt, da doch dein kopf für die existenz eines solchen den besten beweis liefert?

Indessen nicht immer schreitet der dichter in den epigrammen zum angriff auf personen oder richtungen. Auch die blosse betrachtung

und die sentenz machen sich geltend. Manche epigramme sind in wirklichkeit nur überschriften, die einen gegenstand in kurzen zügen nach seinen wesentlichen bestandteilen zu charakterisieren suchen, z. b. die einzelnen sinne. Unter den rein betrachtenden epigrammen sei auf folgendes schöne wort verwiesen (s. 112 Monosticha ethica et politica, 3): Nunquam vera fuit charitas, quae desiit esse: — Nam nullus veri finis amoris erit. Hierher gehören auch diejenigen epigramme, die sich über fragen des staatslebens oder die notwendigen eigenschaften des fürsten verbreiten. Nichts schlimmer für den staat, als die ungerechtigkeit, denn sie reisst häuser und mauern ein (Monosticha, 60). Vor dem regiment eines alzujungen herschers warnt er eindringlich (ebda, 57). Dem herscher selbst empfiehlt er als die besten künste gerechtigkeit und liebe; das sind die waffen, gegen die man nichts ausrichten kann (ebda 51). Er warnt ihn vor den schmeichlern (ebda, nr. 73: Blandus adulator Regum certissima pestis. — Haec gaudet sanctos perdere saepe viros.) und macht ihn auf die ungeheuere verantwortung aufmerksam, die auf ihm liege, da das volk sich in seinem wandel nach dem fürsten zu richten pflege (ebda 72: Si studia et mores populi cognoscere curas; — Res facilis: vitam Principis inspicies.).

Sein eignes lebensideal entwickelt der poet, der in diesem punkt wol aus der not eine tugend macht, indem er die genügsamkeit preist (Monost. 34 und 81). Nicht der ist glücklich, der viele äcker besizt, sondern reich ist der, dem einer genug ist (ebenda 67). Der einzige wirkliche reichtum aber ist die tugend (Monost. 36), und mit einem bei den Neulateinern sehr häufig widerkehrenden gedanken[1] weist Owen

1) Man denke z. b. an Murets epigramm an Marius Crucius:

Forma aetate perit: vires aetate fatiscunt,
Casibus innumeris eripiuntur opes:
Una, Mari, est virtus, quam non vis temporis aufert,
Non premit indigno sors inimica pede.
Una suos invicta perennibus inserit astris,
Fortunae imperio liberat una suos.
Hanc sequere. Insani est postponere firma caducis,
Veraque quae bona sunt, spernere; falsa sequi.

Auch bei Conrad Celtis kehrt der gleiche gedanke häufig wider, vgl. z. b. Amores IV. 15:

Diuitiae, luxus, dominatio, gloria, honores,
Forma, genus, mores et gemebundus amor,
Omnia terra suis sepelit conditque cauernis
Et toto (certum est) constat in orbe nihil.
Sola immortalis probitas virtusque sub orbe est
Et quae posteritas carmina docta probat.

darauf hin, dass alles vergänglich sei und nur die tugend und das wissen unsterblich seien:

> Omnia dispereunt, mundo quae pulchra videntur;
> Divitias subito sors inimica rapit.
> Perpetuo durat virtus doctrinaque rerum,
> Inque illam sors nil, quod dominetur habet,
> Haec tibi sola potest laudemque, decusque parare,
> Te facit haec veris deliciisque frui.
> Hunc, studiose puer, vigili tibi quaere labore,
> Hec tibi prae cunctis sit potiore loco.

Wenn du weise bist, hast du mehr schätze als Crösus; der weise ist niemals arm (Monost. 37). Und nicht ohne stolz verkündet der dichter beständig den ruhm der gelehrsamkeit und des wissens: Alexander war der grösseste der könige, Aristoteles der weiseste der weisen; gross Alexander, grösser Aristoteles. Der weise machte Alexander besser, der grosse konte Aristoteles nicht grösser machen.

Aber nicht so sehr auf den bisher besprochenen epigrammen beruht das interesse, das man diesem merkwürdigen dichter entgegenbringt; es gründet sich vielmehr auf eine anzahl von gedichten, in denen man spürt, wie der dichter selbsterlebtes mit bitterkeit ausspricht und die ihrem inhalt und ihrer form nach ziemlich isoliert in der neulateinischen poesie dastehen. Man kann es dem vielumgetriebenen poeten glauben, wenn er versichert, der anfang der liebe sei süss, das ende aber bitter, fröhlich pflege Venus zu kommen, traurig davon zu gehen. „So sind die wellen süss, so lange sie noch dem meere entgegenstreben, aber bitter, sobald sie sich mit seinen fluten gemischt haben.“ — Und die not und das elend, die schweren schicksalsschläge, die Owen erduldet, spiegeln sich in einer reihe von epigrammen wider, deren pessimismus von einer tief verdüsterten stimmung zeugt. Nicht allein, dass er mit seiner zeit nicht zufrieden war und derselben die tage der altvordern gegenüberstelte dass er sein eignes zeitalter nur für ein epigonenzeitalter hielt, das vom überlieferten kapital zehre und nur ein echo der früheren zeit sei — auch das ganze, beständig zwischen furcht und hofnung schwebende menschenleben erschien ihm ziel- und zwecklos, „das menschenherz nichts als sorge, das fleisch nichts als ein trauriger cadaver; geboren werden ist krankkeit, das leben ein beständiger tod.“ Und den gesamtinhalt des menschenlebens sucht er folgendermassen zusammenzufassen: „dem untergange zugeneigt, um niemals wider zum aufgange zu kehren, lebe ich heute, morgen werde ich sterben und gestern ward ich geboren.“ —

Es würde eine lohnende aufgabe sein, Owens nachwirkung in Deutschland zu verfolgen. Noch im achtzehnten jahrhundert vermögen wir dieselbe zu erkennen; es ist bekant, dass Lessing durch Owen beeinflusst worden ist. Ja selbst im neunzehnten jahrhundert scheinen noch töne aus Owens melodieen nachzuklingen. „Die zeit, die man nicht schläft, hat man dem tode abgewonnen“ sagt Grabbe in Don Juan und Faust; Owen: „Wenn der schlaf nichts ist als tod und der tod nichts als ein schlaf, so lebe ich um so weniger je mehr ich im leben schlafe“ (III. 140). Und wenn Heinrich Heine witzelt: „Leben bleiben wie das sterben für das vaterland ist süss“, so findet sich auch hier etwas ähnliches schon bei Owen: Pro patria sit dulce mori licet atque decorum; — Vivere pro patria dulcius esse puto (I. 48).

Für uns komt hier nur das siebzehnte jahrhundert in betracht. Owen war in Deutschland während des siebzehnten jahrhunderts ungemein beliebt; von den deutschen dichtern dieser epoche wird er citiert, ganz besonders häufig z. b. von Moscherosch. So ist es nicht wunderbar, wenn bald übersetzungen Owenscher epigramme auftauchen. Die erste ist freilich schlecht genug. Es ist die verdeutschung einer auswahl von epigrammen in reimpaaren (Embden 1641. 8. Goedeke, III^2, 232). Der übersetzer, Bernhardus Nicaeus Ancumanus, diener am worte gottes zu gast, hat sein buch den borgmeistern, rahtsherrn und secretariis der stadt Embden zugeeignet, damit diese seine übersetzung gegen „alle zoilitische anbellende hünde, lautschreyende träge esel, und gruntzende wülende schweine“ beschüzten. Der herr pfarrer hatte eine solche verteidigung allerdings nötig, denn seine übersetzung konte sich nicht selbst verteidigen: sie zeugt sowol in der widergabe der gedanken als in der handhabung der poetischen form von einer gradezu unglaublichen plumpheit. Nur einige epigramme sollen zur rechtfertigung dieses urteils hier folgen. S. 9 nr. 18. Dixit Anaxagoras atram esse Nivem, gravis Autor: — Haec aetas multos vidit Anaxagoras; — Laudavit niveas Corvi Vulpecula pennas: — Hei mihi, quot Vulpes secula nostra ferunt! Das übersezt Nicäus Ancumanus folgendermassen:

Der weise Anaxagoras,
Durfft sagen, daß der schne war schwartz
Wie viel der Anaxagoren
Thut man zu dieser zeit findē!
Der lose Fuchß erhub mit preiß
Des schwartzen Raben Feder weiß:

Wie findt man heut zu dieser frist,
So viel der Fuchßen voller list![1]

Oder s. 10 die übersetzung des epigramms De Bardella, latrone Mantuano: Bardellam solans Monachus in morte latronem, — Euge, tibi in Coelo Coena paratur, ait, — Respondet Bardella; Hodie jejunia servo, — Coenabis nostro, si lubet, ipse loco.

Als Bárdellám, den Mőrdr elénd,
Ein Mönnich tröst am letzten end,
Und sprach: Ey lieber förcht dich nicht,
Dir wird im Himmel zugericht
Das Abendmal, mit süßm willkomm:
Antwort Bardella: Lieber Herr Ohm,
Für mich jhr mögt, gliebts euch, dort gast
Zu Abend seyn, dann heüt ich fast.

In der gleichen elendigkeit und verballhornung geht es weiter fort. Nur noch zwei beispiele. S. 169 nr. 316 das epigramm Ad Marianum: Oderunt peccare boni virtutis amore, — Sunt igitur pauci nunc, Mariane, boni. — Im probitas tanti, probitas tam denique parvi — Penditur; ut probrum pene sit, esse probrum. Die übersetzung:

Aus Lieb zur Tugend die Frommen Sünd
Und Laster hassn von hertzn grund:
Darumb auch heüt zu dieser stundn
So wenig Fromme werden fundn.
Es wird Untugend so hoch geacht,
Dagegen Tugend so gar veracht:
Daß nunmehr für ein grosse schand
Man acht, ein fromm Mann seyn genant.

Schliesslich noch das epigramm: Luxus ingenium et mores perdit. Nil lethale magis, quam luxu perdere mores: Haec pestis juvenum est

1) Zur vergleichung sei eine andere verdeutschung dieses epigramms aus dem 17. jahrhundert hierher gesezt; sie rührt von Joh. Franck her, der ebenfalls einige gedichte Owens übersezt hat (Johann Franckens Poetischer Werke Fünftes Buch, nr. XC s. 362):

Der Anaxagoras, ein Mann von hohen Sinnen,
Gab für als wenn der Schnee gantz Kolschwartz solte seyn;
Ich wettete wol drauff, und wolt' es auch gewinnen,
Es stimmen heute viel mit dieser Meinung ein.
Der Fuchß der lobt' einmal den schönen weissen Raben:
Ach warlich wo wir itzt betrachten unsre Zeit;
So werden wir bey uns viel solcher Füchße haben,
Die wegen frembder Gunst zu lügen seyn bereit.

saevior ingeniis. Das kurze gedicht wird von Nicaeus Ancumanus ganz unbillig auseinandergezert (S. 310, nr. 552).

> Nicht tödlichers kan seyn auff Erdn,
> Als wenn die gute Sitten werdn
> Durch Schlemmerey zu nicht gemacht:
> Die grausam Pest hat auch gebracht,
> Viel Junger Leut umb jhrn verstand,
> Die sonst dient hetten Leüt und Land.

Während der diener am worte gottes zu gast sich in sprache und metrik an die schlechtesten traditionen des sechzehnten jahrhunders anschloss, gieng Valentinus Loeber, „der Artzney-Kunst Ergebener" in den spuren der neueren richtung der poesie. „Es ist gewagt, der berg ist erstiegen", ruft der übersetzer in der vorrede freudig aus, „wie rein und gut die arbeit sey, wirstu, in teutsch geübter leser, bald vermercken können. In dolmetschung dergleichen ist mir vorgangen der berühmte und fleissige Opitius, der nicht allein die Trojanerin, des Catonis Zweiversche v. a. m. sondern auch viel Vberschriften des Martialis übergetragen."

Henricus Löber hat in seinem deutschredenden Owenus (Hamburg 1653, vgl. Goedeke a. a. o.) fast alle epigramme Owens übersezt und nur hin und wider ein oder das andere ausgelassen. Natürlich ist in seiner übersetzung der fortschritt zu constatieren gegenüber der zulezt besprochenen. Aber immer noch lässt die übersetzung vieles zu wünschen übrig. An die stelle der reimpaare in Nicäus Ancumanus machwerk sind hier die Alexandriner getreten und es liegt auf der hand, wie wenig dieses metrum geeignet ist, die knapheit und prägnanz des distichons zu ersetzen. So geschieht es in sehr vielen fällen, dass entweder der gedanke Owens in ungebührlicher weise auseinandergezert oder dass, wenn der übersetzer ein distichon in zwei Alexandrinern widergibt, dasselbe fast ganz unverständlich wird.

Löbers deutschredender Owenus ist wol die bekanteste der Owenübersetzungen des siebzehnten jahrhunderts. Weniger bekant ist die anthologie der übersetzungen Owenscher epigramme, welche Gottfried Feinler seinem poetischen Lust-Gärtgin (Zeitz 1677) einverleibt hat (s. 146—150, s. 169—179). Auch Feinler hatte, wie es scheint, ein besonderes interesse an der neulateinischen litteratur; er hat in seinem Lust-Gärtgin auch andre stücke neulateinischer dichter übersezt, darunter ein von Georg Sabinus nach Lucian entworfenes gespräch zwischen Venus und Amor. Auch die in der neulateinischen dichtung Deutsch-

lands ungemein häufig widerkehrende form der Micae bibliacae (umschreibungen oder ausdeutungen einzelner biblischer worte oder situationen in ganz kurzen gedichten), die überhaupt aus der neulateinischen litteratur in die deutsche dichtung des 17. jahrhunderts gekommen zu sein scheint, finden wir bei ihm. Seine übersetzung steht etwa auf dem standpunkte der Löbers. Zuweilen gelingt es ihm, den gedanken des lateinischen dichters erträglich widerzugeben; sehr häufig verballhornt er auch seine vorlage mit unerhörter plumpheit. Für beides nur einige beispiele:

S. 149. (Owen s. 170.)

Der Weg ist breit genung, der runter pflegt zu führen,
Die Höllen-Bahn ist wohl gebahnt und selten leer,
Man kömmt hier leichtlich fort; und wenns ein Blinder wär,
So könte er sich aus dem Wege nicht verliehren.

S. 147. (Owen s. 69.)

Den wolgeplagten Job, durch Göttliches Geschicke
Und Satans argen Neid, betraff diß Ungelücke:
Ihm ward verlohren Gut, und Rind- und Kinder-Hauff;
Ja, sein gesunder Leib gieng Ihm auch endlich drauff.
Es war nichts übrig mehr, als seines Hertzens-Grämen,
Sein ungezognes Weib, die wolte niemand nehmen:
Die, die verdoppelt' ihm die schwere Creutzes-Last
Ihr Hohn-Gespräche ließ ihm weder Ruh noch Rast.

S. 170. (Owen s. 114.)

Das allzu viele und das grausam-wilde Lachen
Kan einen Menschen selbst zu einen Thoren machen:
Der angenehme Schertz gescheh zu rechter Zeit,
Doch sonder Mund-Geschrey, mit schöner Höffligkeit.

Natürlich ist es an dieser stelle unmöglich, auf alle diejenigen deutschen dichter des siebzehnten jahrhunderts einzugehen, die einzelne epigramme Owens verdeutscht haben. Die grosse reihe der namen aufzuzählen, hätte sicherlich keinen zweck und wir wollen deshalb sogleich zu der lezten umfänglichen Owen-übersetzung übergehen, die wir zu besprechen haben, das sind die Florilegii Oweniani Centuria I und II von Titz. (1643 und 45.) Sie ist der zeit nach, in der sie erschien, nicht die lezte und wir haben die vorher besprochenen übersetzungen nur vorausgeschickt, um ihren wert durch vergleichung mit ihren mitbewerberinnen festzustellen. Titz gibt ebenfals nur eine auswahl der epigramme Owens und man kann nicht in abrede stellen,

dass er vom standpunkte der deutschen dichtung des siebzehnten jahrhunderts aus die gelungensten epigramme Owens recht geschickt zusammengestelt hat. Für die schmerzliche ironie eines tief verwundeten gemütes fehlte es diesen pedanten, die in selbstzufriedener und selbstgenügsamer heiterkeit von ihrem museum aus die welt betrachteten, an jedem verständnis. Darum hat sich der biedre Titz auch sehr wol gehütet, sich an eine übersetzung derjenigen epigramme zu machen, auf denen Owens eigentliche bedeutung beruht; wo er doch einmal ein solches wagnis unternimt, scheitert er gründlich, man vergleiche z. b. s. 260: Nur Ein Weg zeiget uns das Leben; viel der Tod.
O wol! der tod ist gut; das Leben Müh und Noth.

Soll man nun über Titzs übersetzung im ganzen ein urteil fällen, so bleibt es im wesentlichen bei dem gleichen urteil, welches über Löber und Feinler gefält worden ist. Zuzugeben ist nur eins: in einigen wenigen fällen ist es Titz gelungen, das Owensche epigramm gut widerzugeben. Das gilt z. b. von dem epigramm I. 80 (bei Titz I. 22), welches man bloss mit der ungelenken und durch ihre ungeschicktheit ganz unverständlich gewordenen übersetzung Löbers zusammenzuhalten braucht, um den vorzug der Titzschen widergabe einzusehen. Der gleiche fall lässt sich dann noch einige male beobachten. — Bei anderen epigrammen aber überwiegt wieder das ungelenke des ausdrucks und die ungeschicktheit der widergabe, sie nehmen sich unerträglich steif und hölzern aus. Auch werden manche epigramme in ganz ungebührlicher weise auseinander gezert und es scheint fast, als hätte Titz das für etwas besonders schönes gehalten. So gibt er eins der eingangsgedichte Owens (I. 2) ganz geschickt folgendermassen wider: Wirst du dir alles hier, mein Leser, lieb sein lassen,
So ist dein Vnverstand; wo nichts, dein Neid zu hassen.

Er kann aber nicht unterlassen, neben dieser präcisen und angemessenen übersetzung noch die folgende kahle und weitschweifige verbreiterung des epigramms hinzuzufügen:

Wofern du alles das, mein Leser, gut wirst nennen,
Was hier geschrieben ist, so muss ich es bekennen,
Ich schelte deinen Wahn und Unempfindlichkeit:
Gefällt dir aber nichts, so misfält mir dein Neid.

Eine genauere betrachtung der übersetzungen Owenscher epigramme im siebzehnten jahrhundert sowie eine darstellung der einwirkung Owens auf die selbständige deutsche produktion im siebzehnten jahrhundert, behalte ich einer besonderen untersuchung vor.

BERLIN. GEORG ELLINGER.

HERDER IM FAUST.[1]

Schon Scherer (Goethes frühzeit, s. 75) hat darauf hingewiesen, dass bei den offenbar nachträglich eingeschobenen versen des eingangsmonologs (89—93): „Jetzt erst erkenn' ich ... bis „Morgenrot" an Herder und dessen „Älteste urkunde" zu denken sei. Der schöpfungsbericht in den büchern Moses als erste offenbarung gottes in der geschichte ist v. 93 mit dem morgenrot als der ersten offenbarung gottes in der natur verglichen. Nun wird Fausts monolog von v. 169 an durch die dazwischenkunft Wagners unterbrochen. Das hierauf folgende gespräch[2] wird herbeigeführt durch des famulus misverständnis, die in leidenschaftlicher erregung an den erdgeist gerichteten worte des helden seien nur eine deklamation, etwa eines griechischen trauerspiels, und verbreitet sich dann weitläufig über den kanzelvortrag der prediger. Dass hier widerum eine von den später in den text eingeschalteten stellen vorliegt, lässt sich von vorn herein mit grosser wahrscheinlichkeit vermuten. Jedoch muss dieselbe zu den älteren, bis 1775 entstandenen teilen des gedichtes gerechnet werden, da sie bereits in dem urmanuscript enthalten ist. Im nachstehenden soll nun der beweis geführt werden, dass die stelle einen direkten ausfluss der bis zum jahre 1775 verfassten, von Goethe eifrig gelesenen theologischen schriften Herders, speziell der 1774 erschienenen „Provinzialblätter" bildet. Sie würde hiernach in die zeit von 1774—75 zu verlegen sein.

Nun hat zunächst in bezug auf v. 203: „In denen ihr der menschheit schnitzel kräuselt" schon Suphan (Goethe-Jahrbuch von 1885, s. 309) an den gleichklang des ausdruckes „Schnitzel kräuselt" mit dem „gekräuselten schnitzelwerke" aus Herders Provinzialbl. nr. XIV (Suphans Herderausgabe bd. VII, s. 304) erinnert. Aber jene stelle des Faust aus den Herderschen worten, aus denen sie jedenfals geflossen ist, zu erklären, hat man noch nicht versucht. Im zusammenhange lauten bei Herder die worte: „Aber ob keine andere" (nämlich handhabe, um die religion zu beweisen) „wäre? Ihr köntet sie eben vor eurem gekräuselten schnitzelwerke nicht sehen: sie steht an einem anderen ende!" Der ausdruck bezeichnet hier einen zierrat

1) Vgl. Herder als pfarrer in „Herm. u. Dorothea", in meinem aufsatze in der Ztschr. f. deutschen unt. jahrg. 87 heft 1, s. 78 fg.

2) Diese scene hat in dem neuentdeckten „Urfaust" bis auf eine abweichung in der stelle: „Allein der vortrag macht des redners glück ..." bereits unverändert den jetzigen wortlaut. Am schlusse fehlt noch, wie im fragment von 1790, in den worten Wagners vor dessen abgang die hindeutung auf die nachfolgende ostertagsscene.

von papierschnitzeln, der die sache selbst verdeckt. Ebenso offenbar auch in der stelle des gedichtes. „Ihr kräuselt in euren reden der menschheit (als dativ!) schnitzel“ ist ein metaphorischer ausdruck für: Ihr verhült euren hörern mit worten — so heisst es im vorangehenden verse statt reden — das, was ihr sagen wolt; ihr gebt den menschen worte; ob auch etwas dahinter steckt, können sie nicht erkennen. Der sinn der stelle wird aber nur aus dem zusammenhange der ganzen partie verstanden werden können. Der dichter begeistert sich hier in der rolle Fausts für eine gefühlsmässige auffassung der neutestamentlichen lehre, welche er in der Herderschen auslegung derselben fand. Dass er sich gerade diese seite der lezteren angeeignet hatte, zeigt seine äusserung speziell über Herders Erläuterungen zum neuen testament[1]: „Gott weiss, dass das eine gefühlte welt ist! Ein belebter kehrichthaufen, deine art zu fegen, und nicht etwa aus dem kehricht gold zu sieben, sondern den kehricht zur lebendigen pflanze zu palingenesieren.“ Nur insofern als also auch in unserer scene die lebendig-praktische auffassungsweise der bloss theoretischen gegenübergehalten wird, konte dieselbe dem vorangehenden monolog angereiht werden.

Hier nur die hauptsächlichsten stellen, welche direkt aus den Herderschen schriften erhelt werden.

Zu v. 177—80. Der dichter dramatisiert von hier an bis zum ende der ganzen scene die von Herder in den Provinzialblättern geführte polemik gegen den von Spalding, in dessen buch von der nutzbarkeit des predigtamtes vertretenen theologischen rationalismus, welcher das predigtamt zu einer weltlich-philosophischen tugendanstalt machen wolte. Der ausdruck v. 180 zunächst „durch überredung leiten“ bezieht sich direkt auf die art der „prediger-philosophen“, wie Herder sie nennt, von der kanzel herab statt durch darstellung des wortes gottes in seiner unmittelbaren kraft und stärke durch demonstrierte moralische beweggründe auf die hörer wirken zu wollen (Pr. Bl. II und XIV, Suph. VII, s. 233—34, 305). Der pfarrer dieser richtung, welchen Goethe als Wagner auftreten lässt, muss schon von v. 177 an in unabsichtlicher selbstironie seine unzulänglichkeit bekennen, mit seinen dem

1) An die „Erläuterungen“ speziell klingen einzelne partieen an, so der versuch einer übersetzung aus dem Johannesevangelium an die ausdrücke der ersteren (I Erl., s. in Suphans Herder bd. VII s. 356): „Gedanke, wort, wille, tat, liebe.“ So auch der vers der ostergesangsscene: „Das wunder ist des glaubens liebstes kind“ (vgl. Suphan im Goethe-jahrbuch von 1885, s. 310). Wir berücksichtigen hier näher nur die gesprächsscene, in welcher Goethe seinen freund direkt auf die bühne zu bringen scheint.

studierzimmer entstammenden gelehrten diskussionen auf die menge einfluss zu üben. Für „museum“ in v. 177 gebraucht Herder den ausdruck „doktorstube.“

V. 186. „Braut ein ragout aus anderer schmaus“ spielt auf den von Herder den predigern der Spaldingschen richtung gemachten vorwurf an, dass sie (Suph. s. 308) die christliche lehre, statt sie im zusammenhange, in anwendung und absicht, wie sie ist, zu nehmen, zerreissen, zerstücken und verstümmeln.“ Der vergleich ihres verfahrens mit dem „brauen eines ragouts“ lag sehr nahe.

V. 200—201:

„Und wenn's euch Ernst ist, was zu sagen,
Ist's nötig, Worten nachzujagen?“

Diese verse geben Herders rüge wider, dass die prediger-philosophen sich bei ihren kanzelreden nur an dämmernde, algemeine worte mit oratorischem gepräge — blinkend werden sie in v. 202 genant — halten, ohne im einzelnen auf scharfe analyse des herzens und lebens einzugehen (Suph. s. 229—30). Das leztere ist erforderlich, um, nach Herders eigenen worten, auch nur etwas zu sagen. Herder, der hier geradezu unter dieser maske redend eingeführt wird, richtet deshalb, wie es im gleichen sinne auch in unsern versen geschieht, die aufforderung an jene, dass sie ihren reden den algemeinen predigtcharakter abstreifen, von den kanzeln herabsteigen und als weltlich-philosophische lehrer bestimte weisheit und tugend vortragen sollen. In diesem zusammenhange finden auch die schon oben berührten verse ihre nähere erklärung: „Ja, eure reden ... sind unerquicklich, wie der nebelwind ...“ Herder meint dasselbe, wenn er (s. 229) die predigten nach rationalistischem geschmacke als „wolken- und nebelzug algemeiner wahrheiten“ bezeichnet, die nicht erbauen können. Der ausdruck „wolken- und nebelzug“ entspricht direkt dem in v. 204 gebrauchten „nebelwind.“

Mit v. 206 begint ein zweiter abschnitt des gespräches. Hier wird zwar die polemik Herders mit Spalding in dramatischer form fortgeführt, jedoch wechselt das thema insofern, als Goethe des lezteren an dem wortlaut der heiligen schrift geübte hermeneutik und kritik ins auge fasst. Diese art der forschung, deren vertreter der dichter widerum als Wagner darstelt, ist es, gegen welche sich Herder in der rolle Fausts richtet mit den worten: „Das pergament, ist das der heil'ge bronnen ...?“ Die verse geben Herders worte (Suphan s. 258) wider: „Eine religion, auf pergament geschrieben, und darüber disputieret, immer nur wissenschaft der buchstaben!“ Dieser art der bibelexegese hält nun Herder seine erklärungen gegenüber, die keine gelehrten

interpretationen, sondern vielfach nur aus dem eigenen geiste und gemüte geschöpfte psychologische entwickelungen sind. Der dichter bezeichnet, diese ihm sympathische seite der Herderschen bibeldarstellung ausschliesslich ins auge fassend, demgemäss die eigene seele in v. 216—17 als die einzige quelle der religiösen befriedigung.

Wagners worte v. 219—20:

„Zu schauen, wie vor uns ein weiser mann gedacht,
Und wie wir's dann so herrlich weit gebracht!"

parodieren die philosophisch-moralischen ausleger des neuen testaments. Bei Herder heissts (s. 232) von ihnen: „leidiges andenken an einen guten mann, der einst auch, aber freilich lange nicht so volständig als wir, wahrheit und tugend lehrte!" Und ferner (s. 310): „Wo wir aber jezt gegen den Matthäus, Paulus, Jesus in der bibelerklärung stehen!"

Zu v. 228—33:

„Da ist's denn wahrlich oft ein Jammer! ...
Ein Kehrichtfass und eine Rumpelkammer
Und höchstens eine Haupt- und Staatsaktion
Mit trefflichen pragmatischen Maximen,
Wie sie den Puppen in dem Munde ziemen."

Nachdem Faust-Herder in den vorhergehenden versen von der rationalistischen theologie gesprochen hat, welche die biblischen schriftsteller ganz nach ihrem sinne interpretieren will, kenzeichnet er hier ihr vorgehen auch der so individuellen schreibweise des evangelisten Johannes gegenüber, den sie ebenfals nach ihren algemeinen, rationalistischen formeln umdeuten, gleichsam, wie es bei Herder heisst, „unter ihr joch bringen" möchte. Der dichter scheint sich hier direkt auf die unveröffentlichte schrift „Johannes" zu beziehen, die ihm danach, wie häufig auch andere Herdersche produktionen, privatim als manuscript bekant geworden sein müste. Der ausdruck „kehrichtfass und rumpelkammer" bezeichnet offenbar nichts anderes als was Herder im „Johannes" (Suph. s. 316) mit „fächer und krambuden" meint, in welche die philosophischen erklärer jenen evangelisten, nach Herders worten, zu verteilen trachteten. Was dies bedeutet, erhelt aus dem zusammenhange, aus dem wir hier nur die worte hervorheben: „Wie? er (Johannes) wäre nicht, wie sie zu machen? ... Er wäre nicht zur gemeinen art zu bringen?" Wenn nun die bibelauslegungen der fraglichen richtung als „kehrichtfass" und „rumpelkammer" bezeichnet werden, so geht dieser ausdruck auf deren art, den bibeltext nach der schablone ihrer rationalistischen grundsätze zn behandeln. Hiernach ist auch das folgende zu erklären: „Und höchstens eine haupt-

und staatsaktion, mit treflichen pragmatischen maximen." Die lezteren sind offenbar dasselbe wie die „axiomata moralia" bei Herder („Johannes", Suph. s. 309), nämlich moralische grundsätze, da „pragmatisch" bedeutet: aufs handeln bezüglich, also so viel wie „moralisch." Mit moralischen maximen aber pflegten die rationalistischen bibelausleger nach Herders vorwurf zu prunken, statt das lebendige wort gottes nach seiner unmittelbaren kraft zu verkünden (s. 249 und 50). Jene in verbindung mit einem pathetischen vortrage sind es nun, was der dichter mit „haupt- und staatsaktion" bezeichnet und in das puppenspiel als den ihnen geziemenden ort verweist. Die erwähnung des lezteren übrigens verrät, dass Goethe sich bei seiner dichtung an dieses, das puppenspiel Faust, angelehnt hat.

Auch der schluss des gespräches zeigt dieselbe tendenz, wie die von uns herbeigezogenen Herderschen schriften. Auch dort (v. 234 und 35) wird die profanierung des geistlichen lehramtes gekenzeichnet, wenn Wagner, der fingierte vertreter der Spaldingschen theologischen richtung, sich geradezu als von dem drange nach weltlicher erkentnis, statt von den impulsen des göttlichen rufes, der göttlichen sendung und bestimmung, welche nach Herder die geistlichen lehrer beseelen solten, geleitet bekennen muss. Er bleibt deshalb dabei, die behandlung theologischer materien nur als sache der gelehrten diskussion zu betrachten.

So erweist sich uns Herder als die quelle, aus welcher die episodische gesprächsscene ihrer ganzen tendenz nach erklärt werden muss. Da sie nun einerseits erst im anschluss an dessen citierte schriften geschaffen sein kann, andererseits, wie aus ihrem vorhandensein in dem faustmanuscript von 1775 hervorgeht, in diesem jahre bereits vollendet war, so haben wir zugleich einen anhalt, um die entstehungszeit derselben genau zu fixieren.

Im übrigen dürfte nach meiner meinung das Faustmanuscript kaum einen so untrüglichen ausgangspunkt bilden, um zu bestimmen, was von der dichtung bis 1775 fertig gestelt war, und was nicht. Da bekantlich das originalmanuscript aus losen blättern bestand, so wissen wir nicht, ob Goethe dem Frl. v. Göchhausen alles zur abschrift zu überlassen für gut fand. Einzelnes mochte er wegen der deutlichen anspielungen auf andere personen oder auf selbsterlebtes zurückhalten. Wusste doch jedermann aus seinem freundeskreise, dass er selbst der Faust, dass Merck der Mephistopheles sei! Das gesagte gilt insbesondere von der 2. scene im studierzimmer, welche offenbar des dichters verkehr mit dem Darmstädter freunde darstelt. (Vgl. meine schrift

„Die verschiedenen pläne im ersten teile von Goethes Faust, Cottbus bei Kittel, s. 32 u. fg.). Denn was haben wolwollend mahnende freundesworte, wie:

„Wie magst du deine Rednerei
Nur gleich so hitzig übertreiben?"

Und „Euch ist kein Mass und Ziel gesetzt",

und so andere mehr, welche die gleiche haltung zeigen, mit dem eigentlichen thema des Faust zu tun? Merck selber ist es, der hier unter dem bilde eines allem höheren geistesfluge feindlichen dämons den dichter auf den boden der phantasielosen wirklichkeit zu bannen sucht, wie er in wahrheit ihm die richtung auf das realistische gebiet gegeben hat, auf dem sich fortab seine schöpfungen mehr und mehr bewegen. Ein humoristisches element ist im Faust auch sonst nicht zu verkennen. So mag die scene ursprünglich ganz ohne beziehung auf das werk entstanden und erst später demselben eingefügt sein. Dass der dichter schon früh angefangen hat, fremdartige bestandteile aufzunehmen, zeigt das beispiel der oben besprochenen Wagnerscene. Es bleibt hiernach, trozdem jene scene noch nicht in dem neuentdeckten Faustmanuscript enthalten ist, die möglichkeit offen, dass, wie ich nachzuweisen gesucht habe, die älteren teile der scene ebenfals aus der vorweimarschen zeit stammen, zumal da dieselbe deutliche spuren trägt, dass hier altes und neues verschmolzen ist (s. meine schrift s. 32—33). Ähnlich dürfte es sich mit der spaziergangsscene verhalten[1]. Wenn E. Schmidt die beziehungen der Gretchenscenen auf einzelne bestimte akte aus Goethes liebesverhältnis zu dem Frankfurter Gretchen in abrede stelt, so scheint mir die bezeichnung „Gros Hans", welche Faust in der scene „Trüber tag, feld" im manuscript führt, eine neue bestätigung dafür, dass der dichter direkt sich selbst und sein eigenes erlebnis vorführen wolte. „Der grosse Hans", Goethes eigenem im freundeskreise gebräuchlichen verkürzten vornamen entsprechend, heisst Faust auch in der scene in Gretchens zimmer. E. Schmidt nun ist der meinung, dass die erzählung in dichtung und wahrheit dem Faust nachgedichtet sei. Wie solte aber Goethe dazu kommen, die schilderung von Fausts liebesverhältnis in seine lebensbeschreibung aufzunehmen, wofern jene nicht seinem wirklichen erlebnisse im wesentlichen entsprach? Überhaupt wird sich über einzelne stellen des gedichts grösseres licht verbreiten, wenn man sich zu einer mehr realistischen auf-

1) Dies gegen Ehrich Schmidt, s. dessen recension meiner schrift in der deutschen litteraturzeitung, jahrgang 1887, nr. 29, s. 1044.

fassung entschliessen kann. Die consequenzen einer solchen auslegungsweise zu ziehen, solte die aufgabe des erwähnten schriftchens sein.

COTTBUS. A. HUTHER.

ZU ANASTASIUS GRÜN.

In Anastasius Grüns Hymne an Österreich (Gesammelte werke II, 355) findet sich folgende unklare stelle:

Leuchtend flammt dein Schild, der blanke, welchem Lerch' und Aar entsteigen,
Aller Welt von deinem Bündnis mit dem Tag und Licht zu zeugen.

Der aar, welcher dem schilde der Austria entsteigt, ist selbstverständlich der österreichische doppeladler, das reichswappen. Die schwierigkeit liegt aber in dem umstande, wie die lerche auf diesen schild komt, und was sie zu bedeuten hat. Hier liegt ein offenbares misversändnis des dichters vor. Den gütigen mitteilungen des heraldikers und hofwappenmalers Karl Krahl in Wien verdanke ich folgende fachmännische aufschlüsse: Das kaiserliche hauswappen enthält 3 längsgeteilte felder, die der zeichnung des sie umgebenden reichsadlers eingeschrieben sind. Das erste feld zeigt im gold einen roten, blaugekrönten, bezungten und bewehrten löwen, das wappen der Habsburger; das zweite einen weissen balken im roten felde, schon seit den zeiten der Babenberger das wappen Österreichs; das lezte in gold einen roten rechtbalken, der mit drei weissen merletten belegt ist. Dies ist der jüngste bestandteil des kaiserlichen wappens, es ist das wappen der Lothringer.

Diese merletten verwechselt der dichter offenbar mit der lerche. Die merlette ist weder adler, noch lerche, sondern eine im französischen und englischen wappen sehr häufig vorkommende wappenfigur, ein „gestümmelter" vogel ohne schnabel und füsse, welcher, verschieden gezeichnet und gefärbt, stets den namen merlette führt. — Die merlette ist somit keine bestimte vogelgattung, sondern gewissermassen das bild des vogels in abstracto.

Littré, II, 1, s. 526 leitet merlette und merle vom lateinischen merula ab. Das wort bedeutet im französischen und lateinischen amsel. Schon im mittelhochdeutschen wurde es aus dem romanischen entlehnt, und der name *merlîn*, niederd. *merlikîn* findet sich in alten dichtungen, z. b. bei den minnesängern mehrmals.

WIEN. F. PROSCH.

WIELAND UND LESSINGS LAOKOON.

Zum beweise für den einfluss, welchen die lehren des Lessingschen Laokoon auf die zeitgenössischen dichter ausübten, pflegen u. a. die verse aus Wielands Idris und Zenide (ges. IV, str. 13. Bd. XVI, 79 Hempel) angeführt zu werden[1]:

Er lässt den fluss zurück und tritt in einen hain,
Den ich, weil Lessing mich beim ohr zupft, nicht beschreibe.

Dagegen scheint ein anderer deutlicher hinweis desselben dichters auf den Laokoon bis jezt noch nicht beachtet zu sein. In Alboflede, einem der 1786—1789 erschienenen feen- und geistermärchen, heisst es zu anfang (Hempel XXX, 263) „Das, was [an Alboflede] dem ersten anblick am meisten auffiel, war ihr alter und ihre hässlichkeit. Beides übertraf alles, was man sich davon einbilden kann; die eisgrauen Parzen hätten jung und die hässlichste der Gorgonen reizend neben ihr geschienen; das mag genug davon sein, denn ich male nicht gerne, was niemand ansehen mag.“ Zu dem lezten satze vergleiche man aus dem anfang von absch. II des Laokoon: „Wer wird dich malen wollen, da dich niemand sehen will“, sagt ein alter epigrammatist über einen höchst ungestalteten menschen. Mancher neuere künstler würde sagen: „sei so ungestalten wie möglich; ich will dich doch malen.“ Und in dem vorhergehenden macht Wieland die unmittelbare nutzanwendung von der bemerkung Lessings in abschn. XX: „Auch hier ist Homer das muster aller muster. Er sagt: Nireus war schön; Achilles war noch schöner; ... aber nirgends lässt er sich in die umständliche schilderung dieser schönheiten ein. . . . Wie sehr würde ein neuerer dichter darüber luxuriert haben!“

Auch Wielands beurteilung von Le Barbiers kupfern zu Gessners werken (im Merkur von 1780; Hempel XXXV, 406 fg.) zeigt in jeder zeile den gelehrigen schüler Lessings.

1) Vgl. Erich Schmidt, Lessing, geschichte seines lebens und seiner schriften. Bd. II, 1. abt. (Berlin 1886) s. 39.

SCHULPFORTA. GUSTAV KETTNER.

MISCELLEN UND LITTERATUR.

Indogermanische mythen. II. Achilleis. Von **Elard Hugo Meyer.** Berlin, Ferd. Dümmler. 1887. VIII, 710 s. 8. 14 m.

Wer einen überblick über die entwicklung der vergleichenden mythologie seit Kuhns epochemachender abhandlung: „Über die herabkunft des feuers und des göttertrankes (1859)“ hat, wird sich eines gewissen skepticismus nicht entschlagen kön-

nen, fals er nicht selbst unbedingter anhänger der vergleichenden mythologie ist. Während die vergleichende sprachwissenschaft eine positive wissenschaft geworden ist, an der kein verständiger mehr zu rütteln wagt, nehmen die anhänger unserer heutigen vergleichenden mythologie mehr ab als zu. Der boden ist hier ungleich schlüpfriger als dort, eine anerkante methode zu finden ist ungleich schwerer, die faktoren, die hier sprechen, sind ungleich zahlreicher. Der vergleichenden sprachwissenschaft sind die sprachen der einzelnen indogermanischen stämme der brunnen, der allein und genügend wasser gibt. Der vergleichende mythologe hat von der tatsache auszugehen, wie Spiegel (Die arische periode s. 128) im anschluss an Max Müller (Vorl. über den ursprung und die entwicklung der religion s. 197) ganz richtig betont, dass die frage, wie unsere vorfahren zur vorstellung übernatürlicher dinge gelangt seien, weiter nichts voraussetze, als die fünf sinne des menschen auf der einen und die welt wie sie ist auf der andern seite. Dieser satz gilt für die ganze menschheit wie für die einzelnen völker. Da aber die menschen in ihrer kulturentwicklung weit auseinander gehen und die welt in den einzelnen gegenden eine andere ist, so ist der satz auf die einzelnen völker und stämme anzuwenden; dadurch aber schon entstehen der vergleichenden mythologie bisher unüberwundene schwierigkeiten. Wir haben uns in erster linie mit den Indogermanen zu beschäftigen. Um uns bei ihnen auf jenen einfachen und natürlichen standpunkt zu stellen, müssen wir die fragen beantworten: 1) auf welchem kulturstandpunkte standen diese in der lezten zeit vor der trennung, und 2) welche gegend bewohnten dieselben? Denn die lebensinteressen eines hirtenvolkes sind andere als die eines ackerbautreibenden, und es ist ein grosser unterschied, ob dieses indogermanische volk in einem lande gesessen, „wo dominierende winde das land beherschen und wo diese, wenn sie die wintermonate hindurch das land ausgetrocknet und zulezt zu einer art verbranten wüste gemacht haben, in der alles pflanzenleben erstorben scheint, sich dann in furchtbaren, ganze tage wie in dunkele nacht verwandelnden gewittern im fürchterlichsten tumult der elemente wenden; sobald sich dann aber der himmel wider aufklärt, sich eine in das üppigste grün gekleidete flur zeigt" (Leo, Ztschr. f. d. myth. I, 56), oder in einem lande, wo zwar stürme wehen, aber gewitter eine seltene und durchaus ungefährliche erscheinung sind (Du Chaillu, Im lande der mitternachtssonne II, 141). Weder die eine noch die andere frage ist zur zeit algemein befriedigend gelöst, und so sind heute noch schon die ersten spatenstiche des vergleichenden mythologen in morastboden. Wie er aber bei der ersten frage zugleich ethnograph und geograph sein muss, so muss er es bleiben bei der prüfung der mythologie der einzelnen völker, die er zu seinem zwecke verwendet. Hierbei treten ihm aber wider unzählig viel ungelöste, ja unlösbare fragen entgegen. Ob dieser schwierigkeiten hat die vergleichende mythologie jene wurzeln aller mythen bei seite gelassen und hat aus den früchten jene und den stamm herauszuforschen sich bemüht. Hand in hand mit der sprachvergleichung durfte hierbei als unanfechtbares resultat gelten, dass die Indogermanen den lichten himmel als hauptgott verehrten; aus sich selbst heraus aber hat die vergleichende mythologie festgestelt, dass die naturkräfte bei ihnen göttliches ansehen besassen. Dieses schwerlich anzufechtende ergebnis ist durch die neusten arbeiten E. H. Meyers etwas verschoben worden; den zweiten punkt lässt derselbe bestehen, dagegen nimt er den bisher algemein als himmelsgott aufgefassten Djâus — *Ζεύς* — Ziu erst als eine secundäre bildung an, die sich bei den einzelnen völkern gleichmässig oder ähnlich, wenn ich den verfasser recht verstehe, aus einer älteren gewittergottheit entwickelt habe.

Teils an der hand Müllenhoff-Mannhardtscher forschungen, teils durch eigne ist Meyer zu dem ergebnis gelangt, dass es sich von vier mythengruppen wahrscheinlich machen lässt, dass sie in ihren grundzügen schon in der indogermanischen zeit festgesezt sind: der Dioskuren-Helenamythos, der regenbogenmythos, der mythos vom winddämon und vor allem der mythos vom gewittergotte. Mit lezterem beschäftigt sich fast ausschliesslich der vorliegende band, eine ebenso lehrreiche wie saubere arbeit, die man mit freude liest und die durch ihre klarheit zweifelsohne manch schönes ergebnis bringt. Ein urteil über den grösseren ersten teil der arbeit, über die entstehung und entwicklung der Ilias, überlasse ich den klassischen philologen; nur andeuten will ich, dass ich mir die ursprüngliche gestalt der Achilleis trotz Meyers scharfsinnigen ausführungen nicht gut ohne Patroklos denken kann. Gleichwol setze ich hier, wo es gilt mehr die mythologische seite des buches ins auge zu fassen, das ergebnis der Meyerschen forschungen als tatsache voraus. Ich nehme ferner von neuem standpunkte aus von Meyer als bewiesen an, dass der heroenmythos nicht vermenschlichter göttermythos ist, sondern dass beide neben einander aus ähnlicher wurzel entstanden sind und oft gegenseitig sich beeinflusst haben. Dagegen scheint es mir ein gewagtes unternehmen, dem indogermanischen gewitter eine solch umfassend mythenbildende gewalt zu geben. Dies sezt, worauf ich schon hindeutete, den gewitterreichen himmel des indischen bodens voraus und ist wol für indische verhältnisse erklärlich, nicht aber für gegenden wie die germanischen. Man hält die anschauungen der Veden meines erachtens noch viel zu sehr für den massstab, nach dem man auch mythen anderer völker misst. Und wenn auch die Germanen diese urvorstellungen aus der gewitterschwülen asiatischen luft mitgebracht hätten, solten sie dann in neuen gegenden, wo das gewitter mehr in den hintergrund tritt, noch in solcher frische den alten dämonencult behalten haben, dass sich aus ihm ein Donar=Thor-, ein Frey-, ein Heimdall-, ein Lokimythos, eine Beowulfs-, eine Siegfrieds-, eine Helgi-, eine Dietrichs-, eine Parzival-, ja eine Tuistosage entwickelte? (s. 648). Die entwicklung des götter- oder heroenmythos sezt doch ein frisches einwirken hauptsächlich der naturerscheinung auf die mythosbildenden stämme voraus; nur durch lezteres kann der mythos und die sage lebendig und lebenskräftig werden. Eine grosse menge nordischer mythen lässt sich nicht vom nordischen boden trennen; dazu gehören vor allen auch viele Thorsmythen. Allein sie können unmöglich in einer zeit entstanden sein, wie schon Uhland ganz richtig sah, wo noch Thors physische seite vorwaltete; sie setzen bereits einen übergang der physischen gottheit in eine ethische voraus, die dem menschen in allen lebenslagen beisteht. Die gestalt des alten gottes ist geblieben, und hieran erkennen wir seine ursprüngliche bedeutung, er selbst ist aber ein anderer geworden.

Ich gehe aber noch weiter in den Meyerschen voraussetzungen. Ist er doch der erste, der uns ein bild entwirft, wie er sich die indogermanische urform seines gewitterdämonenmythos denkt (s. 654). Ich räume seine urform ein und will versuchen, ob sie sich auf germanischem boden bestätigt. Vermisst wird freilich nach diesem entwurf die antwort auf eine meines erachtens fast eben so wichtige frage: wie denkt sich Meyer die geschichte des mythos, ich will nicht sagen von der zeit der entstehung, aber von der zeit an, da sich die indogermanischen völker trenten, bis zu der zeit, wo er in Griechenland als Achilleusmythos, bei den Indern als Bhisma-, bei den Letten als Dungis-, bei den Germanen als Siegfried-, bei den Kelten als Lugmythos auftritt? Die zeit, wo die mythen oder sagen an bestimte namen sich knüpften, wo der mythos in die uns erhaltene dichtung eintrat, lässt sich mit wahr-

scheinlichkeit feststellen. Haben nun während des langen zeitraumes trotz mannichfacher localer veränderungen die völker den alten dämonenglauben beibehalten, oder haben sie mythen gehabt, die dann von neuen verdrängt wurden? Hier stehen wir wider vor ungelösten fragen.

Die urform, welche nach Meyer die Indogermanen zur zeit vor ihrer trennung gehabt und aus der sich die mannichfaltigsten mythen und heldensagen gebildet hätten, ist folgende: „Ein dämon des donners liegt, überwältigt von den heftigen, das gewitter ankündigenden stürmen, hilflos da, indem ihm seine blitzwaffe im wolkennebel versteckt ist. Aber beim herannahen des freundlichen windes gewint er die oberhand über sie und erhält seine waffe wider (1). Vom freundlichen wind (oder einer dunklen wolke) unterstüzt, bezwingt der donnerdämon die gestaltenwechselnde wasserreiche wolke (den über dem wasser wallenden nebel), die sich verbergend oder verborgen oder donner und blitz fürchtend ihm nur widerwillig ergibt (2). Der donnerdämon feiert mit der wolkenfrau im beisein anderer wolken und der winde (auch des regenbogens) seine laute hochzeit hoch oben im gewölk, wobei ihm der freundliche winddämon den unwiderstehlichen blitz schenkt, der nur vom donnerdämon oder dessen blitzsohn geschwungen werden kann (3). Aus der ehe des donnerdämons mit der wolkenfrau geht der blitz als sohn hervor, der von seiner mutter im gewitter in das wolkenfeuer oder den siedenden wolkenkessel, ins weihende, stärkende himmelsnass geworfen wird, worüber der vater donnernd seinen zorn äussert. Beim abnehmenden gewitter eilt die erschreckte wolke davon. Oder: Der erzürnte vater wirft den blitzsohn ins flammende gewölk und die besorgte wolkenfrau nimt diesen rettend in ihren schoss auf. Oder: Eine als amme gefasste dunkle wolke wirft den blitzsohn ins wolkenfeuer, als aber die wolkenfrau bei diesem anblick aufschreit, flieht jene aufleuchtend davon (4). Der blitzsohn wird den winden und wolken zur erziehung anvertraut von der wolkenfrau (oder dem donnernden vater). Der wind oder auch die wolke nährt ihn mit wolkennass, der schnelle, kraftvoll sausende und rauschende wind unterrichtet ihn im laufe, im blitzwurf, in musik. Weit umher gekommen ist er überhaupt weise und der zukunft kundig. Er überträgt seinem zögling die väterliche lanze, deren anfertigung auch wol dem wetterleuchtenden dämon zugeschrieben wird. Auch die wolkenmutter bleibt ihrem sohne nahe. So übertrift der blitz frühe alle wesen an schnelligkeit und kraft (5). Auch unter den wolkenmädchen hält sich der blitz in deren kleider versteckt auf (6). Wenn die donnertrompete ertönt und die wetter leuchten, bricht der blitzdämon mit wildem donnerruf nackt oder in glänzender rüstung, nachdem er den ersten regenguss genossen, zum kampf hervor, gegen zwei feinde, den düstern wasserreichen wolkendrachen und den riesigen verschliesser der wolkenburg. Mit seinen durch den dämon des wetterleuchtens geschmiedeten neugearbeiteten blitzwaffen und der hilfe desselben dämons während des kampfes besiegt der blitzdämon beide feinde, versinkt jedoch beinah in den losgelassenen fluten des wolkendrachens. Beim sieg ertönt sein frohlocken (7). Der blitzdämon erleidet den tod schon im herbst, als er zum lezten male versucht, das tor der wolkenburg zu sprengen. Vom übermächtigen sturmdämon des herbstes werden ihm seine blitzsehnen zerrissen. Im lezten flammenden gewitter des jahres wird er bestattet und liegt nun entweder im stillen wintergewölk oder in der ferne, um im frühling widerzukehren (8).

Aus dieser indogermanischen urform, meint nun Meyer, haben sich eine reihe mythen bei den einzelnen indogermanischen stämmen gebildet, bei denen sich nicht nur die personen, sondern auch die reihenfolge der ereignisse, wie sie unter 1—8

gegeben, nachweisen lassen. Der verfasser verfolgt dies dann bei den einzelnen völkern mit einer ungemeinen belesenheit, sowol — und zwar in erster linie — auf dem gebiete des heroenmythos als auch auf dem des göttermythos. Die urform selbst ist hauptsächlich erschlossen aus dem Achilleusmythos und deshalb bedurfte es jener eingehenden voruntersuchungen über die ursprüngliche Achilleis, die ja allein zu grunde gelegt werden durfte; erhärtet aber ist dieselbe durch heranziehen von mythen, sagen, sitten und gebräuchen aller indogermanischen völker. Wenn wir von einem gegebenen oder erschlossenen ganzen ausgehen, wie im vorliegenden falle, so können wir gewiss mit leichtigkeit eine reihe von übereinstimmungen bei allen völkern finden, anders steht es dagegen, wenn eine reihe von gleichmässig aufeinanderfolgenden tatsachen und personen aller indogermanischen völker sich mehr oder weniger decken; dann lässt sich ein gemeinsamer kern nicht leugnen. Dabei muss freilich von den mythen der einzelnen stämme dieselbe kritik verlangt werden, wie sie Meyer beim Achilleusmythos angestrebt hat. Mythos und sage wächst fort und verändert sich, und wenn auch junge überlieferungen alten gehalt haben können, so muss doch zunächst die frage beantwortet werden, ob sie nicht ihrem gehalt nach jung sein müssen. Ich stehe ferner mit Meyer auf gleichem standpunkte, dass nur der die mythologie volwissenschaftlich betreibt, der ihr historisches und vorhistorisches stadium umfasst, scheide mich aber von ihm, indem ich verlange, dass erst diese historischen mythen nach allen seiten hin klar gelegt sein müssen, bevor wir uns an die vorhistorischen machen können. So lange jenes nicht der fall ist, scheint mir hier der boden noch zu unsicher. Auch im vorliegenden werke hat Meyer ausschliesslich den Achilleusmythos ganz und voll historisch behandelt und hierin hat er mich wenigstens von der blitznatur des heroen überzeugt, ebenso wie ich seiner Kentaurenauffassung nach den neuen erörterungen (s. 447 fg.) wenn auch nur bedingten beifall zollen muss. Auch der entworfene urmythos muss annähernd das richtige treffen, wenn die parallelreihen so stimmen, wie es nach Meyers darlegung erscheint. Ob dies nun in wirklichkeit so ist, soll auf germanischem boden untersucht werden, indem ich die einzelnen punkte in sage und mythos vergleiche und prüfe, ob die parallelen berechtigt sind oder nicht.

A. Die parallelen der helden- (Sigfrids-) sage.

1) Der dämon des donners, der hilflos da liegt, ist Sigmund, der götterliebling; er ist von einer bösen wölfin bewältigt, da ihm Siggeir das vom windgotte Oðin in den baum gestossene schwert misgönte; mit hilfe eines freundes der schwanenjungfrau Signy-Siglint reisst er dem untiere die zunge aus und befreit sich dadurch. — Dazu ist zu bemerken, dass nicht die wölfin, sondern Siggeir den Sigmund in den stock gesezt hat, und dass die wölfin gleich das erste mal umkomt, als sie an Sigmund herantritt. Das schwert selbst spielt bei dieser scene gar keine rolle. Eher entspricht Vols. c. 8 den forderungen des urmythos: hiernach lässt Siggeir Sigmund und Sinfjotli fesseln — aber weil Sinfjotli mit seinem schwerte des königs kinder getötet hatte —; Signy trägt dann selbst in stroh gewickelt das schwert zum hügel, in dem vater und sohn vergraben sind, damit sie mit seiner hülfe sich befreien. — Während man diesen punkt des mythos halbwege widerfinden kann, wenn man zwei verschiedene berichte combiniert, kann ich den zweiten überhaupt nicht finden.

2) Sigmund gewint mit Oðins hilfe die schwanenjungfrau Signy-Siglint, die ihre gestalt bei ihrer vereinigung mit Sigmund tauscht. Oðin spielt zunächst hierbei nach den quellen überhaupt keine rolle, so sehr er auch das geschlecht der Volsun-

gen unter seinem schutze hat. Ferner hat Sigmund keine gewalt an der Signy zu üben, sondern aus freiem antriebe begibt sich leztere zu ihrem bruder, um mit ihm einen des ganzen Volsungengeschlechtes würdigen spross zu erzeugen. Was Meyer in die Volsungensage legt, verschiebt volständig den ethischen gehalt der grossartigen dichtung. Und auch das zweite meerweib des NL., das Meyer zur stütze seiner parallele heranzieht, ist nicht angebracht, auch wenn wir mit A (Lachmann 1479[1]) Siglint gegen C Wineliut (Zarncke 235. 4[1]) lesen: Hagen nötigt dasselbe, ihm die zukunft vorauszusagen, aber nicht zum beischlaf, um mit ihr den blitzheros zu erzeugen. Der gestaltentausch kann Signy höchstens als wolkengottheit erweisen; mehr gibt zu diesem punkte die Siegfriedssage nicht.

3) Im 1. punkt erscheint Sigmund als donnerdämon; hier soll auf einmal Sigmund mit Siggeir, der doch dort als sein gegner erscheint, identisch sein, und mit der wolkenfrau Signy die ehe eingehen. Ganz abgesehen davon, dass in der Volsungensage die ehe zwischen Siggeir und Signy erst den anfang der streitigkeiten bildet, ja den grundstock derselben geradezu ausmacht, dass also nach der einzigen quelle jene gar nicht denkbar wären, wenn sie dieser vorausgiengen, kann meines erachtens die hochzeit des Siggeir mit der Signy, das wäre des sturmdämons mit der gewitterwolke, nicht schlechthin auf eine sehr kühn erschlossene, wenn ich recht verstehe, hochzeit des Sigmund mit der Signy gedeutet werden, weil dieser mit seiner schwester den Sinfjotli gezeugt hat. Ich kann deshalb auch diesen punkt nicht unter die parallelen einreihen.

4) In punkt 4 erscheint nun wirklich Signy als Sigmunds gattin, wenigstens ist es Signy und keine andere, die ihre zwei knaben tötet (s. 641), aber nicht vor Sigfrids geburt, sondern vor Sinfjotlis. In wirklichkeit ist aber die gemahlin Sigmunds, mit der er den allein auserwählten Sigurđ zeugt, nicht Signy, sondern Hjordis: Sinfjotli ist erzeugt, um das geschlecht der Volsunge zu rächen, Sigurđ, um es in seinem höchsten glanze zu zeigen. Auf jeden fall entschwindet das verständnis der Volsungensage, wenn wir Signy und Hjordis zusammenwerfen, wie es Meyer tut. Weiter soll das neugeborne kind von seiner mutter in einen wolkenkessel gehalten werden, worüber der vater seinen zorn äussert, infolge dessen die mutter davoneilt. Auch was hier als parallele herangezogen wird, ist durchaus nicht geeignet, dieselbe zu erweisen. Meyer stüzt sich dabei auf Þiđrs. c. 160. Nach dieser stelle ist Sisibe, Sigmunds gemahlin, von falschen dienern des königs des ehebruchs während seiner abwesenheit angeklagt; Sigmund gibt zweien derselben den auftrag, die königin zu holen und zu töten. Im dunklen walde sieht die königin ein, was man mit ihr vorhat. Der eine abgesante will sie mit seinem leben schützen, der andere will sie aber töten. In diesem augenblicke gebiert die Sisibe den Sigurd und da sie nichts anderes da hat, tut sie das kind in ein gläsernes trinkgefäss (glerpottr). Da stösst Artwin, der den tod der königin will, das gefäss mit dem fusse, dass es hinab in den strom rolt. Dieses soll der parallelmythos zur feuertaufe des Achilleus sein. Ich vermag beim besten willen keine übereinstimmung zu finden. Und dabei ist noch gar nicht mit der nachweisbaren tatsache gerechnet, dass, wie die ganze Þiđrekssaga, auch dieser bericht über Sigurđs geburt offenbar junge, ganz romantische züge enthält.

Die grösste übereinstimmung findet sich im 5. punkte: wie Achilleus vom zauberkundigen kentauren Chiron erzogen wird, dem er auch seine lanze verdankt, so unterrichtet Regin oder Mimir (denn beide sind zweifelsohne identisch) den Siegfried — freilich nur in der schmiedekunst. Auch dieser verdankt dem meister direkt

oder indirekt sein trefliches schwert. Gar kein gewicht dagegen vermag ich auf Siegfrieds löwenkämpfe nach dem Siegfriedsliede zu legen (s. 642), da diese offenbar ganz später zuwuchs sind, angedichtet unter dem einflusse ritterlicher romantik.

6) Der sechste zug fehlt nach Meyers eigner aussage in der Siegfriedssage (s. 643): Sigurd findet sich nirgends im frauengewand. Dafür tritt aber die norwegische form der Siegfriedssage, die Helgisage ein (s. 663). Da fehlt nun freilich vor allem der nachweis, dass die Helgisage mit der Siegfriedssage identisch ist, denn nur unter dieser voraussetzung lässt sich jener zug aus ihr nehmen. Dann müsten ja auch auf ähnliche weise die früheren züge sich in der Helgisage erweisen lassen, was Meyer wol mit gutem grunde unterlassen hat. Auf alle fälle fält dieser punkt im vergleiche des Achilleus- oder indogermanischen dämonenmythos mit dem Siegfriedsmythos.

Im 7. punkte zeigt sich dieselbe doppelte auffassung einer und derselben gestalt, wogegen ich mich schon oben aussprach. Nach s. 5 war Siegfrieds lehrmeister, dem er sein schwert verdankte, der sturmdämon Regin. Nach s. 7 verdankt der blitzdämon seine waffe, mit der er gegen den wolkendrachen kämpft, dem dämon des wetterleuchtens (s. 663). Kann nun eine und dieselbe gestalt nicht zugleich dämon des sturmes und wetterleuchtens sein, so fält auch dieser vergleich mit dem urmythos. Die einzige übereinstimmung, die sich in diesem punkte findet, wäre, dass der blitzdämon mit einer vorzüglichen waffe einen gegner erlegt, im Achilleusmythos Achilleus den Hektor, im Siegfriedsmythos Siegfried den drachen Fafnir.

Eine gewisse übereinstimmung findet sich auch im lezten punkte: der blitzheld stirbt im lezten[1] gewitter durch den herbstlichen sturmdämon; wie Achilleus so wird Siegfried an der einzigen verwundbaren stelle getroffen.

Ich habe die einzelnen punkte durchgesprochen; eine wirkliche übereinstimmung zwischen dem Siegfried- und Achilleus- und dem aus lezterem erschlossenen urmythos vermag ich nur in der erziehung der beiden helden und in ihrem tode zu finden. Auf die verschiedenheiten beider punkte einzugehen würde hier zu weit führen; nur das eine muss ich betrefs des todes hervorheben: Hektor ist jederzeit ein gegner des Achilleus, Hagen aber ist mit Siegfried ursprünglich verwant und hat mit ihm gemeinsame sache, was unwilkürlich an das verhältnis zwischen Loki und Thor, namentlich aber zwischen Hodr und Baldr erinnert. Und lezteren wird doch schwerlich auch Meyer für einen gewittergott halten. — Auf dem gebiete des germanischen Siegfriedsmythos vermag ich also die von Meyer aufgestelte reihe des indogermanischen gewittermythos nicht widerzufinden. Wenn wir alles, was deutsche und nordische sage, was alte und junge erzählung berichten, zusammenwerfen, dann lässt sich mit nicht alzu grosser schwierigkeit herausfinden, was zu einer erschlossenen urform passt. Erst die quellen kritisch prüfen und dann den ursprünglichen kern zur vergleichenden mythologie benutzen, das führt meines erachtens allein dahin, wohin Meyer mit rastlosem fleisse und beneidenswerter belesenheit steuert.

B. Parallelen in der göttersage.

Noch weniger vermag ich Meyers parallelen aus dem gebiete der germanischen göttermythen beizupflichten (s. 621 fgg.). Auch hier wird fast alles nach Schwartzscher weise aus der gewitterscenerie herausgelesen. Im nordischen „Thor“, meint Meyer (s. 627), ist die person des älteren donnergottes (Fjorgynn) und seines sohnes, des blitzgottes, verschmolzen. Vorher hat der verfasser den Thor als sohn des Fjorgynn zu erweisen gesucht: jener müste demnach als blitzgott von der feuererschei-

1) Wenn wir den trunk Siegfrieds am brunnen als den lezten trunk auffassen (s. 665).

nung des gewitters ausgegangen sein. Allein dem widerspricht schon der name. Donar-Thor ist zweifelsohne unter diesem namen erst eine bei den Germanen entstandene gottheit. Alle wörter aber, die demselben sprachkreise angehören wie Donar-Thor (vgl. Kluge, Etym. wtb. 52), lassen erkennen, dass sie mit einer schalbewegung eng zusammenhängen, auch nicht eine spur einer lichterscheinung zeigt sich bei einem. Daher muss Donar-Thor von haus aus ein donnergott und nicht ein blitzgott sein, und kann schon deshalb nicht mit Achilleus, wenn dieser in wirklichkeit ein blitzheros ist, oder dem indogermanischen blitzdämon zusammenfallen. Von Thors müttern erscheint mir die Hlódyn (s. 623) den grössten anspruch auf eine wassergottheit zu haben. Auf germanischem boden ist Thor entstanden, auf germanischem vielleicht gar nur auf nordischen ist er in beziehung zur Fjorgyn gebracht. Im südgermanischen erscheint got. fairguni ags. firgen nur als berg, im nordischen daneben als erde. Am klarsten tritt aber Thor als sohn der Jǫrđ auf, d. i. die erde, und dagegen lässt sich nicht ankämpfen. In skaldischen gedichten finden wir es unzählige male, dass die pars pro toto angewendet wird; in diesem kreise erscheint infolge dieser skaldischen figur auch *fjǫrgyn* als synonym für erde, und so ist die bezeichnung des Thor als *burr fjǫrgynjar* gerade so verständlich wie *sveinn grundar*, oder *niđr borđs* oder *runnr hauđrs*. Dabei will ich die sprachliche tatsache, dass *fjǫrgyn* von der wurzel *pare* = füllen, spenden komt, durchaus nicht anfechten. Liesse sich nun Thor als sohn der Fjorgyn erweisen, so dürften wir doch nur schliessen, dass er der sohn der regenspendenden gewitterwolke wäre; für einen daraus erschlossenen vater Fjorgynn aber als donnergott fehlt jeder fassbare beweis. — Meyer geht weiter im vergleich: auch Thor wird von windriesen, Vingnir dem schütler und Hlóra der brüllerin, erzogen, den Gandharven-Kentauren des nordens. Diese sturmdämonen werden von Meyer mehrfach als stütze der nordischen Gandharven ins feld geführt (z. b. s. 534. 623). Es ist nicht zu leugnen, dass sie viel bestechendes haben, und ich bin nicht gewilt, erzieherische sturmdämonen geradezu zu leugnen. Nur hat es mit jenen beiden seine bedenken. Der einzige, der die beiden namen in engster verbindung mit Thor kent, ist Snorri; unter den kenningar Thors sagt er: Thor heisst auch *fóstri Vingnis ok Hlóru;* einen beleg aus der skaldendichtung vermag er dafür nicht zu bringen (Sn. E. I, 252). Nun heisst aber *fóstri* in erster linie pflegevater und erst in zweiter pflegesohn. Infolge dessen hat man jene stelle verschieden aufgefasst, vor allen tritt Petersen (Nord. Myth. 284 anm. 1) ganz entschieden für die erste auffassung ein. Er stützt sich dabei auf die freilich recht wüsten genealogien der praefatio der Sn. E. (I, 22), wo Vingener als Thors sohn erwähnt wird, was schon nach der alten papierhandschrift Hypn. Vingnir sein soll. Dasselbe verhältnis kent auch die Flatb. in einer geschlechtstafel des königs Harald (I, 27) und im prolog zur Sverrissaga Sigurđarsonar (II, 533). Dem ist entgegen zu halten die euhemeristische sage von Thor in der praefatio der SE., wo von Thor erzählt wird, dass er vom herzog Loricus von Thracien und dessen frau Lóra, was doch nichts anderes als Hlóra sein kann (vgl. cod. U zu SE. I, 252: Loro), auferzogen sei und dass er beide getötet habe. Andererseits ist aber auch auf diese entschieden hellenisch angehauchte sage nicht viel zu geben, da sonst Lorichi oder Loriko, der sich doch mit jenem Loricus deckt, als Thors sohn genant wird (Flb. I, 27. II, 533). Nach diesem bestand der quellen dürfte die wagschale mehr dafür ausschlagen, dass *fóstri* Sn. E. I, 252 als pflegevater aufzufassen ist, und wir haben in *Vingnir* d. h. überhaupt der schwinger, wie alle nordischen dialekte zeigen, und *Hlóra* ganz ähnliche späte abstraktionen zu

suchen wie in Thors söhnen Móđi und Magni. — Dass sich zwischen Thor und Indra gewisse übereinstimmungen, wie der zorn, das feurige auge u. ähnl. finden (s. 624), ist sehr natürlich, da ja beide von haus aus gewittergottheiten sind; ich kann mir dieselben jedoch wenigstens ebenso gut aus dem direkten einwirken der natur erklären als aus einer gemeinsamen wurzel. Wenn aber Meyer sagt, dass Thor wie seine indogermanischen genossen zwei arten feinde habe, drachen und riesen, so vermag ich ihm ebensowenig beizustimmen, als wenn er in dem riesischen baumeister einen „wurm" findet. Wo Thor als *einbani* oder *dólgr orms* auftritt, ist stets nur ein bestimter *ormr*, nämlich der Miđgarđsormr gemeint, und die kenning ist aus dem weitverbreiteten mythos von dem fange der Miđgarđsschlange entstanden, die nur in der phantasie eines am meere wohnenden volkes heimisch sein kann. Von Thors drachenkämpfen weiss die nordische mythologie nichts. Noch manches andere müste ich von meinem standpunkte aus anfechten: so erscheint Thor stets als junger mann; was das Lex. Myth. vom *Gammel Thor* aus Norwegen anführt — das sich übrigens auch im schwedischen volksglauben findet — ist sicher auf christlichen einfluss zurückzuführen. Auch die „leinernte" der Þrymskviđa steht auf wackligen füssen (Sijmons, Eddalieder betr. stelle) u. ähnl. mehr. Vor allem aber möchte ich mich gegen Meyers auffassung von Loki wenden, den er als dämon des wetterleuchtens auffasst. Es ist freilich eine landläufige behauptung, dass Logi der prototypus des Loki sei; allein noch niemand hat es versucht, diese übereinstimmung durch die sprache zu erhärten, ja dasselbe ist nach nordischen sprachgesetzen unmöglich, Logi kann nimmer zu Loki werden. Ich glaube sogar, dass Logi überhaupt eine jüngere erscheinung ist als Loki, denn er gehört meines erachtens wie andere von Fornjots geschlechte erst der vikingerzeit an. Loki kann nur der „schliessende" heissen; sein name mag ebenfals jung sein, da er in die zeit allegorischer namengebung fält, aber sein inhalt ist entschieden alt; er ist beendiger alles bestehenden, wie ihn schon Uhland, Müllenhoff u. a. deuten, des guten wie des schlechten — und hierin liegt seine doppelnatur — und begleitet als solcher namentlich den Thor, weil dieser den feindlichen mächten ein ende macht. Vom Meyerschen standpunkte ist der den göttern immer wider aus der verlegenheit helfende Loki unverständlich, wir wissen nicht was wir mit dem Utgarđaloki machen sollen, die trilogie Ođin Hoenir Loki wird verworren, sein auftreten beim göttergeschick ist unerklärlich. Die späte Lokasenna, mit ihrer geislung der alten götter können wir doch nicht zum beweis für alte mythenzüge heranziehen. Und selbst wenn dies gestattet wäre, so ist doch noch ein unterschied, ob einer vom donnergotte vertrieben wird, oder ob er aus furcht vor seiner gewalt von seinen schmähungen ablässt. Ferner ist es nicht Thor, der den Loki vor Thiazi rettet (s. 627), sondern die asen sind es (Sn. E. II, 294). Ich vermag aus dem, was Meyer für die parallele Loki-Hephästos vorgebracht hat, weder einen beweis für dieselbe zu finden noch in Loki die personifikation des wetterleuchtens zu erkennen. Auf den halsbandmythos kann ich hier nicht näher eingehen. Nur meine ich, widerspricht die alte auffassung vom regenbogen volständig der nordischen natur. Ein so klarer und schöner mythos muss in einem grossartigeren phänomen seine wurzel haben und so hat schon Müllenhoff mit gutem grunde auf den abendhimmel hingewiesen, der in der aurora borealis sich in seiner grossartigsten pracht zeigt. Statt alles hinweises auf alte quellen führe ich nur die eine schilderung von Du Chaillu (II, 41) an: „War der anblick so schon von zauberhafter schönheit, so solte sich die pracht des schauspiels doch noch zu unvergleichlicher grossartigkeit steigern: fern am nächtlichen himmel flamte und zuckte glühende

lohe, feurige garben sprühten empor, dazwischen aber walten und wogten leuchtende wolken — es war die aurora borealis, die dort strahlte und alles ringsum mit hellem scheine übergoss; dabei meinte ich auch zu sehen, wie aus dem schnee winzige funken hervorsprühten — ich glaubte mich in ein feenreich versezt — so überirdisch schön, so wunderbar erhaben war das bild, und immer wider brach ich in laute ausrufe des entzückens und der bewunderung aus." Und hierzu vergleiche man den halsbandmythos nach Ulf Uggason und der Flateyjarbók. Es kann nicht genug betont werden, dass jedes verständnis der mythen auf lockerem boden steht, sobald sich die mythen nicht mit der natur des landes zusammenbringen lassen, dem sie erwachsen sind, fals nicht fremder einfluss erweislich ist. Und gerade dieser erwägung ist Meyer mehr als jeder andere, freilich nur auf griechischem boden, gerecht geworden.

Ich vermag schliesslich auch Meyers deutung des Frey als gewittergott nicht beizustimmen. Wenn er in manchen punkten dem Thor gleicht, so ist das etwas ganz natürliches, sobald man einen einblick in die entwicklung der nordischen götter hat. Fast alle hauptgötter haben sich zu historischer zeit, zur zeit unserer quellen mehr oder weniger l o k a l zu dominierenden gottheiten erhoben, die die eigenschaften der in anderen gebieten herschenden götter in sich aufgenommen haben. Wo Thor der hauptgott war, wie in Norwegen, war er zugleich ein gott der fruchtbarkeit, des wetters, der schiffahrt, des krieges; und wo man Frey verehrte, wie in den fruchtbaren gefilden Upsalas, schrieb man ihm auch eine reinigende kraft der luft zu und liess ihn über luft und meer herschen. Frey ist und bleibt meines erachtens von haus aus ein lichter himmelsgott. Sein schwert, das in die hand der reifriesen komt, findet sich bei allen hypostasen dieses alten gottes wider, wie ich a. o. zeigen werde, und kann nichts anders als die sonne sein, denn die macht des lichten himmelsgottes ist vorüber, sobald diese in der gewalt der dämonischen mächte der finsternis sich befindet. Und nur hieraus kann die vielverzweigte mythe entstanden sein, dass der lichte gott durch seine eigene waffe umkomt. Hierher gehört auch die erscheinung Baldrs, wie wir sie namentlich aus Saxo kennen, und dieser lässt sich nicht als blitzdämon auffassen.

Soviel neues auch Meyers buch enthält, so belehrend es auch an so vielen stellen ist, so kann ich mich doch von der richtigkeit seines schlussresultates nicht überzeugen. Auf germanischem gebiete kann ich weder die ganze reihe seines indogermanischen urmythos finden, noch eine nachweisbare übereinstimmung in einzelnen punkten und dies weder in den heroen- noch in den göttermythen. Auf den gebieten der anderen mythologien mag es vielleicht besser bestellt sein; ich mag hier kein urteil über die benutzung der quellen fällen; auf dem gebiete der germanischen hat Meyer die gesamte überlieferung aus alter und junger zeit, die deutsche und die nordische zusammengeworfen und sich hiervon das herausgenommen, was für den von ihm aufgestelten mythos sich eignete. Nicht alle punkte habe ich herausgegriffen, die mir von einer historischen betrachtung unserer mythischen quellen aus unhaltbar erschienen, allein ich glaube, sie genügen für die behauptung: wenn wir das unhaltbare der parallelen abziehen, so bleibt nicht viel mehr als die übereinstimmung übrig, die wir bei fast allen auch nicht indogermanischen völkern finden, wie sie auch Meyer gern einräumt (s. 675), eine übereinstimmung, die ich mir, mit Müllenhoff zu sprechen, aus der trivialen wahrheit erkläre, dass die gleichheit der menschlichen und der umgebenden äusseren natur, soweit sie reicht, überall ähnliche erscheinungen auch in der welt des geistes erzeugt.

LEIPZIG, JAN. 1888. E. MOGK.

W. Wilmanns, Beiträge zur geschichte der älteren deutschen litteratur. Heft 3. Der altdeutsche reimvers. Bonn, Eduard Webers verlag (Julius Flittner). 1887. 152 s. 8. 4 m.

Die vorliegende untersuchung bezweckt eines der bedeutsamsten ereignisse der älteren deutschen litteraturgeschichte, die einführung des reimverses, an hand seiner rhythmischen struktur und deren verhältnis zum alliterationsvers aufzuklären. Es ist schon viel darüber behauptet, nichts annehmbar gemacht worden. Der grund lag im wesentlichsten darin, dass die ansichten über den rhythmischen bau der alliterierenden lang- resp. halbzeile zu keinen endgültigen ergebnissen gelangt waren; verlorene liebesmüh, auf schwankendem boden feste anhaltspunkte finden zu wollen. Es ist bekantlich das verdienst von Sievers, die rhythmik des germanischen alliterationsverses auf grund einer zahlenmässigen statistik festgestelt zu haben. Bereits sind seine resultate gemeingut der wissenschaftlichen arbeit geworden. Ganz im sinne der Sieversschen forschung bewegt sich Wilmanns. Der verfasser tritt meist hinter seinem stoff zurück, er gibt uns zunächst eine höchst dankenswerte statistik und wir erhalten auf diese weise einen ungetrübten einblick in die tatsächlichen verhältnisse; die schlussfolgerungen entwickeln sich auf grund einfacher combinationen, so dass der leser immer das woltuende gefühl hat, klar zu sehen.

Wilmanns führt zuerst (s. 3—7) in die geschichte der studien über den ahd., speciell Otfridschen versbau ein; es kam insonderheit darauf an, den standpunkt gegenüber den verwanten arbeiten von Piper (Über Otfrids accente, Beitr. VIII) und Sobel (Die accente in Otfrids evangelienbuch Q. F. XLVIII) zu präcisieren. Pipers untersuchung enthält eine reihe von bemerkungen, denen man vornherein die zustimmung nicht versagen wird, die aber durch die entwicklung des verfassers keineswegs als zutreffend erwiesen werden. Es konte nicht zur klarheit seiner argumentationen beitragen, wenn er das ganze geheimnis auf eine „rhythmische responsion“ oder eine „rhythmische gewichtsausgleichung“ zurückführen wolte, begriffe, die er nirgends befriedigend erläutert hat. Sobel, dessen ausführungen weniger unter dem zwang einer vorgefassten meinung zu leiden haben, ist zu resultaten gelangt, die schon durch die algemeinheit ihrer formulierung und den mangel an zusammenhang die lösung der frage nicht fördern konten, doch hat sich im fortgang der studien die von Sobel hervorgehobene dipodische struktur als besonders zutreffend ergeben. Wilmanns hat vor allen früheren voraus, dass er sich auf feststehende anschauungen über die rhythmik des alliterationsverses beziehen konte, und er führt selbst s. 6 aus, wie seine studien erst durch Sievers publikationen in eine „neue bahn“ geraten seien, auf der er zu schlüssen über die vortragsweise des alten verses gelangte, in der die einzelbeobachtungen ihre erklärung und begründung fanden. Damit beschäftigt sich abschnitt VIII: Zur geschichte des altdeutschen reimverses. Ich glaube, dass die untersuchungen des verfassers sich viel mehr zu einer „geschichte des Otfridschen verses“ (s. 130) gestaltet haben würden, wenn die dort entwickelten grundsätze den algemeinen rahmen für die einzelsamlungen abgegeben und als ausgangspunkt gedient hätten. Wenn einmal die typenreihe Sievers als gültig anerkant wurde, musten sämtliche rhythmischen erscheinungen bei Otfrid auf sie bezogen werden. Es ist dies aufrecht zu erhalten, wenn auch Otfrids vers sich „nicht rein aus der alliterierenden langzeile entwickelt, sondern der vers der kirchlichen hymnen die umbildung gefördert und beeinflusst hat“ (s. 140).

Die untersuchung gliedert sich in folgende abteilungen:

I. Lieblingsrhythmen s. 8—45. „Wenn man Otfrids verse liest, nimt man leicht gewisse lieblings-rhythmen und -kadenzen wahr, unter deren einfluss dichter und schreiber standen; der dichter liess sich durch sie in der wahl und fügung der worte, die schreiber[1] in der accentuierung leiten. Diese lieblingsrhythmen fasst die folgende untersuchung zunächst ins auge.“ Diese sogenanten lieblingsrhythmen sind nach Wilmanns aus der accentuierung widerzuerkennen, die rhythmischen accente stehen in den weitaus überwiegenden fällen entweder auf der ersten und dritten, oder zweiten und vierten, oder nur auf der zweiten hebung, diese drei hauptmöglichkeiten werden kurz als form 1. 3, form 2. 4, form 2 (lieblingsrhythmen) bezeichnet, vgl. 1) *then ánagin ni fúarit* II, 1, 11. 2) *joh in séwe ubar ál* II, 1, 36. 3) *thaz was nu wórolt scanta* II, 2, 20 usw. Form 1. 3 findet sich nach Wilmanns samlungen im ersten halbvers 3935, im zweiten 3634 mal, bei form 2 sind die zahlen 1233 : 2132, bei form 2. 4 nur 937 : 619; andere formen bleiben im ersten halbvers 999, im zweiten 719, (der zweite und dritte ictus wird im ersten halbvers 194 mal, im zweiten 136 mal accentuiert). Die bedeutung der lieblingsrhythmen zeige sich auch im verhalten der handschrift P. Seltenere versformen, wie accentuierung der ersten hebung oder der dritten oder der ersten, zweiten und dritten; ersten, dritten und vierten usw. in V erscheinen häufig in P in die lieblingsrhythmen verändert, vgl. s. 10 fgg. Jeder dieser lieblingsrhythmen gliedert sich in zwei formen, je nachdem die senkung fehlt („gedrängte formen“) oder nicht, vgl. 1. 3 *uuúntar uuard tho máraz : hús inti uuénti;* 2) *selbes bóton sine : joh filu séltsanaz;* 2. 4: *tho fuarun líuti thuruh nót : ist ira lób joh giuuáht.* Die samlungen haben das interessante resultat ergeben, dass die verse mit fehlender senkung am häufigsten in der form 2 auftreten. Verse der form 1. 3 zeigen zwischen dem ersten und dritten ictus meistens einen regelmässigen wechsel von hebung und senkung. Wenn eine senkung fehlt, entbehrt sie in der regel der erste fuss, selten der zweite, wie das s. 16 fgg. näher dargelegt wird, ausnahmen s. 46 fgg. Bei versen wie *zít joh thiu régula, joh állo thio zíti,* in denen dem dritten ictus ein einsilbiges wort vorangeht, fragt es sich, ob dieses oder die vorhergehende silbe (einsilbiges wort oder endsilbe) den ictus trägt. Wilmanns meint, es sei kein zweifel, dass bei weitem in den meisten versen dieser art das dem accent vorausgehende einsilbige wort nicht gehoben werden dürfe, weil gerade solche wörter, denen ein sprachlicher ton nicht zukomt (doch vgl. die beispiele s. 53 anm. 2) an dieser stelle mit vorliebe gebraucht werden und ihnen immer ein wort vorangeht, das den zweiten ictus tragen könne (einsilbiges oder zweisilbiges mit langer stamsilbe). In versen wie *zi uns ríht er horn heíles* I, 10, 5. *thaz minu werk suínen* II, 13, 18 u. a. wenigen glaubt Wilmanns, woran kein zweifel sein kann, dem substantiv den ton nicht vorenthalten zu dürfen (vgl. auch s. 23 § 12). Es ist für uns in den andern fällen nicht mehr möglich festzustellen, wie im einzelnen der autor gelesen haben wolte (Wilmanns s. 20), es gilt auch hier das grammatische nebentongesetz, wonach die hervorhebung der einzelnen silben im satz eine frei wechselnde ist; die vortragsmelodie ist, soweit nicht durch logische principien fixiert, abhängig von den wechselnden stimmungen, die ihren sprachlichen ausdruck eben in der wechselnden gruppierung der nebentöne, in unserem fall der rhythmischen icten finden. In einzelnen fällen wie *ráfst er nan hárto* IV, 31, 6 weist das enclitische pronomen auf rhythmische nachdruckslosigkeit, dagegen

1) Wilmanns legt die ausgabe von Erdmann zu grund und folgt ihm auch in der kritik der accente. In V stammen diese von der hand des correctors (Otfrids selbst?) vgl. Erdmann ausg. s. XV; den schreibern von P hat die accentuierte handschrift V vorgelegen, ebenda s. XLII. XLVI.

glaube ich nicht, dass IV, 33, 17: *drúhtìn mìn, drúhtin mìn* möglich wäre. Dass in versen wie *thaz sie érdrichi zaltin, áltfáter marer* usw. Wilmanns abstufung zutrift, ist ebenso zweifellos, als in *guatemo lande* sowol *gúatìmo*, wie *gúatemò* auch vor dem ictus stathaft ist, in einem falle wie *kíndilin mínu* IV, 13, 3 ziehe ich unbedenklich *kíndilìn* vor (vgl. s. 109 anm. 1). Meiner meinung nach ist hier jeglicher schematismus vom übel.

Bei dem lieblingsrhythmus 2. 4 liegen, was das verhältnis der halbverse betrift, die dinge ganz ähnlich, und zwar fehlt die senkung des zweiten fusses sehr viel häufiger als die des dritten (§§ 16. 19). In versen der form 2 ist gleichfals im zweiten fuss syncope der senkung zahlreich, gewöhnlich fehlt sie dann aber auch im dritten fuss, so dass der vers in drei silben austönt, deren jede einen ictus trägt: *ouh selbun búah frono* I, 1, 29 usw. Der zweite halbvers, in welchem die form 2 fast noch einmal so oft als im ersten erscheint, zeigt verhältnismässig dieselbe technik wie der erste.

In der zusammenfassenden übersicht s. 40 fgg. komt Wilmanns zu dem resultat, dass die formen 1. 3 und 2 die neigung zu absteigender betonung im versschluss teilen, während 2. 4 den lezten ictus hebe. Die „gedrängten formen“ begegnen öfter im zweiten als im ersten halbvers, in jenem ist form 2 mit fehlender senkung im zweiten und dritten fuss sehr verbreitet, hier finden namentlich die „schweren, dreisilbigen wörter, die mit zwei langen silben beginnen, ihren platz“, vgl. die tabelle s. 41 anm. 1.

Mit dem nachweis der „lieblingsrhythmen“ ergibt sich ganz von selbst das sichere resultat, dass die „übliche vortragsweise einen der ersten icten nachdrücklich hervorzuheben liebte“ s. 41. Für die form 3 finden sich nach Wilmanns nur 163 verse und davon sind in P nur 26 ebenso accentuiert; für die form 4 kent Wilmanns nur 12 stellen, in P stimt dazu nur eine einzige; in V ist zweimal 3. 4 vertreten, vgl. s. 41 fg. anm.

Für die accentsetzung (d. h. mit anderen worten hervorhebung beim deklamatorischen vortrag) komme nun aber nicht blos die bedeutung des wortes im satze in betracht, sondern auch die länge des wortes und seine stellung im verse. „Der hauptton eines wortes, welches zwei oder gar drei füsse einnimt, ist naturgemäss stärker, als der eines wortes, das auf einen fuss beschränkt ist, z. b. stärker in *scóuuuònti* und *scoúuuòn* als in *scouuon*“ (doch nicht = *scowon?*). Daraus leitet nun Wilmanns in strenger consequenz die tatsache ab, dass wenn ein wort mit drei hebungen den schluss des verses bildet, der eingangsictus des verses als weniger kräftig unbezeichnet bleiben kann, auch wenn er auf ein wort fält, das nach seiner stellung im satze recht wol tonfähig ist s. 42, z. b. *thie kristes áltmaga, zi gotes ánalusti* usw., selbst einem dreihebigen verbum ordne sich demgemäss das nomen unter: *then brunnon réinota;* ja sogar ein zweihebiges nomen erhebe sich auf grund dieses algemeingesetzes über ein einhebiges: *zi kristes hóubiton sar* usw. Da nun ferner die stärke des zweiten ictus in solchen versen darauf beruhe, dass ihm der dritte und vierte untergeordnet wird (was auch in wortverbindungen eintreten könne), so folge daraus, dass auch ein einhebiges wort im zweiten fuss den hauptaccent tragen könne, wenn nur der folgende ictus sich ihm unterordne: *ther alto scále sìner,* ja sogar bei verben: *zi gote ríhta si iru muat.* Alles komt zunächst darauf an, was sich Wilmanns bei der „unterordnung“ denkt, wir hören darüber nur, sie sei in der wortverbindung begründet s. 43 fg. Zunächst sei das verhältnis des ersten

und zweiten ictus massgebend. Mit der hebung des ersten ictus ist in der regel („lieblingsrhythmus“) die des dritten verbunden, fält dieser auf eine schwache silbe, so konte sie dem zweiten ictus untergeordnet werden und dann erhielt vor dem verstärkten zweiten ictus auch die erste keinen accent. Die consequenz sei nicht so straff im verhältniss der zweiten zur vierten hebung. Als erklärungsgrund für die übermacht der form 2 im zweiten halbvers nimt Wilmanns an, dass der dichter die reime noch nicht breche, die halbverse hängen syntaktisch zusammen, am schluss des ersten bleibe die stimme gehoben, im zweiten senke sich die satzmelodie. Mit erhebung der stimme ist verstärkung des tons keineswegs identisch, aber Wilmanns kann doch nicht umhin anzunehmen, dass dieselbe dadurch „begünstigt“ werde, tonerhebung bringe eine „ähnliche wirkung“ hervor, daher die accentuierten personalpronomina am ende der halbverse (vgl. s. 48 anm. 1) usw. Es ist widerum nur consequent, wenn Wilmanns aus dem überwiegen der „mächtigen“ form 2 im zweiten halbvers folgert, dass „der vortrag es liebte, den hauptnachdruck in den zweiten halbvers zu legen, wie in der alliterierenden langzeile der hauptstab dem zweiten halbvers angehört.“ Die ganze erörterung knüpft sich an eine kette hypothetischer prämissen, die für sich betrachtet wie in ihren consequenzen kaum zustimmung finden werden.

Das II. kapitel s. 46—52 behandelt: Fehlen der senkung vor stark betonter silbe. Hier ergeben sich sehr charakteristische beobachtungen, mit denen Wilmanns nicht ganz ins reine zu kommen vermag. Nach dem bisherigen ergibt sich, dass die senkung in vielen fällen vor einer höchst betonten silbe nicht fehlte. Wilmanns drückt sich aus, „dass das fehlen der senkung vor den höchstbetonten silben nicht beliebt war.“ Es werden nun die verse zusammengestelt, in denen syncope der senkung vor den mit accenten versehenen silben belegt ist. Diese ausnahmen sind sehr belangreich und lassen strenge formulierung einer bestimten regel kaum zu (vgl. s. 127, 5). Namentlich stösst sich Wilmanns an der häufigen accentsetzung *in wár mín* (nur selten *wár min;* so auch IV, 20, 39 P), analog *friunt mín* u. a. (es war zu bemerken, dass II, 12, 37 in P *fríunt,* und ebenda III, 20, 149 *múat*); um das system festzuhalten, nimt Wilmanns an, dass *mín* vielleicht mehr durch die höhe als durch das gewicht des tones hervorgehoben sei (vgl. auch s. 53 anm. 2). Inconsequent, vom Wilmannsschen standpunkt aus, scheint mir auch die annahme bei accentuierung zweier aufeinanderfolgender hebungen, z. b. *er santa mán mánage* I, 20, 3 V oder *áltquéna* I, 4, 29 usw. von einem „relativen“ wert des ictus zu reden.

Cap. III. Umfang der füsse s. 52—66. Es handelt sich hier um die mehrsilbigen senkungen: der umfang der füsse nimt nach dem versende zu ab. Mehrsilbige senkungen sind im ersten fuss sehr viel häufiger als im zweiten, in diesem häufiger als im dritten; sehr interessant ist das ergebnis, dass bei mehrsilbiger senkung die betonte silbe im zweiten fuss beinahe immer, im dritten ausnahmslos kurz ist. Eine reihe sehr treffender bemerkungen enthält § 46. Hier macht Wilmanns zunächst darauf aufmerksam, dass die silbenzahl sehr häufig nur für das auge das gewöhnliche mass übersteigt, nicht für das ohr, ein gesichtspunkt, den Wilmanns sehr geschickt in abschnitt IV und V ausgebeutet hat, z. b. *tho gab er imo ántwurti* II, 4, 91 liest Wilmanns *tho gab erm ántwurti* u. a. Es kann keinem zweifel unterliegen, dass die enclitischen formen viel häufiger, als die handschriften sie setzen, gesprochen worden sind; so interessante fingerzeige Otfrids schreibung und diakritische zeichen abgeben, es werden sich leider nie gesetze für ihre verwendung und aus-

dehnung feststellen lassen[1]. Auf eine kurze stamsilbe folgen zwei senkungen sehr viel öfter als auf eine lange; davon, dass durch eine sogenante „silbenverschleifung" auf der hebung ein wort oder eine wortverbindung der form ◡́◡◡ für den dichter den wert eines trochäischen oder spondeischen wortes gewonnen habe, kann nicht die rede sein (s. 64. 128, 7—9), bekantlich muss dies immer wider hervorgehoben werden. Weniger definitiv hat sich Wilmanns über schwebende betonung ausgesprochen, wenn er solche z. b. für *únreini* I, 14, 12 zulässt, hat sie eben ihren actuellen grund in der gewöhnlichen rede. — Vgl. zu diesem kapitel noch die zusammenfassenden bemerkungen § 99, 7 fgg. 100 bezüglich der mit Pauls auffassung sich deckenden „gesteigerten" und „reducierten" längen.

IV. Zweisilbige wörter in der senkung s. 66—72. Die „regel", dass zweisilbige wörter nicht in der senkung stehen, erleidet nach Wilmanns die ausnahmen (§ 47), dass die artikelformen *thera, theru, thero* häufig, andere mehrsilbige wörter sehr selten in der senkung stehen (§ 48); im auftakt sind zweisilbige wörter zulässig, drei silben belegt Wilmanns 14, vier silben 1mal (V, 9, 23[a]); die meisten stellen kommen auf den zweiten halbvers.

V. Elision und synalöphe s. 72—92. Unbetonte vokale können sowohl im an- als auslaut vor folgendem resp. nach vorhergehendem vokal verstummen. „Die algemeine regel ist, dass der auslautende vokal der endsilben und der selbständigen wörter mit kurzem vokal unterdrückt wird, dagegen langer vokal oder diphthong selbständiger wörter stand hält, die unterdrückung des anlautenden vokals ist fakultativ und auf einzelne fälle beschränkt s. 72 fg. 1) Elision der endsilben. Gewöhnlich haben sie die schreiber dem leser überlassen. Wilmanns nimt mit fug und recht an, dass die elision nicht als eine wilkürliche satzung der metrischen kunst zu betrachten sei, sondern als in der gesprochenen sprache begründet. Es liegt nahe sich dafür auf die heutigen mundarten zu beziehen. Die beobachtung ergibt, dass elision bei weitem nicht so häufig eintritt, als Wilmanns für Otfrids sprache verlangt; es darf auch hier nicht schematisiert werden. Nicht selten sieht sich Wilmanns veranlasst, den hiatus zuzulassen (s. 74 fgg. u. a.), was nach massgabe der dialekte durchaus zulässig ist und von Wilmanns sehr viel weiter hätte ausgedehnt werden dürfen. 2) Elision selbständiger wörter (§ 54 fgg.) *ni, zi, bi, thi, the, gi, nu* usw. Wie eine schreibung *siuz* = *si iu iz* IV, 15, 3 u. a. (§ 61) beweist, muss die regel auch auf diphthongischen ausgang (§ 56) erstreckt werden, dasselbe gilt für *wio* (s. 80), vgl. z. b. Winteler Kerenzer mundart s. 116. Volle zustimmung verdient die ansetzung von doppelformen mit langem und kurzem vokal bei *si* (conj.), *thu, so* (s. 81 fgg.). Der zwiefachen, geschichtlich entwickelten aussprache der formen *sia, sie* (: *sa, se*) usw. gemäss, können diese wörter auch im verse verschieden behandelt werden (§ 61), der artikel verschmilzt mit der folgenden silbe (§ 65), z. b. *theuuangelion* V, 25, 33, lauter dinge, welche die grammatik ad notam zu nehmen hat.

VI. Ictus und wortaccent s. 92—124. Hier ist mancherlei wider aufgenommen, was Wilmanns bereits Z. f. d. a. 27 behandelt hat, wovon wir hier absehen. Ich hebe daraus hervor: „Im zusammengesezten wort pflegt die zweite stamsilbe sich der ersten unterzuordnen. Daraus folgt, dass in den handschriften nur die erste einen accent erhält und im verse entweder beide einen ictus tragen

1) Man solte derartiges auf die zeitgenössische wie namentlich auch z. b. auf die spätere spielmannsdichtung übertragen, leider sind schreibungen wie im Wessobrunner glauben Denkm.[2] 238 fg. (worauf mich gütigst herr prof. Lucae aufmerksam macht) nicht häufiger, aber um so wertvoller.

oder nur die erste. Doch zeigen handschrift und vers ausnahmen. Wir finden einen accent auf beiden stamsilben, oder nur auf der zweiten und die erste kann in der senkung stehen. Diese ausnahmen müssen entweder in der sprache oder im metrischen vortrage begründet sein. Das erste ist anzunehmen, wenn in gewissen bildungen die erste silbe nie gehoben wird; das zweite kann der fall sein, wenn die erste silbe nur ausnahmsweise in die senkung tritt" (s. 93 fg.) vgl. *drúttheganon* I, 28, 11. *drutménnisgon* II, 11, 35 u. a. Wilmanns erklärt diese auffallende, vielbesprochene tatsache daraus, dass „die hauptictus der lieblingsrhythmen die accentuation beeinflusst" hätten. Man betonte, wenn die erste stamsilbe den ersten, die zweite den zweiten ictus trägt, der dritte aber auf eine unbetonte silbe fiel, die zweite stamsilbe und wählte die form 2" (s. 94): *in himilgúallichi* V, 4, 53 u. a. Wilmanns muss dies sofort einschränken: „selbst wenn der dritte ictus auf ein selbständiges oder schwach betontes wort fält, kann diese form vorgezogen werden": *thiu hellipórta ubar thaz* III, 12, 35; ähnlich will er sogar *drutliut sinan* I, 7, 19 erklären (vgl. s. 117 anm. 1), allein auch für Wilmanns bleibt es noch „merkwürdig" (s. 95), dass einigemal die form 2 vermieden ist: *álle dagafrísti* I, 10, 18 u. a. Unklar ist es mir geblieben, was Wilmanns damit meint, wenn er fortfährt: „In allen diesen versen fand jedenfals nur eine geringe verschiebung der natürlichen tonverhältnisse statt; in manchen vielleicht gar keine" (s. 95) vgl. oben: „man betonte die zweite stamsilbe." Gilt hier dasselbe was s. 96, 12 ausgesprochen ist: „hier war es sache des vortragenden durch schwebende betonung auszugleichen, d. h. den durch den accent bezeichneten ictus zu mässigen"? auch § 74 hören wir: „Einige verba erfahren unter ähnlichen bedingungen wie die nomina eine verschiebung des hauptaccents": *fuazfállonti* I, 5, 50 u. a.[1] § 92 wird dann angenommen, dass die zweite stamsilbe auch ungehoben bleiben könne 1) in der senkung vor einer andern stamsilbe, z. b. *ántdag* I, 14, 1, *lántliut* II, 3, 34 u. a. 2) wenn sie sich einer sprachlich minderbetonten bildungssilbe unterordne: *fléislichèmo* II, 2, 29; *écartò* IV, 19, 57 usw. Der rhythmus führe hier gleichfals zu einem widerstreit zwischen wort- und versaccent, „den der vortragende durch schwebende betonung auszugleichen hatte", lauter dinge, die, wie ich glaube, auch noch anders aufgefasst werden können. — Den beschluss bildet eine sehr geschickt angelegte zusammenfassende übersicht s. 125—130. In einem anhang s. 146—152 werden noch die kleineren ahd. gedichte behandelt.

VIII. Zur geschichte des altdeutschen reimverses s. 130—145. „Die geschichte des Otfridschen verses zu schreiben, war nicht meine absicht, aber nach der mühseligen untersuchung wird man es mir gestatten, das thema mir selbst und dem leser zur erholung wenigstens zu berühren." Die kritik hat sich folglich diesem kapitel gegenüber auf einen andern standpunkt zu stellen. Wir erhalten hier eine zu knappe vergleichung der „lieblingsrhythmen" mit dem fünftypensystem der alliterationsdichtung; die aus dem charakter des buches heraustretenden, subjektiver gefärbten erörterungen s. 140 fgg. enthalten manches nach meiner meinung unrichtige.

Es ist Wilmanns gelungen, s. 131 fgg. die von Sievers aufgestelten typen ABCDE mit ausnahme des lezten (§ 109) an hand der rhythmischen accente

1) In der liste § 78, s. 101 entscheide ich mich ohne bedenken gegen Wilmanns für die s. 102 anm. 2 ausgesprocheue möglichkeit und lese z. b. *thìu árma múater mìn* I, 2, 2, nicht *múatèr mìn* usw., welche „ungewöhnlichen betonungen" dadurch entstehen, weiss ich nicht; *sò mán zi fróuuuu scàl, sò sán si múater scàl, thàz ist der ánder pád* usw.

Otfrids widerzuerkennen, vgl. A *fíngar thínan* I, 2, 3 (´ × | ´ ×), *máhtig drúhtin* I, 7, 9 usw. (§§ 79. 104). In dieser einfachsten form nur spärlich erhalten, bildet dieser typus die grundlage für die von Wilmanns als form 1. 3 („lieblingsrhythmus") bezeichnete versart, die form 2. 4 wird mit B (× ´ | × ´) identificiert (§ 105 fg.) z. b. *joh ther heílogo géist* I, 8, 24, *ni laz dir zít thes ingán* I, 1, 48 u. a. Die form 2 findet Wilmanns in Sievers C wider (× ´ | ´` ×) *in unsemo ánnuzze* V, 2, 4; *sinaz kórn reinot* I, 1, 28 usw. und vereinigt damit auch die alten D-formen (´ | ´` ´` × oder ´ | ´` × `) z. b. *fuazfállonti* I, 5, 50, *thegan éinfalton* II, 7, 55 u. a. Der typus E komme für Otfrid nicht in betracht, (grundformen ´ ` × | ´ oder ´ × ` | ´); wenn sich ihm auch die nebenform 1. 4 zur seite stelle, der bau der verse zeige sonst keine verwantschaft. Es scheint mir unberechtigt, diesen typus auszuschliessen, während doch die gesteigerten E-verse (´ × × | ´ ×) unter einer allerdings ebenfals nicht zulässigen verquickung mit A-versen (§ 104 anm.), zugelassen werden: *mámmonto sázi* III, 26, 30. Der einfache typus E erscheint unzweideutig, z. b. *séhs dagon fora thíu* IV, 2, 5 (vgl. im Heliand *sibun uuintar samad* 520 Beitr. XII, 343, 3), *alabéziron win* II, 9, 88, *fró uuárun sie sín* V IV, 2, 8 u. a. Im lezten beispiel sind die drei icten auffällig, um so interessanter, dass P *fro* nicht mit accent versehen hat, obwol kein zweifel sein kann, dass es das stichwort der halbzeile bildet. Die frage nach den E-versen hängt demnach mit der principiellen auffassung der rhythmischen accentuierung bei Otfrid zusammen, die im anschluss hieran nochmals erörtert werden soll; es möge an dieser stelle genügen, den E-typus belegt zu haben, vgl. jezt auch Sievers Beitr. XIII, 156.

Es handelt sich zunächst um eine accentuierung wie *ebanéwigan* I, 5, 26; *fihuuuíari* V, *fíhu uuíari* P III, 4, 3; *wolawílligun* III, 10, 17; *himilgúallichi* V, 4, 53; *wizodspéntare* V, 8, 36; *drutménnisgon* V, 11, 35 u. a. (vgl. § 72). Wenn wir verse finden wie *in himilrícħe ouh thaz ist uuár* IV, 9, 28 V (*hímilriche* P); *baldlícho so imo zám* IV, 35, 1 V (*báldlícho,* erster accent getilgt, P), so erklärt, wie schon angedeutet, Wilmanns die auffällige accentsetzung durch einfluss des „lieblingsrhythmus" 2, allein auch für Wilmanns bleibt es merkwürdig, dass der „lieblingsrhythmus" in ganz analogen fällen vermieden ist: *álle dagafrísti* I, 10, 18; *jóh then adalérbon* IV, 6, 8; es erscheint so mehr als wilkürlich, wenn *so leidlícho nu rúagtun* III, 17, 54 V, (*léidlicho* P) als „versehen" betrachtet wird, während *baldlícho* IV, 35, 1 V (s. o.) passieren kann, nur eben weil die lieblingsform 2 gewahrt ist. Beitr. XIII, 162 fgg. hat sich auch Sievers über diese erscheinung unter dem titel „Das verhältnis der accente zu wort- und satzton" geäussert. Als oberstes princip für die setzung der accente nimt Sievers das rhythmische und daraus folge, dass Otfrid den natürlichen wort- und satzton systematisch vernachlässige, wo er mit dem gewohnten rhythmischen schema in widerstreit gerate. Wir sehen, dass Sievers hier mit Wilmanns zusammengetroffen ist. Composita, deren zweites glied auf ´ ` × ausgeht, fallen am versschlusse notwendig unter den typus D der alliterationsdichtung, andere D-verse wie *joh reht mínnonti* I, 4, 8 tragen nur einen accent und zwar an der dem zweiten stabwort entsprechenden stelle (so bereits Sobel s. 19 fg.), und so erkläre sich ohne weiteres eine accentsetzung wie in *fuazfállonti* I, 5, 50. Diese erklärung genügt ebensowenig für eine reihe ausnahmen, z. b. *ótmúatige* I, 7, 16. Schliesslich bleibt für mich kein grund ersichtlich, warum Otfrid bei alten D-versen die zweite hebung vor der ersten ausgezeichnet haben solte, während in der alliterationstechnik die erste hebung dominierte; ich denke dabei besonders an die möglichkeit der quantitativen

reduction auf zweiter hebung (*thiodcuninge* Heliand 2767 u. a.), ferner ist auch Wilmanns der ansicht, dass wenigstens in fällen, wo der erste bestandteil des compositums ein substantiv war, dieses entschieden den stärkern ton getragen habe (s. 95).

Ich glaube, solche anomalien der rhythmischen accentuation dienen am besten dazu, die absichten des accentuators erkennen zu lassen. Die verteilung der accente in V (so gut wie in P) ist keine systematische, so zahlreich die belege für eine bestimte form sein mögen, es bleiben immer ausnahmen und reste, die ohne ersichtlichen grund widerstreben. Ich brauche hiefür keine belege zu geben. Ob es im sinne des accentuators lag, eine streng zu beobachtende rhythmische regel zur darstellung zu bringen, mag eine offene frage bleiben; nach beschaffenheit unserer überlieferung ist es durchaus unwahrscheinlich, dass von unberufenen störend eingegriffen worden wäre. Es sind sichere merkmale vorhanden, dass Otfrid den bau der alliterationszeile gekant hat, andrerseits kann es keinem zweifel unterliegen, dass dieselbe zum vierhebigen reimvers umgestaltet worden ist. Von den versen und partien des Otfridschen werkes, die ganz ohne rhythmische accente auf uns gekommen sind, abgesehen (vgl. Erdmann ausg. s. XV. XXXVI. XLI. XLIII. XLIX fg.) begegnen verse mit zwei accenten, ebenso der manier des alliterationsverses entsprechend, wie die selteneren mit vier accenten, die volle scansion des reimverses darstellen: *thu drúhtin éin es álles bíst* I, 2, 33 V; *giscáffota sía sóso iz zám* IV, 29, 31 V; *ist férro irdríban fon hímile úz* V, 21, 8 VP[1]. Der recitator ist in diesen fällen unzweideutig angewiesen. Es wäre wichtig, wenn sich ausmachen liesse, ob die rhythmischen accente in V einzig und allein vom verfasser in sein handexemplar eingetragen worden sind, mit der absicht für seine person sich anhaltspunkte für die recitation zu notieren, oder ob sie für augen berechnet waren, die mit den eigensten rhythmischen intentionen des verfassers nicht vertraut waren. Wir haben zur lösung der frage kein äusseres mittel, man ist aber sehr zu einer entscheidung in ersterem sinne geneigt, weil es eben tatsächlich unmöglich gewesen ist, feste vortragsregeln daraus zu entnehmen. Ich meine ausserdem, dass eine reihe von abweichungen der accentuation in P dahin gehen, dem bedürfnisse eines fremden entgegenzukommen. Wenn in V *in himilríche ouh thaz ist uuár* IV, 9, 28 *hímilriche* P accentuiert ist, könte man daran denken, dass in V *himil-* ohne accent geblieben ist, weil der betreffende accentuator selbstverständlich *himil-* beim vortrag accentuierte, und wenn dieses „selbstverständlich“ für den betreffenden schreiber von P nicht galt, konte er es wagen, dem rhythmisch stärker betonten *himil-* den accent zu geben und ihn dem schwächer betonten *-riche* zu entziehen. Ich fasse folglich verse wie *fuazfállonti* I, 5, 50 so auf: Durchaus in übereinstimmung mit den nachdrucksverhältnissen der umgangssprache trägt *fuaz-* den rhythmischen hauptictus, der nicht bezeichnet zu werden brauchte; der ictus, der *-fállonti* gegeben wurde, bezweckt der silbe denselben grad von nachdruck zu geben, wie ihn *fuaz-* besizt, der accent ist gesezt, weil die silbe im alliterationsvers nicht vollen ictus getragen hat, erst durch verwendung im vierhebigen reimvers volhebig geworden ist. Demnach kreuzen sich die bedürfnisse des alliterations- und des reimverses und eben aus diesem compromiss zwischen alliterations- und reimvers-technik kann die rhythmische accentuation bei Otfrid ohne rest gedeu-

1) Im lezteren falle ist die setzung der 4 accente vielleicht darin begründet, dass der vers nicht dipodisch, sondern podisch gelesen werden muss, vgl. dazu Sievers Beitr. XIII, 124 fgg.

tet werden. Der erklärungsgrund für die accente in den einzelnen versen ist demgemäss auch nicht einheitlich, sondern wechselt mit den wechselnden rhythmischen formen. Entweder ist der zusammenfall von prosaischem silbenictus mit dem rhythmischen versictus nicht bezeichent auf grund einer bestimten voraussetzung, oder aber stelt der accent die im neu eingeführten vierhebigen vers notwendige betonung einer im älteren stile nur nebentonigen oder wenigstens nicht volhebigen silbe dar. Gewiss ist in der mehrzahl der fälle die setzung von zwei accenten durch den „lieblingsrhythmus" (typus A, typus B; Sievers dipodien) bedingt, oder in alten C-versen nur ein accent wegen der rhythmischen gliederung des musterverses gesezt, aber ich sehe keinen zwingenden grund in widerstreitenden fällen eine vergewaltigung der gesprochenen sprache anzunehmen (vgl. auch Sievers auffassung a. a. o. s. 146 unten). Zudem erscheint mir meine auffassung der „unregelmässigen" accentuierungen als die natürliche consequenz der Sieversschen theorie von der entstehung des reimverses aus dem übergang vom recitierenden zum musikalisch-taktierenden vortrag. Die daraus sich ergebenden „neuen" versicten sind gleichfals zur darstellung gekommen. Sievers schwankungen zwischen verschiedenen typen erscheinen mir bedenklich. Bei meiner auffassung wird nicht bloss das anstössige verschieben des wortaccents vermieden (Wilmanns s. 23. 42 fg. 93 fgg.), sondern ich komme so auch am einfachsten mit den anomalien des versrhythmus (Wilmanns nebenformen 2. 3; 1. 4; 1. 2. 3; 1. 2. 4; 1. 3. 4) zurecht, man vergleiche in diesem sinne z. b. die von Sievers ausgehobenen unregelmässigen C-verse a. a. o. s. 154, 7. 164, d u. a. Besonders wichtig scheint sie mir aber für die beurteilung der D-verse; was Sievers a. a. o. s. 142 fg. ausgeführt hat, steht m. e. im widerspruch zu seiner grundanschauung; ich nehme auch hier accentsetzung auf ursprünglich nicht volhebiger silbe an, wie die taktierung der dipodie erforderte.

MARBURG, 3. FEBR. 1888. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Beówulf. Mit ausführlichem glossar herausgegeben von **Moritz Heyne.** 5. auflage, besorgt von **Adolf Socin.** Paderborn und Münster, F. Schöningh, 1888. [Bibliothek der ältesten deutschen litteratur-denkmäler, bd. III.] X, 299 s. 8. 5 m.

Die intensive arbeit am deutschen wörterbuche, welche eine unterbrechung nicht gestattete, hat, nach dem bericht des vorworts s. IX, M. Heyne veranlasst, die besorgung des notwendig gewordenen fünften druckes seiner bekanten Beówulfausgabe einem jüngeren gelehrten, A. Socin, zu übertragen.

Die beurteilung der dieser gestalt entstandenen neuen ausgabe ist nicht ohne schwierigkeit. Stelt man sich auf den standpunkt, dass es sich dabei bloss um einen revidierten abdruck eines im wesentlichen feststehenden buches handeln solte, so kann man dem bearbeiter wol zugestehen, dass er seiner aufgabe leidlich gerecht geworden ist. Er hat die resultate der neueren arbeiten über ags. sprache und über den Beówulf im besondern fleissig und im ganzen sorgfältig eingetragen, soweit sie ihm deutlich vorgezeichnet waren, und so hat das buch wirklich eine reihe von besserungen erfahren. Aufgefallen ist mir indess, um von einzelheiten abzusehen, dass Zupitzas facsimileausgabe, obwol unter den benuzten hilfsmitteln mit aufgeführt, doch für die feststellung der handschriftlichen überlieferung so gut wie gar nicht ausgebeutet ist. Bei zweifelhaften lesungen wird wol gelegentlich, aber keineswegs

konsequent, auf Zupitzas angaben rücksicht genommen. Vor allem aber ist es ein übelstand, dass noch eine reihe von lesarten nach den älteren collationen als zweifelhaft bezeichnet werden, wo das facsimile auf den ersten blick entscheidet. In solchen fällen hätte es doch nahe gelegen, entweder den alten ballast sich widersprechender früherer angaben fallen zu lassen, oder die durch das facsimile direkt als falsch erwiesenen lesungen auch ausdrücklich als falsch zu kenzeichnen. Als stellen, bei denen die facsimileausgabe in der einen oder andern richtung nicht zu ihrem rechte gekommen ist, führe ich beispielsweise an v. 43 *nalæs : nalas,* 241 *le : Ic,* 269 *wes : wæs,* 787 *leođ : leod,* 797 *frea- : freah-,* 1037 *teon* | *: teon . . .* |, 1071 *fr : es : fres* aus *frger,* 1129 *unhlitme : unhlitine,* 1224 *siide : side* aus *wide* u. a. m. Zu 2524 hätte angegeben werden müssen, dass über dem *h* von *hattres* ein tilgungspunkt im facsimile steht. Ganz misverstanden ist auch v. 2660 das übergeschriebene auslassungszeichen *đ*, d. h. *deest;* es wird als unterpunktierte und danach zu tilgende abkürzung für *đæt* gefasst, während doch Zupitza z. b. die richtige erklärung gibt. 2815 steht *speof* deutlich da. In dieser richtung bedarf also der apparat der neuen ausgabe noch einer gründlichen nachprüfung. Im vorbeigehen bemerke ich noch, dass s. 84 zwei besserungen mir zugeschrieben werden, die ich nicht zuerst vorgeschlagen habe; *þâ* für *þæt* v. 15 stamt von Bouterwek, s. Beitr. 9, 370, *eaferan* v. 19 statt *eafera* von Kemble: ich habe nur die richtigkeit dieser lezteren conjektur durch neue gründe zu stützen gesucht.

Der berichtigung der quantitäten hat der herausgeber besonders sein augenmerk zugewendet, wie er s. IX hervorhebt. Hier sind auch wirklich viele besserungen der lezten zeit aufgenommen worden. Unverständlich ist mir nur das princip, nach welchem er stamsilben, deren länge sich nur aus der rhythmik des verses, nicht aber aus der etymologie oder orthographie erschliessen lässt, nicht mit dem dehnungszeichen versehen hat. Warum soll das metrische kriterium nicht gelten, wo grammatik und etymologie keinen anhalt für quantitätsbestimmungen bieten? Übrigens ist auch Socin seinem eigenen princip gar nicht getreu geblieben. Dass es ags. *nîwe* heisst, wuste die grammatik längst, ehe man metrische gründe für annahme der länge des *i* hatte, und doch schreibt Socin wider *niwe.* Auch *ûhte, -a* dürfte doch wol grammatisch feststehen. Wenn Socin *fîras* u. dgl. schreibt, muste er auch *ônettan* aufnehmen; hier zeigt auch die orthographie die länge an, denn niemals begegnet *anettan;* freilich glaubt auch Socin, wie es scheint, noch an eine ableitung aus *anan* „hauchen“, s. 243ᵃ!

Soweit wäre also die neue ausgabe im ganzen gerechtfertigt. Ich glaube aber, dass man an die fünfte ausgabe eines mit zur einführung in die angelsächsischen studien bestimten werkes wol die anforderung stellen darf, dass nicht nur das von anderer seite zur correktur von text und wörterbuch direkt beigesteuerte gewissenhaft eingetragen werde, sondern dass in einem solchen falle ein neu eintretender herausgeber das buch überhaupt darauf hin prüfe, wie weit es in allen seinen teilen noch auf der höhe der zeit steht. Dass Heynes ausgaben altgermanischer texte, so praktisch und zweckmässig sie von hause aus angelegt sind und so viel gutes sie demgemäss ihrer zeit gestiftet haben, in bezug auf grammatik und worterklärung auf dieser höhe nicht mehr stehen, hätte auch dem neuen herausgeber nicht verborgen bleiben sollen, und eine systematische revision aller ansätze des glossars wäre demnach wol angezeigt gewesen. Diese hat aber Socin nicht vorgenommen. Nach den proben, die er von seiner kentnis des angelsächsischen in der neubearbeitung von

Körners laut- und flexionslehre abgelegt hat[1], ist es mir freilich zweifelhaft, ob er zu einer solchen revision der rechte mann gewesen wäre. Andrerseits mag ihm das verhältnis zu Heyne als dem ursprünglichen herausgeber und gesamtredactor der samlung hinderlich gewesen sein, von dessen anhänglichkeit an alte und liebgewonnene irtümer ref. speciell sich zu überzeugen oft genug gelegenheit gehabt hat, und der ausserdem über das verhältnis von redactor und mitarbeiter etwas eigentümliche vorstellungen zu haben scheint (vgl. meinen Tatian, vorwort s. X). Was ich an ausstellungen vorzubringen habe, muss ich daher an die gesamtadresse der beiden herausgeber richten, da ich nicht im einzelnen zu scheiden vermag, wen für dieses oder jenes die verantwortung trift.

Der text der neuen ausgabe entspricht, wie bereits in der vierten, den anforderungen, die man billigerweise stellen kann. Auf meinungsverschiedenheiten einzugehen unterlasse ich daher. Dagegen ist das glossar durchaus zurückgeblieben. Es ist ohne gründliche säuberung und umarbeitung nicht mehr zu gebrauchen, und durch die menge des fehlerhaften, welches es enthält, geradezu schädlich für die anfänger, zu deren gebrauch es bestimt ist.

Ich erlaube mir, diese behauptung durch einige proben zu erhärten, bemerke aber zugleich, dass mein absehen nirgends auf volständigkeit gerichtet gewesen ist.

1) Die ansätze der lemmata, die vergleichungen der wörter verwanter sprachen, die gelegentlichen etymologischen bemerkungen, wimmeln noch immer von gröberen oder leichteren grammatischen verstössen. Belege: S. 133ᵃ *Hôce* npr. statt *Hôc* trotz Bugge, ztschr. f. d. ph. IV, 204. — 140ᵃ unter *ælfylce* got. *ali-s* statt *alji-s* seit der ersten auflage! ebenda ist auch die angabe „*fylce*, altn. *fylki*, collectivbildung von *folc*“ zu beanstanden, denn ein selbständiges **fylce* existiert im ags. nicht; nord. *fylki* steht für **gi-fylki*. Auf derselben spalte ist falsch die angabe, dass *ælmihtig* für *ealmihtig* stehe. — 140ᵇ *ǽdre*, *ǽdre* stf. statt *ǽdr*, *ǽdr*! — 141ᵇ *ǽr* „comparativbildung von *á*“!! — Natürlich ist es comparativadverb zu got. *air*, steht also für **airiz* wie *leng* usw. — 147ᵃ im lemma *beornan* statt des im Beowulf und Finnsb. allein belegten *byrnan*. — 148ᵃ *on-bídian* statt *ónbidian*; das wort ist denominativ von *ónbid*. — 150ᵃ *ge-blôdian* statt *ge-blôdgian*. — 152ᵃ *â-breátan* getrent von *breótan*, *âbreótan* 152ᵇ; ein *breátan* ist nirgends bezeugt; vielmehr gehört *breótan* zu den verbis der *u*-reihe, welche ihr praet. bisweilen mit *eó* bilden, ref. ags. gr.[2] § 384, anm. 2. — 154ᵃ *bûan* ist nicht schlechtweg als stv. zu bezeichnen, da ein starkes praet. fehlt. — 158ᵇ *cweccan* „lebendig machen, s. *cwic*“! Vielmehr zu *cwacan*. — 159ᵃ *cymlîce*, lies *cŷmlîce*, Beitr. X, 497. XI, 557; bei kurzer wurzelsilbe müste es **cymelîce* heissen. — 175ᵇ *ge-fǽge* als positiv zu dem allein belegten comparativ *gefǽgra* 916 ist zweifelhaft, da nirgends parallelen zu finden sind. Nach ahd. *gifago* (selten stark flektiert), mhd. *gevage* wird man *gefaga* sw. adj. ansetzen müssen. — 176ᵃ gehört die verkürzte form *fǽtt* nicht ins lemma, da sie nur in mehrsilbigen formen auftreten kann. — 179ᵇ ist *feorhlagu* falscher ansatz statt *-legu*, Beitr. IX, 243. — 190ᵃ *gamenwâðu*, 281ᵇ *wâðu*, ein langsilbiger weiblicher *ā*-stamm, statt *-wâð*! — 193ᵃ wird *gealgmôd* wider zu *gealla* „galle“ gestelt, als ob eine solche verkürzung von **geallig* im ags. erhört wäre. — 193ᵇ *geán* ist nicht aus *gegn*, sondern aus *gægn*, *geagn* entstanden, Beitr. IX, 225. — 205ᵃ *hǽst* adj.

1) Dort werden uns z. b. — im jahre 1886—87! — wörter wie *ceásan*, *heánan*, *spreátan*, *hringan*, *speornan*, *spinnan*, *getingan*, *þingan*, *delan*, *hnipan*, *gipan*, *wacan*, *cídan*, *fnîsan*, *beógan*, *leófan*, *sneótan*, *þreówan* usw. in reicher fülle als existierende starke verba aufgetischt.

statt *hæste*, da es endungslose *i*-stämme bei den ags. adjectivis ausser *fyrn* nicht gibt, ags. gr.[2] § 302. — 205[a] *helrûna* swm. ist sehr zweifelhaft, da sonst nur das fem. bekant ist. An dem weiblichen geschlecht ist kein anstoss zu nehmen, vgl. Müllenhoff, zur runenlehre 44, got. *unhulþô* u. ä., auch Heynes eigene anmerkung s. 99 zu v. 1261. — 205[b] *helpe* swf. neben *help* auf grund von v. 2449 anzusetzen halte ich bei der ungemeinen häufigkeit des wortes für mehr als bedenklich; *helpan* ist vom schreiber als infinitiv gemeint gewesen, und er hat seinen fehler nicht verbessert; das richtige *helpe* haben schon Kemble und Thorpe vorgeschlagen. — 206[a] unter *hêdan* ist der absatz 2) zu streichen; *gehêdde* 505 gehört zu *gehêgan*, vgl. ref. ags. gr.[2] § 230, anm. Beitr. IX, 293. — 210[a] steht *heorohôciht*, 213[b] *hôciht* statt *-hôcihte*, s. Beitr. IX, 257. — 214[b] (und 215[a] unter *hroden*) sind *hreôđan*, *gehreôđan* fehler für (*ge-*)*hreôdan*, Beitr. IX, 279. — 215[b] es ist kein grund vorhanden, *hrysian* und nicht *hryssan* anzusetzen, wenn *cnyssan* geschrieben wird, wie dies s. 157[a] geschieht; vgl. Beitr. IX, 288. — 216[a] es ist ungehörig, *hwædre* „aber“ und *hwæder* „ob“ zusammenzuwerfen; der fehler *hwædre* statt *hwæder* 1315 berechtigt doch dazu nicht. — 227[a] hätte nicht ein inf. *magan* angesezt werden sollen ohne den vermerk, dass er nicht existiert. — 228[b] *manig-oft* adv. „sehr oft“ ist eine grammatische unmöglichkeit. — 233[a] ist *midde* adj. statt *mid* ein grober grammatischer fehler. — 233[b] ist im lemma die form *morn* zu streichen, denn das *g* schwindet nur in den mehrsilbigen formen. — 235[a] tilge *bemeornan* unter *bemurnan* als falsche form, ags. gr.[2] § 389, anm. — Ebenda lies (*ge*)*myndgian* statt (*ge*)*myndian* (wider eine falsche bildung von einem adj. auf *-ig*, wie oben *geblôdian;* s. auch unten *gewêrgian*). — 235[b] ist nach dem wolbekanten imp. (eigentlich opt.) *gemyne* zu *gemunan* (ags. gr. § 423, 9) ein unerhörtes swv. *gemynian* angesezt! — 238[a] sind *niđer* „hinab“ und *niođor* adv. comp. „weiter unten“ fälschlich zusammengeworfen. — 243[a] lies *orlege* stn. statt *orleg*, Grein II, 358. Beitr. XI, 356. — 249[b] ist (*ge*)*sceđđan* für (*ge*)*sceadan* zu setzen und die belege mit den unter (*ge*)*sceđđan* gegebenen zu vereinigen, denn *sceđđan* = got. *skaþjan* ist die einzige alte form. — 254[b] ein adj. *sêl*, *sæl* existiert bekantlich im ags. nicht; dem got. *sêls* würde **sêle* entsprechen. — 256[b] sind *sigl* „sonne“ und das daraus abgeleitete *sigle* „schmuck“ zusammengeworfen, und dem als einzigen lemma gegebenen *sigl* stn. ein plural *sigle* gegeben auf grund der stelle *Brôsinga mene, sigle ond sincfæt* 1200 fg. Ich wüste weder zu sagen, nach welchem paradigma ein neutrum *sigl*, pl. *sigle* geht, noch was der „plural“ *sigle* an der citierten stelle zwischen den singularen *mene* und *sincfæt* soll. — 258[b] wäre *slæpan* vielleicht besser als anv. angesezt; denn es muss bei der spärlichen belegung des praeteritums dieses verbums in der poesie zweifelhaft bleiben, ob dem dialekte des anglischen Beowulf nicht wie dem Ps. und dem northumbrischen allein die form *slêpte* zukam (ags. gr.[2] § 395, anm. 2). — 259[b] wozu die junge form *besnydian* im lemma statt des älteren *besnyddan?* — 263[b] *stŷl* stm. „stahl“ ist ein (freilich weitverbreiteter) fehler für *stŷle* stn. oder stm. Woher solte wol der umlaut kommen? Grundform ist *stahlio-*, daraus anglisch *steeli* acearium Ep. 49, *steli* Erf. 49. Corp. 55. *staeli* Corp. 1431, *style* Wright-Wülker I, 344, 31. 459, 16; demgegenüber kann die form *stel* in den so vielfach verderbten Leidener glossen 188 (Sweet, OET. 116) um so weniger in betracht kommen, als diese glosse mit Ep. Erf. Corp. usw., welche alle die form *stêli*, *stŷle* vertreten, auf éine quelle zurückgeht. Der richtige nom. *stŷle* steht schon bei Lye. — 265[b] *swegle* adj. nach der *ja*-declination angesezt, vermutlich nach alts. *swigli;* dann müste es auch ags. *swigle* heissen; lies also *swegel* adj. (vermutlich alter *u*-

stamm, daher die doppelformen). — 266[a] *swenge* stm. statt *sweng;* der nom. ist ja auch in der poesie belegt. — 267[a] ist *oferswîđian* fehler für *oferswîđan* nach der *ja*-klasse; als beleg steht bei Heyne selbst die 3. sg. *oferswîđeđ,* die doch kaum dazu aufmuntern kann, ein verbum nach der *ô*-klasse anzusetzen; übrigens ist z. b. bei Grein neben einer masse anderer entscheidender formen auch der inf. *oferswîđan* belegt. — 267[a] *swîgor* „schweigsam“ existiert nicht (müste überdies wol *swigor* lauten); *swîgra* 981 ist natürlich mit Grein u. a. als comparativ zu dem reichlich belegten *swîge* zu fassen; zur construktion vgl. meine anmerkung zum Heliand 323. — 269[b] *teón* swv., lies **teógan,* ags. gr.[2] § 414, anm. 4. — Ebenda lies *timbran, betimbran* statt *-ian;* der Beowulf kent noch keine *ô*-formen (vgl. ags. gr.[2] § 405). — 271[b] lies *getrûwian* statt *getrûwan,* welches eine unmögliche form ist. — 272[a] lies wider *tyrwan* nach der *ja*-klasse statt *tyrwian;* einziger beleg *niwtyrwydne* Beow. — 276[a] *geþingan* ist trotz Dietrich bei Haupt XI (nicht IX), 430 ein fehler, denn es liegen nur praeterital- und participialformen mit *ng* vor, wie nachgerade bekant sein dürfte. Der fehler ist um nichts geringer, als wenn jemand behaupten wolte, zum part. *fongen,* praet. *fengon* gehöre ein inf. *fongan* statt *fôn.* — 283[b] *gewef* stn. „gewebe“ zum pl. *gewiofu* „geschick“; es muss *gewif* heissen, denn das ags. unterscheidet *gewif* „schicksal“ und *gewef* „gewebe“, ags. gr.[2] § 263, anm. 3; *gewef* textura Wright-Wülker I, 490, 38, aber *gewif* furtunam, fatum 245, 44, dat. *gewife* fato 406, 4. 496, 19, fortune 406, 5. 500, 9, *gewifsǽli* furtunatus 406, 3. Zudem steht *gewiofu* Beow. 698 bei dem ersten schreiber, der *io* nur als *u*-umlaut von *i,* nicht auch von *e* kent. — 284[a] *gewegan* „kämpfen“ war als selbständiges lemma anzusetzen, nicht unter *wegan* „tragen“ zu stellen, denn es hat mit diesem worte nichts zu tun, Beitr. XII, 178 fg. — 285[a] müssen wir wider dem wie es scheint unausrotbaren *werig* „geächtet“ statt *wêrig* begegnen. — 286[a] lies *gewêrgian* für *gewêrigean,* denn das wort ist ableitung von *wêrig.* — 287[b] ein adj. *weorce* existiert nicht (müste auch **wyrce* heissen), sondern nur das subst. *weorc* und dessen adverbial gebrauchter instr. *weorce. Denum eallum wæs . . . weorce on môde* Beow. 1418 fg., *þâ wæs Abrahâme weorce on môde* Gen. 2790 fg. entsprechen ganz formeln wie *þæt him biđ sâr in his môde, onge þon hê hit âna wât* Gn. Ex. 42, *wæs him swîđe onge on his môde* Oros. 2, 5 (Grein I, 7) mit dem adverbium *onge,* Beitr. IX, 260, oder *wearđ mê on hyge swâ leóhte* Gen. 676, *wearđ hyre rûme on môde* Jud. 97, oder *uuas im unôtho innan brioston, an is sebon suâro* Hel. 3294 fg., und wenn *nê mê weorce sind wîtebrôgan* Jul. 135 allenfals zweifelhaft erscheinen könte, so wird gerade für dies gedicht der adverbiale charakter von *weorce* sicher gestelt durch *mê þâ fraceđu sind on môdsefan mǽste weorce* 71 fg., denn *mǽste* kann gar nichts anderes sein als adjectivischer instr. sg. — 294[a] ist *gewittig* „bei bewustsein“ als selbständiges lemma von *witig* zu trennen, denn es ist ableitung von *gewitt,* gen. *gewittes,* nicht mit *ge-* componiertes *witig.*

2) Nicht besser steht es mit den angaben über die geschlechter. Vielfach sind diese angaben ohne weiteres falsch; alte druckfehler sind dabei meist sorgfältig conserviert; manches ist nach dem neuhochdeutschen angesezt, obwol sich abweichendes geschlecht im ags. belegen lässt. Oft sind auch die geschlechter einfach geraten, ohne dass darauf aufmerksam gemacht würde, dass es sich bloss um vermutungen handelt. Als belege führe ich an:

bana, bona stm. statt swm.; so schon seit der ersten auflage!

bend, fýrbend stm., *hellbend, îrenbend, wælbend* stf., *ancorbend* stmf.?, *searobend* stm. oder f.! Ausser dem nichts entscheidenden nom. *bend* und dat. pl.

bendum ist im Beowulf nur der acc. (wahrscheinlich pl.) *wælbende handgewriđene* 1937 fg. belegt, und danach ist für den Beowulf das wort als stf. anzusetzen; vgl. dazu Beitr. IX, 238. X, 463 fgg.

bolster, hleórbolster stn.; vielmehr stm. nach altn. *bolstr* m., ahd. *bolstar* m., Graff II, 113 fg., mhd. *bolster* m., mhd. wb. I, 119. Lexer I, 324.

breóst nur stn. nach dem gewöhnlichen ansatz; aber *mîne breóst* acc. 453 verlangt daneben stf. (vgl. got. *brusts* pl. f.).

gebyrd „fatum destinatum" stn.; kann auch stf. sein.

camp stm.; die ags. belege lassen das geschlecht zweifelhaft; dem deutschen masc. steht das nord. *kapp* n. zur seite.

deófol nur stm.; kann aber auch n. sein, wie anderwärts, auch in der poesie.

dolg (im glossar fehlt dies verweisungswort), *sindolh* stm. statt stn., Grein I, 195.

dôgor stmn., *endedògor* stm. Aber das wort ist der regel nach neutrum. Der ansatz eines masc. beruht, so viel ich sehe, nur auf *dògra gehwilene* Sat. 243, und dies ist, worauf schon die ungewöhnliche construktion weist, schwerlich mehr als verderbnis für das geläufige *dògra gehwilec* (vermutlich veranlasst durch das kurz vorhergehende *bilewitne*).

dreór stm. bloss nach vermutung; keine stelle entscheidet über das geschlecht; ebenso *farođ* stm.

gilp, dolgilp stm. statt stn(m)., vgl. acc. *gielp micel* Gen. 25. Dan. 599. Das in prosa häufige *gielp* masc. ist in der poesie nur durch *unnytne gelp* in den späten Metris 10, 2 belegt und da aus der prosavorlage (*þone unnyttan gilp* Fox s. 68) herübergenommen.

gnorn stm. nur nach vermutung; es kann ebenso gut n. sein wie *torn* (s. u.).

greót stm. nach dem vermutungsweise (nach *merigrioz*) als m. angesezten ahd. *grioz*; gegen den ansatz sprechen *đæt greót* Aelfr. Hom. I, 74 (bei Bosworth-Toller zu finden), altn. *grjót* n. Auch mhd. ist *griez* n. noch gewöhnlich.

gyrn stn.; für diesen ansatz spricht gar nichts. Nach den belegten formen kann das wort stm. und stf. sein, und beide geschlechter wechseln beim ahd. *grun*.

hǽđ stf. nach den verwanten sprachen und der üblichen, aber falschen ergänzung *heá[re] hâþe* 2213. Das wort ist aber im ags. m. oder n., s. Platt, Anglia VI, 173, ref. Beitr. IX, 239.

heolfor stn. blos nach vermutung.

heolstor stn. statt stm., vgl. pl. *helustras* Ep. Erf. 867, *heolstras* Corp. 1723.

heorte swn. statt swf., ein von der ersten auflage her conservierter flüchtigkeitsfehler, obwol selbst in Heynes kurzer laut- und flexionslehre das richtige zu finden ist.

hlæst stn. vermutungsweise nach dem dat. *þàm hlæste* 52. Andere sicherere belege aus dem ags. kenne ich nicht; bis sie nachgewiesen werden, wird man sich an mhd. *der last* zu halten haben.

gehlyn stm. statt stn., was die wortbildung verlangt.

hlytm stm. nach dem ἅπ. λεγ. dat. *hlytme* nur vermutungsweise, wenn auch wahrscheinlich richtig angesezt.

hređer stm. ist schon von Bosworth-Toller mit recht bezweifelt worden. Da das ags. nicht zwischen m. und n. entscheiden lässt, wird man das geschlecht einstweilen nach dem im glossar selbst citierten got. *hairþra* n. pl. ansetzen müssen.

hord stm. und n., *beáh-, word-, wyrmhord* stn., *breósthord* ohne grund als stm. Das neutrum ist im ags. das ursprüngliche und für den Beowulf allein anzusetzen, denn wie schon Grein II, 96 bemerkt hat, ist *hord* m. auf die prosa beschränkt, und zwar auf die spätere, Platt, Anglia VI, 173.

hrêđ, gûđhrêđ, sigehrêđ stf. Das geschlecht ist nicht direkt zu bestimmen, da nur nom. acc. sg. ohne artikel vorkommen; aber die parallele *hrôđor-hrêđ* weist wie *dôgor-dæg, hàlor-hæl* u. a. auf alten *s*-stamm, also auf stn. oder allenfals, mit übertritt, stm.; vgl. ref. ags. gramm.[2] § 267, a. 289.

hreów stm. statt stf., abermals flüchtigkeitsfehler, der schon aus der ersten auflage stamt.

hrôđor stm., vielmehr wahrscheinlich stn., s. zu *hrêđ*.

gehygd stn. statt stfn., das geschlecht lässt sich für den Beowulf nicht bestimmen.

gemong stm. statt stn.; neutrales geschlecht verlangt die wortbildung und ergibt sich direkt bereits aus dem von Grein citierten pl. *þâ wyrtgemang* Ps. Th. 44, 10; weitere belege für das ntr. gibt Bosworth-Toller unter *gemang, gemong*.

gemynd stf. statt stfn., da keine Beowulfstelle speciell für das f. zeugt.

nosu swf. ist geraten, es könte ebenso gut *nosa* swm. sein, oder *nôsa* swm., *nôse* swf., worüber Beitr. X, 248 zu vergleichen ist.

sand stm. statt stn. Grein II, 390 citiert bereits pl. *sand bâsnodon* Ex. 470, *baru sond* Metra 7, 13; weitere belege jezt bei Bosworth-Toller 815 fg.

scûr stm., aber richtig *îsernscûr* stf. nach dem acc. sg. *-scûre* 3117.

segn stm. und n., aber *heáfodsegn* bloss stn., während von den entscheidenden Beowulfstellen zwei, 47. 1022 für das m. sprechen, und nur einer, 2768, für das ntr.

sele stmn., bei den übrigen compositis richtig stm., nur bei *wînsele* direkt falsch stn., denn es steht *se wînsele* 772. Es ist gar kein grund vorhanden, für den Beowulf von dem sonst algemein allein belegten geschlecht abzugehen.

seón, sŷn, ansŷn stf., aber *wliteseón* und *wundorseón* stfn. Das wort ist überall f., auch *wliteseón* 1651, wo es nom. ist; der schein dass es dort n. sei, ist nur durch die falsche interpunktion der stelle hervorgerufen: vor *weras* ist mit Grein ein kolon zu setzen; *weras ón sâwon* (nicht *onsâwon*) ist ganz wie *folc tô sægon* 1423.

stæl (nicht *stæl*: Beitr. X, 244. 508) stm. wird wol richtig sein; aber es fehlt an beweisenden formen, welche gegen ein mögliches ntr. entschieden.

sund stm. statt stn., wie nach dem altn. *sund* (in beiden bedeutungen) anzusetzen ist.

sweofot und *sweolođ* stm. beruhen nur auf vermutung und können stn. sein.

torn, lîgetorn stm. statt stn., acc. *torn unlŷtel* Beow. 834.

trem, trym stn.; das geschlecht ist aus dem ags. nicht zu bestimmen, und nhd. *trumm* ist wegen ahd. *drum, dhrum* fernzuhalten.

þreá, þeódþreá stf. vermutungsweise nach dem dat. *þeódþreáum*. Das wort komt in allen drei geschlechtern vor, Grein II, 596, für den Beowulf lässt sich kein bestimtes geschlecht erweisen.

uhte (statt *ûhte*) swf. statt stm. oder stn., Beitr. IX, 216.

walu swf. ist geraten; wenn der acc. pl. *walan* richtig wäre, könte man ebenso gut (mit den früheren ausgaben) *wala* swm. ansetzen, da der nom. sg. nirgends authentisch bezeugt ist. Mit dem von mir vorgeschlagenen *walu* meine ich

natürlich ein stm. = altn. *vǫlr* in *eggvǫlr* = *eggteinn* (Bugge, Beitr. XII, 369), got. *walus* (acc. pl. *waluns* Luc. 9, 3).

wæteregesa stm. statt swm. (in der ersten auflage durch druckfehler „s. m.", dann von der zweiten ausgabe ab st. m.!).

wǣd, herewǣd, headowǣd stf.; belegt ist im Beowulf nur der dat. pl. *-wǣdum*, es bleibt also zweifelhaft, ob nicht wie sonst als alternative *wǣde* stn. anzusetzen ist.

wiht stmn., *ǣlwiht* stm. statt stfn., s. Grein II, 703, ref. ags. gr. § 267, anm. 3.

wîr stn. statt stm., nach altn. *vírr* m.

worn stn. statt stm., plur. *wornas* Panth. 6.

wrixl stn. statt stf. Der entscheidende beleg *þysse wrixle* dat. aus Beda ist bereits bei Lye und Grein angeführt, und *on wrixle* ebenda (*on wrixle* auch noch Cura past. 341, 18) ist sicher als acc., nicht als dat. zu nehmen (= an stelle von, in vicem), also ebenfals für das fem. beweisend.

yrre stm. statt stn., wider ein blosser flüchtigkeitsfehler, der aus der ersten auflage stamt.

3) Endlich gelange ich zu den bedeutungsansätzen, einzelerklärungen und damit verwanten punkten. Auch hier möge wider eine anzahl von beispielen genügen, bei der ich mich zudem, um nicht zu sehr zu häufen, auf die vier ersten buchstaben des alphabets beschränke.

andhâtor stmn. „entgegenkommende glut" ist zu streichen, denn *rêdes andhâttres* 2524 ist — um von der sonderbaren bedeutung des gemutmassten wortes abzusehen — kein möglicher vers; die alliteration ist vocal auf vocal, und dass das erste nomen einer halbzeile notwendig die alliteration haben muss, dürfte doch jezt nicht mehr bestritten werden, mag man nun „anhänger der vierhebungs- oder der zweihebungstheorie" sein (s. X). Überdies steht in dem *h* von *hattres*, wie schon oben s. 355 angegeben wurde, ein tilgungspunkt.

andlang „sehr lang"; hierüber vgl. jezt meine bemerkungen in dem Festgruss für Böhtlingk, Stuttgart 1888, s. 110 fgg.

andweard „gegenwärtig, daseiend"; das wort bedeutet aber ursprünglich „zugewendet, entgegengewendet", und wenn 1286 fgg. das blutige schwert im kampfe die *swîn ofer helme andweard scired*, so sind das gewiss nicht die „daseienden" oder die auf dem helme „stehenden", sondern die dem schwerte „entgegenstehenden", die „feindlichen" eberzeichen.

âdfaru ist wie altn. *bálfǫr* (Bugge, Tidskr. VIII, 65) wol nicht „weg oder gang zum scheiterhaufen", sondern „auf" den scheiterhaufen; *bringan on âdfære* ist = „auf den scheiterhaufen bringen", wie ganz richtig unter *gebringan* s. 153[a] erklärt wird.

âglǣcwîf adj. ist unmöglich, wie schon Bugge, ztschr. f. d. ph. IV, 205 bemerkt hat; jedenfals aber widerspricht der ansatz der eigenen anmerkung Socins zu 1155 (s. 97), wo *ides âglǣcwîf* unbeanstandet unter den „asyndetischen verbindungen" aufgeführt wird, die ich Beitr. IX, 137 besprochen hatte.

ânhydig „eines entschlusses, d. i. festen entschlusses, eines sinnes, d. i. fest, tapfer, entschlossen" und ähnlich hernach *ânrǣd* werden ebensowenig durch altn. *einrádr* (so!) „eigensinnig" wie durch das von Grein beigezogene ahd. *einwillîg* „pertinax" gerechtfertigt. Was soll *elnes anhýdig* Guthl. 869. 951. El. 829 dann bedeuten, oder gar (Nabuchodonosor) *weard þâ anhýdig ofer ealle men, swîdmôd on sefan for þǣre sundorgife þê him god sealde gumena rîce* Dan. 605? Etwa „Nab.

wurde so tapfer, weil ihn gott zum herscher gemacht hatte"? Natürlich ist *anhȳdig* synonym dem schon von Grein verglichenen *anmôd, onmôd* „übermütig", und für dieses steht nicht nur die bedeutung durch die glossen *anmôd* contumax Ep. 202 (*onmôd* Erf., *anmood* Corp. 521), *anmôda, -môde* contumax Wright-Wülker I, 212, 8. 365, 2 fest, sondern auch die kürze des *a* durch den häufigen wechsel der formen *anmôd* (*anmêdla*) und *onmôd* (*onmêdla*); *ânmôd* „unanimis" ist fern zu halten. Die adjectiva *anhygdig* und *anmôd* sind ganz gebildet wie *oferhygdig* und *ofermôd* und bedeuten eigentlich „vorwärts (oder gegen einen oder etwas?) gerichteten sinn habend", dann in gutem sinne „strebend, mutig, kühn", etwa wie *wlanc*, in schlechtem sinne „übermütig", und entsprechend ist dann auch *anræ̂d* aufzufassen, wie schon die verbindung *yrre ond anræ̂d* Beow. 1576. Byrhtn. 44 erkennen lässt (vgl. auch *þâ wearð yrre anmôd cyning* Dan. 224); die grundbedeutung dürfte sein „einen anschlag habend gegen", vgl. ahd. *anarâti* „verrat", eigentlich „anschlag gegen."

ǣrfæder „weiland vater, verstorbener vater" bezweifle ich stark; wie *ǣrgestreón, ǣrgeweorc* usw. „alte schätze, altes werk" bezeichnen, heisst *ǣrfæder* gewiss zunächst „alter vater", dann „vorfahr" und „vater" überhaupt, ganz so wie *ealdfæder* (vgl. auch ahd. *altfater* „ahnherr") 373 von Beowulfs vater Ecgþeów gebraucht wird.

ârstæf (genauer *ârstafas* pl. t.) „hilfe, unterstützung" ist falsch erschlossen für *hine hâlig god for ârstafum ûs onsende* 381 fg., *þû . . . for ârstafum ûsic sôhtest* 457 fg., wo *for ârstafum* nur bedeuten kann „aus huld"; denn *for* bezeichnet im ags. trotz Grein I, 314, nr. 10, oder Heyne, Beow.[5] 183[b] (unter *for*) niemals einen zweck. Die einzigen stellen, die man dafür angeführt hat, sind die beiden oben citierten und Gen. 598, eine stelle die Grein einfach misverstanden hat. Der teufel hat Eva so *mid lîgenum* 588 verleitet, dass sie anfängt ihren sinn *æfter þâm lârum* (des teufels) 592 zu wenden: das war eine schlimme tat für die menschheit: es ist ein grosses wunder, dass gott es dulden wolte, dass *wurde þegn swâ monig forlǣdd be þâm lygenum, þe for þâm lârum côm.* Wo kann da von einem zweck die rede sein? Die männer sollen doch nicht etwa „um der lehren willen" gekommen sein? Die stelle ist vermutlich verderbt, oder *côm* bezieht sich auf *lygenum:* „durch die lügen, die aus des teufels lehren entsprungen waren." Syntaktisch auffällig bleibt die stelle dabei freilich auch, aber auf alle fälle kann sie nicht so verwendet werden wie Grein es getan hat. — Dass übrigens die ergänzung von v. 457 von der richtigen auffassung von *for ârstafum* bedingt wird, habe ich bereits Beitr. IX, 138 hervorgehoben.

beadurûn ist sicherlich nicht „geheimnis des streites", sondern „kampfrune", s. Müllenhoff, zur runenlehre 44.

bealu und composita; *bealu* subst. heisst schlechtweg „übel, böses" in weitestem sinne, aber auch nichts anderes; das adj. ebenso „übel, böse." In der composition verbindet sich *bealu-* teils mit adjectivis, wie *bealu-hycgende, -hȳdig* „böses sinnend" = „feindselig", oder, ausserhalb des Beowulf, *bealuful, -fûs, -leás,* oder mit substantivis Auch im lezteren fall behält das wort seine grundbedeutung einfach, wenn das schlussglied neutraler bedeutung ist: *bealucræft* „böse kunst" = „zauberkraft", *bealudǣd* „übeltat", *bealusîð* „böser weg, böses schicksal", *bealuspell* „böse botschaft", *bealuþanc* „böser gedanke." Drückt aber das zweite glied an sich bereits etwas böses oder schlimmes aus, so verblasst die grundbedeutung von *bealu-* mehr, so dass man sagen kann, es diene fast mehr zur blossen verstärkung des übeln begriffes des zweiten teiles, so in worten wie *bealubenn, -clamm, -cwealm,*

-inwit, *-nîđ*, *-râp*, *-sorg* u. dgl. Nun vergleiche man, was statt dessen im glossar auf dem wege der isolierung der einzelnen worte von einander erreicht ist. Zu v. 2715 speciell bemerke ich, dass *bealonîde* (wie des metrums wegen gelesen werden muss) einfach „feindselig" bedeutet.

bearm; in dem satze *him tô bearme cwôm mâđđumfæt mære* soll *bearm* figürlich „besitz, eigentum" bezeichnen: wolgemerkt, nicht die formel *tô bearme cuman* soll = „in den besitz kommen" sein, sondern schlechtweg *bearm* = „besitz"!

âbeódan; v. 390 *word inne âbeád* wird erklärt durch den misverständlichen ausdruck „kündete die worte drinnen", während doch das *â-* ausdrücklich auf die draussen befindlichen hörer hinweist. — Unter dem gleichen lemma lesen wir „*eoton weard âbeád* entbot dem riesen einen wächter 669" und unter *eoton* s. 173[b] wird das *eoton* unserer stelle als unflektierter dativ erklärt. Solche dative sollen aber erst noch nachgewiesen werden.

beórþegu „biertrinken, gelage"; es ist mir zweifelhaft, ob die grundbedeutung richtig angesezt ist. Das verbum *þicgan* bedeutet bekantlich 1) empfangen, 2) verzehren, und entsprechend spalten sich die bedeutungen des verbalsubstantivums *þegu:* in *fôdorþegu*, *wilþegu* liegt ebenso deutlich der begriff des verzehrens vor, als in *beágþegu*, *hringþegu*, *sincþegu* der des empfangens. Dann bleiben *beórþegu* und *wînþegu* übrig, und diese stelle ich fürs erste lieber zu *þegu* „empfang" (bei dem „gelage" wird das bier, der wein vom gastgeber gespendet und vom gast empfangen), weil *þicgean* einstweilen nur in anwendung auf das verzehren fester nahrung, aber nicht auf das trinken nachgewiesen ist.

beót ist nicht schlechthin „versprechung, verpflichtende zusage einer zu unternehmenden tat", *gebeótian* nicht „sich zu einer zu unternehmenden tat verpflichten, sich anheischig machen", sondern, wie z. b. Grein richtig andeutet („jactantia, promissio gloriosa, und überhaupt promissum" I, 112) steht dem begriff des „sich vermessens" am nächsten.

gebîdan c. acc. heisst nicht auch „erwarten", sondern nur „erleben, erfahren"; als „erwarten" regiert es wie das einfache *bîdan* den genitiv.

blǣdfæst „ruhmfest, berühmt ...", ebenso *sôđfæst* „fest in der wahrheit", *tîrfæst* „ruhmfest", *wîsfæst* „sapientia firmus." Vielmehr bedeutet *-fæst* in diesen und ähnlichen compositis „verbunden mit, also im besitze von", vgl. *ætfæstan, befæstan, ođfæstan* im sinne von „infigere" und das ganz gleichbedeutende got. *-hafts*, deutsche *-haft* (Anglia I, 578).

blôd; hierunter lesen wir: „*æfter deórum men him langađ beorn wiđ blôde* nach dem geliebten mann sehnt sich der held (Hrôđgâr) widers blut, d. h. er liebt ihn, obschon er ihm nicht blutsverwant ist 1881." Dieselbe erklärung wird auch unter *langian* 221[a] und *wiđ* 289[a] widerholt; sie ist notwendig falsch, denn erstens wird *langian* im ags. stets mit dem acc. (also *hine langađ*, nicht *him langađ*) verbunden, zweitens wäre das praesens *langađ* unbegreiflich, und drittens ist die deutung von *wiđ blôde* unerhört. Das richtige hat längst Thorpe gesehen, als er *born* für *beorn* vorschlug: „dass ihm sehnsucht nach dem helden im blute brante." Die wahl der präposition *wiđ* ist ganz begreiflich. Die sehnsucht „steckt" Hrođgar „im blute", ist mit ihm sozusagen „gemischt", und so wird dieselbe präposition gebraucht, welche nach *blondan*, *mengan* u. ä. ganz gewöhnlich steht (Andr. 425. El. 307. Metra 7, 8. 8, 23. 20, 65. 111. 128. 236. 29, 50. Ps. 68, 22. 105, 26 usw.).

brant, bront „tosend, schäumend, hochgehend von schiff und flut“ ist geraten; das wort ist formell identisch mit altn. *brattr* „steil“, und dies wird in *brattr breki* auch von den wogen gebraucht; „steil aufragend“ ist also die einzige bedeutung, die sich für das ags. *brant* rechtfertigen lässt.

brâd soll „massenhaft“ bedeuten in *brâd gold* 3106 (dieselbe erklärung unter *gold* s. 198[a]); diese bedeutung ist lediglich für die eine stelle zurechtgemacht; nirgends heisst *brâd* sonst „copiosus“, sondern entweder einfach „breit“, oder „weithin sich erstreckend.“ An unserer stelle werden *beágas ond brâd gold* gegenübergestelt: kann es da zweifelhaft sein, dass die *beágas* das „gewundene“, *wunden gold, brâd gold* aber das *fǣted gold,* also „goldbleche“ bezeichnet?

bregdan: „*brôden* (*brogden*) *mǣl* das gezogene schwert“, ähnlich s. 230[a] unter *mǣl;* vgl. dazu Anglia I, 580.

gebregdan; die übersetzung von v. 1665 verstehe ich einfach nicht; *wǣpen* hat ja immer noch ganz concrete bedeutung, und heisst meines wissens nie „verteidigungsmittel“, wie hier angenommen wird. Und die construction?

bryneleóma, brynewylm sind wider zu speciell aus der einzelsituation heraus als „licht der feuersbrunst, wogen der feuersbrunst“ erklärt; allerdings handelt es sich an den beiden stellen um eine bestimte feuersbrunst, aber deswegen heisst *bryneleóma* doch nur „feuerschein“, *brynewylm* nur „feuerwogen“, da *bryne* auch nur ganz algemein „brand, feuer“ bedeutet (vgl. auch composita wie *brynehât, brynetearas* u. dgl.). Wo bleibt die „feuersbrunst“ Sat. 27. Guthl. 644, wo *brynewylm* vom höllischen feuer gesagt ist? Oder soll man sich etwa merken: „*brynewylm* 1) = wogen einer feuersbrunst, 2) = wogen des höllenfeuers“ usw. für jede specielle anwendung?

brytnian heisst nicht eigentlich „zerstückeln“, sondern ist ebenso gut wie das richtig erklärte *bryttian* denominativ zu *brytta* „spender“, und nur dies darf etymologisch als „zerstückler“ erklärt werden.

cealdum cearsîđum 2397 sind nicht schlechtweg „kalte kummerfahrten“, wie s. 156[a] angibt, sondern „feindselige, verderbliche, böse.“ Im altn. hat *kaldr* diese bedeutung ganz gewöhnlich; aus dem ags. vergleicht sich *cleopađ þonne swâ cearful cealdan reorde, spreceđ grimlîce sê gâst tô þâm dûste* Seelen 15.

be-ceorfan heisst nicht „trennen, abschneiden“, sondern „beschneiden“; durch den angegebenen bedeutungsansatz wird die construction nicht erklärt.

â-cîgan ist nicht „herzurufen“, sondern „herausrufen“; das ist schon deutlich durch den zusatz *of corđre.*

collenferhđ soll bedeuten „von nicht gemeinen gedanken, in seiner denkart höher als die andern stehend, hochsinnig.“ Die richtige erklärung ist bei Grein I, 166 zu lesen: „gleichsam geschwollenen gemütes, was sowol die folge des kummers als auch des mutes usw. sein kann.“ Für die erstere bedeutung zeugt die variation mit *môdcwânige* Elene 377 (vgl. auch *cleopode þâ collenferhđ cearegan reorde* Andr. 1110), für die zweite variationen wie *cêne collenferđ* Andr. 1580, *anhýdige* Elene 848, *ellenrôfe* Andr. 350, *blîđe* Elene 246, *câdhrêđge* Jud. 135. Die grundbedeutung ist also „erregten sinnes.“

corđer; hier ist zu v. 3122 falsch construiert; *cyniges* gehört mit dem folgenden *þegnas* zusammen, nicht zu *of corđre.*

cunnan 2) hätte nicht schlechthin mit „können“ angesezt werden sollen; die bedeutung „verstehen“ ist noch überall deutlich (182 = „sie hatten nicht gelernt“;

1446 intensiviert *cûđe*, wie so oft im mhd. *ich kan* „ich verstehe“ = „es liegt in meiner art oder natur“ auch von leblosen subjekten angewant wird).

deáđwîc; es ist mir zweifelhaft, ob „des todes behausung, wohnung des todes“ mit offenbar persönlich gedachtem „tod“ (also „todeshaus“ = „unterwelt“ wo der tod wohnt) das richtige trifft. Phön. 48 sind *deáđrœced, hæleda heolstorcofan* einfach „gräber“, *deáđsele* Guthl. 1048. Crist 1537 bezeichnet die hölle (man beachte an lezterer stelle die zusammenstellung *deáđsele deófoles*, auch die parallele mit *witehûs*); bezeichnend ist auch Walf. 30; wenn der walfisch untertaucht, auf dessen rücken die schiffer gelandet sind, *þonne deáđsele drence bifæsted scipu mid sceal-cum:* hier ist *deáđsele* das todbringende meer, in welches schiffer und schiffe versinken. Nach unserem sprachgebrauch wären also *deáđwîc, -reced, -sele* eher mit „totenhaus“ widerzugeben.

deór; es ist kein grund vorhanden, für 2091 eine besondere bedeutung „wild, grausam“ anzunehmen.

dolgilp ist nicht „verheissung verwegener taten, verpflichtende zusage zu kühner unternehmung“, sondern „toller übermut.“ Es ist wider auf die bedeutung von *for* keine rücksicht genommen (vgl. oben s. 362 zu *ârstafas*).

dôm; hier sind die bedeutungen ordnungslos durch einander geworfen: I. zustand überhaupt; II. rechtlicher zustand, daher 1) urteil, rechtliche meinung, 2) sitte, 3) gericht; III. freier bevorzugter zustand, daher 4) belieben, wilkür, 5) macht, gewalt, 6) ruhm, ehre, ruf, 7) herlichkeit! Auch sind die einzelnen belege widerholt falsch untergeordnet. So bedeutet *dôm godes* 2859, *dryhtnes dôme* 441 sicher nicht „gottes gewalt“, sondern „gottes richterspruch.“

drincan. Zu dem bedeutungsansatz für das part. *druncen* vgl. Beitr. IX, 139 fg.

drûsian „eigentlich hinfällig sein, hier vom wasser stagnieren, faulig werden; praet. *lagu drûsade* (durch das blut Grendels und seiner mutter) 1631.“ Auch dieser ansatz ist mir bedenklich, wenigstens die gleichung „stagnieren = faulig werden.“ Ich denke, nachdem Beowulf aus den fluten emporgetaucht und an das land gestiegen ist, liegt nun das blutgefärbte wasser (nachdem sich die wellen beruhigt haben) in öder einsamkeit da. Auf eine solche auffassung scheint uns auch *wæter under stôd dreórig ond gedrêfed* 1417 fg zu deuten.

dryht- in compositis wie *dryhtewên, -gestreón, -leóđ, -lîc, -mâđum, -sele* usw. bedeutet „edel, vortreflich“, wie auch Heyne z. t. ansezt. Nach dieser analogie hätten auch *dryhtbearn* und *dryhtguma* einfach als „edler junger mann, edler krieger“ erklärt werden sollen; auch sie setzen die abgeleitete bedeutung von *dryht-* bereits voraus, und sind nicht auf „jüngling aus einer edeln kriegerschaar“ und „mann der kriegsschaar“ zurückzuführen.

duguđ; hier heisst *for dugeđum* 2502 nicht „in tüchtigkeit“, sondern „wegen meiner tapferkeit, aus tapferem sinne“ (oder „weil ich ihm überlegen war“?)

dyrne; hier ist „abgelegen“ zu streichen, denn *dyrne* bedeutet das nirgends; auch *dyrne* „heimtückisch“ ist zu bezweifeln; *dyrne* heisst u. a. alles, was aus der finstern hölle komt, also auch alle bösen geister, dämonen u. dgl..

Den rest des glossars in ähnlicher weise durchzugehen, wird man mir nach diesen proben wol erlassen.

HALLE, 18. JUNI 1888. E. SIEVERS.

Beowulf-studien. Ein beitrag zur geschichte altgermanischer sage und dichtung von **Gregor Sarrazin.** Berlin, Mayer & Müller, 1888. VII [I]. 220 s. 8. 5 m.

Seit etlichen jahren hat der verfasser dieser „studien" es sich angelegen sein lassen, die Beowulflitteratur durch eine reihe von „entdeckungen" zu bereichern. In der geschichte dieser entdeckungen sind drei hauptphasen oder -stufen zu unterscheiden. Zuerst entdeckte Sarrazin (Paul-Braune, Beiträge XI, 159 fgg.), dass der ags. Beowulf eine einfache überarbeitung eines altdänischen originals sei. Auf der zweiten stufe (Anglia IX, 515 fgg.) wurde Cynewulf als der betreffende bearbeiter entdeckt. Unsere „studien" stellen die dritte stufe dar; sie bringt, neben einer recapitulierung der früheren aufstellungen, als schlusskrönung des gebäudes den satz: Der verfasser des altdänischen heldengedichtes, dessen „obscure bearbeitung" (s. 118) im ags. Beowulf vorliegt, ist Starkaðr der alte.

Gegen Sarrazins methode der beweisführung habe ich in einem speciellen punkte, nämlich in bezug auf die verwertung sprachlicher kriterien, bereits zweimal, Beiträge XI, 354 fgg. und XII, 168 fgg., leider erfolglos, einspruch erhoben. Wie die „studien" zeigen, ist er auch jezt noch des guten glaubens, dass man über sprachliche dinge mit erfolg schreiben könne ohne die betreffenden sprachen selbst zu kennen. Was aber neben den sprachlichen momenten zur begründung des ganzen hypothesengebäudes vorgebracht wird, entspricht so sehr dem gegenteil dessen, was man sonst philologische methode zu nennen pflegt, dass ich im interesse der leser dieser zeitschrift darauf verzichten muss, mich eingehender damit auseinander zu setzen. Ich versuche es also nicht zum dritten male, den verfasser zur umkehr zu bewegen, sondern begnüge mich damit, ähnlich wie dies soeben ten Brink, Beowulf, Strassburg 1888, s. 248 getan hat, meinen widerspruch einfach zu registrieren.

Nur ein kleines vergnügen möchte ich mir noch gestatten, nämlich die aufmerksamkeit des lesers auf die polemischen abschnitte zu lenken, welche dazu bestimt sind, die mangelhaftigkeit meiner kentnisse im nordischen und angelsächsischen ins gebührende licht zu stellen. Unter diesen abschnitten ist namentlich der excurs über den suffigierten artikel s. 198 fgg. lesenswert. Hier dokumentiert der verfasser zunächst wider, dass er nicht weiss, was der nordische suffigierte artikel ist, indem er behauptet, er finde sich in liedern wie Vǫluspá und Vǫlundarkviða. Dann weist er nach, dass der gebrauch des suffigierten artikels im altdänischen bis an die schwelle des urnordischen zurückreiche. Unter den beweisenden zeugnissen fungieren dabei u. a.:

a) bei Saxo Grammaticus *Berginum*, d. h. nach Sarrazin *Berg-in* „die berge" als name der stadt Bergen, von der man bisher anzunehmen pflegte, sie heisse altn. *Bjǫrgyn*, gen. *Bjǫrgynjar* für älteres *Bjǫrgvin* usw.

b) ebenda *Lymfiorthinum* = dän. *Limfjord-en;* es steht aber bei Saxo *Lymfiorthinum fretum*, wie er sonst auch *Lymicus sinus* oder *Lymicum mare* braucht.

c) runeninschriften mit formeln wie *kubl þausi*, *stin þansi*, *runar þasi* usw.

Das weitere möge der leser im originale nachsehen.

HALLE, 1. SEPT. 1888. E. SIEVERS.

Kormaks saga herausgegeben von **Th. Möbius.** Halle a. S., buchhandlung des waisenhauses, 1886. 208 s. 8. 4 m.

Der wunsch nach einer neuen ausgabe der Kormakssaga, dem vor einigen jahren Gudbr. Vigfússon ausdruck gab (Cpb. II, 63), als er in seine samlung ausser den fragmenten von Kormaks Sigurþardrápa die mehrzahl der vísur der saga aufnahm, ist von Th. Möbius bald erfült worden. Die sehr interessante, strophenreiche erzählung, bisher nur einmal (1832) herausgegeben, verdiente nach einem halben jahrhundert gewiss eine neue bearbeitung: dass Möbius ihr die sorgsamste pflege gewidmet hat, braucht dem kenner der Möbiusschen schriften — und welcher nordische philologe wäre dies nicht? — kaum erst versichert zu werden. Wie der editio princeps, so liegt auch dieser neuen ausgabe der bekante codex AM 132 fol. (A) zu grunde, die einzige alte membrane, welche die saga volständig bietet, neuerdings in dem hochwilkommenen ersten hefte des „Katalog over den Arnamagnaeanske håndskriftsamling" (Kbhv. 1888) als Möđruvallabók bezeichnet und der ersten hälfte des 14. jahrhunderts zugewiesen. Doch, davon abgesehen, dass die neue vergleichung von A sehr nutzbringend gewesen ist, hat Möbius seinem texte der saga eine breitere handschriftliche unterlage zu geben vermocht durch die benutzung des membranfragments AM 162 F fol. (s. Katalog vor den Arn. handskrfsml. I, 124), das allerdings nur ein kleines stück der saga (6^{23}—11^{26}) enthält, aber selbständigen kritischen wert besizt und einige male gegen A entschieden im rechte ist. Die zahlreichen chartacei dagegen scheinen sämtlich auf A zurückzugehen, wie Möbius für neun derselben s. 78 fg. schlagend nachweist; ihre abweichenden lesarten haben somit nur die bedeutung von conjecturen und sind für den text der strophen nur mit vorsicht zu verwenden, da sie vielfach den bei Kormak häufig mangelnden silbenreim herzustellen suchen. Selbstverständlich kann bei diesem zustande der überlieferung eine ausgabe der Kormakssaga wesentlich nur eine normalisierte und behutsam bessernde widergabe von A sein, und so hat auch der herausgeber seine aufgabe verstanden.

Dem texte (s. 3—56), dem die varianten und vorgeschlagenen emendationen (zu den vísur) beigegeben sind, folgt zunächst ein buchstabengetreuer abdruck der vísur nach A und B (s. 57—64), sodann eine einleitung, welche über inhalt, form, überlieferung und kritik der saga orientiert, nebst anmerkungen kritischer und erklärender natur zum prosatexte (s. 65—91). In eingehendster weise werden darauf die 85 strophen der saga erläutert (s. 92—174), erst im algemeinen, dann jede einzeln. Dieser teil des buches ist sehr geeignet, die schwierigkeiten und wunderlichkeiten der skaldenpoesie einem wider so recht zum bewustsein zu bringen. Trotz der verhältnismässigen einfachheit von Kormaks technik und trotz der peinlichen sorgfalt, mit welcher Möbius, für einzelne strophen unterstüzt von J. Þorkelsson, G. Vigfússon, F. Jónsson und H. Gering, diese gedichte bearbeitet hat, bleibt noch so manches rätsel zu lösen, scheint so manche crux nicht zu beseitigen: und daran ist keineswegs bloss die schlechte überlieferung schuld, die ihrerseits wider in dem den späteren abschreibern abgehenden verständnis für die skaldische sprache wurzelt, sondern fast ebensosehr die kürzlich von Heinzel (Anz. f. d. a. 14, 43 fg.) mit recht hervorgehobene idiomatik der altnordischen kunstdichtung. Der vorteil, den die festen bestimmungen über stabreim, silbenreim und silbenzahl der conjecturalkritik zu bieten scheinen, bedeutet tatsächlich wenig der hilflosen unsicherheit gegenüber, was in stilistischer hinsicht den skalden zugetraut werden dürfe und was nicht. Die schwierigkeit wird bei Kormak noch erhöht durch die lässigkeit seiner metrischen technik (s. 96 fg.): statt *ađalhent* findet sich *skothent* und umgekehrt, und *háttlaust*

komt äusserst häufig vor, der hauptstab steht in 17 fällen statt auf der ersten silbe auf der zweiten oder dritten des 2. verses usw., sodass, wie der herausgeber auch betont, in unserer saga durch metrische fehler keineswegs immer auch überlieferungsfehler mit sicherheit indiciert werden. Was einstweilen für herstellung und deutung zu erreichen war, hat Möbius gewiss erreicht, die alzukünstlichen constructionen Sv. Egilssons hat er nicht selten durch überzeugende einfachere ersezt, und manche schöne emendation ist ihm mittelst einer umsichtig gehandhabten philologischen methode gelungen. Dankbar darf man ihm sein für die der prosaischen wortfolge der einzelnen strophen sich anschliessende deutsche inhaltsangabe, wodurch er manchem die oft wenig lohnende mühe erspart haben wird, selber *die glôse* zu suchen: mehr als Wolfram müssen die nordischen skalden *tiutære mit ir mæren lâzen gân*, und wir dürfen uns nur freuen, wenn Möbius die rolle des deuters übernimt.

Den beschluss des buches machen ein register der umschreibungen (kenningar, viđkenningar, hálfkenningar) in den strophen der Kormakssaga (s. 175—178), ein wörterverzeichnis zu den vísur (s. 179—203), in welches man gerne auch diejenigen wörter des prosatextes hätte aufgenommen gesehen, die sich nicht im „Altnordischen Glossar“ finden, endlich ein namenverzeichnis (s. 204—206) mit dankenswerten verweisungen bei den isländischen ortsnamen auf Kalunds „Historisk-topografisk beskrivelse.“

An diesen bericht über die ausgabe knüpfe ich die besprechung dreier einzelner punkte, in denen ich dem herausgeber nicht beizupflichten vermag oder doch zweifel äussern möchte. Die zwei ersten betreffen kleinigkeiten der orthographie und der erklärung.

Möbius hat, während der prosatext auf grund von A normalisiert wurde, die vísur in das älteste erreichbare sprachliche gewand gekleidet. Er misst dieser normalisierung mit vollem rechte nur eine untergeordnete „symbolische“ bedeutung bei (s. 101*), da zwischen der entstehung dieser vísur und den handschriftlichen zeugnissen, auf die sich die normalisierung stüzt, noch immer mehr als zwei jahrhunderte liegen. Allein es ist wünschenswert, dass in die reconstructionsversuche der älteren sprachgestalt in den ausgaben altnordischer gedichte almählich einheit komme. Im algemeinen wird man sich dem verfahren des herausgebers durchaus anschliessen können. Einige fast unvermeidliche inconsequenzen hat Möbius selber berichtigt, und es verlohnt sich kaum der mühe, auf ein paar weitere aufmerksam zu machen. Dass durch versehen in str. 31 *Hriteng*, *Skafnongr* stehen geblieben sind (gegen *Skíþunga* 52[4]. 65[4], *Sólundar* 57[7], *Skafnunge* 59[7]) hat Sievers Beitr. 12, 482[1] bemerkt. Die gänzliche vermeidung des *u*-umlauts von *á*, sowie die unterlassung des *u*-umlauts von *a*, wo der silbenreim unumgelauteten vokal zu fordern schien, billigt Möbius laut seines widerrufs s. 207 selber nicht mehr, und in der tat ist die annahme skandinavischer gelehrter, dass dieser umlaut erst im 11. jahrhundert eingetreten sei, mit den beglaubigten tatsachen der sprachgeschichte nicht wol zu vereinigen. Ađalhendingar von *a* ∼ *ǫ* oder *á* ∼ ′ sind eben nicht völlig reine silbenreime, die in der älteren skaldik ein ähnliches kenzeichen noch unvollendeter technik sind, wie die unreinen endreime der älteren mhd. poesie.[1] Auf einen anderen hierher gehörigen

1) Man gestatte mir bei dieser gelegenheit die berichtigung eines ärgerlichen irtums in der orthographie des kürzlich erschienenen ersten halbbandes meiner ausgabe der Eddalieder, auf welchen S. Bugge und E. Sievers mich freundlichst aufmerksam gemacht haben. Mit unrecht habe ich *ǫs*- und *ǫst*- in compositis geschrieben, während doch beide des umlauts entbehren müsten, ersteres als langsilbiger *u*-stamm, lezteres als langsilbiger *i*-stamm: vgl. die Beitr. 12, 491 von Sievers citierte litteratur. Das

punkt gehe ich etwas näher ein. Die pluralformen des ind. praes. der wurzel *es* schreibt Möbius mit *s*: *esom* 16^{7}, *esut* = *eso-at* 17^{4}, *eso* 53^{3} (im texte *ero*, doch s. 101* in *eso* gebessert), daneben die verkürzte form *'ro* 41^{5}. Jedenfalls nicht mit recht, denn in diesen formen ist *r* aus *z* bereits urnordisch; ja, wir dürfen **izum*, **izuđ*, wozu die 3. pl. altn. *ero* analogiebildung ist, unbedenklich als die urgermanischen formen der 1. 2. pl. betrachten: ahd. *birum, birut* sind daraus durch mischung mit der *b*-wurzel hervorgegangen, und auch ags. *earun aron* weisen auf eine form mit *z* zurück (vgl. Sievers Beitr. 6, 571 fgg.). Aber auch die annahme, die an sich immerhin möglich wäre, dass in späterer zeit das *s* einmal aus den singularformen *est*, *es* in den plural eingedrungen sei, wird durch die gekürzten formen *'rom, 'roþ, 'ro* und dann sogar *'o* widerlegt. Weiter erhebt sich die frage, ob *esomk* = *es mér*, wie Möbius 16^{2} geschrieben, oder *eromk* zu schreiben sei, während natürlich in der bedeutung *ero mér* in jedem falle nur *eromk* richtig ist. Während ich in den Eddaliedern *esomk* und *vǫsomk* (= *vas mér*) in den text gesezt, ist mir jezt, namentlich durch briefliche bemerkungen S. Bugges, die berechtigung solcher formen doch zweifelhaft geworden. Die formen *esomk* und *vǫsomk*, in den handschriften wol nirgends belegt, verdanken ihre einführung wol ausschliesslich der formellen übereinstimmung mit *es*, *vas*, allein, wie *buþomk* = *bauþ mér* unter einfluss des plurals, liesse sich auch *eromk*, *vǫromk* = *es mér*, *vas mér* unter demselben einfluss wol erklären. Auch kann bereits vor der zeit der Eddalieder und der Kormakischen dichtung neben betontem *es* unbetontes *eʀ* bestanden haben. S. Bugge glaubt für diese annahme eine stütze zu finden in den inschriften von Björketorp und Stentoften, die er jezt auch als echte alte inschriften betrachtet (über frühere ansichten s. F. Burg, Die älteren nord. runeninschr. s. 59 fgg.), wo *aʀ* = altn. *er* bereits vorzukommen scheint. Vorsichtiger scheint es unter diesen umständen jedenfals *eromk* und *vǫromk* beizubehalten.

Sodann eine kleine bemerkung zur erklärung einer stelle. In str. 4 sagt Kormak von der unverwant auf ihn sehenden Steingerd, sie habe *á halse Hagbarþs* — wofür F. Jónsson mit recht *und h. H.* lesen will — auf ihn hingestart. Die saga hat daraus folgenden zug der erzählung gewonnen (5$^{12-15}$): *Nú finnr Steingerđr at hon er sén, snýr nú í skotiđ ok sér undir skegg Hagbarđi. Nú berr ljós í annlit henni; þá mælti Tósti: „Kormakr, sér þú augun utar hjá Hagbarđshǫfđinu?“* Der herausgeber erklärt s. 82, wesentlich in übereinstimmung mit der deutung in einem chartaceus, Steingerd habe sich hinter einem hölzernen türpfosten versteckt, der am obern ende mit dem geschnizten kopfe des Hagbard versehen war. Und ohne zweifel ist so etwas gemeint; nur wäre es merkwürdig, wenn ein isländisches haus des zehnten jahrhunderts mit einem bilde von Hagbards bärtigem haupte geschmückt gewesen sein solte. Trotz der beliebtheit, deren sich die sage von Hagbard und Signy im ganzen norden erfreute (vgl. namentlich Sv. Grundtvig, Danm. gamle folk. 1, 258 fgg.), haben wir doch kaum eine stütze für die annahme, dass die islän-

Stockh. homilienbuch schreibt wol auch stets *ást-* (z. b. 1^{13}. 15^{14}. 16^{26}. 72^{15}. 116^{3}. 196^{1} usw.). Es wäre also zu schreiben gewesen: *ásbrú* Grimn. 29^{5}, *ásliþar* Skirn. 34^{3}, *ásmegen* Hym. 32^{2}. Fragm. 6 (1)^{3}, *ásmeger* Vegt. 7^{4}, *ásmaga* Svipd. II, 33^{4}, *Ásgarþ* Þrkv. 17^{3}, *'sgarþe* Hym. 7^{2}, *Ásmundar* Grimn. 49^{2}, *Asolfr* Hyndl. 21^{1}, sowie: *ástráþ* Hym. 4^{4}. 31^{2}. Verführt hat mich vermutlich die schreibung *ǫsmundar* im Regius Grimn. 49^{2}, die allerdings nicht zufällig sein kann, sondern den *u*-umlaut andeuten muss. Ich will überhaupt gestehen, dass die freilich unleugbare tatsache, dass die *u*-stämme mit langer erster silbe als erstes compositionsglied regelrecht keinen *u*-umlaut haben (vgl. *vandstyggr, fjarþbál, vallroþ, knattleikr, skjaldþile* u. a.), mir durch Heinzel Anz. f. d. a. 12, 48 fgg. noch keine genügende erklärung gefunden zu haben scheint. [Vgl. jezt die ausführungen von E. Sievers, oben s. 104. Red.]

dische kunst sich von den helden der nordischen sage so individuelle vorstellungen gebildet hätte, dass etwa Hagbards kopf durch bestimte charakteristische züge unmittelbar als solcher wäre erkant worden. Unwilkürlich erinnert man sich der bereits mehrfach (z. b. von Müllenhoff Ztschr. f. d. a. 12, 297 und O. Jaenicke DHB 4, XLII) hervorgehobenen interessanten mhd. glosse *hagebart* „larva" (gl. Herrad. 189[a]), die freilich W. Wackernagel, doch wol ohne genügenden grund, als *agebart* (zu *ege*) deutet: s. Wörterb. 123[a]. Dem vereinzelten ahd. eigennamen *Hagupart* entspräche allerdings an. **Hǫgbarþr* (wie ahd. *hagustalt* = an. *hǫgstaldr*[1], allein, wie neben *hagustalt* ein *hagastalt* (*Hagustalt* und *Hagastalt* als eigennamen: Müllenhoff a. a. o.), ist auch neben *Hagupart* ein ahd. *Hagapart Hagabart* = an. *Hagbarþr* denkbar. Die Hagbardsage muss auch in Deutschland einmal bekant gewesen sein, wie sich aus der spielmannsmässigen umgestaltung der alten austrasischen Hugdietrichssage erweisen lässt, und es ist nicht unmöglich, dass mhd. *hagebart* „larva" eine appellativisch gewordene erinnerung an jenen Hagbard ist, der in frauenverkleidung die geliebte gewint. Dürfen wir etwas ähnliches für die strophe Kormaks annehmen, so dass auch in ihr *hagbarþr* appellativisch als „bärtige larve, bärtiges haupt" zu verstehen wäre? Noch möchte ich darauf hinweisen, dass *Hagbarþr* als beiname Odins nicht nachzuweisen ist. Ich bemerke dies, da G. Vigfússon im Oxford. Dict. 231[b] s. v. *Hagbarðr* mit nicht ungewohnter sorglosigkeit angibt: „a name of Odin . . . Edda", und im Corp. poet. bor. II, 80. 573 in einer strophe des Úlfr Uggason, welche sich übrigens nicht nur in der Kristni saga c. 8 (Bisk. I, 13), sondern auch Njála c. 102 und Fms. II, 203 findet, *Hagbarðz* (= „Woden's") liest, während alle handschriften, soweit ich sehe (s: K. Gíslason Njála II, 498. J. Þorkelsson Skýr. á vísum í Njáls sǫgu (1870) s. 21), auf *Hárbarþs* weisen. Wäre in der tat *Hagbarþr* als Óþinsheiti überliefert, so liesse sich die stelle in Kormaks vers auf einen geschnizten Odinskopf deuten, der allerdings weit leichter zu begreifen und durch genügende analogien zu stützen wäre (Weinhold Altn. Leben s. 420 fg.).

Gegen Möbius' datierung der Kormakssaga oder doch gegen das stichhaltige der argumente, welche derselbe für seine datierung beibringt, hat sich Heinzel Anz. f. d. a. 14, 54 gewant. Wie ich glaube, sind seine einwendungen nicht grundlos. Möbius schliesst eine verhältnismässig späte abfassung der saga — in der zweiten hälfte des 13. jahrhunderts — aus der mangelhaften composition derselben und aus dem verhältnis der vísur zur erzählung. Der sagaschreiber hat aus einer verlorenen Bersasaga geschöpft und aus ihr auch solche züge aus Bersis leben in seine erzählung aufgenommen, die in keiner beziehung zu Kormak stehen und chronologisch später fallen als die in unserer saga erst nachher erzählten weiteren erlebnisse des haupthelden: also ein störender compositionsfehler. Er wird ferner in seinem berichte durchaus beeinflusst durch die vísur, erzählt um ihretwillen: statt dass sie unmittelbar aus der saga „herauswachsen", bilden sie die „stützen und träger" derselben. Diese beiden beobachtungen, deren richtigkeit keinem zweifel unterliegt, führen Möbius zu der ansicht, dass Kormakssaga nicht auf einer in der mündlichen tradition ausgebildeten saga beruhe, sondern erst in späterer zeit auf grund alter gedichte und historischer erinnerungen nach dem vorbilde älterer sǫgur wilkürlich zusammengesezt

1) *haucstalda* in Regius Sig. sk. 31² und Oddr. 6² ist wol als *hǫgstalda* zu verstehen (ich verdanke diese auffassung einer mitteilung H. Gerings, in der er seine erklärung im Eddaglossar 70[b] zurücknimt). Das wort mag dann in Snorra-Edda wirklich mit *haukr* zusammengebracht sein, durch die phonetische schreibweise mit *k* statt *g* (Noreen Altisl. gr. § 187, 2) verleitet. Vgl. übrigens schon Oxf. dict. s. v. *haukstaldar*.

sei. Der verehrte herausgeber wird es mir nicht verübeln, wenn ich gestehe, durch diese erörterung (s. 70 fgg.) nicht überzeugt zu sein. Ich glaube nicht, dass diese stilistischen oder aesthetischen beobachtungen, so dankenswert und fördernd sie sind, zu einer datierung ausreichen. Die unebenheit der composition und ungeschickte einfügung von episoden könte ja an sich auch auf frühe entstehungszeit deuten: sieht man z. b., wie in der Njála die composition trotz der verschiedenen in dieser saga zusammengearbeiteten motive wol durchdacht, die episode geschickt verwendet ist, so könte daraus mit gleichem rechte auf die weiter fortgeschrittene kunst etwas späterer zeit geschlossen werden. Ähnliches gilt von Laxdœla; denn freilich sind die episoden von Gunnarr und Bolli in ganz anderer kunstvollerer weise mit der haupthandlung verwoben, wie die episode von Bersi in Kormakssaga. Was ferner das verhältnis der strophen zum prosatexte angeht, so muss ich zunächst Heinzels einwendungen, die ich nicht widerholen will, zustimmen und mache ferner auf die nicht gleichgültige tatsache aufmerksam, dass keine einzige strophe der saga zweifel an ihrer ächtheit erregt. Damit will ich Möbius' datierung nicht bestreiten, sondern nur andeuten, dass seine argumente mir nicht zwingend scheinen. So lange nicht durch umfassende stilistische beobachtungen eine sichere grundlage geschaffen ist, scheint es vorsichtiger, auf eine relative chronologie der Íslendingasǫgur zu verzichten. Bezeichnend für die unsicherheit in diesen fragen ist, dass G. Vigfússon, allerdings ohne seine gründe anzugeben, die Kormakssaga noch neuerdings (Cpb. II, 32) *one of the oldest* genant hat. Und in der tat, andere beobachtungen, wie die in mündlicher überlieferung unschwer begreifliche lockerheit der übergänge und die den modernen leser befremdende sprunghaftigkeit der erzählung, die sich, ausser an den von Möbius hervorgehobenen stellen, auch namentlich in c. 11 bemerkbar macht, wo wir ohne ersichtlichen grund von Melr (22^{32}) nach Reykir (23^{3}: Kormak bringt dem Skeggi das geliehene schwert zurück), wider nach Melr (23^{14}: vier strophen an Dalla), und wider nach Reykir (24^{23}: Kormak entschuldigt sich str. 34, dass er das schwert so spät zurückbringt, obwol er dies schon 23^{4} getan) versezt werden, sodann das archaische gepräge des satzbaus gemahnen oft an eine frühe entwickelungsperiode des isländischen sagastils. In Ljósvetningasaga nimt man ähnliches wahr. Möchte doch bald die methodische erforschung von composition und stil der isländischen sǫgur uns in den stand setzen, mit grösserer sicherheit über derartige fragen zu urteilen: B. Dörings leider nicht fortgesezte „Bemerkungen über typus und stil der isl. saga“ (1877) und vor allem Heinzels „Beschreibung der isl. saga“ (1880) solten nachfolge finden.

Es sei mir gestattet, bevor ich diese anzeige schliesse, noch auf einige anordnungen der äusseren druckeinrichtung aufmerksam zu machen, durch welche sich Möbius' neue ausgabe der Kormakssaga sehr zu ihrem vorteil von früheren sagaeditionen unterscheidet und welche sich für die leichtere benutzung derartiger bücher den nachfolgern sehr empfehlen möchten: 1) besonderes titelblatt (s. 1—2) und auf dessen rückseite übersichtliches verzeichnis der codices und abkürzungen. — 2) durchgehende nummerierung der strophen (z. b. Korm. str. 1—85). — 3) der setzer ist von vornherein darauf hinzuweisen, dass, wenn eine strophe wegen seitenwechsels gebrochen werden muss, dies nur hälftenweise (z. 1—4 | 5—8) geschehe, da zum verständnis unbedingt die übersicht der halben strophe erforderlich ist. — 4) oberhalb des textes oder neben demselben am rande hinweis auf die zulezt erschienene hauptausgabe, wegen der citate nach früheren ausgaben: der mangel eines solchen hinweises macht sich z. b. recht fühlbar in K. Gíslasons Njála, wo überdies die

frühere ausgabe falsche kapitelzählung hat. — 5) unten in den varianten neben der angabe der in den text aufgenommenen lesart auch angabe ihres auctors, die nur fehlen kann, wenn dieser der herausgeber selber ist, obwol auch in diesem falle eine andeutung den vorzug verdient. — Von diesen empfehlenswerten neuerungen, die, so einfach sie sind, für die praktische brauchbarkeit einer ausgabe keineswegs gering geschäzt werden dürfen, hat F. Jónsson 1—4 in seiner neuen ausgabe der Egilssaga (1. 2. Kbhv. 1886/87) bereits durchgeführt.

Der hochverdiente herausgeber, dem die pflege der nordischen philologie in Deutschland so viel verdankt, hat auch in seinem neuesten werke alle uns so wol bekanten und so lieb gewordenen vorzüge seiner sorgsamen und umsichtigen arbeitsweise widerum voll bewährt. Möge noch manche ähnliche gabe von seiner hand uns erfreuen!

GRONINGEN, IM MAI 1888. B. SIJMONS.

Goethes beziehungen zu Zürich und zu bewohnern der stadt und landschaft Zürich. Von **Ludwig Hirzel.** Neujahrsblatt herausgegeben von der stadtbibliothek in Zürich auf das jahr 1888. Leipzig bei S. Hirzel.

Während der fünfunddreissig jahre, die seit erscheinen meines aufsatzes über Goethe und Lavater in der schrift „Goethes Freundesbilder“ verflossen, ist unsere kentnis dieses verhältnisses durch urkundliche mitteilungen vielfach erweitert worden, aber wie manches noch immer zu tun übrig geblieben, drängte sich mir lebhaft auf, als ich für Kürschners „Nationalbibliothek“ die Schweizerreise zu bearbeiten hatte, wo in den berichten über Zürich noch häufig das verständnis erst vermittelt werden muss. Bei der kunde vom erscheinen der Hirzelschen abhandlung hegte ich die hofnung, diese werde bei der günstigen stellung des verfassers aus dem vollen geschöpft sein und auf der höhe der wissenschaft stehen: aber wie sehr wurde meine erwartung getäuscht. Es ist eine unart der neuern kritik, dass sie, wo es nicht einen parteigenossen zu feiern gilt, mit scharfer hervorhebung der mängel, wenn nicht gar mit einfacher verurteilung und herunterreissung sich begnügt, das wirkliche verdienst verschweigt: um so mehr scheint es mir geboten, dem abfälligen urteil über die neueste Züricher abhandlung die anerkennung des wirklich geleisteten vorausgehen zu lassen.

Hirzel hat natürlich die neuesten, zum teil von ihm selbst gelegentlich gegebenen mitteilungen über Goethes verhältnis zu Zürich und Zürichern seiner darstellung einverleibt; die zahl derselben ist nicht unbeträchtlich. Daneben verdanken wir ihm auch einiges ganz neue. Unbekant war bisher der anfang eines briefes, den Lips gleich nach seiner ankunft in Weimar (am 13. november 1789) in Goethes hause schrieb; freilich hätte dieser sich nicht im berichte selbst voll ergiessen dürfen, sondern in eine anmerkung gehört. Von einem schreiben, worin Goethe am 15. märz 1783 sich über den freimaurertag in Wilhelmsthal gegen Kayser ausspricht, war es Hirzel leider nur gestattet, die freilich recht bezeichnenden schlussworte zu geben: „Wenn man woltätig sein will und weiter nichts, kann das jeder am hellen tage und in seinem hauskleid.“ S. 55 erhalten wir den brief von Goethes mutter an Lavater vom 9. april 1795, den Mörikofer nur verstümmelt mitgeteilt hat. Darauf beschränkt sich das hier zuerst gegebene. Nicht viel zahlreicher sind die Hirzel eigentümlichen und zugleich wahren bemerkungen. Richtig wird

s. 54 gegen Bächtold bemerkt, Magdalena Schweizer müsse Goethe schon 1775 gesehen haben; aber warum steht dies ganz verloren erst in einer anmerkung zum jahre 1779? In der anmerkung 63 wird zustimmend der nachträglich erhaltenen mitteilung gedacht, unter den „Orells“, die Goethe durch Lavater grüssen lässt, sei die familie von David Orell zu verstehen, dem vater des philologen J. C. Orelli, dessen pathe Lavater gewesen. Wir hören dabei, dass von Orellis mutter viele briefe vorhanden seien; aus einem an Lavater wird eine Goethe (die „bekentnisse einer schönen seele“) betreffende stelle mitgeteilt. Da wäre auch wol ihres anziehenden briefes an Knebel zu gedenken gewesen, aber meine samlung „Zur deutschen litteratur und geschichte“ (1858) kent Hirzel nicht, und so sind ihm auch alle dort gegebenen nicht unwichtigen briefe Toblers an Knebel unbekant geblieben, aus denen er genaueres über den selbst am Weimarischen hofe mit besonderer auszeichnung aufgenommenen, zur griechischen litteratur mehr als zur bibel neigenden jungen Züricher theologen erfahren haben würde, als er jezt mitteilen konte. Richtig ist die vermutung, dass Goethe bei seiner dritten reise durch Joh. Konrad Eschers „Geognostische übersicht der alpen in Helvetien“ (1796) gefördert worden sein werde; aber Hirzel durfte sich diese vermutung sparen, da sie als tatsache bekant ist. Wie konte er übersehen, dass Goethe an Voigt schreibt: „Die aufsätze eines herrn Escher von Zürich haben mir eine geschwinde übersicht gegeben dessen, was ich auf meiner kleinen vorgenommenen tour zu erwarten habe.“ Dankenswert ist die bemerkung, dass der von Goethe besuchte Fäsi damals redakteur der Bürklischen zeitung gewesen, woraus aber freilich noch nicht folgt, dass es diesem bei seinem besuche besonders um politische nachrichten zu tun gewesen; war ja Fäsi vor allem ein mann der wissenschaft, wie andere, die Goethe damals aufsuchte.

Doch inwiefern hat Hirzel die aufgabe gelöst, ein bild von Goethes beziehung zu Zürich zu entwerfen? Zu weit würde es uns führen, wolten wir auf alle ungenauen und schiefen ausdrücke eingehen, die auf ungenügender kentnis oder nachlässigkeit beruhen, wir beschränken uns auf die hervorhebung sachlicher irtümer. S. 3 lässt Hirzel den Frankfurter dichter am 8. juni „mit seinen reisegefährten (den brüdern Stolberg) in Zürich ankommen.“ — Hätte er sich mit den nachrichten der gräflichen brüder über die Schweizerreise näher bekant gemacht, so hätte er gewusst, dass Goethe ohne sie zu seiner schwester gereist (eben erfahren wir, dass Lenz ihn dorthin begleitet) und er allein, einen tag vor diesen in Zürich angekommen war. — In der ausführung über den musiker Kayser, über dessen charakter als komponisten Hillers urteil nicht übergangen werden durfte, lesen wir, Goethe habe ihn nach Rom kommen lassen, während dieser sich zur überkunft anbot; noch weniger entspricht es der wahrheit, dass dieser am hofe zu Weimar verdriesslichkeiten gehabt; er begleitete die herzogin mutter auf der reise nach Italien, fand sich aber durch die ihm zu teil gewordene behandlung so verlezt, dass er noch in Deutschland sie verliess und voll unmut nach Zürich zurückkehrte, wodurch das, was Goethe mit ihm beabsichtigt hatte, auf immer unmöglich wurde. Die vermutung, Goethes verbindung mit Reichardt habe zu dem bruche zwischen Kayser und dem Weimarer dichter mit beigetragen, dürfte kaum zu halten sein. Kayser zog sich zurück, weil er sich schwermütigen grillen hingab, die auch seine tätigkeit lahm legten. — Wenn s. 12 behauptet wird, von beziehungen Goethes zu Nanne Lavater und Luise Ziegler sei nichts bekant geworden, so solte man meinen, über diese personen sei überhaupt nichts bekant. Aber Nanne Lavater war Hans Kaspars nichte und Luise Ziegler ist durch ihre verbindung mit Christof Kaufmann nur zu sehr bekant geworden. Aus

Nanne Lavaters briefen an die Ziegler habe ich (Kaufmann s. 46) eine ungemein merkwürdige äusserung bekant gemacht, die auf die bekantschaft mit Goethe deutet, ja ein „herliches briefchen" Goethes an die freundin Lise erwähnt. „Er weiss, dass ich da bin", schreibt sie von dem „teuren" Goethe, „weiss er schon nicht, wie sehr ich für ihn bin."

Nicht zu entschuldigen ist es, wenn Hirzel daselbst die verse auf dem Züricher see nicht in der jezt algemein bekant gewordenen ursprünglichen fassung gibt, ja man durfte verlangen, dass er auch den sonstigen inhalt des tagebuches „Donnerstagsmorgen aufm Zürchersee" nicht übergangen, den ersten entwurf der „Hoffnung" überschriebenen verse, ja selbst die ausgelassene strophe mitgeteilt hätte:

Ohne Wein kanns uns auf Erden
Nimmer wie dreihundert werden.
Ohne Wein und ohne Weiber
Hol' der Teufel unsre Leiber,

wo Erich Schmidt nach dreihundert unbedenklich „Säuen" ergänzt, während doch die einfache steigerung zu dreihundertfaltiger kraft des trinkers genügen dürfte [? Red.], trotz des kannibalischen chores der trunkenen studenten, von dem zweifelhaft ist, ob er nicht aus einem wirklichen saufliede genommen ist. Auf blossem übersehen beruht es, dass Hirzel unter dem jahre 1775 nicht erwähnt, was ich („Freundesbilder" s. 41) aus unmittelbarer quelle berichtet habe: „Am 2. juli lernte er bei Lavater auch den treuherzigen, fromchristlichen Brenner von Basel kennen, der sich eines solchen freigeistes in dem freunde Lavaters und Pfenningers nicht versah, und ihm am 31. august einen wunderlich beschränkten brief über die unchristlichkeit des „traktätleins: die leiden des jungen Werthers" schrieb, das er erst nach Goethes persönlicher bekantschaft gelesen. Als möglich bezeichnet es Hirzel, dass Goethe schon 1775 mit dem arzt Hans Kaspar Hirzel in berührung gekommen, was jedenfals 1779 der fall gewesen. Goethes bekantschaft mit dem schon 1761 erschienenen, Klijogg schildernden buches Hirzels: „Die wirtschaft eines philosophischen bauers" glaubt Hirzel durch dessen äusserung an frau von Laroche beweisen zu können, er habe in Klijogg keinen moralisch philosophischen bauern gefunden. Dass er aber das buch selbst gelesen, ergibt sich daraus nicht; es war algemein bekant, dass der arzt Hirzel auf diesen als einen philosophischen bauern die aufmerksamkeit hingelenkt, und Klijogg war seit dieser zeit ein berühmter mann geworden, so dass Goethe nicht unterlassen konte, seiner freundin vom besuche bei demselben zu beichten. Dagegen wird man freilich aus einer briefstelle Goethes an Lavater vom 3. juli 1780 schliessen müssen, dass dieser ihm den ersten teil seines werkes „An Gleim über Sulzer den Weltweisen", gesant habe. Danach aber wäre seiner erst 1779 zu erwähnen gewesen, wie es richtig mit dem jungen Heidegger geschieht, obgleich Hirzel es für wahrscheinlich erklärt, dass Goethe, da derselbe eine namhafte kunstsamlung schon 1775 besessen, schon damals mit ihm in berührung gekommen.

Zu manchen vermutungen, dass Goethe im jahre 1775 auch andere Züricher besucht, verleiten Hirzel spottverse des chorhern Tobler, mit denen es eine ganz eigene bewantnis hat. Sie sind während Goethes ausflug in die kleinen kantone geschrieben, doch eben so sehr, ja im grunde noch mehr wider dessen gegner als wider ihn selbst gerichtet. Dass der berühmte dichter nur einen ausflug gemacht habe, von dem er zu Lavater zurückkehren würde, ahnte Tobler nicht. Er wirft ihm vor, dass er mit seinem eingebildeten adlerblick sogleich alle Zürcher gelehrten durchschaut, „charakter, kopf und herz aufs härchen" erkant zu haben glaube.

„Ich kenn' sie jetzt, | Ey, ey, die Herren Gessner, Bodmer, Breitinger, | Steinbrüchel, Compagnie, | Das Völkchen Zürcher, ha, | Ist das so ganz was herrliches? | Die kenn' ich mehr als gnug!" Tobler führt die bedeutendsten Züricher gelehrten mit namen an, fügt aber, da er nicht alle in gleicher oder wenigstens in besonderer achtung stehenden nennen mag und kann, ein „Compagnie" hinzu. Wolte man annehmen, Goethe habe alle genanten gelehrten besucht, so würde dies auch noch von manchem andern gelten müssen, er müste vom 8. oder 9. bis zum 14. juni eine grosse zahl Zürcher gelehrten auf Lavaters wunsch besucht haben, was an sich durchaus unwahrscheinlich ist, weil er von Lavater, dessen näherem kreise und seinen eigenen freunden, den Stolbergen, Passavant, Kayser, Lindau in anspruch genommen war. Da Goethe nach seiner gebirgsreise noch längere zeit in Zürich zu verbleiben gedachte, so wäre es ganz auffallend, wenn Lavater ihn gedrängt hätte (denn alle besuche machte er nur diesem zu liebe), so viele bekantschaften im flug zu machen. Dass er von den genanten Steinbrüchel nicht besucht, steht, wie Hirzel selbst bemerkt, durch Bodmers äusserung an Schinz vom 15. juni fest, die er freilich wörtlich hätte anführen sollen. Aus demselben briefe geht hervor, dass Goethe mit den Stolbergen auch nicht bei dr. Hirzel und Hottinger gewesen, ja betrachtet man den brief Bodmers ohne vorurteil in seinem zusammenhang, so geht daraus hervor, dass dieser zu seiner hohen freude allein von Goethe mit einem besuche beehrt worden war. Wenn Tobler von Goethes persönlicher berührung mit andern Zürichern spricht, so scheint dies auf blossen gerüchten zu beruhen, die jenem zugekommen waren, wie dies bei der grossen aufregung, welche Goethes ankunft und sein wohnen in Lavaters hause hervorgerufen, nichts weniger als auffallend ist. Somit dürfte man ganz sicher mit der annahme gehen, dass er während der ersten woche seiner anwesenheit nur Bodmer besucht hatte, der diese ehre durch einen gegenbesuch bei Lavater erwiderte. Doch kehren wir zu Toblers spotversen zurück, so schliessen diese damit, die meinung der von Goethe nicht besuchten Züricher, Lavater hätte ihn nicht zu ihnen geführt, weil er gefürchtet, „dem würden, ging er umher, die augen geöfnet", sei eben so beschränkt, wie Goethes verächtliches urteil über alle Züricher gelehrten überhaupt.

In beziehung auf Hottinger, den Goethe als einen der entschiedensten gegner Lavaters nicht hatte besuchen können, werden ausser den bekanten tatsachen ein paar haltlose bemerkungen geboten. In den ohne namen erschienenen „Brelocken", die Hottinger sich zuschrieb, findet sich die äusserung: „Aber einstimmen will ich in den wunsch, dass er [Goethe] von seiten seines herzens besser gekant sein möchte!" Hirzel würde die frage: „Ob Hottinger Goethe von seiten seines herzens näher hat kennen lernen", sich erspart haben, hätte er gewusst, dass jene bemerkung durch ein bekantes wort Jung Stillings in dessen von Goethe selbst herausgegebener „Wanderschaft" veranlasst worden: „Schade, dass so wenige diesen vortreflichen mann [Goethe] seinem herzen nach kennen." Jungs schrift trägt die jahreszahl 1778, erschien aber schon im jahre 1777. Auch die „Brelocken" zeigen auf dem titel das jahr 1778, der vorbericht ist gar datiert „Im julius — 1777"; der druck verzog sich wol so lange, dass Hottinger vorher (die stelle steht im zweiten teile des buches) Jungs schrift gelesen hatte. Die „Brelocken" dürften jedenfals nicht ganz von Hottinger stammen, da sie dessen parodie „Menschen, thiere und Goethe" (s. 141 fg., wo Hirzel den druckfehler „Wer im (statt in) menschen" unverbessert gelassen hat) und seine briefe Selkofs (s. 131) mit vollen backen preisen, was wir diesem unmöglich zuschreiben können. Aber Hirzel will aus jenem von Hottinger erwähnten

wunsche auf eine vorher eingetretene nähere verbindung zwischen Goethe und Hottinger schliessen, obgleich noch die „Brelocken“ mit aller schärfe und bitterm hohne gegen ihn und Lavater losfahren. Mit gleichem unrecht wird aus dem „simplen, bonhomiereichen discours über Wielands und Goethes versöhnung“, den Lavater bei der festlichen vereinigung der Züricher gelehrten auf der chorherrnschule mit Hottinger gehabt (er gedenkt desselben gegen Zimmermann am 12. februar 1776), eine verbindung zwischen Goethe und Hottinger gefolgert. Eine damalige annäherung zwischen Lavater und Hottinger leugnen wir nicht; eine briefliche äusserung des lezteren an Lavater teilt Hegner unter dem 2. december 1775 mit, und in seinem „schreiben an seine feinde“ vom 1. april 1776 erklärt Lavater, dass er Hottinger trotz so vieler falscher vorwürfe nicht mehr für einen vorsätzlichen lügner halte. Aber dies kann unmöglich Goethes versöhnung mit Hottinger beweisen. Auf rechnung einer solchen möchte Hirzel auch den umstand setzen, dass Goethe bei der neuen redaktion seines „triumphes der empfindsamkeit“ im jahre 1786 (nicht 1787) von den empfindsamen büchern, die aus dem „leinenen sacke“ gezogen werden, „Selhofs briefe“ gestrichen, aber nicht diese allein, auch „Thomas Imgarten“, „Adelstan und Röschen“, „Allwills Papiere“, „Freundschaft und Liebe“ (beide von seinem freunde Fr. Jacobi) und seine eigene Stella.“ Er wolte eben die stelle vereinfachen und sezte für alle diese zum teil längst vergessenen romane blos einen, „Der zarte jüngling.“ Also nicht aus schonung Hottingers liess er „Selkofs briefe“ weg, sondern diese gehörten zufällig zur zahl derjenigen, die er der dramatischen wirkung wegen strich.

„Zu anfang des monats juli 1775, der tag der abreise ist nicht genau ermittelt, verliess Goethe Zürich“, heisst es knapp abgebrochen s. 23. Wie es damit stehe, lässt Hirzel den leser gar nicht ahnen, obgleich dieser punkt, solte der Züricher aufenthalt möglichst genau geschildert werden, von grösster bedeutung ist. Hirzel schrieb dies J. Crüger nach, aber hier galt es selbst nachsehen, und wie verworren auch die sache durch widersprechende berichte geworden, sie löst sich bei ruhiger betrachtung leicht. Lavaters äusserung an Herder vom 22. juli 1775, einem „samstag“ (so dass eine verschreibung des monatstages unmöglich ist): „Nun ist Goethe schon zehn tage weg; vermutlich hast du ihn schon gesehen“ (dieser brief hat uns selbst vorgelegen), gestattet keinen zweifel. Lavater konte sich bei dieser bestimten angabe unmöglich irren. Sehen wir, was ihr entgegensteht! Crüger gibt aus einem briefe Bodmers an Schinz in Alstetten vom 11. juli die worte: „Jemand, der Goethen nach seiner abreise in Baden gesehen hat, erzählt, dass er mit mir überaus wol und mit keinem Züricher besser zufrieden sei.“ Gegen das sichere datum des Lavaterschen briefes müssen wir den 11. für verlesen halten. Die briefe von Bodmer an Schinz sind im sommer 1775 regelmässig montags oder donnerstags geschrieben, nur einmal, wenn das datum richtig ist, an einem sontage; der 11. juli aber fält auf einen dienstag. Wahrscheinlich ist der brief vom 13., und es wäre dies nicht der einzige fall, wo 3 irrig als 1 gelesen worden. Am 3. juli traten die Stolberge ihren ausflug an, und Goethe solte am 5. abreisen, aber es war ihm, obgleich die mutter in einem briefe an Lavater dringend seine rückkunft gewünscht hatte, unmöglich sich von diesem zu trennen, er blieb noch eine volle woche. Dieser späte tag der abreise stimt auch zu dem zusammentreffen Goethes mit Zimmermann in Strassburg, wo dieser am 10. ankam und bis zum 14. oder 15. bleiben wolte, auch zu seinem aufenthalte in Darmstadt, von wo er am 24. mit Herder und dessen gattin nach Frankfurt zurückkehrte. Soeben ist Lenzens äusserung vom 13. bekant geworden: „Goethe

ist bei mir und wartet schon eine halbe stunde auf dem hohen münsterturme." Vgl. auch Haym, Herders leben I, 739. Sonach blieb Goethe nach abreise der Stolberge noch über eine woche bei Lavater allein, wo er ihn und seinen nähern kreis noch genauer kennen lernte.

Über die beiden besuche bei Bodmer gibt Hirzel die berichte des alten patriarchen, die frischer sind als die ein halbes jahrhundert spätere erzählung Goethes, aber in den hauptpunkten stimmen sie überein, dass die besuchenden ihn „jugendlich verehrten" und Bodmer den Frankfurter dichter und die grafen munter und artig empfieng, nur gedenkt Goethe bloss eines besuches. Die sich selbst bespiegelnde eitelkeit des alten, dem das treiben der jüngern nur eine anmassliche verirrung schien, tritt so bezeichnend hervor, wie Goethes geschick, alles zu vermeiden, was denselben verletzen konte. Vom zweiten besuche berichtet Bodmer ausdrücklich, Goethe sei zurückhaltend gewesen, habe weder von seinen schriften noch von Herder und Wieland gesprochen, dagegen Klopstocks und Homers mit verehrung gedacht. Wir hören auch, dass Lavater sie vorher in Eschers haus geführt. Das kann nur der „colonel Escher" sein, der im jahre 1779 den herzog bei seinem zweiten besuche zu Bodmer geleitete, und dieser war nach dem vertraulichen tone zu Bodmer dessen neffe und späterer erbe, Escher im Wollenhof, wie Crüger gesehen hat. Aber Hirzel meint seltsam genug, es sei Johannes Escher im Felsenhof (oder im Thalacker) gemeint, von dessen näherer beziehung zu Bodmer wir nichts wissen.

„Ein teil der wahrscheinlich 1775 geschriebenen ersten abteilung der briefe aus der Schweiz" scheint nach Hirzel zu bezeugen, dass das dortige leben Goethe beschränkt vorgekommen sei. Freilich lesen wir auch in Scherers litteraturgeschichte, diese briefe hiengen mit Goethes Schweizerreise von 1775 zusammen und seien eine nicht sehr bedeutende nachahmung von Sternes „Empfindsamer reise." Aber Scherer hatte hier, wie auch sonst zuweilen, keine kentnis von dem längst entdeckten. Schon vor einem menschenalter habe ich in meinen erläuterungen zu „Werthers leiden" diesen briefen eine eingehende betrachtung gewidmet und aus einer mir bekant gewordenen a n g a b e i n G o e t h e s t a g e b u c h bewiesen, dass sie im f e b r u a r 1 7 9 6 z u J e n a d i k t i e r t s e i e n, was freilich bis heute allen Goetheforschern, die sich über jene briefe geäussert, ein offenbares geheimnis geblieben war, wie manches andere, da man sich für meine „erläuterungen", die man eben meist gar nicht kent, nur unbekanterweise herunterreisst, zu vornehm dünkt.

Goethe habe, heisst es weiter, „durch die unternehmung der reise (von 1779), die er angeraten gehabt, seinem jugendlichen fürstlichen gebieter dasselbe geben wollen, was er selbst vier jahre zuvor in der Schweiz gewonnen: „ablösung von störenden verhältnissen und entwicklung und kräftigung des eigenen wesens." Verschwommener und unklarer dürfte man kaum Goethes absicht der zweiten Schweizerreise bezeichnen können. Doch wir wollen hier nur tatsächliche irtümer berichtigen. „Goethe ward damals, und zwar in Lavaters oder S. Gessners hause [eine ganz aus der luft gegriffene bestimmung], auch mit dem originellen jägerhauptmann Salomon Landolt bekant, dessen „tüchtige wunderlichkeit er anstaunte", wie er sich auch an „den märchen", mit denen man sich von Landolt trug, nicht wenig ergözte." Freilich schreibt Goethe in den „Tag- und jahresheften" unter dem jahre 1820 bei gelegenheit der vom verfasser, dem Züricher maler David Hess, ihm zugeschickten lebensbeschreibung Landolts: „Ich hatte den mann im jahre 1779 persönlich kennen gelernt .... Hier fand ich nun jene frühern tage wider hervorgehoben und konte ein solches psychisches phaenomen um so eher begreifen, als ich seine persönliche

gegenwart und die umgebung, worin ich ihn kennen gelernt, der einbildungskraft und dem nachdenken zu hülfe rief." Aber es lässt sich leicht zeigen, dass 1779 druck- oder schreibfehler statt 1797 ist. Goethes tagebuch berichtet: „Schaffhausen, den 17. september 1797, abends. Im gasthof zur krone . . . An der table d'hote verschiedene emigranten, dame, gräfin, Condésche offiziere, pfaffen, oberst Landolt." Nun hörten wir Goethe bemerken, die erinnerung an die umgebung, worin er Landolt getroffen, habe sein bild lebhaft in ihm wach gerufen. Die im jahre 1797 erwähnte umgebung, verschiedene emigrierte, eine gräfin (wol eine französische), Condésche offiziere und pfaffen, war fürwahr so sehr auffallend, dass dieselbe nicht leicht aus dem gedächtnisse schwand, und höchst sonderbar wäre es gewesen, wenn sich eine ähnlich wunderliche umgebung schon bei einer früheren bekantschaft gefunden hätte; wenigstens wäre eine solche bei Lavater und S. Gessner, in deren haus Hirzel die erste bekantschaft ganz wilkürlich verlegt, kaum möglich gewesen. Hess hatte im begleitschreiben auch sich des besuches erinnert, den Goethe mit dem herzog 1779 der Schweiz gemacht, aber ohne ihn mit Landolt in verbindung zu bringen. Im jahre 1797 war Landolt, damals zugleich landvogt in Eglisau, als oberstlieutenant der von ihm aufgebrachten scharfschützen recht an seiner stelle, da es galt, die ruhe gegen die emigrierten, die sich hier noch herumtrieben, aufrecht zu halten.

Seltsam macht Hirzel aus dem Pestaluz, dem bekanten Lavaters, der Goethe im herbst 1775 zur zeit der Frankfurter messe besuchte, einen kaufmann; beileibe darf dies nicht der bekante Pestalozzi sein, obgleich das weglassen der italienischen endung ebensowenig auffält als bei Orell neben Orelli, und die messe nicht bloss kaufleute nach Frankfurt zog, auch Pestalozzi, der Anna Schulthess zur frau hatte, mit Lavater bekant war, ja sein gewaltiger anruf an Goethe in seinen „Abendstunden" (1780) wol darauf deuten könte, wie ihm auch aus persönlicher berührung die macht dieser hinreissenden natur aufgegangen war. — Dass der herzog Karl August Lips in Klotten besucht habe, wird wol kaum mehr als eine unschuldige anekdote sein. Nach dem briefe zu urteilen, den Lips 1789 gleich nach seiner ankunft in Weimar schrieb, scheint der herzog ihm persönlich noch ganz unbekant gewesen zu sein; denn seine hofnung, dieser werde ihn gut aufnehmen, beruhte auf dem, was Goethe ihm versicherte, und auf dem lobe, das die meisten leute ihm gaben, nicht auf eigener überzeugung, die er aus einem „wenn auch nur kurzen besuch des leutseligen fürsten in seinem dorfe" gewonnen haben würde. — Auch das, was über das zusammentreffen des jungen Tobler in Genf mit Goethe gesagt wird, ist irreführend. Schon drei jahre muss jener damals in Genf, wol bei dem pastor Diodati, gewesen sein; denn gegen Knebel gedenkt er er am 6. august 1782 seiner fast sechsjährigen abwesenheit. Wenn Goethe, als ihm Tobler zu Genf Lavaters buch überreichte, nicht zu einem vertraulichen gespräch mit diesem kam, so erklärt sich dies schon daraus, dass sie sich nur in gegenwart des pastors Diodati sprachen, wo Tobler vielleicht auch durch die bedeutung des berühmten mannes befangen war, und Goethe selbst, wie wir wissen und er selbst bei dieser gelegenheit ausdrücklich bemerkt, sich in geselschaft aufzuknöpfen nicht liebte. Hirzel sucht den grund, dass es zu keinem vertraulichen gespräch gekommen, darin, dass Tobler Lavaters homiletische bearbeitung der offenbarung Johannis Goethe gegeben; allein diese las Goethe erst später. Nach dem zweiten gespräch mit Tobler bemerkte Goethe, dieser habe zwar nähe und vertrauen zu ihm, aber wegen des unterschiedes der jahre sei es ihnen nicht wol zusammen geworden. Hirzel dagegen sucht den grund in dem unangeneh-

men eindruck, den Lavaters schriften, die genante homiletische beschreibung und der anfang seines aus derselben offenbarung geschöpften „Jesus Messias“ ihm gemacht, worüber er sich dem jungen freunde gegenüber nicht habe äussern wollen. Und doch spricht sich Goethe über leztere gegen Lavater selbst mit grossem lobe aus; sie habe ihm viel vergnügen gemacht, nur bedauert er, nicht gleich auch die zwölf folgenden gesänge zu haben. Kann man schlimmer als Hirzel misdeuten? Übrigens mag auch der umstand mitgewirkt haben, dass Tobler in Genf in dem trüben theologischen dunstkreise befangen war, der seine frische, freie natur drückte, und dass Goethe selbst die stadt äusserst fatal war, wie er frau von Stein verriet.

Wie höchst ungenügend des abschieds gedacht wird, den Lavater von den freunden noch in Schaffhausen zu nehmen von seinem herzen getrieben wurde, deuten wir bloss an, nicht einmal die denkwürdige erinnerung des herzogs daran ist erwähnt. Aber lebendige schilderung darf man bei Hirzel nicht suchen, der nur seine kollektaneen so gut oder schlecht, wie es ihm der augenblick gestattet, aneinander reihte. Die ausarbeitung des „in den bergen entworfenen“ (?) singspiels „Jery und Bätely“ sezt er „auf rechnung der in Zürich verlebten tage.“ Die berge und Zürich haben mit dem idyllischen singspiel nichts zu tun; dieses bildete sich im dichter, n a c h d e m e r d i e S c h w e i z v e r l a s s e n, da er ein andenken der glücklich vollendeten reise dem neuerbauten Weimarschen theater spenden wolte, wozu sein Züricher freund Kayser, dem er in Zürich noch nichts davon vertraut hatte, die musik liefern solte.

Als übergang zur dritten Schweizerreise erhalten wir eine weitläufige, nur längst bekantes ohne einen neuen zug bietende ausführung über die lösung von Goethes verhältnis zu Lavater, wobei aber gerade das bedeutendste übergangen wird, dass der angriff des Züricher propheten auf die von Goethe göttlich verehrte natur diesen erbitterte, was besonders hervortrat, als Tischbein, der mit Lavater in freundlicher verbindung stand, Rom und ihn verlassen hatte. Wenn Hirzel sonst mit albekanten briefstellen seine darstellung verbrämt, so durfte hier Goethes scharfe erklärung in den briefen an Herder nicht fehlen. Sogar Lavaters schriftchen vom jahre 1786 „Nathanael oder die eben so gewisse als unerweisliche göttlichkeit des christentums. Für Nathanaele, das ist für menschen mit geradem, gesundem, ruhigem, truglosem wahrheitssinne“, das derselbe Goethe als einem „Nathanael, dessen stunde noch nicht gekommen“, ins haus geschickt hatte, wird mit keiner silbe erwähnt, obgleich sich der eine brief an Herder gerade gegen eine stelle desselben wendet. Noch weit ungenügender ist das, was über Meyer bemerkt wird. Dass die erzählung im briefe vom 3. november 1786, wie Goethe im vatikan Meyers bekantschaft gemacht, auf später erfindung beruht, weiss Hirzel noch immer nicht, obgleich es seit dem erscheinen von Goethes ursprünglichen reisebriefen einem Goetheforscher kein geheimnis sein solte. Vor allem muste Hirzel hier des grossen werkes gedenken, das Goethe und Meyer über Italien beabsichtigten, da dieses mit dem dritten besuche der Schweiz in nächster verbindung steht. Um studien zu derselben zu machen, war Meyer 1795 nach Italien gegangen, wohin ihm Goethe im nächsten jahre folgen wolte, aber der krieg hielt ihn zurück, und im frühlinge 1797 erschreckte ihn die kunde von des freundes erkrankung. Da bat er diesen denn, nur eiligst in seine heimat zurückzukehren, die, wie schon einmal, seine gesundheit herstellen werde; von dort wolle er ihn nach Italien abholen. Kein wort sagt uns Hirzel von den briefen des ihm nach Stäfa entgegenreisenden Goethe, die rührende, herzliche zeugen seiner schmachtenden sehnsucht nach dem freunde sind, dessen ihm so woltätigen

umgang er fast zwei jahre hatte entbehren müssen. Wie herzlich freute er sich, diesen bald wider an der seite zu haben, um sich nie wider von ihm zu trennen, sich seiner reichen ergebnisse im lebendigsten austausche zu erfreuen. Dabei tröstete er sich leicht, solten sie auch auf einen widerholten besuch des landes der kunst und damit auch auf die ausführung ihres grossen werkes verzichten müssen. Hirzel begnügt sich zu bemerken, dass Meyer in den jahren 1795 bis 1797 auf einer neuen studienreise in Italien gewesen und Goethe ihm auf der rückreise bis in die Schweiz entgegengekommen, wo Meyer in Stäfa „von der reise sich noch einige zeit erholen wolte.“ Das soll ein treuer bericht sein!

Über das dritte „betreten des bodens der Schweiz“ liegen uns Goethes tagebuchbemerkungen vor; sie bedürfen aber der erläuterung, die man von einem Züricher nicht blos für den Züricher erwarten durfte. Aber dieser pflicht ist Hirzel nur teilweis nachgekommen; manches ist übergangen, einzelnes verfehlt. Als Goethe in Schaffhausen bei der abendtafel eine so bunte geselschaft trift, ist Landolt nach Hirzel „ein alter Züricher bekanter“, wovon das tagebuch nichts weiss; worauf sich Hirzels annahme stüzt, haben wir gesehen. Bei Goethes äusserung, er habe in Bülach die freude gehabt, „wider gemalte fenster“ zu sehen, wäre es seine pflicht gewesen, der seit Stuttgart gemachten beobachtungen über alte glasmalereien kurz zu gedenken, und wo möglich festzustellen, ob zu Bülach diese sich auf dem rathause, in der kirche oder im hause, wo er abgestiegen, befanden. Der bericht vom 19. über die abendtafel in Zürich, an der herr landvogt Im Thurn von Schaffhausen, der „vom syndikate aus Lavis zurückkehrte“, und ein anderer gleichfals aus Italien kommender Züricher teilgenommen, hätte dringend der erklärung bedurft. Aber Hirzel sagt uns nicht einmal, dass Goethe und der herzog 1779 diesen Im Thurm in Schaffhausen kennen gelernt, noch weniger dass Lavis (Lugano) und Luggarus (Locarno), Mendrisio und Val Maggia eine gemeinsame vogtei gebildet, wohin die zur zeit regierenden orte einen landvogt auf zwei jahre schickten. — Goethe berichtet vom 20., auf dem rückwege vom see habe er „die geistlichen zu und von einem verbrecher hinüber und herüber fahren gesehen.“ Wuste Hirzel dies nicht zu erklären oder übersah er es, genug der mit Zürichs geschichte nicht bekante leser sucht vergebens eine erläuterung. Der gefangenthurm für verbrecher, der sogenante wellenberg (erst 1838 abgebrochen), stand beim ausfluss der Limmat im see. Theologische kandidaten besuchten hier abwechselnd die gefangenen. In diesem turme hatte auch der unglückliche Waser gesessen, dessen bitte man erfülte, ihm am lezten morgen statt der dazu der reihe nach bestimten kandidaten Lavater, Hess, Schinz und Pfenninger zu schicken. Vgl. Meiners „Briefe über die Schweiz“ (zweite ausg.) I, 59 fg. 68. Weiter heisst es bei Goethe: „Dann brachte ich den morgen unter den hohen linden auf dem ehemaligen burgplatze zu.“ Hirzel bemerkt dazu nur, der einst so viel besuchte lindenhof sei heute so vernachlässigt. An einer frühern stelle (s. 7) gedachte er der „platzpromenade“ zwischen Limmat und Sihl. Woher der name „burgplatz“ stamme, erfährt man von Hirzel nicht. Es war dort die älteste helvetische anlage, an deren stelle die Römer ein kastell bauten. Meiners nent schon 1782 den platz „schützenplatz.“ Er bemerkt: „Diese promenade war ursprünglich (und ist es auf eine art noch jezt) eine fruchtbare wiese, die aber mit breiten und reinlichen gängen durchschnitten und mit prächtigen alleen von alten ehrwürdigen linden besezt ist. Die aussicht auf die stadt und weinberge jenseit der Limmat ist schön, aber ein wenig eingeschränkt. Hier gingen wir mehrere stunden in grosser geselschaft spazieren.“ Es war auch S. Gessners beliebter spaziergang.

Nach Hirzel hätte Goethe schon früher die bekantschaft von Johannes Escher gemacht, der jezt ihn und Meyer auf seinem landgute bei Herrliberg bewirtete. Als geschäftshaus, wodurch Cotta sendungen an Meyer besorgte, war freilich „Johann Escher im Thalacker in Zürich" Goethe bekant, aber von persönlicher bekantschaft zeigt sich keine spur. Erst im november 1798 erfreute der dichter ihn mit einer seiner arbeiten in dem ersten heft der „Propyläen." Weshalb die anekdote, Goethe habe beim ertönen der orgel im obern saale des hauses den ganzen saal im tanzschritt durchmessen, auf den zweiten besuch bezogen werden soll, sehen wir nicht. Wie es überhaupt mit der wahrheit der geschichte steht, bleibt demjenigen zweifelhaft, der weiss, wie manche solche sagen entstanden sind. Zu den leichtfertig ersonnenen zählen wir die märe, Meyer habe sich in die tochter des landrichters Kunz verliebt, so dass er verstört worden, als er ihre verlobung vernommen, Goethe aber habe ihn „durch einen höchst gelungenen vortrag" von Usteris lied „Freut euch des lebens" zu trösten gesucht. Die geschichte soll freilich ein 1803 geborener Züricher von seinem vater vernommen haben. Erst bei gelegenheit dieser anekdote hören wir, dass Goethe zu Stäfa im wirtshause „zur brandschenke" gewohnt, woneben noch das „zum löwen" erwähnt wird. Jedenfals wohnte auch Meyer in demselben gasthofe, seine mutter war gestorben und ihr haus wol verkauft. Während sonst diejenigen, welche Goethes aufenthalt in einzelnen städten verfolgen, über häuser und örtlichkeiten genaue auskunft zu erhalten suchen, ist Hirzel darum ganz unbekümmert, seine erwähnungen solcher sind nur zufällig und weit entfernt von anschaulicher schilderung.

Von Hans Kaspar Escher hören wir zwar, dass er in Rom mit Meyer bekant geworden und im sommer 1797 aus Italien zurückgekommen, aber in der lebensbeschreibung Meyers (Neujahrsblatt der künstlergeselschaft zu Zürich 1852) findet sich, dass dieser mit Escher und Weinbrenner die rückreise aus Italien (Florenz) gemacht. Hirzel erwähnt bloss, dass der maler Mako mit Escher gekommen und sich in Zürich niedergelassen. Über diese wäre Meyers spätere äusserung (Goethe „Winckelmann und sein jahrhundert" s. 337) anzuführen, auch wol, wie lange er in Zürich geblieben, zu ermitteln gewesen. — Entschieden falsch ist, dass die elegie „Euphrosyne" in Stäfa „fast fertig geschrieben" worden, da kaum der entwurf in der Schweiz (in Stäfa und Zürich) ganz zu stande kam. — Sehr schlimm ist es bestelt mit der deutung der beiden tagebuchbemerkungen: „Sonnabend, den 21. Früh von Stäfe ab. Mittags zu Herrliberg bei herrn hauptmann Escher. Sontag den 22. Früh herrn Eschers kabinet, das sehr schöne suiten des Schweizergebirges enthält." Hirzel lässt Goethe und Meyer bei Escher übernachten, wogegen entschieden die nichterwähnung des abends daselbst spricht. Natürlich fuhren sie abends weiter nach Zürich, wo sie im gasthof einkehrten. Hirzel beruft sich darauf, dass sie am morgen des 22. „herrn Eschers kabinet" sahen. Es steht aber nichts weniger als fest, dass Joh. Escher auf seinem landgute, ja dass er überhaupt ein mineralienkabinet besessen. Der besitzer des kabinets mit den „sehr schönen suiten des Schweizergebirges" war Konrad Escher, dessen wir schon gedachten. — Aus dem briefe Goethes an Usteri vom 8. märz 1817 folgt keineswegs, dass Goethe diesen persönlich kennen gelernt hatte, viel eher das gegenteil; denn unmöglich hätte Goethe unterlassen können, des früheren zusammentreffens zu gedenken, wenn er Usteri persönlich gekant hätte.

Ist nach dem gesagten der wissenschaftliche ertrag der schrift unbedeutend (über einzelnes, wie über den gastwirt Ott, den arzt Hotze, Bodmer und seine stif-

tung hätte noch manches neue gegeben werden können), so stösst sie durch den übertrockenen ton, den mangel an feile und kunstvoller darstellung den leser ab, statt ihn durch frisches leben eines anziehenden bildes zu fesseln. Alles gelehrte beiwerk war den anmerkungen zuzuweisen, eine fliessende, nicht durch gehäufte anführung längst bekanter stellen zerhackte schilderung zu geben, die leben und kraft aus den quellen sog, ohne mit dem vollen wortlaute der benuzten überlieferung den leser zu überschwemmen. Auch hätten wir gewünscht, das bild wäre nicht auf Goethe beschränkt geblieben, sondern auf Weimars beziehungen zu Zürich ausgedehnt worden. Denn nicht allein Goethe, auch der Weimarische hof stand mit dem helfer und spätern pfarrer von Zürich in verbindung, die herzogin war schon vor ihrer verlobung in Zürich gewesen und von Lavater und der Schweiz begeistert worden, dieser hatte ihr auch einen band seiner „fragmente" gewidmet und war lebhaft für das glück ihrer ehe besorgt. Prinz Konstantin liess sich von Lavater auf seiner leider so wunderlich endenden reise in die grosse welt segnen, Knebel erfrischte sich in Zürich und der herzog kam noch einmal während Lavaters leben nach der vor fünf jahren mit Goethe besuchten stätte, ja der dem tode nahe pfarrer der Zürcher Peterskirche, der mit unerschrockenem freimut sich seiner gemeinde und dem vaterlande gewidmet, nahm schriftlich noch rührenden abschied von Weimars Karl August und Luise, mit tiefem bedauern, dass Goethe sich von ihm auf ewig abgewant hatte. Da wäre wol eine lebendige, in sich gerundete darstellung der verbindung Weimars und Zürichs im lezten viertel des vorigen jahrhunderts zu leisten, die man gern läse und wider läse, während wir Hirzels „Neujahrsblatt" weder der form noch dem inhalte nach als anmutende geistesblüte begrüssen können.

KÖLN. H. DÜNTZER.

Dr. **Johannes Crüger**, Zur Strassburger schulkomödie. Strassburg 1888. 50 s. 8. (Aus der festschrift des protestantischen gymnasiums zu Strassburg, s. 305—354.)

Der verfasser behandelt zunächst die anfänge der Strassburger schulkomödie. Auch für Strassburg lassen sich drei perioden in der entwicklungsgeschichte des lateinischen schuldramas feststellen. Die erste derselben umfasst die zeit, in welcher der humanismus die ersten frischen geistesblüten auf dem gebiete des dramas erstehen liess. Während aber an anderen orten Deutschlands die klassischen dramen des altertums oder selbstgeschaffene lateinische schauspiele die aufmerksamkeit der gelehrten schulen und der universitäten erregten, zeigte sich in Strassburg nur geringe teilnahme. Wenn die nachricht verbürgt ist, dass ein verloren gegangenes lateinisches drama des Sebastian Brant „Herkules am scheidewege" von den schülern der domschule im jahre 1512 gespielt wurde, so haben wir damit den anfang des gelehrten schuldramas für Strassburg zu verzeichnen, dem erst 1539 der bei der eröfnung des protestantischen gymnasiums gespielte „Lazarus redivivus" des Sapidus folgte, ohne jedoch weitere schulaufführungen nach sich zu ziehen. Denn erst 1557 hebt die zweite periode der Strassburger schulkomödie an, in welcher unter Johannes Sturms sorgfältiger leitung die schüler des gymnasiums angehalten wurden, lateinische dramen aufzuführen, einmal um mit dem geiste des altertums vertrauter zu werden, sodann um in sitlicher beziehung sich zu veredeln. An der hand der ratsprotokolle der einundzwanziger zählt der verfasser die reihe der verschiedenen aufführungen dieser zweiten periode auf und lässt uns die mannigfaltigkeit der stoffe, welche gewählt wurden, erkennen. Die dritte periode, die blüte des Strassburger

schultheaters unter Kaspar Brülow, darzustellen, lag nicht in der absicht des verfassers; auch ist dies bereits in Jundts wertvoller arbeit geschehen.

Im zweiten abschnitt behandelt der verfasser das leben und die werke des Georgius Calaminus, der längere zeit lernend und lehrend in Strassburg lebte, seit 1578 am gymnasium zu Linz, zulezt als rektor, wirkte und 1595 starb. Ein geschmackvoller lateinischer dichter ist er der erste, der die Phönissen des Euripides in das lateinische übersezte (gedruckt Strassburg 1577; exemplar im britischen museum) und ausser einer menge von gelegenheitsgedichten zwei eklogen Philomusus und Daphnis seu Christus patiens dichtete. Seine beiden tragödien Helis (1591) und Rudolphottocarus (1594) gedenkt der verfasser an einem anderen orte zu behandeln. Dagegen bespricht er in einem dritten abschnitt das weihnachtsspiel Carmius sive Messias in praesepe (1576) und bringt dasselbe am ende zum abdruck. Das spiel, biblisch nach inhalt, von altklassischer form, ist eine nachahmung der Vergilschen ekloge.

Die arbeit des verfassers ruht auf genauen urkundlichen forschungen und verdient besonders deshalb lob und anerkennung, weil sie offenbare lücken in der geschichte des schuldramas ausfült.

WILHELMSHAVEN. HUGO HOLSTEIN.

ERWIDERUNG.

San Marte (A. Schulz) erklärt am schluss seiner an worten sehr reichen, an gründen wissenschaftlicher art leider sehr armen bekämpfung meiner schrift „das hohe lied vom rittertum usw.“ (in diesem bande der ztschr. s. 232—242), dass „meiner deduction durch den misverstand der *rehten ê* (in Parz. 468, 5) die wurzel abgeschnitten sei.“ Da dies der einzige punkt ist, in welchem er einmal aus dem reiche der phantasie heraus — leider vergeblich! — auf realen boden zu treten versucht, ein punkt zugleich, dem er eine entscheidende bedeutung in dem streite zwischen uns beilegt, so will ich mit wenigen worten zeigen, dass der misverstand nicht auf meiner, sondern auf seiner seite ist.

Ich habe die zeile *wert ir erfunden an rehter ê* mit Simrock und Bartsch, so wie es der zusammenhang fordert, auf Parzivals ehe bezogen, welcher Trevrezent, wenn sie eben eine *rehte*, d. h. sitlich reine und von wahrer und reiner minne getragene ist, eine vor der hölle bewahrende kraft zuschreibt. Das nent A. Schulz „unsinn“, verschuldet durch eine „idiosynkrasie gegen alle irgend religiöse auffassung des gedichts“, der gegenüber er sehr objektiv San Marte aufruft, der „gewiss den wahren sinn richtiger treffend“ übersezt habe: „wärt ihr auch rechtes glaubens.“ Jeder, der mit dem mhd. einigermassen vertraut ist, weiss, dass *ê* an sich nur die algemeine bedeutung „geltendes recht oder gesetz“ hat und dass es seine besondere bedeutung nur durch den zusammenhang oder besondere zusätze erhält. Das mhd. wörterbuch gibt dazu die umfassendsten belege. Soll es also auf religiöse verhältnisse angewant werden, so muss immer ein darauf bezüglicher zusatz dabei stehen, oder der zusammenhang muss unmittelbar darauf führen. Wir finden denn auch in allen stellen des Parzival, auf die sich Schulz = San Marte beruft, nämlich 13, 26. 108, 21. 752, 28 nicht das blosse *ê*, sondern *kristen ê*. Ich würde diese und ein dutzend andere aus beliebigen mhd. schriftstellern hier anführen, wenn es der raum erlaubte. Nun spricht Trevrezent in unserer stelle (467, 1 fgg.) nicht vom glauben, überhaupt nicht von religiösen dingen, sondern von Parzivals weibe, folglich wird 468, 5 der begriff *ê* eben dadurch näher bestimt als die ehe. Dass die verse 5—9

noch notwendig in den gedankenkreis der verse 1—5 gehören, folgt ja ganz klar daraus, dass Trevrezent auf die worte Parzivals 467, 26—27 *mîn hôhstiu nôt ist umben grâl : dâ nâch umb mîn selbes wîp* antwortet. Er spricht also 468, 1—9 von seiner *nôt* um sein weib und v. 10 fgg. von derjenigen um den gral. Und endlich: *ê* kann den „rechten glauben" im sinne San Martes, nämlich die subjective heilsaneignung im evangelischen sinne überhaupt nicht bedeuten, da es immer objektive verhältnisse, recht und gesetz in irgend welcher beziehung bezeichnet. Treues lieben bewahrt vor der hölle, das ist ja ein bekanter lieblingsgedanke Wolframs; vgl. Tit. 51 und Parz. 128, 23 fgg.

Auf die übrigen ausführungen San Martes einzugehen, hat keinen zweck, da es ihm nicht möglich zu sein scheint, sich in einen andern gedankengang zu versetzen als der ist, in den er sich so lange hineingelebt hat. Nur so kann ich mir auch die entstellungen erklären, die er in der widergabe meiner ansichten fertig gebracht hat. Nicht einmal citate, die er in anführungsstriche sezt, hat er richtig widergegeben; eins hat er sogar so wilkürlich verändert, dass baarer unsinn daraus geworden ist. Ich stelle zur kenzeichnung dieses verfahrens die stellen nebeneinander:

bei mir s. 65	bei San Marte s. 236 unten und s. 237 oben
„Nun aber hat er (Parzival) *der sêle ruowe erstriten* dadurch, dass er, um einen vulgären ausdruck zu gebrauchen, „den kopf oben behalten hat." Sein mannesmut hat ihn zum siege[1] geführt, indem er ihn vor verzweiflung schüzte, bis er den frieden in der demütigung vor gott fand und nun in geduld, doch unter fortdauernden sorgenvollen abenteuern, auf des *lîbes freude* wartete."	„sein mannesmut hat ihn zum siege über Feirefiz (!) geführt, indem er ihn vor verzweiflung schüzte, doch indem er sozusagen den kopf oben behielt, fand er den frieden in der demütigung vor gott."

Auf die ausfälle, welche sich der recensent auch gegen meine person erlaubt hat, antworte ich selbstverständlich nichts.

1) natürlich über den *zwîvel*.

BERLIN, OKTOBER 1888. GOTTHOLD BOETTICHER.

Antwort des referenten.

Da parteien nicht in eigener sache richter sein können, bleibe das endurteil bewährten sachverständigen überlassen.

MAGDEBURG, OKT. 1888. DR. SCHULZ.

NACHRICHTEN.

Der ausserordentliche professor dr. J. Bächtold in Zürich ist zum ordinarius ernant worden.

Der ausserordentl. professor dr. Rud. Kögel in Leipzig wurde als nachfolger O. Behaghels nach Basel berufen.

Prof. dr. Ed. Sievers in Halle wurde von der kgl. dänischen geselschaft der wissenschaften zum auswärtigen mitgliede gewählt.

Am 4. sept. d. j. starb zu Reykjavík der frühere bibliothekar Jón Árnason (geb. 17. aug. 1819), bekant als samler isländischer volkssagen und märchen.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

HIMMELGARTNER BRUCHSTÜCKE.

Der güte meines freundes dr. Richard Rackwitz in Nordhausen verdanke ich die mitteilung der im folgenden zum abdruck gebrachten fragmente. Sie sind sämtlich aus einbänden von büchern ausgelöst, welche der bibliothek des klosters Himmelgarten bei Nordhausen[1] *entstammen. Nr. 1 und 2 befinden sich jezt in meinem besitz, die übrigen gehören dem Nordhäuser städtischen museum an und sind mir von dessen conservator, herrn Hermann Arnold, in zuvorkommendster weise zur verfügung gestelt worden, wofür ihm mein verbindlichster dank ausgesprochen sei.*

1. Bruchstücke einer mittelniederdeutschen evangelienharmonie.

Von diesem in manchen beziehungen interessanten werke haben sich leider nur 6 pergamentstreifen erhalten. Drei breitere streifen gehören zusammen und liefern eine volle textcolumne des zweispaltig geschriebenen manuscriptes und einen nur je wenige buchstaben umfassenden abschnitt einer zweiten columne. Ein vierter streifen hat nahezu den umfang einer halben columne, so dass hier der versuch gemacht werden konte, das fehlende vermutungsweise zu ergänzen. Die beiden lezten streifen endlich haben nur geringe breite, umfassen also jedesmal nur wenige buchstaben, welche nicht gestatten, den zusammenhang mit einiger sicherheit festzustellen, in welchen sie gehören. Von der mitteilung des inhaltes dieser beiden streifen wie des randstückes der oben an erster stelle angeführten streifengruppe sehe ich danach ab. Besonderes sprachliches interesse haben die wenigen volständig überlieferten worte nicht, welche sich dort finden.

Die handschrift gehört der mitte des XIII. jahrhunderts an, wie mir einer unserer ersten handschriftenkenner, herr professor W. Schum hierselbst, freundlichst bestätigte. Unsere evangelienharmonie zählt also mit zu den ältesten denkmälern des mittelniederdeutschen. Um so mehr ist zu bedauern, dass so wenig von ihr auf uns gekommen ist.

1) Über diese bibliothek vgl. R. Rackwitz, Nachrichten über die St. Blasiibibliothek in Nordhausen und das kloster Himmelgarten bei Nordhausen, dem die bibliothek entstamt. Nordhausen 1883.

Auch sachlich ist das fragment nicht ohne bedeutung. Es repräsentiert eine von Tatian unabhängige bearbeitung des evangelischen textes, welche ich sonst nicht nachweisen kann. Zur vergleichung habe ich die nach dem deutschen auf grund der vulgata reconstruierte mutmassliche lateinische vorlage des deutschen bearbeiters mitgeteilt.

Zum abdruck habe ich nur zu bemerken, dass meine ergänzungen cursiv gegeben sind, und dass dieselben natürlich nur den ungefähren wortlaut des verlorenen andeuten, nicht aber mit sicherheit den ursprünglichen text widerherstellen wollen.

1[a].

mit kvlen. gesant *von den vorsten der*
p̄stere. vn̄ von den *eldesten des volkes*
vn̄ ivdas de ere lei*der was vn̄ ene vorret gaf*
en. en teken vn̄ sp*rak to en. Dene ek kusse*
5 de is it haldet ene *vn̄ ledet ene warlike*
wen au' vnse h're .... *woste*
alle dink de kum*ftich waren ouer ene*
Do trat he vore *vn̄ sprak. Wene so*
ke ie. Do antw*erden se eme vn̄*
10 spraken ihm̄ v*on nazareth. Do sprak*
ihc̄ ek ben it. vn̄ *ivdas de ene vorret*
de stunt mit de*n seluen. Vn̄ do he*
gesproken had*de ek ben it do gin-*
gen se to rucke *vn̄ velen an de*
15 erde vn̄ spracke*n vn̄ ihc̄ vragede*
se echt enes. Wen*e soke ie. Do ant*
werden se ihm̄ v*on nazareth. Do sprak*
he ek ben it. vn̄ *ek hebbe iv geseget*
dat ek it ben. S*oke ie mek so latet*
20 disse en wech ga*n. vn̄ dat gescach*

(*Mt. 26, 47*) et fustibus missi a principibus sacerdotum et senioribus populi. (*Mt. 26, 48*) Qui autem tradidit eum, dedit illis signum dicens „Quemcunque osculatus fuero, ipse est, tenete eum (*Mc. 14, 44*) et ducite caute.“ (*Joh. 18, 4*) Jesus itaque sciens omnia quae ventura erant super eum, processit et dixit eis „Quem quaeritis?“ (*Joh. 18, 5*) Responderunt ei „Jesum Nazarenum.“ Dicit eis Jesus „Ego sum.“ Stabat autem et Judas, qui tradebat eum, cum ipsis. (*Joh. 18, 6*) Ut ergo dixit eis „Ego sum“, abierunt retrorsum et ceciderunt in terram. (*Joh. 18, 7*) Iterum ergo Jesus interrogavit eos „Quem quaeritis?“ Illi autem dixerunt „Jesum Nazarenum.“ (*Joh. 18, 8*) Respondit Jesus „Dixi vobis quia ego sum. Si ergo me quaeritis, sinite hos abire.“ (*Joh. 18, 9*) Ut impleretur sermo

v̄me dat si wo*rt erwllet worde*
dat he sprak to si*neme vadere. De*
du me gegeven *heues nenene neheb*
be ek darvon vor*loren. Do ging*
25 ivdas to vn̄ spra*k Aue rabbi*
vn̄ kuste ene. D*o sprak ihc̄ to eme*
vrunt war to *queme du. ivdas vor*
redestu des men*schen sone mit eneme*
kusse. to hant *gingen se to vn̄*

1^{b}.

*helden ene. v̄n d*o gesagen de mit
*waren wat dar ku*mftich was. do toc*h*
*he sin swert u*t. vn̄ sloch des bisch*oues*
knecht vn̄ sloch eme af dat locht'e
5 *ore. Dat was sim*on petrus. vn̄ de
*knecht was malch*us genant. Do
*sprak vnse herr*e petro. stote din
*swert an sine ste*de alle de dat sw*ert*
entvahet ...... en vorderuene
10 *von deme swerde.* De kelik dene
min vader me gaf ne scal ek den nic*ht*
drinken. geloues du nicht dat ek mi
*nen vader bidden m*oge vn̄ he me sen*det*
*mere denne twe*lif scare [der] engele
15 *Wēne wo mogen* and'es irwllet w'de*n*
de scrifte ...... *d*e geseget hebben

quem dixit „Quia quos dedisti mihi, non perdidi ex eis quemquam.“ (*Mt. 26, 49*) Et confestim accedens ad Jesum dixit „Ave rabbi“ et osculatus est eum. (*Mt. 26, 50*) Dixitque illi Jesus „Amice, ad quid venisti? (*Luc. 22, 48*) Juda, osculo filium hominis tradis?“ (*Mt. 26, 50*) Tunc accesserunt et tenuerunt eum.

1^{b}.

(*Luc. 22, 49*) Videntes autem hi qui circa ipsum erant quod futurum erat. (*Luc. 22, 50*) Et (*Mc. 14, 47*) educens gladium (*Luc. 22, 50*) percussit unus ex illis servum principis sacerdotum et amputavit auriculam eius dexteram. (*Joh. 18, 10*) Simon ergo Petrus ... Erat autem nomen servo Malchus. (*Joh. 18, 11*) Dixit ergo Jesus Petro „Mitte gladium tuum in vaginam *neben Mt. 26, 52* Converte gladium tuum in locum suum. Omnes enim qui acceperint gladium, gladio peribunt. (*Joh. 18, 11*) Calicem quem dedit mihi pater, non bibam illum? (*Mt. 26, 53*) An putas quia non possum rogare patrem meum, et exhibebit mihi modo plus quam duodecim legiones angelorum? (*Mt. 26, 54*) Quomodo ergo implebuntur scripturae, quia sic oportet fieri?“

*dat it so geschen sal. Do ro*rde he den knecht.
*vñ makede ene gesu*nt. in der stunde
*do sprak ihē to dem*e volke vñ sprak.
20 .... *ie quam̄* mit swerden
*vñ mit kulen als*e iegen enē mordʼe
*mek to vaene . nu wa*s ek alle dage bi iv
*in deme temple vñ le*rde vñ ie ne helde*n*
mek. vñ dat geschach al dar v̄me. dat
25 *de scrift erwllet w*orde. Do leten en
*sine ivngerē vñ v*logen von eme.
*vñ en ivngelinc volg*ede eme de was
*gekledet mit enem*e linenē klede.
ouer deme nakeden vñ he let dat kled

2[a].

vñ oppenbareden sek to iherlm̄. vele
lvden. Do centurio gesach wat dar ge
schen was. Do sprak got louede he got
vñ sprak. wʼlike disse was goddes sone
5 vñ al dat volk dat dar gegenwardich
was. vn sach wat geschen was. sloch
sek vor sine bruste vñ sprak kerden.
vñ alle de kūden stunden vʼne von
eme. vñ de vrowen de eme gevolget
10 waren van galilea. vnder den was
maria magdalena. vñ maria iacobi
vñ iosepes mv̊der. vñ div mv̊der

(*Luc. 22, 51*) Et cum tetigisset auriculam eius sanavit eum. (*Mt. 26, 55*) In illa hora dixit Jesus turbis „Tanquam ad latronem existis eum gladiis et fustibus comprehendere me: quotidie apud vos sedebam in templo docens, et non tenuistis me.“ (*Mt. 26, 56*) Hoc autem totum factum est ut adimplerentur scripturae ... (*Mc. 14, 50*) Tunc discipuli eius relinquentes eum omnes fugerunt. (*Mc. 14, 51*) Adolescens autem quidam sequebatur eum amictus sindone super nudo ..., (*Mc. 14, 51*) at ille reiecta sindone nudus profugit ab eis.

2[a].

(*Mt. 27, 53*) venerunt in sanctam civitatem et apparuerunt multis. (*Luc. 23, 47*) Videns autem centurio quod factum fuerat, glorificavit deum dicens: (*Mt. 27, 54*) „Vere filius dei erat iste.“ (*Luc. 23, 48*) Et omnis turba eorum qui simul aderant ... et videbant quae fiebant, percutientes pectora sua revertebantur. (*Luc. 23, 49*) Stabant autem omnes noti eius a longe et mulieres quae secutae eum erant a Galilaea ..., (*Mt. 27, 56*) inter quas erat Maria Magdalene et Maria Jacobi et Joseph mater et mater

sente iohannes vn̄ sente iacopes
vn̄ wenne div hochtit was. anstan
15 de. dat de lichamen nicht ne bleuē
an deme cruce. in deme sunnauēde
baden de ivden pilatuse. dat man
ere ben breke vn̄ neme se von deme
cruce. Dar v̊me quamē de ridd'e
20 to deme ersten vn̄ braken eme sin
ben. vn̄ ok deme anderen de mit eme
gecruceget was. Do se au' quamē
to ihū. vn̄ sagen dat he ioto dot was
do ne braken se sine ben nich. Der
25 en der riddere dede eme sine siden
op. mit eneme spere. vn̄ to hant vlot
dar vt blot vn̄ water. Do it an de
me auende was. Do quā en edele
rike man. von armenie. iosep de

2[b].

ok bedende was des hemerikes. wanne
he was en ivngere ihū doch hemlike
durch dar ivden vorchten. De trat man
liken in to pilatuse vn̄ bat eme den
5 lichamen geuen. Do nam pilatuse
wunder of he ioto dot were. vn̄ sande
na deme riddere deme he de hude be
volen hadde. vn̄ vragede ene af he
ioto dot were. vn̄ do he des gewis

filiorum Zebedaei. (*Joh. 19, 31*) Judaei ergo, quoniam parascheve erat, ut non remanerent in cruce corpora sabbato ... rogaverunt Pilatum ut frangerentur eorum crura et tollerentur. (*Joh. 19, 32*) Venerunt ergo milites et primi quidem fregerunt crura et alterius qui crucifixus erat cum eo. (*Joh. 19, 33*) Ad Jesum autem cum venissent, ut viderunt eum iam mortuum, non fregerunt eius crura. (*Joh. 19, 34*) Sed unus militum lancea latus eius aperuit, et continuo exivit sanguis et aqua. (*Mt. 27, 57*) Cum autem sero factum esset, venit quidam (nobilis *Mc. 15, 43*) homo dives ab Arimathaea nomine Joseph,

2[b].

(*Mc. 15, 43*) qui et ipse erat expectans regnum dei (*Joh. 19, 38*) eo quod esset discipulus Jesu, occultus autem propter metum Judaeorum. (*Mc. 15, 43*) Et audacter introivit ad Pilatum et petiit corpus Jesu. (*Mc. 15, 44*) Pilatus autem mirabatur si iam obiisset. Et accersito centurione interrogavit eum si iam mortuus esset. (*Mc. 15, 45*) Et cum cogno-

10 wart von eme. Do gaf he den licha
men ihosepe vñ iosep kophte en
reine lilaken. vñ nam den lichamē
von deme cruce vñ nichodom⁹ de
dar komen was des nachtes von
15 deme crv to vnseme h'ren. de brach
te alse hundert punt divrer sal
ue von mirren vn von aloe. vñ be
wunden dar inne den lichamen
mit and'em edelen krude. alse
20 man pleget de ivden to begraue
ne. vñ legeden den lichamen an
en nvwe graf. dat he eme selue
gehowen hadde an enen sten.
vñ welte enen groten sten vor
25 de dore des graues. vñ ander stat
dar ihs̄ gecruceget wart. dar
was en garde vñ in deme garden
was dat nve graf dar vor des nemā
in geleget ne was vñ maria mag

visset a centurione, donavit corpus Joseph. (*Mc. 15, 46*) Joseph autem mercatus sindonem (mundam *Mt. 27, 59*) et deponens eum (*oder* et accepto corpore *Mt. 27, 59*) ... (*Joh. 19, 39*) Et Nicodemus qui venerat ad Jesum nocte primum, ferens mixturam myrrhae et aloes quasi libras centum ... (*Joh. 19, 40*) Et ligaverunt illud linteis cum aromatibus sicut mos est Judaeis sepelire. (*Mt. 27, 60*) Et posuit illud in monumento novo, quod exciderat in petra, et advolvit saxum magnum ad ostium monumenti. (*Joh. 19, 41*) Erat autem in loco ubi crucifixus est, hortus, et in horto monumentum novum in quo nondum quisquam positus erat. (*Joh. 20, 1*) Una autem sabbati Maria Magdalene venit mane ...

2. Bruchstücke eines Cato.

Zwei papierblätter in octav aus dem ende des XV. jahrhunderts, das lateinische in grösserer, der deutsche text in kleinerer schrift darunter. Für die fehlende übersetzung von II, 30 ist raum gelassen.

Den deutschen text gebe ich buchstäblich; im lateinischen habe ich die der gewohnheit der zeit nach sehr häufigen abkürzungen aufgelöst.

1ª.

II, 10. Victorem victo superare sepe videmus

Summa {
Den du weyst dir nich gleyche
Magis geseȳ ym entweyche
Der obir wȳdē dicke obir ficht
Den oberwynder als mā spricht.

11. Aduersus notum noli contendere verbis
His minimis verbis interdum maxima crescit

Summa { Wider eȳnē bekēte mā
saltu keynē streyt nit hāt
Es ko̊met zetlicher zceyt
Von kleynē verten grosser streyt.

12. Quod deus intendit noli perquirere sorte
Quod statuit de te sine te deliberat ipse

Summa { Du salt mit tzoubēr nicht vo'suchē
Was gotes wille vil gebruchē
Was her schicket ordentlich
Das betracht her wol an dich.

13. Invidiam nimis cultu vitare memento
Que si non ledit tamen hāc sufferre molestum est

Summa { Mit vleyß du vermide
Hast vnde auch den neyde'
Ob er dir nichs anders thut
So macht er dach dir swerē muth.

1[b].

14. Esto animo fortis quum sis damnatus inique
Nemo diu gaudet qui iudice vincit iniquo.

Summa { Dū sal starckes gemūtes lebin
Wil dich eȳ boßes recht vorteylē
Her fraūwet sich dy lenge nicht
Wer mit boßem rechte fycht.

15. Litis preteriti noli maledicta referre
Post inimicicias iram meminisse malorum est.

Summa { Das vorgehē gutes schande
Nymē (?) mer weder geande
Wēne boße luchte thū das
Dy noch der vntschafft tragē haß.

16. Non te collaudas nec te culpaberis ipse
Hoc faciunt stulti quos gloria vexat inanis.

Summa { Sehe dach das du nūmer alzo ertobest
Das du dich scheltest ader lobest
Torē thū offt alzo
Die eytel lob machet fro.

17. Vtere quesitis modico dum sumptus abundat
Labitur exiguo quod partum et tempore longo.

Summa { Nach grôssem brauch saltu sparē
Vnd vor schaden dich bewarē.

2[a].

25. Spem retine. vna spes hominem non morte relinquit

Summa { Nich traurig biß zu keyner frist
So es dir mysselūgē ist
Hab hoffenūge die keinē mā
nich in dem tôd pflicht cze lan.

26. Rem tibi quam noscis aptam dimittere noli
Fronte capillata post hec occasio calua est.

Summa { Eyn ding das dir eben ist
Das laß von dir zu keyn'e frist
Gelicke off eynē zu stat
Das eȳ doch darnach vorlat.

27. Quid sequitur specta. quidque iminet ante videto
Illum imitare deum qui partem spectat utramque

Summa { Was yecz ist oder geschehē sol
Das solt du vor fursehē wol
Empfilch got dein getat
Der anfang vnd das ende hat.

28. Fortius vt valeas interdum parcior esto
Pauca voluptati debentur plura saluti.

Summa { Byst meßig zu aller stūdt
Das du belybest wol gesūt
Die natur ein wēnig (?) hat
Da mit gesundheit nit bestat.

29. Judicium populi nunquam contempseris vnus
Ne nulli placeas dum vis contempnere multos.

2[b].

Summa { Die sorg der gesundheyt
Sey von erstē die bereit
Die zicz wil noch von schuldigē seȳ
ob der k'anck liczit der lebe deī.

30. Sit tibi precipue quod primum est causa salutis
Tempora ne culpes cum sint tibi casa doloris

31. Somnia ne cures nam me9 humana quod optat
Dum vigilat sperat. per somnum cernit id ipsum.

Summa { Du solt erē nit entruchē
mā sagt vnd'e dē buchēn
Was eȳ mā wacheyt begert
Das in des eȳ traū gewert.

III, *praef.* Hoc quicunque velis carmen cognoscere lector
Hec precepta feres que sunt gratissima vite

Summa { Welcher leßer gescheyt
Weyl merkē uff disse gedicht
Der sol merkē disse lere
Der gebt manich vn̄ auch ere.

1. Instrue preceptis animum ne discere cesses
Nam sine doctrina vita est quasi mortis imago.

3. Bruchstücke eines mittelniederdeutschen spieles vom leben Jesu.

Auch diese fragmente gehören, wie nr. 1, mindestens noch der mitte des XIII. jahrhunderts an. Leider sind sie sehr verstümmelt. Sie sind erhalten auf zwei zusammenhängenden stücken eines pergamentdoppelblattes in kleinem octavformat. Von dem rückblatt sind die obersten 10½ zeilen erhalten, von dem vorderblatt nur je 6. Die schriftbreite beträgt auf dem rückblatt 9,7 cm.; von dem vorderblatt sind am äussersten rande je 1,7 cm. der columne abgeschnitten. Die schrift, an sich schön und deutlich, ist vielfach abgerieben, so dass vieles nur durch anwendung von reagentien zu entziffern war, und an einigen stellen versagte auch dies hilfsmittel.

1ª.

Tc̄ īfantulus dulcissim9 dn̄s ihc̄ se*deat in*
g'mio dil'ce matris sue. & dicat ad p*almam*
Ich bede di nv palmenbom. da n........
miner moter not. unde bogetich *neder in er*
5 scot. Statī aū aduocē p̄cipiētis dn̄*i decli*

1ª. *Der text dieses fragments stamt aus dem evangelium Nicodemi, Tischendorf, Evang. apocr.*² *87, Schade, Liber de infantia s. 39. Eigentümlich ist, dass die flucht nach Egypten vor dem bethlehemitischen kindermord durchgeführt erscheint.* 3 da n] da *scheint mir sicher zu sein; für* n *ist vielleicht* te *zu lesen mit unvolständig erhaltenem* e. *Eine sichere ergänzung vermag ich nicht zu finden. Der lat. text lautet* Flectere arbor et de fructibus tuis refice matrem meam.

net se arbor palme. asūmo cacum*ine*
ad plātas beate v'ginis marie. &

1[b].

.... 'itatur īregnū suū. & ɔuocet scri
ptores & phariseos. & dicat. Ha*t imā* v'nomē
war de dri konige sin gecomē. den we haten
geboden dat se to vns weder scoldē komē. At
5 *illi dic̄.* In betlehem. wart on de nige konig
getoget. se reden dorch dat vromede lāt. vn̄
*kerden w*eder in ost'lant. Tc̄ herodes dicat

2[a].

simo' cursu a facie dn̄i. & agl'a magestatis ei9.
& īt'im cor9 cātet. Reliq'd eū tēptator. & accedāt ā
gl'i & ministrēt ei. & cātēt. dulcisona uoce iubilā
do. O amor ds̄ deitas. magestatis essentia. Trini
5 tatis societas. uerus & amicicia. sūmi boni leticia.
Tu siciens sacietas. uite plena felicitas. Cor9. Te
scm̄ dn̄m. angl'i. Te decet. Corus. Cherubī. angl'i
Te decet. Deīde v'tat' dn̄s & uēiat iuxta mare
galilee. Cor9 cātet. Ambulās ihc̄. & īueniat pe
10 trū & andreā rętia mitētes īmare. & dicat eis
.... ueniāt iacob9 & iohēs. p9

2[b].

scolen de ewigen vroude ent uân vō deme
uat'e min. Nv villeben kindere min. gi
scolen gode vrūde vnder tuisgen sin. Gi
scolen wolwillich. vn̄ otmodich. gehorsam
5 vn̄ v̄derdenich sin. so scal īdeme rike mi

1[b]. 2 Ha*t imā*] *nur* Ha...a *zu lesen.*

2[a]. 1 *Zu ergänzen ist etwa* [Et recessit diabolus uelocis]simo 2 *Vgl. Matth. 4, 11* Tunc reliquit eum diabolus, et ecce angeli accesserunt et ministrabant ei. 4 *Diesen hymnus vermag ich nicht nachzuweisen.* 7 Te decet] *vgl. zu Murbacher hymnen nr. XXV*[a]. 8 *vgl. Matth. 4, 18* Ambulans autem Jesus iuxta mare Galilaeae vidit duos fratres, Simonem qui vocatur Petrus, et Andream fratrem eius, mittentes rete in mare ... 19. et ait illis „Venite post me, et faciam vos fieri piscatores hominum.“ 20. At illi continuo relictis retibus secuti sunt eum. 11 *Die erste hälfte der zeile ist abgeschnitten.*

2[b]. *Der anfang des fragmentes ist ein knapper auszug aus der bergpredigt; daher der schlusssatz* Explicit praedicatio *z. 6 fg.*

nes vateres guwe lon dusen volt sin. Ex
plicit p̄dicatio. Ipse . . . . Wi laten alle v̄
se diet. Cor9. Mirabātur om̄s. Deīde veīat
consubrinus dn̄i iohēs ewͣgl’ista. & roget
10 matrē dn̄i & dn̄m cū discipl’is suis adnup
tias. Ihc̄ villebe . . . .

7 *Vor* Wi *ein wort von 4—5 buchstaben unleserlich.* 8 se diet *sehr zweifelhaft. Dem folgenden liegt zunächst Matth. 7, 28:* Admirabantur turbae super doctrina eius *zu grunde, dann folgt, mit* Deinde, *die überleitung zur hochzeit von Cana nach Joh. 2, 1:* Et die tertia nuptiae factae sunt in Cana Galilaeae, et erat mater Jesu ibi. 2 Vocatus est autem et Jesus et discipuli eius ad nuptias. 11 *Der rest der zeile ist abgeschnitten.*

4. Bruchstücke einer Marienklage.

Erhalten sind diese bruchstücke auf fünf übel mitgenommenen papierstücken, welche die schrift dem XV. jahrhundert zuweist. Das format der handschrift, welcher sie einst angehörten, war das bekante halbgebrochene folio, das sogenante registerformat[1]*: das zweite blatt, welchem nur der obere rand fehlt, hat eine länge von 31 cm. gegen 10,5 cm. breite.*

An der herstellung der blätter sind drei etwa gleichzeitige hände beteiligt gewesen. Die erste schrieb bl. 1^{ab} *und* 4^{a}*, die zweite bl.* 2^{ab} *und* 4^{b}*, die dritte bl. 3 und 5.*

Das ganze trägt einen conceptartigen charakter; das stück ist offenbar in der handschrift einer umarbeitung oder erweiterung[2] *unterzogen worden. Neue blätter wurden eingeschoben, und dafür einzelne bereits beschriebene seiten mit je zwei sich kreuzenden linien durchstrichen, soweit sie nun bloss noch widerholungen des auf den neuen blättern stehenden textes enthielten. So ist bl. 2 vor bl. 3 sicher eingeschoben. Es widerholt in seiner z.* 5^{b} *bis schluss den ganzen inhalt der durchkreuzten vorderseite von bl.* 3^{a}*; dann geht der text auf bl.* 3^{b} *weiter. Es ist aber offenbar mindestens noch ein zweites einschubsblatt verloren gegangen. Zwar fehlt das untere drittel von bl. 3 (etwa raum für 15—16 zeilen bietend); aber auf diesem drittel kann der text nicht wol gestanden haben, welcher den anschluss von* 2^{a}*, 31 an* 3^{b}*, 1 zu vermitteln hatte, denn die ganze vorderseite von* 3^{a}

1) Vgl. Mone, Schauspiele des mittelalters II, 119. Weigand, ztschr. f. d. alt. VII, 546. Grein, Alsfelder passionsspiel s. IV.

2) Über ähnliche erweiterungen in der hs. des Alsfelder passionsspiels s. Vilmar, ztschr. f. d. alt. III, 478. Grein s. V.

war sichtlich durchkreuzt. Die kreuzlinien beginnen oben genau in den ecken der columnen, kreuzen sich in der mitte des volständig gedachten blattes und würden verlängert wider genau in die untern ecken des volständigen blattes treffen, ebenso wie dies bei bl. 5ª, dem untern stück einer verstümmelten seite, der fall ist. Danach scheint es also bei dem einschub von bl. 2 (und dem verlornen ergänzungsblatt) auf eine erweiterung des textes abgesehen gewesen zu sein: an bl. 3ª fehlen, wie bemerkt, nur 15—16 zeilen, dafür stünde auf der andern seite der umfang zweier ganzer seiten, die allerdings nicht ganz beschrieben gewesen zu sein brauchen.

Schwieriger ist die beurteilung des zweiten falles von ergänzung, auf bl. 4 und 5. Hier ist bl. 5 das ältere. Es hat nach links noch einen schmalen streifen, der über den alten falz hinausgeht, und auch auf diesem ist (neben einem vereinzelten ge*) noch der rest eines kreuzungsstriches zu sehen*[1]*. Wahrscheinlich ist also bl. 5 der rest des mittelblattes einer alten lage, dessen beide innenseiten durchkreuzt waren. In die mitte dieses blattes ist dann das blatt (oder die blätter) eingeschoben, als deren rest bl. 4, das kopfstück einer columne, vorliegt; bl. 4ᵇ, 4—8 entspricht dem getilgten bl. 5ª, 1—5. Auffällig ist dabei nur, dass das eingeschobene blatt nicht von éiner hand, sondern von zwei verschiedenen händen geschrieben ist: die vorderseite von dem schreiber von bl. 1, die rückseite von dem schreiber von bl. 2. Ist nun bl. 2 sicher ein einschubsblatt, so wird das gleiche unter diesen umständen auch wol von bl. 1 gelten müssen, obwol hier direkte zeugnisse fehlen. Die sache läge danach vermutlich so, dass die ursprüngliche handschrift von dem schreiber von bl. 3 und 5 geschrieben gewesen und dann von zwei mit einander wechselnden andern schreibern mit zusätzen und ergänzungen versehen worden wäre. Eine solche ergänzung war wahrscheinlich nach 4ᵇ, 8 = 5ª, 5 beabsichtigt; leider bricht der deutsche text von bl. 4 gerade mit jener zeile ab, aber es folgt darauf die anweisung* [et vertit] se ad populum, *auf bl. 5ª abweichend* et facit quasi cadere velit *mit folgendem deutschen text. Hier solte also offenbar noch ein neues stück text eingeschoben werden.*

Die gesangsstücke bl. 1ᵇ, 9—13. 2ª, 29—30. 2ᵇ, 20—26 = 3ª, 17—22 sind mit noten versehen, deren widergabe hier unterbleiben muss. Auf bl. 3ª, 17 fgg. sind — was ich im abdruck durch

1) Die vorderseite dieses streifens enthält noch spuren einiger grossen anfangsbuchstaben, ein strich ist aber nicht vorhanden.

klammern vor den betreffenden zeilen angedeutet habe —, die correspondierenden zeilen der beiden strophenhälften unter nur einmaliger notenvorzeichnung zusammengeschrieben, während der schreiber von bl. 2 bei seiner abschrift die zeilen auseinander löst und demnach die betreffende notenfolge doppelt gibt.

Alle fünf blätter haben durch verbleichen oder abreiben der schrift, durch löcher oder risse u. dgl. mehr oder weniger gelitten. Am übelsten ist es bl. 3 ergangen; der text der rückseite konte nur mit anwendung von reagentien, und auch so nur bruchstückweise entziffert werden. Meine ergänzungen gebe ich auch hier wider cursiv, und zwar im algemeinen ohne besondere angabe des speciellen grundes, der im einzelnen falle das fehlende zerstört oder unleserlich gemacht hat. Versschlüsse innerhalb nicht abgesezter zeilen habe ich durch ‖ ausgezeichnet.

Zu einer genaueren bestimmung der verwantschaftsverhältnisse des spieles, dem unsere fragmente — eine ausgeschriebene Marienrolle — gehören, genügt der umfang der bruchstücke kaum. Die wesentlichsten berührungen mit andern spielen habe ich unter dem text vermerkt.

1ª.

Owe der iēmerlichin m'e
Daz ich vil arme tod were
sal ich solch leyt finde
an mye libin kinde.
5 &c
Ich weyß wol swest' sy sind ome grā
Wolde got daz oz my czam
Czu ghende dez nachtez vf der strasßē
Ich wolde sin taln gelasße
10 Ich ginge nach myme libin kinde
Ob ich oz ergn̄ konde finde
Daz ich dach sege waz ome gesche.
It̄ qn̄ ihc̄ duci' ad cayphā tn̄c
ma'ia obviat ei dicēs
15 Ach mȳ hercze libe kind

1 = *Alsf. passionssp. 5328. S. Galler passionssp. (Mone I, 105), 779.* 4 *Nach* libin *ist* koni *(angefangenes* konde?) *ausgestrichen.* 6 *Die anrede an die schwestern erklärt sich aus der spielordnung des Alsfelder passionsspieles, Grein s. 182,* deinde Maria cum duabus sororibus suis exeundo cantat. 11 *Vgl. Alsf. passionssp. 5821.*

Wy obele von dir gewechen sind
Dyne iūgʼn vn̄d dyne frude
O libe kind daz ich konde
Dach czu dy gelange
20 Vn̄d muste dich v̄me fange
Vn̄d dan̄ sterbn̄ tod
Owe kind der großn̄ nod
Ach *ir li*bn̄ frūde mȳ
Laßt ome daz lebin sin
25 Vnd toted mich dach vor on
Ach wo sal ich arme hen
Owe d*er* iēmerlichin fard
Ach d*az ich ie* geborin ward

1[b].

Maʼia ad petr'
O petre libe frūt mȳ
Du soldest der aller beste syn
He had gudn̄ gloubn̄ zcu dy geh*ad*
5 Nŏ finde ich an dusßer stad
Daz din truwe ez geswached
Wenn̄ du hast gar obele gethan
As eȳ vngetruwe man
Owe ist ymāt so gud ‖ der mich armē mut*er* ‖
10 erlose von dussin noten ‖ owe iā.......
toten ‖ Ioh' libe o*me* mȳ ‖ ghewy czu der
marter *sin* ‖
vnd hilff my clagin syne nod ‖ o*we* wʼe h*e*
noch nicht tod . . . . frund ioh'

2[a].

Owe *der* wesselūge
Ach schepp aller dinge
Sal ich mȳ ding ßo ergebn̄
Du bist die warheyt vn̄ daz lebn̄

17 *Lies* frūde; *ein strich über dem* u *ist nicht zu sehen.* 28 ie] *ein rest des* e *noch erhalten.*

1[b]. 1 *Auch nach der Alsfelder spielordnung wendet sich Maria zu Johannes und Petrus, Grein s. 183.* 9 gud] *lies* guter 11—13 = *Egerer fronl. 6036—39; weiteres bei Milchsack s. 228, anm.* 12 he] *vom* h *nur ein rest erhalten.*

2[a]. 1 *Die erste zeile von* 2[a] *halb abgeschnitten und unleserlich.*

5 Recedūt & cātāt Ecce videm9
cū nō habent|
Ach der iēmerlichˢ smercze [spe|
Ach ach mȳ krāke hercze
Vō iāmˢe vñ vō großе lede
10 Syt ich huthe nu muß schede
Vō ihū mȳ libñ ßone
Der an den cᵛce scone
Iēmerlichē muß sterbñ
Konde ich den tod herwerbñ
15 Daz were mȳ herczē ßusße
Ach schreged hende weynet fusße
So lange daz sterbē si tod
So had eȳ ende deß iāmer nod
&c.
20 Ach ich hore eȳ ruff
Daz ist mȳ kind daz mich geschuff
De had eȳ ruff ßo krēlich
Libe iohēs ich bethe dich
Daz wedder lasßes gen
25 Med iāmˢe vndˢ daz crucze sten
Czu mȳ libñ kind
Ob ich oz nach lebenīg finde
Maˢia aꝑpinquat ad cᵛcē cāntans
Owe owe owe ich hoˢe eȳ iēmˢe*lichen ruff*
30 Daz iz mȳ kind dy mich ᵍᵉschuff ‖ dē ich on *alle swˢe* gar ‖ mr̄ ̄vnd mayt gebar
Eya du hˢcze kindelin
Ich wil dich bethe mag oz sin
Weñ oz czemed de kinde wol
35 Daz oz dy mt̄ geczwyde sal
So bethe ich dich nicht me
Tᵃhe me p9 te
Czuch mich an daz cᵛce din

20f. = *versikel XVI bei Schönbach, Marienklagen s. 5.* 20—27 = *Alsf. pass. 6175—6182. Trierer marienkl. (Fundgr. II, 266) 16 fg. 19—26.* 22 krē-lich] *die lesung ist nicht ganz sicher; Alsf. hat* krenglich, *Tr.* krenkelich. 24 *Ergänze* du uns 27 *Vgl. Egerer fronl. 6149.* 29 eȳ iēmˢe] *der strich über dem* e *von* iēmˢe *ist rückwärts gezogen bis über das* y *von* ey. 29—30ᵃ = *versikel XVI bei Schönbach a. a. o.* 30ᵇ—31 = *versikel III, 3 fg.* 36 *Nach* ich *ist* me *ausgestrichen.* 38 *Vgl. Unser vrouwen klage 786. Böhm. Marienkl. (Schönbach s. 58) 145. Heidelb. pass. 5503.*

Sint wy beyde eȳnes fleysch*es*
40 & āplexat' cʳcē cātad' [sy*n*
ramos arbor alta dᵗ
Owe welich rad sal my w'den

2ᵇ.

. . . . uff der erd
. . . *er*barmē ober mȳ weynē
Or h'cze . . . harten steyne
Ach du wūnigliche boum
5 Neyne dine czelliche gavm
Vn̄ dinē ast nach myner ger = 3ᵃ, 1
Vn̄ erbarme dich ī myner swer
Nu sich die luthe in sollich' schicht
Ober mich wollē erbarmē nicht
10 In dusßer betterlichn̄ not 3ᵃ, 5
Ach nu kū du bloder tot
Wy lange wiltu forichtē mich
In dusßer nod deß froge ich dich
Daz mich nemest balde
15 Io ist daz lich mȳ salde 3ᵃ, 10
Iēmerlichē vorloschē gar
Deß muß ich bebn̄ trost' bar
Vff erdn̄ vn̄ ruwe tribe
So lange daz ich thot blebe &c
20 Großer clage ist my not. ‖ owe legich v'en tod ‖ 3ᵃ, 15
Schepp vat' bestu mȳ ‖ vn̄ ich dȳ gebererin &c.
Owe kind ‖ dine wāgē sint ‖ dy ßogar vorblech*en*
Al dȳ macht ‖ vn̄ dȳ kraf ‖ ez dir ßo gar entwechē
25 Owe tod ‖ dusse nod ‖ matstu volenden 3ᵃ, 20
Daz [Du] vō dir ‖ biß her czu mir ‖ dine botē sendest
V frowē vn̄ ir mā

41 ramos] *der erste buchstabe ist zweifelhaft; er sieht mehr wie* 7 = et *aus.*
2ᵇ, *5 Lies wol* Neyge diner czelliche (= zelgen) gavm; *was aber* gavm *bedeutet, ist mir unklar. Im übrigen vgl. Bordesholmer marienkl. 734. Lichtentaler marienkl. 91. Böhm. marienkl. (Schönbach s. 58) 145.* 14 *Ergänze* du *nach* Daz. 17 *Lies* lebn̄. 20 fg. = *versikel XV bei Schönbach s. 4.* 23 fg. = *versikel V, ebenda s. 3.* 25 fg. = *versikel VII, ebenda s. 3.* 27—30 *Vgl. Prager Marienkl. (Schönbach s. 65) 65 fgg.*

Syd mynes libes kindes tod an
Vn̄ helffet my clage mȳ leyd 3[a], 25
30 Daz trage myt grosßer bettherkeyd
& v'tit se ad c'cē dicens

3[a].

Dinen ast noch myn' beger = 2[b], 6
Vn̄d erbarme dich in myn' sw'e
Nu sich dy lüte in solch' schicht
Ober mich woln̄ erbarmē nicht
5 In disser bitterlichū not 2[b], 10
Ach kū du blode tot
Wy lāge wiltu forchtin mich
In disser not deß frage ich dich
Daz du nicht nemest balde
10 Io ist daz licht mȳ sald*e*
Iem'lichin vorlossin gar
Deß muß ich lebn̄ trostes bar
Vff erdin vn̄d ruwe tribe
So lange daz ich tot blybe ff
15 Großer clage ist mir not ‖ owe lege ich vor 2[b], 20
tot ‖ schepp' vat' bistu mȳ ‖ vnd ich dī gebere*rin*
{Owe kint ‖ dine wangin sint ‖ dir ßo gar
{Owe to*d* ‖ disse not ‖ machstu 2[b], 25
{vorblichn̄ ‖ Al din macht ‖ *Vnd din craft*
20 {volendin ‖ daz du von *dir* ‖ *biß her czu mir*
{*is dir so gar* entwechin
{Dinen boten seyndest
I frouwen vnd y man
Sit mynēs libin kindes tod *an*
25 Vn̄d helfft my clagin mȳ le*id*
Daz ich trage mit grosßer *bitterkeit* 2[b], 30
v'tit se ad c'*cem.*

3[b].

Alßo he gesprochn̄ hat
S*a*l kome nümer von disser stad
Ich wil alhy blibin legen
Vn̄d ouch mynē geyst uff gebin ff.

30 *Ergänze* ich *nach* Daz.
3[a], 9 nicht] mich 2[b]. 16 *Nach* schepp' *ein bis zwei buchstaben ausgestrichen.*

5 Ma'ia vēit ad c'cē cātas fagit (?)
īfans int' cater'
Eya hochgelobete gotheyt
Ich mane dich diner barh'cikeyt
Die du von alder wan her
10 *Ha*st gezalt ī foller ger
Czu vnsßen vetern māchin tag
Abraham vnd ysaac
Iacob vnd dauid
Dy du hast in dißer czit
15 Von grossen sorgen erlost
Eya veterliche trost
Vil truelich ich dich man
Ob ich genode van dir han
Alßo der engel czu my sprach
20 Du he my dy herschafft gach
Daz ich muter sulde werde
D*in*es kindes hy uff erdin
*S*o thu my herre genode schyn
Vnd korcze *nu* mȳe pin
25 Vnd mȳ groſße h'czeleyt
Eya du godes myldikeyt
. . . . mit vorholn
. . . . . gute daz vor doln
30 . . . . . großße smercze trage
. . . . . ist daz mȳ clage
. . . . . ge vorweysset bin
. . . . . e ich hen
. . . . . ich leyd' nyman
35 *Libe ome* iohan
. . . . . erbarme ober mich
. . . . . got ich bethe dich
hy

4[a].

It̄

Owe tod wy bistu so gar vorczaget
Daz du schonest eyn armē maget

3[b], 27 *Oder* nut.

4[a], 1—7 *Vgl. Unser vrouwen klage 734 fgg. Böhm. Marienkl. 163 fgg. Wolfenb. Marienkl. 28 fgg. Pichler s. 22.*

Nu sich an mȳes jōmerß pin
5 Vnd zcubrich daz hercze mȳ
Vnd gib mir keȳn'ley frist
Wen mȳ geist gar s'e gekrēked ist
& v'tit se ad crucē
H'e vater ihū crist
10 mynes herczen trost du bist
Eya libe son mȳ

4[b].

Ach libe kind mȳ
Din scharffe crone ist mȳ pin
Dȳ haupt ist geneyget in tod
Dyne wundē brengē my grosße nod
5 Owe iāmer vñ nod
Ouch sind dine owē vō bluthe rod
Ach libe kind mochte eß sin
Daz my der tod nē mȳ *pyn*
Et vertit se ad ppl'm

5[a].

Dine wūden brengen my grosße nod
Owe iom' vnd not
Ouch sint dine ouwen von blute rod.
Ach libe kint mochte ez sin
5 Daz my der tot neyme mȳe pin
Et facit q[a]i cad'e velit
Iohānes libe frūt mȳ
Gedencke an daz h'cze mȳ
Daz ist alkranh vnd iem'lich
10 Er sal num' werden selich
Ich sy den mynē hern
In alßo grossen ern

5[b].

Erlosß *h*'re vnß uß aller not
Czu les.... orme ende
Dy myn enelende
Met truwen hute sin an

9 fg. *Vgl. Böhm. Marienkl. 139 fg.*
4[b], 1—8 *Vgl. Böhm. Marienkl. 107—116.*
5[a], 6 *Vgl. Alsfelder passionssp. s. 204.*

5 Alle dy my dy bestan
Thu on din genode schyn
Met die in dem riche din. ff
&c.
Eya liben fru*n*de myn
10 Daz ir s*elig* must sin
Ioseph vnd Nicod*e*me
Der truwe wil nům' me

5ᵇ, 5 my] *lies* myt

HALLE A. S., 14. SEPT. 1888. E. SIEVERS.

DER DICHTER DES JÜNGEREN TITUREL.

R. Spiller komt in seiner abhandlung „Albrecht von Scharfenberg und der dichter des jüngern Titurel" (Zs. f. d. a. 27, 158 fgg.) zu dem ergebnis, dass Ulrich Füetrer keineswegs, wie man bisher, in der tat ohne gehörige begründung, angenommen hatte, Albrecht von Scharfenberg als den dichter des jüngeren Titurel bezeichne, sondern vielmehr gleich seinem älteren freunde und lehrer Jacob Pütrich (vgl. Spiller „Studien über Ulrich Füetrer" Zs.. f. d. a. 27, 278 fgg.) die autorschaft des jüngeren Titurel Wolfram zuschreibe; dass die identität Albrechts von Scharfenberg, den Füetrer ausdrücklich als den autor der vorlagen seines „Merlin" und „Seifrid von Ardemont" citiert, mit Albrecht, dem verfasser des jüngeren Titurel, auch aus materiellen gründen entschieden abzulehnen und jener Albrecht von Scharfenberg einer späteren zeit zuzuweisen sei.

Ich verschiebe bei einer erneuten prüfung der sachlage und der von Spiller für seine ansicht geltend gemachten gründe die behandlung von Füetrers beziehung auf Wolfram bei der beschreibung des dem jüngeren Titurel entnommenen grossen turniers auf Floritschanz bis zum schlusse und knüpfe meine betrachtungen an einen anderen ausgangspunkt an.

Im laufe seiner untersuchung erörtert Spiller auch die frage (s. 160 fgg.), ob unter *„fraw eren hof"*, als dessen verfasser Füetrer den Albrecht von Scharfenberg mit worten hohen lobes nent, der jüngere Titurel verstanden werden könne; er gibt, unter anführung einer reihe von belegen, die möglichkeit, ja das „verlockende" einer solchen auffassung selbst zu; und dabei hat er noch übersehen, dass der abschnitt

Füetrers, welcher den hinweis auf den „Ehrenhof“ Albrechts von Scharfenberg enthält, seine genaue parallele im jüngeren Titurel hat und dorther eine, wie mir scheint, unzweideutige beleuchtung empfängt.

Nach Schionatulanders tode zieht Füetrer (35ª, 4 fgg.) mit bitteren worten die frau Minne wegen des frühen endes seines helden zur rechenschaft, worauf die angegriffene eine derbe entgegnung nicht schuldig bleibt, in deren verlaufe sie Schionatulander selbst in folgenden auch von Spiller citierten strophen für das unheil, das ihn getroffen, verantwortlich macht:

Hör, lieber, ich wil dich fragen
auf dein pestte gewissen,
Vnnd thue mir auch recht sagen
Vnd pis der warhait auch gen mir geflissen,
5 *du hast gelesen fraw eren hof den schönen,*
den her Albrecht von scharffenberg
thuet mit chunst vnd wortten so hohe krönen.

Drin hastu, gauch verbassen,
dir glesen dick genueg
10 *dy artt von rechter massen,*
Wenn gar zu vil ist aller fueg vnfueg.
chainr mass wollt nye penüegen den vil heren,
darumbe von vnmasse
tett sich die mass zu vnmass auch verkeren.

15 *Was das nicht übermasse*
dortt mit den Galiothen
Vnd aus der weishait strasse
allain zu streitten so mit mengen rotten?
Ein starcken kiel mag man auf wassers vnnde
20 *Mit vnmaß so peladen,*
das er mueß sincken von vnmaß gar zu grunde.

Im jüngeren Titurel finden wir aus demselben anlass, nur unmittelbar vor Schionatulanders unglücklichem zweikampf mit Orilus, ein zwiegespräch des dichters mit frau Abenteuer eingefügt, dessen für uns wichtige stellen ich heraushebe (Alter druck blatt 246, Hahn str. 5019 fgg.)[1]:

1) Ich gebe den text der aus dem jüngeren Titurel citierten strophen nach der Fernberger-Dietrichsteinschen pergamenthandschrift (A^2 bei Zarncke, Der graltempel, abschrift von Büsching auf der kgl. und universitäts-bibliothek zu Breslau) und dem druck von 1477 (E^2), welche (vgl. Zarncke) derselben überlieferungsgruppe angehören

Owê, frou âventiure, Hahn 5019.
ir möht uns dirre mære hân gefrîet!

„Daz kan sich niht gefüegen, 5020.
daz reht mich dar zuo bindet.
durch daz in sol genüegen,
ob sich gelück noch iemans underwindet,
daz er niht gar dar ûf ze vil sol borgen
ze verre sunder mâze:
ez welzet hin, der ez niht kan besorgen

Und wîsen rât verhandelt“ ..... 5021.

Owê, frou âventiure, 5024.
waz welt ir an im rechen,
der iu so manege stiure
an prîse ie kund in manegen landen zechen,
des iu kein âventiure kan genôzen?
sîn schade ist wol gefüege:
an prîse ir tuot iu selben schaden grôzen.

Er kan ouch wol unmâze 5026.
an disen dingen mîden.
solt er nu widersâze
gein Orilus mit zagen vorhte lîden,
Des möht ir selbe für uns alle spotten:
lât alle sîne wirde,
gedenket niur al ein der Galiotten! ....

Hier macht str. 5020 die Abenteuer dem Schionatulander indirekt den vorwurf, dass er nicht mass zu halten verstanden habe, und str. 5026 nimt ihn der dichter für den bestimten fall des bevorstehenden zweikampfes gegen die beschuldigung der *unmâze* in schutz: das stimt durchaus zu einer früheren stelle des jüngeren Titurel, in welcher der dichter selbst Schionatulander der *unmâze* als einzigen fehlers bezichtigt (Alter druck blatt 173, Hahn 3515 fgg.):

und im wesentlichen übereinstimmung zeigen, indem ich nur bei offenbaren fehlern und zweifelhaften stellen auch auf die Wiener pergamenthandschrift 2675 (A^1 Zarncke, abschrift von Schottky in Breslau) und Hahns abdruck der Heidelberger pergamenthandschrift 383 (B^1) zurückgreife. Der grund hiefür wird aus dem s. 410 bemerkten ersichtlich. — Der alte druck und A^2 haben eine gestörte strophenfolge: sie schieben 5031—34 zwischen 5019 und 5020, wodurch der zusammenhang sowol im gespräch des dichters mit frau Abenteuer wie auch im bericht von Schionatulanders ende unterbrochen wird.

Gamuret dem jungen Hahn 3515.
ist hie diu âventiure
ze dem hœhsten lobe ensprungen,
alsô daz nie kein ritter sô gehiure
wart, den man gein âventiur kan mezzen:
danne ot niur ein kleine,
dar an er kunde leider sich vergezzen,

Sô daz in niht genüegen 3516.
kund der rehten mâze.
daz kan wol schaden füegen
und kunde ouch ie, doch was er ûf der strâze
niht des nîdes noch der übermüete:
ze liebe der hôhen êren
pflac er ein teil unmâze in rehter güete.

Von edelkeit des grâles 3517.
und von angebornem künne
sô was im sunder twâles
Sigûne ein spilndiu meien herzenwünne.
dâ von daz er ir wirdekeit erkande,
des kund in nie genüegen,
swie hôch er trüege den prîs in allem lande .....

Dem werden œheim sîne 3519.
verlôs gemach sîn ellen:
von übermâze pîne
und unbesihte kunde leider vellen
disen werden edlen hôch gehiure.
sîn hôhez prîs erwerben
nam von lîhten dingen schumphentiure.

Durch daz sô „hüete der verte!“ 3520.
stuont an dem bracken seile,
ez sî lind oder herte.
daz übersach er gar, dem ez ze unheile
diu reine klâre junge dâ was lesende .....

Die verse Füetrers, in welchen er die Minne als ursache für Schionatulanders unglück dessen *unmâze* angeben lässt, sind also, wie sich nunmehr mit sicherheit ergibt, so zu interpretieren: Wilst du die wahre schuld Schionatulanders erfahren, so schlage nur im Ehrenhof Albrechts von Scharfenberg nach, den du so oft gelesen hast: dort

steht klar und deutlich geschrieben, dass diese seine schuld in der *unmâze* bestanden hat. Die verweisung auf den *eren hof* aber führt mit notwendigkeit auf die ausgehobenen abschnitte des jüngeren Titurel. — In ähnlicher situation schiebt bei Füetrer 3[a], 6 die Minne die schuld für Anfortas verwundung darauf, dass er um die verlobte eines anderen geworben hätte: diese auffassung entstamt gleichfals dem jüngeren Titurel (1733 fgg.). — Die beweiskraft der für Füetrer vorbildlichen strophen jüng. Tit. 5019 fgg. in verbindung mit 3515 fgg. wird noch durch eine einzelheit erhöht: der dichter des jüngeren Titurel sagt 5026: „in dem kampfe Schionatulanders mit Orilus kann keine *unmâze* liegen: vor diesem gegner brauchte er sich wahrlich nicht zu fürchten; es genügt zum beweise hiefür nur an die Galiotten zu erinnern.“ Die *Galiothen* nun finden sich auch bei Füetrer 35[b], 2 wider in einer ganz verständlichen und offenbaren weiterentwicklung jenes gedankens: darin eben zeigte sich Schionatulanders *übermasse,* als er allein gegen die Galiothen stritt. Auch die beiden im jüngeren Titurel vorkommenden ausdrücke *unmâze* und *übermâze* werden von Füetrer (oben s. 405 z. 14. 15) verwendet; und überdies hat Füetrer 35[b], 1 in dem verse *chainr mass wollt nye penüegen den vil heren* beinahe wörtlich die entsprechende wendung des jüngeren Titurel entlehnt: 3516 *sô daz in niht genüegen kund der rehten mâze.* Die beziehung Füetrers auf den jüngeren Titurel wird somit als erwiesen zugestanden werden müssen; demnach ist der Ehrenhof identisch mit dem jüngeren Titurel und Albrecht von Scharfenberg als verfasser desselben von Füetrer anerkant.

An einer anderen stelle, an welcher Füetrer unzweifelhaft auf den jüngeren Titurel bezug nimt, nent er gleichfals nicht Wolfram als seinen gewährsmann, freilich auch nicht Albrecht von Scharfenberg, sondern *Mörlin.* Und dieser mystische Mörlin wird noch einmal von Füetrer angezogen, als zeuge für die herlichkeit des graltempels. Beide stellen sind von Spiller s. 164 citiert und behandelt: seine bemerkung darüber vermag ich nicht für ausreichend zu halten.

Im zweiten citat, in dem es sich um den graltempel handelt:

Mörlin thuet die ding vns lautter chunde;
Der das nicht gelauben wollte,
In Mörlin Titurel ers geschriben funde.

wird die verbindung *in Mörlin Titurel* unter anführung einer reihe von ähnlichen beispielen als gleichbedeutend mit *Mörlin und Titurel* erklärt. Sehen wir uns die worte einmal genauer an. *Mörlin* wird genant neben Kyot, der einfach aus dem Parzival und jüngeren Titurel

herübergenommen ist, und Wolfram, der unbestritten ersten autorität auf dem gebiete der graldichtung[1]; *Mörlin* muss also einen autor bezeichnen, wie er auch in der ersten stelle als solcher erscheint. Dürfen wir nun annehmen, dass *Mörlin* einmal den namen eines autors und in der darauf folgenden zeile den namen eines dichtwerks darstelt? zumal der verweis auf das dichtwerk ganz unverständlich wäre, da in demselben nirgend von dem bau des graltempels die rede ist. Ich halte deshalb in der verbindung *in Mörlin Titurel Mörlin* für den genetiv, und so sehen wir, wie in jenem ersten citat, Mörlin auch hier als dichter des jüngeren Titurel; der jüngere Titurel aber ist identisch mit dem von Füetrer an anderer stelle *frau eren hof* betitelten werke und Mörlin demnach identisch mit Albrecht von Scharfenberg; die doppelte benennung desselben werks kann nicht weiter auffallen, besonders da die bezeichnung „Ehrenhof“ dem inhalt besser entspricht als die gang und gäbe „Titurel“ und überdies an jener stelle mit bedeutung und nachdruck gebraucht ist. So verstehen wir auch, dass auf Mörlins zeugnis das hauptgewicht gelegt wird. — Nun weist Füetrer dem Albrecht von Scharfenberg ausdrücklich die autorschaft der vorlage seiner Merlindichtung zu: um für die einführung Scharfenbergs unter der maske Merlins ein motiv zu gewinnen, vermute ich, dass Scharfenberg in dieser Merlindichtung dem Merlin selbst die erzählung seiner geschichte in den mund gelegt hat, ähnlich wie ihn der französische roman seine schicksale dem maître Blaise berichten lässt, ja dass er vielleicht sich direkt für Merlin ausgegeben hat, wie er sich im jüngeren Titurel häufig genug für Wolfram von Eschenbach ausgibt: so konte Füetrer leicht auf den gedanken kommen, ihn unter dem pseudonym Merlin, das er sich in dem einen werke beilegt, auch für das andere werk zu citieren, natürlich zu dem von Spiller aufgeführten zwecke interesse zu erregen.

Es wäre ohnehin merkwürdig, wenn Füetrer bei seiner genauen kentnis des jüngeren Titurel nicht die stellen, an welchen der dichter die verkleidung abwirft und die an deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen, solte mit verständnis gelesen haben[2]; auch konte er sehr wol besser unterrichtet sein als noch 1462 Pütrich, der im Ehrenbrief str. 101 (Haupts ztschr. 6, 50) auch den Lohengrin Wolfram zuweist;

1) Auch lag eine verwechslung des graltempels mit dem gralschlosse nahe.

2) Spiller sagt selbst s. 164: „auch kann Füetrer den jüngern Titurel unmöglich als von Merlin verfasst angesehen haben, denn die vielen stellen, wo sich der dichter *ich Wolfram* nent, musten ihm ja bekant sein.“ Warum nicht auch die wenigen, wo er sich als einen anderen zu erkennen gibt?

unter den 30 Titurelen, die Pütrich nach eigener angabe (str. 142) gesehen, *der khainer nit was rechte,* sind gewiss viele lückenhafte gewesen, die namentlich die autorfrage verwischten, vielleicht auch einzelne, die nur die echten Wolframschen bruchstücke enthielten. Es läge nahe zu vermuten, dass Füetrer für sein werk, das nach Spiller (Zs. f. d. a. 27, 266) nach 1487 abgefasst ist[1], den druck von 1477 benüzt haben mag; dagegen sprechen jedoch abweichungen in einigen namensformen: so hat der druck durchgängig *Grahordis,* Füetrer *Grahartzoys*[2]; sicherlich aber folgt er einer vorlage, die derjenigen gruppe der überlieferung, zu welcher auch der alte druck gehört, zuzuweisen ist (vgl. Zarncke, Der graltempel s. 7 fgg.), da er in den späteren partieen des werks öfter strophen verarbeitet, die in der überlieferung der anderen gruppe fehlen[3]; an einigen stellen hat es sogar den anschein, als hätte er eine noch reichere überlieferung vor sich gehabt als sie im alten druck niedergelegt ist. Auch konte ihm leicht die bis auf einige von S. Boisserée (Abhandlungen der philosoph.-philolog. klasse der kgl. bair. akademie der wissenschaften I s. 384 fgg.) abgedruckte bruchstücke verloren gegangene widmung des jüngeren Titurel an herzog Ludwig den Strengen von Baiern bekant gewesen sein. Gerade in einer jener strophen (5028), auf welche Füetrer sich als dem Ehrenhof Albrechts von Scharfenberg zugehörig bezieht, wird der verfasser des jüngeren Titurel von der frau Abenteuer *friunt von Blienvelden* angeredet und Füetrer liess sich dadurch nicht irre machen!

Spillers bemerkung (vgl. s. 160 und anm.), dass Füetrer in der übersicht über die bedeutendsten dichter, die er im Lanzelot gibt, Albrecht von Scharfenberg gar nicht erwähnt, ist meines erachtens unrichtig: ich glaube, dass die von ihm citierten verse so auszulegen sind:

Ruedoll (von Ems), *wirrig* (von Grafenberg) *vnd* (Heinrich) *vom Türlin,*
her Albrecht (von Scharfenberg) *warn benetzet mit kunsten tawe.*

1) Als terminus ad quem sezt Spiller das jahr 1508 an; ein früherer zeitpunkt wäre gewonnen, wenn in den Ztschr. f. d. a. 29, 434 anm. 3 citierten Denkwürdigkeiten des Ludwig v. Eyb († 1502) wirklich unser Füetrer citiert wäre. Allein der autor, der bereits vorher „einen poeten“ angezogen hat und dann fortfährt: *es schreibt auch furter der poet,* kann, wie mir Edw. Schröder jezt mündlich zugibt, sehr wol den gleichen ungenanten poeten meinen, den er nun „fürder“, noch weiterhin citiert. Bei Füetrer habe ich das citat nicht ermitteln können. 2) A^2 hat die form *Graharzois.*

3) Das bestätigen auch anderweitige merkmale: so scheint es mir z. b. beachtenswert, dass Füetrer 44^d, 4 in der 2. und 4. zeile dieselben reimworte, nur in umgekehrter folge, hat wie A^2 und der alte druck in der entsprechenden strophe (*lassen : strassen*) während A^1 und B^1 (Hahn 5697) abweichende reime bieten.

Auch die weiteren gründe, welche Spiller für seine meinung aus einer vergleichung des jüngeren Titurel mit den beiden von Füetrer Scharfenberg zugeschriebenen und nur in seiner überarbeitung erhaltenen dichtungen, dem Merlin und dem Seifrid von Ardemont hernimt, scheinen mir nicht stichhaltig.

1. Seifrid von Ardemont. Die compositionsweise des Seifrid, dessen verfasser nach Spiller s. 176 „deutsche dichtungen benuzte und im übrigen seine phantasie frei walten liess“ hat immerhin viel mehr ähnlichkeit mit der des jüngeren Titurel als mit der des Merlin, der durchweg aus französischer quelle geflossen ist, so dass ich nicht einsehe, weshalb derselbe mann, der werke so verschiedenen charakters wie den Seifrid und den Merlin verfasst hat, nicht auch solte den jüngeren Titurel verfasst haben können. Häufung von abenteuern finden wir z. b. schon in der, allerdings auf französischer vorlage beruhenden, Krone (um 1220): sie ist also in der zweiten hälfte des 13. jahrhunderts um so eher denkbar (ich nehme demnach an, dass der Meleranz aus dem Seifrid schöpft); wer weiss überdies, welchen umfang der Seifrid in seiner ursprünglichen gestalt gehabt haben mag? Ebenso kann ich den von Spiller s. 178 vorgebrachten einzelheiten keine bedeutung beimessen; das gemeinsame vorkommen der namen *Termis* und *Pitimont* im Seifrid und im jüngeren Titurel scheint mir eher für eine gemeinsamkeit der verfasser als für das gegenteil zu sprechen; und die abweichung betrefs des verwantschaftsverhältnisses der *Albaflore* zu *Flordibintz* („im jüngeren Titurel 5704 ist Albaflore die gemahlin Flordibintzes, während seine tochter Floramîe heisst; bei Scharfenberg ist Albaflore 85ᵃ 1 *Flordawinses paren*“) fält nicht schwer ins gewicht, da ein derartiges versehen, namentlich bei der ähnlichkeit der mit *flor* zusammengesezten namen, Albrecht passiert, sehr wohl aber auch Füetrer in die schuhe zu schieben sein kann.[1] Spiller erwähnt s. 176 „die vielfachen anlehnungen an die deutsche heldensage“ und die benutzung des Herzog Ernst im Seifrid; beides findet sich auch im jüngeren Titurel: anspielungen auf die heldensage 1710. 3312. 3355; beziehungen auf die Ernstsage 5996 fgg. (Magnetberg, Greifen, Lebermeer), auch 5448 (Lebermeer). Für ein motiv des Seifrid führt Spiller selbst s. 176 parallelstellen aus dem jüngeren Titurel an; s. 177 verweist er auf die benutzung des Parzival; die weiteren s. 177 bespro-

1) So spricht Füetrer 2ᵃ, 7 von *Kyoth dem Tampunteire*, vgl. 25ᶜ, 3 *von Tampunteir Signne*, während Tampunteire der name von Condwiramurs vater ist; 26ᶜ, 1 nent er einen helden *thesariel*, während dies der name seines landes ist jüng. Tit. 1314, 16).

chenen motive können, wenn wir überhaupt nach einer vorlage suchen wollen, einfach aus Albrechts kentnis der Lohengrinsage hervorgegangen sein, die er im jüngeren Titurel ausbeutet. Ich sehe demnach kein hindernis für die annahme der identität des verfassers des Seifrid mit dem des jüngeren Titurel.

2. Merlin. Dass die berufungen auf Caesarius, Albertus Magnus, Trotula und Gilbertus in Füetrers Merlin direkt von Füetrer stammen, haben die nachweisungen Spillers s. 166 fg. allerdings im höchsten grade wahrscheinlich gemacht; doch sei erwähnt, dass im jüngeren Titurel eine schrift des Albertus Magnus benuzt ist, vgl. Boisserée a. a. o. s. 346; Zarncke, Der graltempel s. 111 fg. Auffällig bleibt immerhin, dass sich Füetrer hätte bemüssigt fühlen sollen, sich unter bezugnahme auf jene gewährsmänner gegen den vorwurf, er wolle *fidem katholicam gröblich perawben*, aus freien stücken zu verteidigen; das anstoss erregende moment kann nur die wunderbare erzeugung Merlins, die bewältigung einer reinen jungfrau durch den teufel, sein; er fand ja aber den stoff bereits in einer gewiss geschäzten dichtung vor, und so lässt sich für ihn kaum eine veranlassung zur verteidigung denken, während eine solche apologie weit natürlicher demjenigen zukommen würde, der die Merlinsage zuerst auf deutschen boden verpflanzte, und ausserdem vortreflich zu der überal hervorbrechenden streng kirchlichen gesinnung des verfassers des jüngeren Titurel stimt. Im jüngeren Titurel ist gelegentlich ausdrücklich betont (Hahn 5595 fg. und in einer bei Hahn fehlenden, im alten druck unmittelbar vorhergehenden strophe, auch von Füetrer 43[d], 8 übernommen), dass der teufel über die reinen keine gewalt habe, also mochte der gleiche dichter im Merlin wol anlass fühlen einen fall zu entschuldigen, der dieser auffassung zu widersprechen schien. Vielleicht ist wenigstens der anlass zu der rechtfertigung sowie die ganze quellenerörterung, welche den eingang des Merlin bildet, doch nicht der initiative Füetrers, sondern Scharfenberg zuzuweisen: Spiller bemerkt selbst s. 166, dass das gelehrte citieren einzelner werke als zeugnisse für die wahrheit der erzählung bei Füetrer ganz vereinzelt dasteht; bei dem gern mit seiner gelehrsamkeit prunkenden verfasser des jüngeren Titurel kann sie dagegen nicht auffallen, da ihm ja die Historia regum Britanniae des Gottfried von Monmouth unzweifelhaft bekant war (s. unten s. 415).

Die weglassung des vorspiels in der hölle, über welche sich Spiller s. 167 fg. äussert, spricht, auch wenn wir weder die französische vorlage noch Füetrer dafür verantwortlich machen, keineswegs gegen die identität Scharfenbergs mit dem verfasser des jüngeren Titurel;

vielmehr konte dieser in dem plane des teufels, gott nachzuäffen durch die erzeugung eines sohnes gleich der Christi, sehr wol einen anstoss finden, zumal da sich ja noch Füetrer (nach Scharfenbergs vorgange?) veranlasst sieht, sich trotz dieser weglassung seines stoffes wegen gewissermassen zu entschuldigen. Es bleibt überhaupt unklar, weshalb Spiller als vorlage Scharfenbergs durchaus einen Merlin ansetzen will, in welchen die geschichte Josephs von Arimathia hineininterpoliert worden ist: „dem deutschen bearbeiter, Albrecht von Scharfenberg, diese interpolation zuzuschreiben, würde gewiss gegen die wahrscheinlichkeit verstossen.“ Warum denn? Im gegenteil: diese compositionsweise hätte ähnlichkeit mit der für den jüngeren Titurel beliebten. Im übrigen verrät, wie schon Birch-Hirschfeld, Die sage vom Gral s. 289 bemerkt hat[1], der dichter des jüngeren Titurel bekantschaft mit der französischen grallegende (vgl. str. 6173. 76), allerdings in einer form, die auf keine bestimte quelle schliessen lässt. Allein die einführung Vespasians im anfang des jüngeren Titurel scheint auf einer kentnis des Grand Saint Gral (oder des sog. Kleinen St. Gral) zu beruhen. Nach dem Grossen St. Gral nun hat Scharfenberg die erlebnisse Josephs und die gründung der tafelrunde in seinem Merlin berichtet; wir finden übereinstimmung im gang der ereignisse, eine übereinstimmung, die sich zuweilen auch bis ins einzelnste erstreckt: so erinnert das versprechen Eualets Joseph gegenüber, christ zu werden, wenn ihm Chri-

1) Birch-Hirschfeld will dies moment für die nichtexistenz Kiots geltend machen; allein seine ausführungen sind nicht im mindesten stichhaltig. Freilich halte auch ich es für wahrscheinlich, dass Albrecht Kiot selbst nicht vor sich gehabt, sondern seinen namen einfach aus Wolfram herübergenommen hat: ein schluss auf Wolframs quelle lässt sich doch aber daraus nicht wol ziehen. Die von Birch-Hirschfeld geäusserte vermutung einer in Deutschland verbreiteten mündlichen überlieferung, welche von vornherein recht unwahrscheinlich ist, stelt sich als ganz hinfällig heraus, wenn wir in dem dichter des jüngeren Titurel zugleich den des deutschen Merlin erblicken dürfen. Wir haben den wenig auffallenden vorgang, dass der äusserst belesene verfasser von dieser seiner belesenheit gebrauch macht; und er tut es nicht „im widerspruch mit seiner quelle“, worunter Wolfram zu verstehen ist, sondern er versucht vielmehr, ganz „der ängstliche nachahmer“, die kentnis, die er anderswoher sich erworben, so gut es geht mit den angaben seines meisters in einklang zu bringen. Die erscheinung, dass Albrecht hier aus einer quelle schöpft, die Wolfram nicht kent, ist nichts weniger als befremdlich: denn der jüngere Titurel beruht durchaus nicht nur auf verarbeitung von Wolframs Parzival und Titurel, nachahmung des Willehalm und eigener erfindung des dichters. Für einen bedeutungsvollen abschnitt am ende des werks hat Zarncke, Priester Johannes I, 142 fgg. (vgl. auch Bartsch, Germania VII, 271 fgg.) die quelle nachgewiesen, und von entlehnungen aus Gottfried von Monmouth wird sogleich die rede sein.

stus in der schlacht beistände, selbst in der fassung Füetrers 21ª, 1 stark an den betreffenden abschnitt des Gr. St. Gral, vgl. Hucher II, 214; auch dass der könig nach seiner taufe die götzenbilder zerbrechen lässt, Füetrer 21ª, 7, mahnt an den Gr. St. Gral, Hucher II, 294; bei Füetrer führt der könig eine fahne mit einem roten kreuz ins feld, im Gr. St. Gral ist das kreuz auf des königs schild angebracht: diese kleine verschiedenheit lässt sich vielleicht aus einem misverständnis der worte des Gr. St. Gral herleiten: es heisst nämlich II, 214: *„Roys, dist Josephes, or entendés dont que vous ferés: faites-moi aporter vostre escu.“ Et il li fait aporter. Et quant il fu aportés, si demanda Josephe une pièche de drap viermeil moult rice de drap de soie, et Josephe prist le drap, si en trencha et en fist une crois qui bien eut un piet de lonc et demi piet de let, si le traist desus les enarmes en l'escu, et l'atacha moult bien à claus menus:* Scharfenberg, der den französischen text vielleicht nicht alzu genau studierte, mag den zusammenhang des *drap de soie* mit dem *escu* übersehen haben[1]. Die abweichungen dagegen sind ohne belang. Nur dürfen wir bei einer betrachtung der gestalt, in welcher uns die legende von Joseph von Arimathia von Füetrer überliefert ist, nicht vergessen, dass wir erst eine verkürzte überarbeitung der deutschen übertragung des französischen textes vor uns haben; und gerade in diesem abschnitt macht sich der auszughaft dürftige charakter von Füetrers darstellung besonders stark geltend. — Dagegen scheint der dichter des jüngeren Titurel den roman von Merlin nicht gekant zu haben[2]; wenigstens wird Merlin

1) 21ᵇ, 5 sagt Füetrer von dem sitze an der tafelrunde, welcher frei bleiben soll: *des wardt der sorgklich sesse diser sitz fortt gehaissen.* Nach Birch-Hirschfeld s. 189 fg. findet sich eine ähnliche bezeichnung nur in der Queste du Saint Gral: *siege perilleux.* Wir haben hier einen terminus technicus, den Füetrers ausdruck übersezt; wenn wir nicht eine bekantschaft Scharfenbergs mit der Queste annehmen wollen, wozu sonst keine nötigung vorliegt, so werden wir ohne jedes bedenken uns zu der ansicht bekennen können, dass Füetrer diese bezeichnung aus eigener kentnis des franz. werkes eingefügt hat.

2) Strophe 4612 des jüngeren Titurel zeigt, dass der dichter auch noch von anderen gedichten, die von Artus mutter handeln, kentnis hatte: er wendet sich gegen diejenigen, welche sie freiwillig *durch pfaffen liebe* geflohen sein lassen, denn gegen ihren willen habe Klingsor sie entführt. Diese zurückweisung führt uns deutlich auf verhältnisse, wie sie Heinrich von dem Türlîn Krone 8305 fgg. 13035 fgg. 13182 fgg. 13570 fgg. 20360 fgg. 23706 fgg. 25736 fgg. berührt: Igern hat sich, freilich erst nach Uterpandragons tode, mit Gansguoter, der 8308. 13025 fgg. ausdrücklich als *pfaffe* bezeichnet ist, vermählt, nachdem er durch fiedelspiel ihr herz gewonnen. Ob Albrecht Heinrich selbst oder andere quellen im auge hat, wird schwer zu entscheiden sein. Für die annahme, dass er an andere geschichten von Arnîve

von ihm nie erwähnt; er folgt in seinem berichte von der liebe Uterpandragons zu Arnîve = Igerna dem Gottfried von Monmouth (vgl. Spiller s. 169[1]), der ihm auch sonst zur quelle dient: der kampf Artus mit kaiser Lucius von Rom jüng. Tit. 4551 fgg. ist aus Gottfrieds Historia IX, 15—X, 12, ausg. von San-Marte s. 135—154, geschöpft; ebenso gehen die an sich ziemlich unverständlichen notizen jüng. Tit. 4555 fg. deutlich auf die von Gottfried V, kap. 7—8, s. 65—66 berichteten verhältnisse zurück. Die verschiedenheit der genealogie (Spiller s. 169 fg.) kann also nicht wunder nehmen, da der dichter für den Titurel und für den Merlin ganz verschiedene vorlagen benuzt hat. Dass aber ein dichter, der in einem früheren werke gelegentlich einer bestimten quelle gefolgt ist, in einem späteren werke, das dieselben dinge in extenso nach einer ganz anderen vorlage behandelt, gezwungen sein solte, sich deshalb von seiner vorlage zu entfernen, kann ich nicht zugeben: dies verhältnis unterstüzt jedoch die annahme eines ähnlichen eingangs des Scharfenbergschen Merlin, wie ihn Füetrer uns darbietet.

Weshalb freilich Scharfenberg in seiner Merlindichtung die genealogie Merlins gegenüber dem französischen roman geändert hat, bleibt zweifelhaft; vielleicht wolte er Merlins persönlichkeit noch dadurch heben, dass er ihn zu einem spross des britannischen königshauses macht; vgl. auch Spillers bemerkung darüber s. 170.

Einige weitere anzeichen, welche für die identität des verfassers des Merlin mit dem des jüngeren Titurel sprechen, können wir direkt Füetrers erzählung von Merlin entnehmen. Aus wortgebrauch und stil lässt sich allerdings ein schluss auf den dichter des jüngeren Titurel nicht machen; hiezu trägt das ganze werk Füetrers einen zu einheitlichen charakter. Dagegen wird eingeräumt werden, dass schon die herbeiziehung der legende von Joseph von Arimathia nach einer quelle,

gedacht und die Krone gar nicht gekant hat, spricht folgender umstand: im jüngeren Titurel 2433 fgg. tritt eine schwester Uterpandragons namens *Accedille* auf, welche an zauberischer weisheit *Tetis* und *Sibille* übertrift. Auch in der Krone erscheint eine schwester Uterpandragons, 18712 fgg., die sogar *gotinne* genant wird und im besitze übermenschlichen wissens ist; doch heisst sie *Enfeidas*. Die namensverschiedenheit scheint auf verschiedene grundlagen hinzudeuten. Überhaupt findet sich im jüngeren Titurel keine stelle, die mit bestimtheit auf die Krone zurückgeht.

1) Die bemerkung Spillers s. 170 „Urlois ist im Titurel nur ein Mitbewerber um Arnives minne“ ist durchaus irrig, da Urlois mit klaren worten als ihr gatte bezeichnet wird, vgl. str. 4596 *e zv kornuale Vrlois die magt erwurbe*, 4597 *biz daz vrlois erworben Het beide magt vnd daz lant*, 4600 *der* (Urlois) *quam mit siner frowen*, wie es überhaupt die ganze genau nach Gottfried gearbeitete darstellung ergibt.

welche der hauptvorlage fremd ist, wie bereits hervorgehoben, der compositionsweise des jüngeren Titurel entspricht, in welchem wir die verschiedensten geschichten von den gralkönigen, Schionatulander, Artus, Parzival, Lohengrin zusammengeschweisst sehen. Albrecht zeigt stets das bestreben, was er gibt auch in möglichster volständigkeit auf den markt zu bringen. Ferner sind die einleitenden strophen 17[a], 7—9, welche von der bekehrung der völker durch die von Christus ausgesanten jünger handeln, ganz im geiste des frommen Albrecht; ebenso was an Mogines gerühmt wird: er spendet den armen, baut kirchen, unternimt kriege in gottes dienst, um den unglauben niederzuwerfen, genau in derselben weise, wie es zu beginn des jüngeren Titurel von den ahnen Titurels berichtet ist; auffällig ist auch die ähnlichkeit seines todes mit dem des Barille, der von den heiden hinterlistig vergiftet wird: er fält im kampf durch ein vergiftetes geschoss. Sein nachfolger Constans kämpft gleichfals gegen die ungläubigen. Die Sachsenkämpfe werden als specielle glaubenskämpfe aufgefasst. Merlin heisst den könig Uterpandragon an der stätte, wo sein bruder begraben ist, eine kirche zu ehren der heiligen jungfrau erbauen. Dies alles liegt, wie wir sehen, in der gleichen richtung. Wenn Füetrer 17[b], 7 auf Hiob verweist, so mag das auch auf Scharfenberg zurückgehen: im jüngeren Titurel finden sich häufig beziehungen auf das A. T., z. b. 71. 172. 278. 1726. 2491. 3075 u. öfter. Dahingestelt bleiben muss es, ob die erklärung der tafelrunde 23[d], 2

Nv hört zů was nu sey die tauelrůnd
In cirkels maß gar sunnder eck vmb kraysset:
das all der werden sedel
nicht das ober oder das nyder[1] *haisset,*

die auf Parzival 309, 25 zurückgeht, Füetrer oder schon seiner vorlage zuzuweisen ist. — Merlins bericht über die begründung der zweiten tafel durch Joseph von Arimathia zeigt bei Füetrer einige abweichungen vom französischen roman. Wir hören, dass Mordelas, Nasiens und Narpus durch eine inschrift auf dem heiligen gefässe zum gral berufen werden: davon weiss der französische text nichts, wie wir überhaupt in der französischen grallegende noch nicht die vorstellung einer festen gralgemeinde finden. Dann heisst es weiter 21[a], 10 fg.:

Dy heyligkait sy werte,
wiß dise all ersturben.

1) Hier von anderer hand *ende* eingefügt; unrechtmässig, weil den vers über sein mass erweiternd.

Nach dem menigklich gerte
hochfart, vnkewsh, mit geytze si nw wurben,
vnnd das an tugendt si wurden gar dy plossen,
die gotz pot si verachten gar:
des nam auch got in disen schacz vil grossen.

Der was vil manig iare
verporgen aller dyet.
Nw ist ain geslächt für ware,
des tugendt akust an eren nye verschriet,
es ist ain diet an wirden aus gesundert,
den gab got dise heiligkait
durch ir andacht manigfeltigklich erwundertt.

Auch hievon steht im französischen text nichts. Haben wir diese änderungen Scharfenberg zuzuschreiben, wofür wol die grössere wahrscheinlichkeit spricht, so würde sich für dieselben die begründung von selbst ergeben, wenn wir in ihm den verfasser des jüngeren Titurel sehen: er muste ein motiv vorbringen, welches den übergang des grals von seinen ursprünglichen besitzern in fremde hände rechtfertigt; in der französischen legende, die den deutschen dichtern vor Scharfenberg unbekant war, bleibt der gral bei dem geschlecht Josephs von Arimathia; Scharfenberg sucht beide überlieferungen, die französische und die Wolframische, mit einander zu vereinigen, wozu er schon im jüngeren Titurel einen anlauf genommen. Die neuerung kann aber immerhin auch Füetrer zufallen, um über die lücke, die sonst in seiner erzählung vom gral entstehen würde, hinwegzuhelfen.

Halten wir es demgemäss auf grund von Füetrers zeugnis und von materiellen erwägungen für ausgemacht, dass Albrecht von Scharfenberg, dem verfasser des Seifrid von Ardemont und des Merlin, auch die autorschaft des jüngeren Titurel gebührt, so werden wir annehmen dürfen, dass von diesen seinen werken der Seifrid das früheste und der Merlin das lezte ist: wir haben dann eine fortlaufende entwicklung des dichters bezüglich der wahl seiner stoffe vor uns: der Seifrid, wol ein jugendwerk, zeigt nur freie erfindung und benutzung in der deutschen dichtung vorhandener motive, der jüngere Titurel teils freie erfindung und benutzung solcher schon vorhandener motive teils verarbeitung fremder quellen, der Merlin ausschliesslich verarbeitung fremder quellen.

Nun scheint freilich allen vorstehenden erwägungen und Füetrers ausdrücklichem zeugnis, nach welchem er Albrecht von Scharfenberg als den verfasser des von ihm auch *frau eren hof* betitelten Titurel

nent, jene eingangs erwähnte stelle entgegen zu stehen, die ebenso ausdrücklich für eine unzweifelhaft dem jüngeren Titurel entnommene begebenheit, das turnier auf Floritschanz, Wolfram als gewährsmann aufführt. Dürfen wir uns damit begnügen an ein versehen Füetrers zu glauben? ein versehen, das vielleicht um so eher statthaben konte, als er bei der erzählung der schicksale des Anfortas sowol dem jüngeren Titurel wie dem Parzival folgt[1]. Oder sollen wir uns den widerspruch so erklären, dass Füetrer das pseudonym Albrechts schonte, trotzdem er es durchschaute, ähnlich wie er — nach meiner vermutung — sein pseudonym Merlin beibehielt? Oder hat die annahme mehr wahrscheinlichkeit für sich, dass er von der existenz eines Wolframischen Titurel als grundlage des sogenanten jüngeren Titurel wuste und glauben konte, dass das turnier auf Floritschanz auch in Wolframs Titurel geschildert wurde? Ich halte es für sicher, dass Wolframs Tltureldichtung bei weitem über die beiden allein in ihrer ursprünglichen gestalt erhaltenen lieder hinausgereicht hat: die von Bartsch Germania 13, 1 fgg. herausgehobenen stücke des jüngeren Titurel scheinen mir von ihm als unwiderleglich echt Wolframisch erwiesen zu sein. Seine durchschlagenden gründe lassen sich noch durch die unzweideutigen spuren einer interpolierenden überarbeitung vermehren: er hat selbst sicherlich mit recht str. 932 und 939 als interpolationen bezeichnet; ebenso ist 946 ein störender, erweiternder einschub, da 947 sich klärlich unmittelbar an 945 anschliesst; auch 948 wol unecht: 947 mit den schönen echt Wolframischen versen 6. 7 ein vortreflicher abschluss der klage Schionatulanders und überhaupt eines liedes, wie 949 den anfang eines neuen anzeigt. Auch die scene 2502 fgg., welche nur eine geschmacklose widerholung von 1247 fgg. ist, spricht für die echtheit der früheren. Ich glaube, dass auch in den sich an Bartschs erstes bruchstück anschliessenden strophen 954—1013 Wolframische bestandteile enthalten sind; die darauf folgende erzählung von Schionatulanders besuch bei Gailet macht den eindruck eines aus eigenem und fremdem zusammengestoppelten berichts; entschieden Wolframisch aber scheinen mir dann wider die strophen 1039—1046, welche lezte einen vorzüglichen liedabschluss bietet; auch 257. 258 mögen der eingang eines echten liedes sein; und ebenso stecken meines erachtens in den unmittelbar auf Bartschs zweites bruchstück folgenden abschnitten, wie sich aus dem vorhandensein der Bartschischen merkmale ergibt, Wolf-

1) Die von Spiller s. 163 angeführten verse brauchen nicht notwendig die ihnen beigelegte bedeutung zu haben; auch wäre dadurch die annahme eines flüchtigkeitsirtums, einer augenblicklichen gedankenlosigkeit nicht ausgeschlossen.

ramische strophen. Allein erst eine kritische ausgabe des jüngeren Titurel könte einen gesicherten boden für weitere auf die ausscheidung Wolframischer bestandteile hinzielende untersuchungen bereiten und über die art und weise der späteren überarbeitung licht verschaffen. — Bis in die schilderung des turniers von Floritschanz reichen freilich die spuren Wolframschen geistes und die objectiven kenzeichen echter strophen nicht[1]; allein Füetrer, der über das verhältnis Wolframs zu seinem überarbeiter und fortsetzer nicht klarer sein mochte als wir, konte wol noch jenen für einen abschnitt, der von den mit echten bestandteilen durchsezten partieen nicht gar weit entfernt ist, als ursprünglichen autor vermuten, zumal da Schionatulander schon in der zum zweiten Bartschischen bruchstücke gehörigen strophe 1235 auf das fest von Floritschanz hinweist.

Ich möchte sonach diesem zulezt besprochenen quellenverweise Füetrers kein ausschlaggebendes gewicht in Spillers sinne zugestehen, sondern vielmehr jenen zeugnissen glauben schenken, welche Albrecht von Scharfenberg als autor des jüngeren Titurel erscheinen lassen, eine auffassung, welche meiner meinung nach auch durch anderweitige momente gestützt wird; zum mindesten aber scheint mir das resultat, zu welchem Spiller gelangt ist, als unsicher und anfechtbar dargetan worden zu sein.

BRESLAU. PAUL HAMBURGER.

ERASMUS ALBERUS GESPRÄCH VON DER SCHLANGEN VERFÜHRUNG (DIE UNGLEICHEN KINDER EVAE).

Unter den schriften Albers nimt das gespräch: Von der Schlangen Verfürung, vnd Gnade Christi vnsers Heilands eine hervorragende stellung schon deshalb ein, weil es die liebliche fabel Von den ungleichen kindern Evae zum gegenstand hat, von welcher Jacob Grimm schon vor mehr als 40 jahren mit recht angenommen hat, dass sie vielleicht, gleich den Petruslegenden, noch viel ältere grundlagen in der geschichte unserer poesie, als das 16. jahrhundert, ansprechen dürfe, wenn es ihm damals auch an material fehlte, den

1) Einer häufung von stumpfem ausgang in vers 1 und 3 begegnen wir nach einer langen nur durch ganz vereinzelte fälle unterbrochenen pause in einem späteren abschnitt des werkes: 5151. 187. 211. 212. Alter druck bl. 255^d, 4 = 5214. 215. 223; auch hier wäre eine untersuchung auf Wolframsche bestandteile anzustellen.

beweis dafür zu erbringen[1]. Ferner gewint Albers werk noch dadurch ein ganz besonderes interesse, weil die bearbeitungen des stoffes durch Hans Sachs[2], durch welche die fabel am bekantesten geworden ist teilweise wörtlich mit der fassung unseres gespräches übereinstimmen, obgleich jener den Alber nirgend als quelle nent, sondern sich, wie dieser, auf Melanchthons lateinischen brief beruft. Endlich hat die schrift eine gewisse kulturhistorische bedeutung, weil sie im 16. jahrhundert ein beliebtes volksbuch gewesen ist und zur verbreitung des Lutherschen katechismus, den sie in populärer weise vorträgt, nicht unwesentlich beigetragen haben wird.

Albers tätigkeit als reformatorischer schriftsteller erreichte zwar ihren höhepunkt erst im jahre 1548, als er durch den Dialog vom Interim[3] für die rettung der bedrohten evangelischen freiheit eintrat. Doch war er schon als er nach Berlin übersiedelte (1540) durch den anteil, den er an dem reformationskampfe in wort und tat genommen hatte, rühmlich bekant. Im auftrage des landgrafen Philipp von Hessen hatte er das ländchen Dreieich reformiert. Er spricht sich selber in seiner „Kurtzen beschreibung der Wetteraw“[4] folgendermassen darüber aus: „Es sind auch gute Brunnen in dem selben lendlin, welchs ich erstlich zu der erkendnis des Euangelii bracht habe, dann ich war XI. iare [1528—39] Pastor zu Sprendenlingen bey dem Hirtzsprung vnd zu Götzenhain, welchs ich Gotteshain nenne, weill es von den vnnützen Götzen zu dem rechten Gott bekert ist. Mit der Dreieyche grentzet ein Stat, die ist Hannisch [Hanauisch], mit namen Babenhausen, die erkent mich auch für iren ersten geystlichen Vater. Vnd sind beyde in der Dreieyche vnd zu Babenhausen frumme leute.“ Kurz vor dem gespräch (im jahre 1539) erschienen zwei streitschriften, bei denen wir noch einen augenblick verweilen wollen, weil sich Alberus in der einleitung zu jenem direkt oder indirekt auf beide bezieht; zuerst „am mitwoch nach Quasimodogeniti“ [16. apr.]: Vom Vnderscheid der Euangelischen vnd Papistischen Messz, für die einfeltigen. Item vom grossen Abgott Canon. 22 bl. (o. o.).

Der hauptinhalt des ersten teiles ist natürlich der: dass ein priester nicht für andere leute das sacrament nehmen soll, sondern als ein

1) S. Haupts zeitschr. II, 257 fgg. (= J. Grimm, kl. schriften VII, 106 fgg.).

2) Besonders die comoedie vom jahre 1553.

3) Welchen ich demnächst mit ausführlicher einleitung und mit anmerkungen versehen herauszugeben gedenke.

4) Anhang zu der schrift: Vom Basilisken zu Magdeburg (bog. E 11 a des Wolfenbüttler exemplares).

diener der gemeinde dasselbe nach der ordnung unseres lieben herren Christi austeilen, auch die leute zuvor also treulich unterweisen, dass sie gerne und mit lust kommen und des heiligen sacramentes begehren. Besonders bemerkenswert ist die schrift auch deshalb, weil Alber in ihr ganz entschieden stellung nimt gegen die fanatiker unter den anhängern des evangeliums, welche auch alle äusserlichkeiten, die an die katholische zeit erinnern könten, aus der kirche enfernt wissen wolten. So scharf und rücksichtslos er ist, wenn es sich um verteidigung und wahrung evangelischer grundsätze handelt, so massvoll zeigt er sich, wenn nur äusserliches und unwesentliches in frage komt: „Darumb můss man auff der mittel strassen bleiben und also sagen, ob der priester ein messgewand oder chorrock an habe, darauff sehe ich nit, sonder darauf habe ich acht, ob er auch das heilig Sacrament aussteile nach dem befel Christi .... Es wer wol kein sünd, wann er in wammes vnd hosen, oder inn kriegsskleidern ging, aber es stünd nit fein. Non est peccatum contra pietatem, sed contra mores et honestatem."

Als ein rechter schüler Luthers tritt er namentlich warm ein für die verwendung der musik in der kirche. In dem buche: Widder die verflůchte lere der Carlstader, vnd alle fürnemste Heubter der Sacramentirer .... Musica verechter, Bildstürmer, feiertagfeinde, vnd verwüster aller gůten ordnung (gedr. 1556) verheisst er sogar eine schrift: Vom lob der Musica, welche wahrscheinlich nie erschienen ist. Als einen grossen freund der musik zeigt er sich aber öfter, so auch in unserer schrift. Bog. B iij[b]: „.. ich lass alle glocken zusamen leiten, ich lass orglen, lass mit vier stimmen singen, dan solches laut nit übel, vnd seind gottes gaben, welche wir nit verachten, sonder vil mer Gott darumb dancken sollen, die sollichs nit gern hören, die solt man inn die sewsteigen weisen, vnder die schwein. Dann es rechte Scythe, Türcken vnd grobe sew seind." Bog. B iiij[a]: „Es ist fein wann das volck zusamen kumpt, dass man orgelt, vnd mit vier stimmen singet. Dann des menschen hertz ist on das etwa blöd vnd betrübt, vnd mag Gott wol leiden, das man sich frölich mache mit seinen lieben gaben. Wir seind doch gnůg gemartert durch des teufels eingeben, vnd seltzamen gedancken, darumb sollen wir Got noch darzů dancken, wann wir ein schöne melodei hören, vnd nit wie die sew verachten. Ists aber sünd, dass ich in der kirchen orgeln hör, so ists auch sünd, das ich mich frew der jugent meins weibs, wie mich Got heisst, Prov. V.[1], vnd dass ich frewd an mein

1) Prov. V, 18: „laetare cum muliere adolescentiae tuae"; Luther: „dein Born sei gesegnet und freue sich des Weibes deiner Jugend"; alle drei auffassungen nicht

kindern hab. Ach es ist des teufelss gespöt, der gündt vns nit der gaben Gotss vnd richt newe müncherei vnder vns an.“ Ebenda: „da wil diser keinen latinischen gesang in der kirchen liden, der ander kein bilder, der drit kein corrock oder messgwand, der vierd kein orgel, der V. will [bl. B iiij b] gar kein fest haben, der sechst will kein kertzen leiden, der siebend ist ein Tigris[1] vnd kan nit glocken hören leüten, der acht will nit Christus leib vnnd blůt im abentmal haben, der neünd gibt den kindern die tauff nit völlick, lest sie gewickelt, vnd geust nur ein tröpfflein wassers aufs haupt.“ In gleicher weise tritt er für beibehaltung lateinischer gesänge ein, wann sie nur nicht wider gottes wort fechten. Denn wenn man in der kirche keine andere sprache gebrauchen wolle, als die deutsche, so dürfe man nicht Amen, nicht Alleluja, nicht Kyrie Eleison, auch nicht von Christo singen, denn es seien hebräische oder griechische worte.

Von Bog. C iiij b folgt sodann der zweite teil der schrift: Von dem grossen Abgott Canon. Canon nent er die summe der katholischen irlehren, deren er zehn aufzählt und bekämpft: „Zům ersten heben sie die mess an, zům gedechtniss Marie, vnd der heiligen . . . . Zům andern halten sie das gedechtniss etlicher halben, so man nit weiss, ob sie selig seind, oder nicht ... Zům dritten bitten die papisten im Canon das sie Gott beschirmen wölle, vmb der heiligen verdienst willen ... Zum vierden nennen sie brod vnd wein ein opffer, auch ehe sie ein Sacrament (wie sie meinen) draus machen . . . . Züm fünfften, bissher haben sie brot vnd wein geopffert, darnach, wann sie ein Sacrament darauss gemacht haben, (wie sie meinen), so machen sie wider ein opffer darauss vnd opfferns Gott ... Züm sechsten bitten sie Gott, das er jhm solich opffer wolgefallen lass ... Züm sibenden, darnach bitten sie Gott im Canon, er wolle dem Engel gebieten das er das Sacrament für den altar Gottes hoch hinauff für sein göttlich Maiestat bringe ... Züm achten, Da kompt wider ein recht ertz Narren stuck, dann sie bitten vnd sprechen. Presta vt quotquot ex hac altaris participatione sacro sancti filij tui corpus et sanguinem sumpserimus omni benedictione et gratia impleamur, vnd er nimpts doch allein . . . Zům neünten, Darnach machen sie die Mutter Gots vnd die lieben heiligen zů fürsprechen . . . Zům zehenden brechen sie ein stuck von jhrem Sacrament vnd legens inn den kelch vnnd machen ein soppen draus.“

übereinstimmend; der hebräische text lautet: „über das weib deiner jugend, ist also von Luther am zutreffendsten übersezt.

1) Dasselb tier ist der art, wann es ein glock oder schel hört, so wirt es toll vnd vnsinnig, vnd wil sich selbs reissen (Physiologus).

Bekämpft er in dieser schrift die lehren der katholischen kirche überhaupt, so ist das zweite, im gleichen jahre, erschienene buch ausschliesslich gegen einen ebenso geschickten und gewanten, als schriftstellerisch tätigen verteidiger derselben gerichtet, gegen den anfangs dem protestantismus zugetanen, nachher in den schoss der alten kirche zurückgekehrten Georg Witzel[1].

Diese höchst interessante schrift[2] ist betitelt: Das der Glaub an Jesum Christum alleyn gerecht vnnd selig mach, widder Jörg Witzeln Mammeluken vnd Ischariothen. Item von Jörg Witzels leben, vnd dabei Ludus Syluani verdeudscht, ser kurtzweilig zulesen. Erasmus Alberus. Im Jar M. D. XXXIX. 96 bl.

Im ersten teile komt er nach erwähnung anderer gegner des evangelii auf sein thema in folgender weise [bl. 9a]:

„Neben denselben ist eyn ander vffgestanden aus vnsern brüdern, vnd gleich wie Judas Ischarioth, Christum verlies, des brod er doch gessen hatte, vnd zu den Jüden trat, also hat sich dieser des Euangeliums eyn zeyt lang angenummen, vnd darnach desselben allerergster

1) Auf eine kleine, aber überaus heftige schmähschrift, welche wahrscheinlich kurz vor unserm gespräche erschien (sommer 1541), wollen wir, da sie schon wider abgedruckt worden ist (Schade, Sat. u. Pasq. I, nr. 7), nur hinweisen: Newe zeitung von Rom, Woher das Mordbrennen komme, enthaltend 1. einen angeblichen brief Petri Ribaldi, dat. Rom, am tag Petr. u. Pauli (29. juni), des inhaltes, dass der pabst beschlossen habe, das lutherische Deutschland mit feuer zu verbrennen, zugleich, dass er Jorgen Wetzeln jährlich 300 gulden gebe, dass er desto freydiger ... wider die Lutherischen schreibe. 2. Ein new Te Deum laudamus, Vom Bapst Paulo dem dritten, Welchs zu Rom in Lateinischer Sprach gesungen haben Pasquillus vnd Marforius ... verdeutscht durch Bepstlicher Heiligkeit guten Freund, Erasmum Alberum. 3. Antwort Conradi Ribaldi auff seins Brudern Petri Ribaldi Schrifft, an jn aus Rom gethan; dat. Nürnberg, am tag Laurentij (10. aug.) 1541. Pasquillus und Marforius sind beliebte gesprächspersonen der damaligen zeit: Weller (Annalen II, 236, nr. 37) führt ein deutsches gespräch an: Der verzucket Pasquinus, Auss Welscher sprach inn das Teütsch gebracht. M. D. XLIII, in welchem sich jene beiden personen unterreden; das lateinische original (des Coelius Secundus Curio), welches in meinem besitz ist, trägt den titel: Pasquilli Extatici, seu nuper e coelo reuersi, de rebus partim superis, partim inter homines in Christiana religione passim hodie controuersis, cum Marphorio colloquium, multa pietate, elegantia, ac festiuitate refertum. s. l. et a. — Die anknüpfung an die beiden bekanten, vom volksmund als Pasquino und Marforio bezeichneten statuen in der nähe des Urbinschen palastes ist natürlich auch der grund, warum Rom in diesem sowie im Alberschen zwiegespräch als schauplatz gewählt ist.

2) Selten ist sie auch, das einzige bekante exemplar besizt die königl. bibliothek zu Berlin, von wo es mir bereitwilligst zur verfügung gestelt wurde.

feind worden, wie Joann. schreibt. Er war nit von vns, dan wo er von vns gewesen were, so were er ia bei vns blieben[1]. Der Judas aber, dauon ich jetzt rede, heyst Jörg Witzel, das verlorn kind, der seinen mund weit vffgethan hat zulestern, mehr dan noch nie keyn Papist, Gleich wie Judas Christo leyder thet, dan die Phariseer selbst. Diser Ischarioth war eyn pfaff, und nam eyns frummen burgers tochter zu Eisenach zur ehe, vnd genoss auch der freiheit, die weder er noch sunst keyn mensch vff erdenn, sonder D. Martinus Luther, mit seins leibs vnd lebes fahr zu wegen bracht, vnd keyner vor ihm sölchs gewagt hat. Eben nun, wie Judas Ischarioth Christus brot ass, vnd trat ihn darnach zu danck unter die fues. Also hat dieser Judas bruder auch gethan. Er hat des gedachten burgers Crausen dochter nun freilich in die XV. oder XVI. iar gehapt, vnd ist doch mitler zeyt der Satan in ihn gefarn, das er widder von Euangelio gefaln ist, vnd vnterstanden sein arms weib, den Papisten zu ehrn, fur eyn hur, vnd seine arme kinder fur hurnkinder zu halten. Pfei dich, du verlornes kind, ein Tigris mus dich geseügt haben, das du deinen armen kindern so hart bist, vnd keyn mitleiden mit ihn hast. ....." Von seinen „lesterbüchern" und von seiner lehre sagt er: „Die pfaffen . . freuen sich hoch vber des Witzels lere, vnd er ist jr vermeynter Messias, der sie erlösen wird zu pfingsten vff dem eiss. Sie machen ihnen mit des Witzels lere eyn galgen frist, dann bald, bald wirts beide mit ihnen vnd ihrem Messia aus sein."

„Meinstu verzweiuelter Judas, das die herrn vnd Fursten, sampt den Stedten etc. so das Euangelium an genommen haben, von wegen deiner gottslesterigen scarteken, widderumb fressen werden was sie gespeit haben, wie du feyger bössewicht gethann hast. Dan du machst dir selbst eyn whan, man halt deine bücher für eitel oracula. Aber das soltu wissen, das sich an deine bucher niemand keret, on die vormals Christum auch nit lieb gehabt, vnd ihren glauben auff den sand gebawet haben, vff das die schüler seien, wie ihr meyster ist. Schemestu dich nit inn dein hertz, das du für so vielen hochgelerten Theologen deinen rüssel darffst auffthun? vnd gibst grosse kunst fur, der du mit dem donat nur vff den hindern geschlagen bist vnd hast eynmal eyn kriechischs buch hinder den ofen gesehen, daher kumpt dir das grosse geschrey vnd gepreng. Meinstu, grober gesel (esel wolt ich sagen) man werde so vil gelerter theologen bücher verwerffen, umb

1) 1. Ep. Joh. 2, 19: non erant ex nobis, nam si fuissent ex nobis, permansissent utique nobiscum.

deines vnflats willen? Ei wie sol michs doch gelusten, das ich die allerschönste homilias M. Joã. Brentij hinwerffen, vnd dafür dein Temporalia vnd Casualia lesen würde? Ich werde freilich D. Martinum luther (durch welchen Got das Bapstumb stürmet, vnd den Antichrist offenbart) faren lassen, vn Philippi Melanthonis, Vrbani Regij ꝛc bücher verdammen, vnd deine dormisecures dafür lesen?"

„Den höchsten vnd aller besten articul, daher wir Christen heissen, fichtet Judas Witzel an, der articul aber heisst also."

„ALLeyn durch den GLAVBen an Jesum Christum werden wir selig. Da wil er Christum nit lassen Christum sein, diesen allerhöchsten articul greifft er an, vnd gibt für, der glaub an Christum mach nit alleyn selig, sonder, die werck müssen dem Glauben zu hülff kummen. Diesen articul (sag ich) greifft er an, dem sein vater, das ist, der Satan, auch nie hold gewest, vnnd darumb so viel vnschuldiges bluts vergossen hat."

„Vmb dieses Articuls willenn, hat müssen, der gerecht Abel, ermordt werdenn. Dann sein bruder war eyn werckheylige, vnd gtū Witzelisch Papistisch, Turckisch, heydenisch, vnd Judisch, dan disser volcker keyns gleubt diesen articul. Der Turck gleubt ihn nit, die Juden auch nit, die Papisten vn Wicelischen auch nit. Vmb dises Articuls willen sind die propheten, Christus der herr selbst, die Apostel, vnd vnzehlichen Christen ermordt worden, vnd sonderlich von dieses articuls wegen haben wir vns von Bapst abgesondert, vnd wie wol keinem Christen gepurt zu zweiueln an disem articul, als von dem er den edeln, königlichen vnd hymelischen namen hat, das er ein Christen heyst, vn nun in das zwenzigst iar bucher genug dauon geschrieben sind, so wil ich doch auch mich gegen diesem herlichen articul danckbar erzeygen, vnd so vil mir gott gnad gibt, denselbigen mit der heyligen schrifft beweisen vnd erhalten, dan vff den articul bin ich getaufft, darin leb ich, darin wil ich mit Gottes hulff sterben, vnd ist gewiss, wer vff diesen articul nit stirbt, der ist ewiglich verdampt, vn niemand iemals on diesen articul selig geworden ist."

„Hat sich nun iemand durch des Witzels lere, lassen verfüren, vnd an ihm noch hoffnung ist, er werde sich lassen bekeren, der höre eben zu vnd hab acht druff, was ich schreib. Versehe mich auch, wo ich disen articul beweisen werde, so sei damit vmbgestossen alles, was der Witzel darneben furgibt" usw.[1]

1) Auf diese ganze ausführung nimt er in der vorrede zum gespräch fast wörtlich bezug.

Von bl. 40[b] an folgt eine betrachtung über die motive seiner handlungsweise, über sein leben und seine tätigkeit, von bl. 47[b] an „die gantze historia seines lebens, wie sie von d. Justo Jona beschrieben.“ Endlich bl. 61[b] bis zum schluss die verdeutschung eines lateinischen gespräches, welches von Witzels abfall handelte: „des Titel heyst Ludus Sylvani hessi in defectionem Georgii Wicelii ad papistas; personen desselben: Witzel, Anna sein hausfraw, Nicolaus Faber, Crotus, Cocleus.“

Im jahre 1542 visitierte Alberus, auf befehl des kurfürsten gemeinsam mit dem M. Johann Siegfried, pastor in der altstadt Brandenburg, das dortige Barfüsserkloster; sie fanden auch bücher im refectorio (aber keine bibel), darunter auch eins, welches sie nennen librum Conformitatum, und ist der Barfüsser Alcoran, schier so dick, wie eine halbe bibel, enthaltend die wunderwerke Francisci; aus diesem buche hat er mehr denn 500 stück legenden usw. aufgezeichnet und verdeutscht. Auf solche weise entstand die bekante und berühmte satire: Der Barfuser Münche Eulenspiegel vnd Alcoran. Mit einer Vorrede D. Martini Luth. Versicu. Franciscanorum. Franciscus est in coelo. Responso. Quis dubitat de illo? Antipho. Totus mundus. M. D. XLII. 80 bl. 4. Gedruckt zu Wittemberg, durch Hans Lufft.[1]

Es richtet sich die schrift gegen die übermässige verehrung, ja vergötterung des heiligen, den man an einem tage 300 wunder volbringen liess. „Das ist ja wol über die schnur gehauen; und überhaupt wäre nach den wahnsinnigen legendenschreibern (man verzeihe mir diesen ausdruck!) Christus nur ein stümper gegen ihn gewesen.“[2]

Zwischen den durchaus polemischen schriften nun vom jahre 1539 und 1541 erschienen drei anderen charakters: 1. Novum Dictionarii Genus, 1540, eine art reimlexicon, besonders wichtig für die kentnis des Hessischen dialektes im 16. jahrhundert; das dritte rein erbaulich und frei von jeder polemik: Jesus-büchlein oder X schöne gottselige Dialogi für die Kinder, so anfangen zu reden vnd vernehmen können[3]; zwischen beiden endlich unser gespräch Von der schlangen verführung usw.,

1) In meinem besitze.

2) So spricht, ganz in Albers sinne, ein gesinnungsgenosse im vorigen jahrhundert: Bistorius, Kronik der heiligen (Wittemberg 1787), vorrede.

3) Der 1. und 3. mit seiner damals dritthalb jahr alten tochter Gertrud; 2. mit Christiana Reders; 4. mit seiner tochter Dorothea; 5. mit Wigmund; 6. mit Cecilia Reders; 7. mit seiner tochter Anna; 8. mit Bernhard Reders; 9. mit Danielis Dobini; 10. mit Gertrudechis; darin 3 wahrscheinlich noch unbekante kinderlieder Albers.

welches ebenfals erbaulicher natur ist, da die polemik, ausser in der vorrede, zurücktritt.

Über seine quelle spricht er sich in der vorrede folgendermassen aus: „Ich habe die vrsach vnd argument dieses Gesprechs gezogen aus der schönen Epistel, so D. Philippus Melanchthon an den wolgebornen Herrn vnd Grauen Herrn Johansen von Weda geschrieben hat."

Es ist der lateinische brief, welcher 2 jahre vorher (1539) im drucke erschien unter dem titel: Ad nobilem et generosum comitem Joannem a weda *etc.* Epistola Philippi Melanthonis. Francoforti[1]. Der inhalt des briefes ist folgender:

Lange nach erschaffung Adams und Evas beschloss der herr sie und ihre familie zu besuchen und in ihrem kummervollen dasein zu trösten. Eva, welche zufällig aus dem fenster schaute, sah den herrn mit seinen engeln kommen; und da am nächsten tage ein fest bevorstand, hatte sie begonnen die kinder zu waschen, auf dass sie dem opfer und der predigt des vaters beiwohnten. Da sie sich schämte, die noch ungewaschenen dem herrn vorzustellen, hiess sie diese sich im heu und stroh verstecken, die übrigen solten in der vorhalle den herrn erwarten und nachdem ihn die mutter begrüsst, der reihe nach ihn ebenfals begrüssen. Nachdem der empfang in dieser weise statgefunden und der herr die Eva, deren antlitz scham und furcht ausdrückte, getröstet und seine hilfe verheissen hatte, lobte er sie, dass sie die kinder nicht nur gepuzt, sondern auch sitsamkeit gelehrt habe. Das sei aber nur der anfang der erziehung; sie müssten auch, was wichtiger sei, wissen, dass sie geboren seien zur erkentnis gottes, zur verbreitung seines glaubens, zur bewahrung der ihnen zu teil gewordenen verheissung, zum gehorsam gegen gott; auch müssten sie belehrt werden über die unsterblichkeit und die ewigen strafen der gottlosen.

Eva erwiderte, dass diese lehren den kindern von ihr und Adam unermüdlich eingeprägt würden, und fügte weinend hinzu: Eingedenk des sündenfals und der güte gottes seien sie unablässig darauf bedacht, die kinder zu lehren, welcher dienst gott wolgefällig sei und welche verheissung er ihnen gegeben habe; er möge sie selber anhören und sie zurechtweisen, wenn sie etwas falsch verstanden.

Sie forderte also Abel auf, vorzutragen, was er gelernt habe.

Dieser begint: Ich glaube an einen almächtigen gott, welcher die welt geschaffen hat und sie weise regiert, der den menschen verstand

1) Philippi Melanthonis opera ed. Car. Gottl. Bretschneider, vol. III, p. 654, nr. 1785; von diesem abdruck weicht das Wolfenbüttler exemplar des druckes vom jahre 1539 mehrfach ab.

verliehen, die gottheit zu erkennen, ferner bewusstsein ihrer pflichten gegen gott, der endlich an die eltern sein gebot habe ergehen lassen, ihren gehorsam zu prüfen. Hätten diese sich darnach gerichtet, wäre die sünde, der tod, kurz alles übel nicht in die welt gekommen. Der teufel aber brachte die menschen zu falle; durch ihn und die menschliche schwachheit, nicht durch gott, ist die sünde in die welt gekommen, mit ihr der tod und die herschaft der schlange.

Gott aber wolte die menschheit nicht zu grunde gehen lassen daher verhiess er erlösung und versöhnung durch des weibes samen; ihn wird die schlange zwar in die ferse stechen, er aber wird ihr den kopf zertreten.

Ich glaube auch, dass die opfer, welche der vater für uns darbringt, ein zeichen des opfers sind, welches der verheissene für uns sein wird; denn durch dieses, nicht durch unsere opfer, werden wir mit gott versöhnt. Und wenn auch sünde, tod und sonstige übel in der welt bleiben werden, so wird doch in denen, die an die göttliche verheissung glauben, ein neues licht angezündet und ein neues leben beginnen; der verheissene aber wird kommen, die welt zu richten, den gläubigen das ewige leben, dem teufel aber und seinem anhang die verdamnis zu teil werden zu lassen.

Zu dem göttlichen dienst aber sind alle menschen berufen, nur dürfen sie sich durch keine gefahren, auch nicht durch die wut der schlange und der gottesverächter irre machen lassen.

Mit nochmaliger versicherung seines glaubens an gott und der bitte, er möge ihm, seinen eltern, seinen brüdern und schwestern gnädig sein, schliesst Abel sein bekentnis. Nachdem Seth und die schwestern ähnlich geantwortet, lobt gott alle, ermahnt sie im glauben und im gehorsam zu verharren und verspricht ihnen in allen fährlichkeiten zu helfen. Darauf heisst er die Eva auch die übrigen kinder zu holen, sie scheltend, dass sie dieselben habe verbergen wollen.

Eine von den schwestern holt die geschwister; Cain erscheint, mit trotziger miene, strohhalme in den haaren, ohne den herrn zu grüssen. Auch er muss berichten, was er gelernt hat: Ich glaube an einen almächtigen gott, schöpfer der ganzen welt, dem man opfern muss, damit er unsere äcker fruchtbar macht. Ob er unser gebet erhört oder sünden vergibt, weiss ich nicht. Über ein leben im jenseits lässt sich erst nach dem tode urteilen; ich sehe aber, dass man, um eines behaglichen lebens willen, gute sitten pflegen muss. Gott tadelt ihn und mahnt ihn auf den rechten weg zurückzukehren.

Darauf redet er alle folgendermassen an: Als stamväter des menschlichen geschlechtes solt ihr den nachkommen ein vorbild der frömmigkeit und tugend sein. Die gläubigen unter euch wird der verheissene held gegen die angriffe der schlange schützen. Und da ich die welt durch mein wort lenken und regieren will, werde ich aus eurer schaar mir geeignete diener wählen. Nach diesen worten weiht er den Abel zum priester, den Seth zum könig, den Cain aber macht er zum sclaven, der nur durch furcht vor strafe verhindert wird, den gottesdienst und die gemeinschaft der gläubigen zu stören.

Nach dieser verteilung der stände wendet er sich wider an die Eva, mahnt sie, der erziehung der kinder auch fernerhin ihre sorgfalt zu widmen und tröstet sie, als sie nochmals reue über den sündenfall äussert, durch hinweis auf den verheissenen samen.

Darauf entfernt er sich, von der Eva geleitet, die er endlich zu den kindern zurückschickt mit dem trost, dass auch seine begleiter, die engel, beschützer und freunde der familie sein würden. Nach diesen worten wird er durch eine wolke in den himmel zurückgeführt.

Das ist der wesentliche inhalt des Melanchthonschen briefes; vergleichen[1] wir nun damit den Alberschen dialog, dessen „vrsach vnd argument“ aus jenem gezogen ist. Gemeinsam ist beiden eigentlich nur die idee, dass gott die ersten menschen besucht, um ihren haushalt, vor allem ihre kinder, die stamväter des künftigen menschengeschlechtes, kennen zu lernen. Im übrigen aber weichen beide erheblich von einander ab. Der brief bewahrt durchaus die tendenz der alten fabel, nach welcher sich an den göttlichen besuch die für das menschengeschlecht so überaus wichtige scheidung in verschiedene stände knüpft: Abel vertritt das geistliche, Seth das weltliche regiment, Cain die grosse masse der untertanen. Alber scheint diese tendenz gar nicht erkant zu haben, mindestens lässt er sie ganz fallen und am schluss gott dem Abel zur belohnung sein reich, also die ewige seligkeit verheissen, dem Cain mit ewiger verdamnis drohen. Dafür hat er die prüfung Abels und Cains, die doch eigentlich nur mittel zum zweck ist, mit grosser breite behandelt und sie in den vordergrund gestelt. Abel trägt auf die katechetischen fragen des herrn den ganzen Luther-

1) Melanchthon nent als seine quelle: ein gewisses gedicht. Da wir demnächst eine gründliche untersuchung über die geschichte der fabel von den Ungleichen Kindern Evae von Hrn. Dr. Joh. Bolte in Berlin zu erwarten haben, beschränkt sich unsere betrachtung nur auf das verhältnis zwischen Albers dialog und der von ihm genanten quelle.

schen katechismus fast wörtlich vor[1] und auch in Adams und Evas reden spielt das erbauliche die hauptrolle. Im briefe tritt von den eltern nur Eva, von den kindern ausser Abel und Cain auch noch Seth auf, ferner neben Abel und Seth einerseits und Cain andererseits je eine reihe gleichgesinter schwestern. Dabei läuft eine kleine unklarheit mit unter. Eva ist damit beschäftigt, wegen eines am nächsten tage zu feiernden festes die kinder zu putzen. Sie wird vom herrn überrascht und versteckt die noch ungewaschenen im heu und stroh. Erst nachher, bei dem auftreten beider teile, wird klar, dass die gewaschenen kinder zugleich die wolgeratenen, die ungewaschen gebliebenen zugleich die misratenen sind. Im dialog erscheinen Adam und Eva, von den kindern dagegen nur Cain und Abel. Aus der einfachen erzählung des briefes hat Alber gewissermassen ein drama gemacht, welches in 4 akten verläuft: 1. Klage der Eva und Adams trost. 2. Ankündigung des göttlichen besuches und schilderung der beiden so verschiedenen brüder. 3. Katechisierung. 4. Predigt Adams, deren vorhandensein zunächst ganz unmotiviert scheint, aber dadurch sich erklärt, dass die erbauung Albers hauptabsicht war. Im briefe puzt Eva die kinder für ein fest, welches am folgenden tage statfinden soll, und versteckt, als der herr sie überrascht, die noch ungepuzten; im dialoge kündigt Adam den besuch, von dem er durch den engel Gabriel erfahren hat, der Eva an und fordert sie auf, dem besuche zu ehren die kinder zu waschen. Cain wird zu diesem zwecke eigens geholt, bei welcher gelegenheit Abels und Cains charakter drastisch geschildert wird; dort lässt Eva die ohne ihre schuld ungepuzt gebliebenen kinder erst holen, als der herr es befiehlt, hier empfangen beide brüder zusammen den herrn, und zwar ist der ältere in folge seines widerstrebens ungewaschen geblieben. Dort begrüsst Cain den herrn gar nicht, hier reicht er ihm die linke hand zum grusse. Evas klage über den sündenfall ist im briefe nur beiläufig erwähnt, im dialog fült dieselbe den langen monolog, der denselben eröfnet, der auch zugleich eine sehr ins breite gehende ausspinnung des einfachen biblischen berichtes vom sündenfalle enthält. Dort trägt Abel sein glaubensbekentnis im zusammenhange vor, hier wird ihm stück für stück abgefragt wie im confirmandenunterricht. Dort erscheinen Cains antworten nur materialistisch und rationalistisch, hier ausserdem auch noch zum teil sinlos, wie eines schülers, der seine aufgabe schlecht gelernt hat.

So liessen sich im einzelnen noch mehr verschiedenheiten aufzählen. Der hauptunterschied aber liegt, wie schon hervorgehoben, darin,

1) Vgl. s. 431 anm. 1.

dass in dem briefe die einsetzung mehrerer stände durch gott, welches der natürliche und ursprüngliche abschluss der fabel ist, beibehalten wird, während sie Alber von dieser seite ganz gleichgiltig ist; seine absicht ist offenbar die gewesen, die christliche glaubenslehre in populärer weise zur darstellung zu bringen. Er verknüpft sie darum mit unserer fabel, die zu diesem zwecke wie geschaffen erscheint, und es ist anzunehmen, dass dadurch sein werk grossen beifall und einen weiten leserkreis gefunden hat.

Bei dieser absicht des verfassers hat es auch einen sinn, dass an stelle der einsetzung des ständeunterschiedes Adams predigt getreten ist. Jene würde seinen zweck, zu erbauen, nicht gefördert haben; in dieser, welche das protevangelium, die erste verheissung, zum gegenstande hat und nachweist, dass der satan, wenn er auch umhergeht wie ein brüllender löwe, doch nicht mehr unüberwindlich ist und endlich mit dem ganzen antichristentum vernichtet werden wird, — in dieser findet die darstellung der glaubenslehre ihren natürlichen abschluss[1].

Die erhaltenen drucke des gespräches zerfallen in 2 klassen.

1. Originalausgabe Albers vom jahre 1541.
2. Doppelte bearbeitung des gespräches durch magister Leonhard Jacobi aus Nordhausen vom jahre 1544 und 1553.

Nr. 1 ist in zwei exemplaren erhalten, von denen sich das eine in Zwickau, das andere in der kleinen, aber wertvollen samlung der kirchen-ministerial-bibliothek zu Celle befindet, welche es mir zweimal in freundlichster weise überliess, das erste mal durch gütige vermitlung des herrn gymnasial-directors dr. Ebeling daselbst. Der folgende textabdruck ist eine genaue widergabe desselben[2]. Die ausgabe ist gedruckt in Berlin durch Hans Weissen a. 1541.

Die erste bearbeitung des originals durch magister Leonhard Jacobi aus Nordhausen führt den titel: Ein Gesprech, Von der verfuhrung der Schlangen vnd der gnade Christi vnsers

1) Eine recension der Jacobischen bearbeitung vom jahre 1553 (s. unten s. 434) in den Unschuldigen nachrichten 1727, s. 1224, deren nachweis ich herrn prof. dr. Hertel in Magdeburg verdanke, tadelt, dass der Luthersche katechismus von wort zu wort widergegeben sei; auch „schicken sich etliche . . hier gebrauchte Formuln, als vom Gassen lauffen Cains nicht.“ Die gelehrten der Unsch. nachr. halten Jacobi für den verfasser des gesprächs; Albers name ist ja auch vom titel ganz verschwunden und erscheint nur in der vorrede.

2) Weggelassen ist, weil mit dem gespräch gar nicht zusammenhängend, das angehängte stück: Frag vnd antwort für die Kinder, wenn sie zu des Herrn Abendmal gehen wollen.

Heylands, zwischen Gott, Adam, Eua, Abel, vnd Cain. Erasmus Alberus. Ein Auslegung, vber die obgemelten Namen, einem Erbarn vnd Wolweisen Rath, der Keyserlichen Stadt Northausen, zu Ehrn in Druck gegeben. Durch M. Leonhardum Jacobi, Northusianum. 32 bl., am schluss: Zu Erffurd Trückts Wolffgang Sthürmer, Zu dem buntten Lawen, Bey S. Paul. Die vorrede ist unterschrieben: Geben zu Northausen, aus dem Steinbackhaus. Am tage Elizabeth [19. novbr.]. Anno 1544[1].

Dieser Leonhard Jacobi, über dessen leben und schriften wir in der zeitschrift des Harzvereins für geschichte und altertumskunde, 21. jahrg. 1888, 2. hälfte, ausführlicher berichten, war ungefähr 1515 in Nordhausen geboren, wurde 1533 in Erfurt immatriculiert, wo er sich wahrscheinlich auch die magisterwürde erwarb, sodann 1539 und 1540 als schulmeister im tal Mansfeld und Halberstadt tätig, endlich, nachdem er vertretungsweise in Nordhausen ein pfaramt verwaltet und in Wittenberg durch Luther die ordination empfangen hatte (c. 1543), als geistlicher kurze zeit in Laucha a. d. Unstrut (1544/45), dann an der Ulrichskirche in Magdeburg (1546—48), endlich an der Stephanikirche in Calbe a. d. Saale angestelt, wo er nach 1553 an der pest gestorben zu sein scheint. Er war unermüdlich für die ausbreitung der evangelischen lehre durch wort und schrift tätig — wir kennen von ihm aus der zeit von 1544—53 nicht weniger als 16 werkchen, zum teil gelehrt-theologischen inhaltes — und erwies sich vor allem in verschiedenen kritischen lagen seines lebens als einen mann von hohem mute, der seiner überzeugung, der erkanten wahrheit des evangeliums, amt und freiheit unbedenklich zum opfer brachte und in den schweren tagen des interims mit grosser energie und hoher wärme die reine, unverfälschte lehre in mehreren schriften verteidigte.

Seine tätigkeit an unserm dialoge aber besteht in folgendem: An die stelle der Alberschen widmung sezte er eine neue vorrede, in welcher er das buch dem rate seiner vaterstadt zueignete. Sodann zerlegte er das im original zusammenhängende gespräch in zwei teile, deren erster den monolog der Eva und ihr gespräch mit Adam bis zu den worten: „wie sol ich dirs jmermehr voldancken?“ deren zweiter alles übrige enthält. Jedem von beiden teilen folgt eine ausführliche „auslegung“, in welcher, unter anführung zahlreicher bibelsprüche und

1) Einziges exemplar in der Leipziger universitätsbibliothek, von wo es mir freundlichst zugesendet wurde.

stellen aus den vätern, das gespräch erläutert und Adams, Evas und der kinder verhalten und beispiel für das altägliche leben nutzbar gemacht wird. Am schluss folgt die kinderlehre. Der text weicht von dem ursprünglichen nur unerheblich ab.

Von dieser ausgabe erschienen in Nürnberg zwei nachdrucke, der eine bei Friedr. Gutknecht ohne jahr, der andere bei Valentin Neuber 1559, jener in Celle, dieser im besitz des herrn oberbibliothekars dr. R. Köhler-Weimar, der ihn aus Maltzahns bücherschatz erworben hat.

Beide tragen den titel: Ein Gesprech, von der verfürung der Schlangen vnd der Gnade Christi vnsers Heilandts, zwischen Gott, Adam, Eua, Abel, vnd Cain. Erasmus Alberus. Ein Ausslegung vber die obgemelten Namen. Durch M. Leonhardum Jacobi, Northausianum. 32 bl. 8.

Auch im texte stimmen beide miteinander fast buchstäblich überein.

Die abweichungen der nachdrucke von dem Leipziger exemplar sind teils unabsichtliche oder unwilkürliche, veranlasst durch nachlässigkeit der setzer, teils absichtliche, indem zuweilen stellen weggelassen worden sind, die sich gegen die katholische kirche richteten. So ist z. b. im Alberschen texte die stelle weggeblieben, an welcher Abel von der unwirksamkeit der guten werke, sünde zu vertilgen, spricht [s. 456], in der auslegung fehlen beispielsweise die klagen, dass die evangelischen von den heillosen papisten angriffe zu erdulden hätten, ferner die überaus heftigen, vor den stärksten ausdrücken nicht zurückscheuenden angriffe gegen die katholische messe.

Nimt man hinzu, dass auch die stark polemischen einleitungen Albers wie Jacobis fortgelassen worden sind, so wird man nicht fehl gehen, wenn man vermutet, dass bei beiden ausgaben buchhändlerische spekulation im spiele gewesen ist, welche durch beseitigung solcher den anti-katholischen standpunkt der beiden verfasser gar zu deutlich zum ausdruck bringenden stellen den nachdrucken des an sich massvoll und verhältnismässig unparteiisch gehaltenen schriftchens womöglich auch in nicht-evangelischen leserkreisen eingang verschaffen wolte.

Acht jahre später veranstaltete Jacobi, damals pfarherr in Calbe, eine neue ausgabe dieser seiner bearbeitung, welche er dem rate von Halberstadt widmete. Er versah sie mit einer neuen einleitung (unterschrieben mit der jahrzahl 1552), nach welcher das gespräch im zusammenhang folgt, nur sind die beiden teile der ersten ausgabe noch in kapitel eingeteilt in folgender weise: Das erste Theil dises Gesprechs.

Caput primum; caput secundum. Das ander Theil dises Gesprechs. Caput primum usw., indem zugleich von jedem kapitel in der überschrift kurz der inhalt angegeben wird. Die völlig umgearbeitete „auslegung“, welche, ebenfals im zusammenhang, dem gespräche folgt, schliesst sich jener einteilung genau an, nur dass das 2. kapitel des andern teiles, sowie Adams predigt keine auslegung haben. Die kinderlehre fehlt überhaupt.

Der Albersche text ist in dieser neuen ausgabe ziemlich wilkürlich behandelt und vielfach „gebessert.“ Jacobi hat eben das fremde werk, welches er zum zweiten male herausgab und mit dem er sich verwachsen fühlen mochte, der sitte seiner zeit gemäss, wie sein eignes behandelt und nicht nur einzelne, ihm unpassend erscheinende worte und ausdrücke, sondern oft ganze sätze durch verkürzungen oder zusätze oder umschreibungen verändert, und zwar oft an stellen, wo der Albersche text dessen gar nicht zu bedürfen schien. Im dem folgenden abdrucke sind die wesentlichen abweichungen am fusse jeder seite angegeben.

Von dieser zweiten bearbeitung gibt es eine ganze reihe von exemplaren, die alle widerholungen der ersten ausgabe von 1553 sind, wie daraus hervorgeht, dass die einleitung in allen die jahrzahl 1552 trägt.

Der titel lautet in dieser neuen bearbeitung: DIALOGVS Das tröstlich vnd lieblich Gespreche, zwischen Gott, Adam, Eua, Abel, vnnd Cain, von Adams fall vnd Christi erlösung, mit besonderm vleis gebessert, gemehret vnd ausgelegt, Vnd einem Erbarn, wolweisen Radt zu Halberstadt zu ehren in Druck gegeben. Durch M. Leonhardum Jacobi Northusianum Pfarherrn zu Calbe. Auf der rückseite des titelblattes zwei bibelsprüche. Am schluss: Gedruckt zu Leipzig, Durch Jacobum Berwald, wonhafftig in der Nickelsstrassen. M. D. LIII. 68 bl. octav. Die vorrede mit der jahreszahl 1552.

Das in Dresden befindliche exemplar, welches mir die bibliotheksverwaltung bereitwilligst zur verfügung stelte, ist in einem schönen, mit goldschnitt versehenen pergamentbande vereinigt mit drei Lutherschen schriften (darunter der kleine katechismus) und V. Dietrichs Einfeltigem vnterricht, wie man das Vater vnser beten sol; auf den zwei ersten, leeren blättern des bandes steht von Melanchthons eigner hand: Paulus zu den Colossern Die rede des Herrn Christi soll in Euch Reichlich wohnen in aller weisheit. vnd ihr sollt euch vntereinander lehren vnd erinnern Diser spruch gebeut das wir alle gottes wort offt sollen hören. oder selb lesen, vnd ist gewislich war. Wo

gottes wort wohnet, das ist, wo es im herrzen betracht vnd mit glawben angenomen wirt, im selbigen herrzen wohnet Gott wesentlich vnd krefftiglich, gibet trost hulpf vnd ewige selikeit. Scriptum manu Philippi. Dieselbe ausgabe auch in München und Wolfenbüttel[1]. In Weimar 2 exemplare, das eine aus derselben druckerei vom jahre 1555, aus Gottscheds bibliothek stammend, das andere, ohne angabe des druckortes und druckers, vom jahre 1559. Endlich drei exemplare aus demselben jahre von Jac. Berwald, befindlich in Göttingen, Celle und in der turmbibliothek zu St. Andreas in Eisleben.

Unbekant sind mir zwei von Draudius aufgezählte ausgaben geblieben, die eine ohne jahr, gedruckt bei Henning Gross in Leipzig, die andere vom jahre 1604, gedruckt von Heinr. Birnstiel in Erfurt; endlich das in den Unschuldigen Nachrichten recensierte exemplar (Wittenberg 1553, 8. 7 bogen).

**Von der Schlangen
Verfürung, vnd Gnade Christi
vnsers Heilands, Ein gesprech
zwischen Gott, Adam, Eua,
Abel, Cain.
Erasmus Alberus.**

(Wappen)

Gedruckt zu Berlin, M. D. xlj.

Der durchleuchtigsten hochgebornen Furstin und Frawen, Frawen Hedwigen[2], Geborn aus Königlichem stamm zu Poln ꝛc. Marggreffin zu Brandemburg Churfurstin, zu Stettin, Pomern, der Cassuben, Wenden, Vnd in Schlesien, zu Crossen Hertzogin, Burggreffin zu Nurmberg, Vnd furstin zu Rugen, meiner gnedigsten Frawen.

DVrchleuchtigste Hochgeborne Furstin Gnedigste Fraw, Die Christliche Ritterschafft hat in jrem Artickelsbrieff kein höhern Artickel, denn diesen,

Der glaub an Jhesum Christum macht allein gerecht und selig.

Mit diesem Artickel schlagen die Christen jre feind zuboden, nemlich, Teuffel, tod, sund, hell, vnd alles vngluck, vnd ist vnmöglich, das diese feinde der christlichen Ritterschafft obligen künden, wo sie sich an die-

1) Nach freundlicher angabe der herren dr. Joh. Bolte-Berlin und landesarchivar dr. P. Zimmermann-Wolfenbüttel.

2) Schwester könig Sigismunds von Polen, gemahlin Joachims II. Hector.

sen Artickel helt, das bezeugt auch S. Johannes, da er spricht, VNSER GLAVB ist der sieg der die Welt vberwindt[1].

Darumb werden wir auch von diesem heubtartickel, CHRISTEN, oder Christgleubigen genennet, Vnd in diesem Artickel lest sich Gott auffs aller klerlichst mercken, wie lieb er sein Christenheit hab, Denn nach dem der Teuffel vnser liebe Eltern, ADAM vnd EVA verfurt, vnd vberredt hatte, das sie Gottes gebot faren liessen, Vnd dem Satan gehorchten, dadurch sie vnd alle jr erben, des Teuffels eigen, vnd wol sein arme Leut[2] worden sind, Vnd wie der selb vnser herr war, also musten wir auch sein[3], Die weil er aber ein Furst der finsternis vnd des hellischen fewers ist, So kundt er es vns freilich nicht besser günnen, denn er es selbst hatte, darumb musten wir auch hellebrennen[4], und kinder der finsternis ewiglich sein, bis das sich unser lieber Herr Gott vnsers elends erbarmet, Vnd vns verhies seinen lieben Son Jhesum Christum, der vns widerumb von der Teufflischen gewalt erlöset, welchs auch (Gott sey lob vnd danck gesagt) geschehen ist, daher denn dieser hoher Artickel sein vrsprung hat, das wir bekennen.

Allein der glaub an jhesum Christum macht vns selig. Das ist. Wir glauben, das vns armen verdampten Leuten niemand das ewig leben verdienet hat, noch verdienen kundt, denn Christus vnser lieber Herr, der hat vns mit seinem blut thewer erkaufft 2c. Darumb wir billich auch nach unserm Erlöser, Christen genennet werden, denn wir sind Gottes Erben vnd miterben Christi, welcher auch darumb mensch, vnd also vnser bruder worden, Das ist nu die grosse vnd vnaussprechliche lieb, die vns Gott Vater, durch Jhesum Christum bewisen hat, Vnd aus dieser Veterlichen vnd brüderlichen lieb Gottes vaters vnd seines Sons Christi fleust dieser hoher Artickel, ALLEin durch den Glauben an Jhesum Christum macht vns Gott Vater selig.

Als aber vnser lieber Herr Gott vater seer wol wuste, das den Satan gar vbel verdross, das vns Christus von seiner tyranney erlösen solt, das einer der grösser vnd stercker ist denn er, vber jn komen solt[5], jn vberwinden, vnd seinen harnisch nemen, darauff er sich verlies, vnd den raub aussteilen 2c. Sagt er zuuor, das der zornige Satan Christo würde in die fersen stechen, daher der Satan, gedachtem vn-

1) *Am rande* 1. Joh. 5. (v. 4).

2) jemandes arme leut sein, *schon mhd., jemand untertan, von jemand abhängig sein.*

3) *Wie der herr, so der knecht.*

4) *Bei Grimm, Wb. IV, 2, 1744 nur das part.* höllbrennend.

5) *Am rande* 1. Joh. 4. (v. 4); Luc. XI. (v. 21. 22).

serm erbartickel nie hold werden kund, wird auch furthin den selben zuuerfolgen nicht auffhören bis an der Welt ende. Aus welchem gifftigen des Satanas zorn entsprungen sind souiel ketzereyen, so viel verfolgung, vnd blutvergiessens, von der zeit her da Gott vater vns seinen Son im Paradeis verheissen hatte, bis auff diese zeit, vnd der verfolgung kein auffhörens zuhoffen bis an jungsten tag, Vnd (wie Gott vater zu Christo im CX. Psalmen spricht) bis ich deine feinde zum schemel deiner fusse lege. Vnd wie Simeon sagt, das Christus ein zeichen sey, dem man widerspricht, also gehets noch heutiges tages, das dieser Artickel, DER GLAVB AN Jhesum Christum macht allein frum, gerecht vnd selig. Kein friden fur dem Satan vnd seinen dienern hat, dem müssen sie kurtzumb widersprechen, vnd lügenstraffen.

Darumb der Satan bald im anfang, Adams erstgebornen Son den Cain, erreget wider den Abel, das er jn erschlug, allein dieses Artickels halben, Wider disen Artickel hat sich der Satan gesetzt mit dem Kelber Gottsdienst vnd so mancherley tollen, vnnd gleissenden wercken, damit Er durch seine falsche Propheten furgab, Wer solche werck vnd vermeynte Gottsdienst auffricht, der würde dadurch selig, Vnd diese falsche werck lere so hefftig treib das auch etliche so vnsinnig worden, vnd jre eigen kinder der meinung opfferten vnd schlachten, als ob sie durch solch werck das ewig leben verdienten.

Wenn denn Gott einen Propheten erweckt, der diese grewel strafft, vnd den rechten glauben predigt, der must flux ein ketzer vnd auffrhürischer gescholten werden, Vnd sind der selben Propheten freilich wenig mit dem leben daruon komen, wie S. Steffan zeugt, da er zu den Phariseern sprach[1], Ir halstarrigen vnd vnbeschnitten an hertzen vnd ohren, jr widerstrebt allezeit dem Heiligen Geist, wie ewer Veter, also auch jr, Welchen Propheten haben ewer Veter nicht verfolget, vnd sie getodt? die da zuuor verkundigeten die zukunfft des Gerechten (das ist Christi) welchs jr nu verrheter vnd mörder worden seid ꝛc. Vnd dis hatte S. Steffan kaum ausgeredt, als er auch des offtgedachten artickels halben gesteiniget werden must, Demnach sind die lieben Aposteln und vnzelich Christen verfolget vnd erwürgt worden. Dieses Artickels halben wird die Christenheit noch heutiges tags gehasst vnd verfolgt von den Turcken, Juden, Papisten, Widerteuffern, vnd allen falschen Christen, denn diese alle lugenstraffen diesen Artickel, vnd wollen Christum nicht lassen vnsern Jhesum, das ist vnsern Seligmacher sein, Sondern ein jgliche sect bringt jre werck herfur, welchen sie die

1) *Am rande* Acto. 7. (V. 51. 52).

seligkeit zu schreibt, Vnd auff das sich ja niemand drumb erger, weil dieser Artickel so viel widersacher, ja den meisten vnd besten teil der welt zu feind hat, so ist solchs zuuor durch Gott im Paradeis verkundiget worden, das der Satan des Weibs samen in die fersen stechen werde, Denn dieser Artickel solt wol verfolget werden, aber doch (weil Christus der Schlangen kopff zutretten solt), obligen, Darumb alle Christen diesen Artickel, dauon sie den herrlichen vnd himlischen namen haben, das sie Christen heissen, in grossen ehren halten sollen, vnd mit höchstem vleis wider den Satan vnd seine Trabanten vnd hellischem kriegsvolck, verteidigen, ja leib vnd leben vnd alles drüber wagen, denn wo sie jnen diesen Artickel nemen lassen, so haben sie das feld schendlich verlorn, vnd sind des Teuffels ewiglich, nicht das man nicht auch vber andern Christlichen artickeln halten sol, Sondern wer diesen Artickel in ehren helt, der wird gewislich die andern so aus diesem fliessen, auch nicht verachten. Wer aber diesen artickel verleuret, der wird von den andern nur die hülsen, vnd ein eusserlichen schein behalten, oder gar ein roher mensch werden.

Das diesem Artickel der Satan so feind ist, des ist er nicht zuuerdencken, Denn dadurch wird jm sein hellischer kopff zutretten, Darumb auch der zornig Satan am negsten zu Wurms durch seinen lieben getrewen Doctor Ecken, seine Hellische flammen von sich geschossen, vnd gesagt hat, Jr Lutherischen habt nichts mehr fur euch, on den losen vnd laussichten Spruch, SOLA fides iustificat, damit behelfft jr euch, vnd pocht die gantze welt ꝛc. Da sihet man, wo der Teuffel ist, Desgleichen redet auch ein mal der Satan durch einen Jüden, Es sind so viel mord geschehen, die doch verricht vnd verschwiegen sind, aber des tods Christi mus man stets gedencken, dauon haben ia die Christen viel von zusagen, zu predigen, zu singen ꝛc. Denn der Teuffel fület wol, was jm durch den Glauben an dem tod Christi, fur ein abbruch an seinem reich geschicht, Wir aber dancken Gott hertzlich vmb diese bekentnis des Satanas, durch den losen D. Ecken, vnd den laussichten Juden, auch das verlorn kind Ischarioth Witzeln, des Bapst Esells Schmeichler, Denn dadurch werden wir vermanet bey diesem Artickel destvester zuhalten, vnd jn destlieber zuhaben, eben vnd sonderlich darumb, weil jm der Satan so feind ist.

Weil ich nu auch ein armes glid der Christlichen heerschar bin, vnd mich derhalben gegen diesem tröstlichen Artickel, da vns all glück vnd heil vnd die ewige seligkeit her kompt, gern danckbar erzeigen wolt, so hab ich, zu dem, das ich vormals diesen Artickel, wider Ischarioth Witzeln, Apostaten vnd Mamoluken, meines geringen ver-

mügens, mit der Heiligen Schrifft verteidiget hab[1], auch dis Gespreeh geschrieben, vnd darin angezeigt, wie von Adam an, bis auff diese zeit, vnd furthin bis an den jungsten tag, nie kein mensch durch etwas anders denn durch den glauben an Jhesum Christum selig worden sey, vnd furthin sein wird, Vnd wie S. Peter klerlich sagt[2], das in keinem andern heil sey, auch kein ander name den menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden, denn durch den Glauben an Jhesum Christum, hab auch angezeigt, das gleich wie Abel dieses artickels halben, fur dem mörder Cain kein ruge hatte bis er jn erwürget, also werde die Christenheit dieses Artickels halben kein friden haben, bis an der welt ende, Gott dem Herrn aber sey lob vnd danck gesagt, das ob wol der Abel von des Cains hand erwürget ist, doch Abel fur Gott in vnd durch Christum lebt, vnd Gott nimpt sich des Abels an, vnd sein blut ist thewer geacht fur jm[3], vnd ist dieser artickel, darumb Abel erwürget ward, dennoch in der welt blieben, und noch wol fur den Cainischen bleiben wird, Daher wir auch gleuben vnd bekennen, Ein Christliche Kirch, oder Gemein der Heiligen, Ich habe die vrsach vnd argument dieses Gesprechs gezogen aus der schönen Epistel, so D. Philippus Melanch. an den wolgebornen Herrn vnd Grauen, Herrn Johansen von Weda geschrieben hat[4].

Die weil nu E. F. G. auch in die Christliche kirch gehört, vnd den offtgemelten artickel des Glaubens an Jhesum Christum mit vns bekennen, ia E. F. G. gemahel M. G. H. Leib vnd Leben, Land vnd Leute, vmb dieses Artickels willen wagt, Vnd mit dem lxxiij Psalm zu Christo spricht, Wenn ich nur dich hab, so frage ich nichts nach Himel vnd erden, Wenn mir gleich leib vnd seele verschmacht, so bistu doch Gott allzeit meins hertzen trost vnd mein teil, Denn sihe, die von dir weichen, werden vmb komen, du bringst vmb alle die wider dich huren, aber das ist mein freude, das ich mich zu Gott halt ꝛc. So habe E. F. G. ich, als meins G. H. vnd Churfurst. vntertheniger diener, dis Buchlin zu einem newen seligen jar zugeschrieben, vntertheniglich bittende, E. F. G. wolten jr diese meine geringe ehrerbietung nicht misfallen lassen, E. F. G. seien vnserm lieben Herrn Christo vnd dem wort seiner gnaden befolhen, Prima Januarij. An. M. D. xlj. E. F. G.

Untertheniger

Eras. Alb.

1) *Siehe oben s. 423.* 2) *Am rande* Acto. 4. (v. 12).
3) *Am rande* Ps. 72. (v. 14).
4) *Siehe oben s. 427 fg.*

Es ist kein zweiuel, das vnser liebe Altmutter Eua sich jres falls, vnd Göttlichen gebots vbertrettung offt vnd seer bekümmert habe, vnd jr solche sunde offt eingefallen sey. Demnach hab ich in diesem Dialogo Euam zum ersten also eingefurt, das sie sich beklaget, wie nachfolget. 5

EVA.

Ah Gott von Himel, wie hab ichs so vbel ausgericht. Ah ich armes vnseliges weib, wie hab ich meinen frumen Man, vnd alle vnser Erben so jemerlich verderbet[1]. Ah lieber Gott solt ich gedacht haben, das ich so vbel thet, da ich ass von dem Baum des erkentnis gutes vnd böses[2]? Gab mir doch die Schlange so gute, 10 süsse[3] wort, als ich dergleichen nie gehört hatte, Solt ich gedencken das der leidige Satan durch die Schlange redet[4]? O du schalckhafftiger Satan, O du listige schlang, was[5] hastu mich vnd meine arme[6] Erben gezigen[7]? Ich[8] war der Schlangen so wol gewonet, das ich mich solcher schalckheit[9] zu jr nimermehr versehen hette. 15 O du böser Belial, habe ich dich nu gelernet recht kennen[10], leider mit meinem, vnd meiner armen Erben greulichen schaden[11]? Hette ich das gewust, das der Teuffel durch die schlangen redet[12], sie solt mich doch nimermehr verfurt haben[13], wiewol ich darumb nicht entschuldigt bin[14], Denn[15] mein frumer Hauswirt[16] hatte 20 mir[17] vnsers Hergots wort trewlich gnug furgesagt, dem solt ich ia billig gehorcht haben, Vnd wenn schon ein Engel vom Himel komen were, vnd mich anderst geleret hette[18], so[19] solt ich jm doch nicht gefolgt haben, aber was solt ich thun? Mein lieber Man hielt mir

1) so vbel fürgestanden. 2) Das das so vbel gethan were. Das ich von dem Baum des erkentnis gutes vnd böses esse? 3) süsse, glate (gute *fehlt*). 4) reden köndt? 5) wie 6) *fehlt* 7) verfüret vnd so schendtlich betrogen? 8) Ach ich 9) vnd betrug 10) recht gelernet kennen 11) leider mit meinem, meines lieben Mannes, vnd aller meiner armen Erben greulichem verderb vnnd schaden. 12) hette reden wollen 13) Es solt dahin nicht, wie leider geschehen ist, sein komen, die Schlangen solte mich nicht so vberredt vnd verfüret haben 14) Doch aber, bin ich darumb nicht entschüldiget, 15) Denn es hatte mir 16) Hauswird, Adam 17) hatte mir *fehlt.* 18) hette leren wollen 19) so *fehlt.*

Z. 1. *Die randbemerkungen (entweder bibelstellen oder kurze angabe des inhaltes) sind im folgenden, weil unwesentlich, fortgelassen.* 9. des: *In dieser formel ist das wort, dessen geschlecht sonst zwischen f. u. n. schwankt, im 16. jh. immer neutral, sowie unflektiert gebraucht worden, s. Grimm, wb. III, 870.* 14. gezigen: arguere? *hat hier keinen rechten sinn, daher wol Jacobis änderung.*

Gottes befelch ernstlich gnug fur, vnd warlich er meinet mich mit sonderlichen trewen[1], aber ich weis nicht, wie ich mir der schlangen süsse wort so wol gefalln vnd mich mehr bewegen lies[2], weder meines lieben Adams ernstliche rede, die er doch von gantzem hertzen zu mir sagt[3] Ich arme nerrin meinet flux[4] meiner einfeltigkeit nach, was die schlange saget, das were köstlich ding vnd eitel gülden berge[5], Ey wie ein listiger Bösswicht mus doch der Satan sein, denn were der schalck in seiner eigen gestalt komen, so hette ich mich doch künden fur jm hüten[6], Weil er aber mit so freundlichen geberden solche schöne, liebliche rede furgab, gedacht ich meiner einfeltigkeit nach[7], nicht anders, denn ia were ia, vnd nein, nein, Vnd meinet ich hette vielleicht meinen lieben Hauswirt nicht recht verstanden[8]. Ey (sprach die schlang) solt Gott das gesagt haben, das jr sterben werdt, wenn jr von der schönen lieblichen frucht esset, Meinstu, das die meinung habe? Solt jr so töricht sein, vnd solchs[9] gleuben, Ir werdet traun nimermehr des tods sterben, ia ich darff euch das mit der warheit zusagen[10], Vnd Gott weis selbs, der sol auch mein zeuge sein, das, welchs tags jr von der feinen lieblichen frucht esset, so werden ewer augen wacker sein, vnd werdet sein wie Gott, Vnd wissen was gut vnd böss ist, so weit feilets noch, das solcher Baum den tod wircke, Solt[11] ein solche schöne frucht tödlich sein[12]? Ah jr arme Leute das jr so töricht seid, Jr dawert mich, das jr so vnuerstendig seid, vnd von[13] der allerschönsten frucht nicht essen wolt, die doch Gott euch[14] zu gut geschaffen hat, Warzu[15] solt Gott den

1) Mein lieber Mann meinets warlich mit mir gantz trewlich, hielt mir den befehl Gottes von der verbotenen frucht des Bawms ernstlich genug für . 2) vnd mich dadurch, so schendlich betriegen lies. 3) weder meines lieben — sagt *fehlt.* 4) *Statt* flux: nicht anders 5) meiner einfeltigkeit nach, Das es eitel köstlich ding vnnd eitel güldene berge weren, Das die Schlange zu mir saget. 6) hüten vnnd fürsehen. 7) meiner — nach *fehlt.* 8) nein, meinet auch das ich meinen lieben Hauswird nicht recht verstanden hette. 9) *Statt* Meinstu — solchs: Ey wie seid jr so töricht das jr solches möget 10) mit warheit sagen 11) Ey solt 12) frucht den Todt geben? 13) seid, vnd dauret mich gleich ewer grober vnuerstand, Das jr von 14) vmb eweren willen, euch 15) denn warzu

Z. 1. meinet mich mit — trewen: jemand meinen *in der bedeutung es auf einen absehen, sonst nur in feindlichem sinne, daher mit zusätzen, wie:* übel, mit ernst, *daher wol auch Jacobis änderung.* 3. Weder — sagt: *ich liess der schlangen süsse worte mich mehr bewegen, als (= weder) Adams rede; dieser schwierigkeit wegen von Jac. weggelassen.* 15. das es? 21. feilets: feilen, *im 16. jh. ganz gewöhnliche form für fehlen, mhd.* vaelen, vêlen, vâlen.

Baum anders haben wachssen lassen[1], denn das jr dauon esset? Es essen je[2] die Engel nicht dauon, So darff unser Herrgott sein[3] auch nicht, Wer isset denn[4] billicher dauon denn jr[5], als vmb welcher willen er geschaffen ist[6]? Auch ists[7] ein vngereimet ding, das euch Gott sonst alle beume[8] erleuben solt, vnd eben den schönsten verbieten, das were[9] ein zeichen, das er euch nicht lieb hette, so doch Gott voller[10] lieb ist, vnd ist kein hass in jm[11] Darumb liebe schwester sey[12] getrost, vnd bekümer dich gar nicht, gedencke auch nicht ein mal dran, das solche schöne frucht den tod bringe, Solt ein frucht im Paradeis tödlich sein[13], so müst es ein andere sein, diese kan es warlich nicht sein, Sihe sie lacht doch[14] einen an, so lieblich ist sie, Solt das[15] ein zeichen des zorns vnd tods sein? Das ist nimermehr möglich[16], Wer solt gedencken, das solche schöne[17] wort vom Teuffel kemen? Ah lieber Herr Gott, so werd ich nu[18] allererst (leider allzulangsam[19]) klug, mit meinem, vnd aller meiner Erben vnvberwindlichen schaden, die ich zuuor leider durch des Teuffels radt klug werden wolt[20].

Nu ist es wol war, das vns der liebe barmhertzige[21] Got zugesagt hat, Des[22] Weibs samen sol der Schlangen den kopff zutretten[23], Welcher zusag mein lieber Adam, Ich[24] vnd[25] mein liebes Abelchen[26], Vns in allem vnserm trübsal trösten (denn der leidige Cain, das böse kind fragt nichts darnach[27]) Denn wir wissen, das wir durch solche zusag, an Gott einen gnedigen barmhertzigen Vater haben, der vns, vnd vnsern[28] Erben, so sie auch[29] gleich wie wir, an den verheissenen des Weibs samen, gleuben werden,

1) gepflanzet, wachsen vnd früchte tragen lassen 2) ja 3) sein *nach* darff 4) denn nu 5) denn eben jr 6) ist worden geschaffen. 7) Dazu ists auch 8) Bewme im garten 9) were je 10) die liebe selber, vnnd voller liebe 11) vnd weiss von keinem hass. 12) sey nur 13) *statt* vnd bekümer — sein: las dich deshalben nicht bekümmern noch anfechten, nim es doch nur in sinn nicht, das solche schöne liebliche frucht könne den Todt bringen, Solte aber eine frucht im Paradeis sein, die den todt mit sich brechten, 14) gleich 15) solte sie 16) sein, ist nimer mehr müglich. 17) glatte süsse 18) so *fehlt;* nu werde ich 19) sam *fehlt.* 20) die ich zuuor durch des Teuffels Radt vnd eingeben gedachte klug zu werden. 21) gütige, Barmhertzige liebe 22) Das des 23) *Darnach* das ist, Er wil einen senden vnd geben, der von einem Weibe sol geboren werden, Derselbige sol sich widerumb an dem Teuffel rechen, von wegen des grossen schadens, den der Teuffel durch die Schlange im Paradiss hat angericht. 24) ich *vor* mein lieber 25) *Statt* vnd: Desgleichen 26) mein lieber Son Abel 27) böse vngehorsame kind, achtet des alles nichts 28) vnsere nachkomende 29) *fehlt.*

Z. 2. je: *über den wechsel von* je *und* ja *s. Grimm, wb. IV, 2, 2278.* darff: *bedarf.*

das ewig leben gewislich geben wird, aber nichts destweniger müssen wir arme leute vnter des mancherley[1] anfechtung vnd zuletzt den bittern tod leiden, welches[2] nimermehr geschehen were wo ich bey Gottes wort fest gehalten, vnd der schlangen nicht gefolget hette. Darzu bin ich darnach auch[3] betrogen worden, in dem das 5 ich meinet[4], mein erst geborner Son Cain, solt der selbig[5] same sein, so der schlangen den kopff zutretten würde, so hat mirs leider auch gefehlet, ia[6] ich befinde das[7] widerspiel, das der Cain viel mehr mit der schlangen[8] dran ist, denn wider sie, denn warlich er ist ein böss mutwillig kind, das sich nicht ziehen lassen wil[9], Vnd 10 der fehll gar nicht an mir ist[10], Viel weniger an meinem lieben Herrn[11], denn wir keren allen fleis an, und leren vnser kinder den Catechismum mit solchem ernst[12] vnd so treulich, das michs vber die mass wundert, wie doch alle mühe vnd erbeit[13] an dem leidigen[14] Cain so gar verlorn sein wil[15], Das frum Abelchen ist vns 15 (Gott lob) in allen dingen gehorsam, vnd ist ein fein Gottfurchtig kind[16], Aber der Cain hat den Schalck hindern ohren, vnd ist ein hartneckichter halstarriger lecker, der jm nicht sagen lest, Das frume kind Abelichen betet doch so gerne, abends vnd morgens, fur vnd nach essen, vnd danckt Gott so vleissig, aber den Cain 20 kan ich darzu nicht bringen, ia ich furcht nichts[17] so seer, denn das er mir etwa, wenn er elter[18] wird, das frume Abelchin[19] vmbringe[20], denn er ligt jmer an jm zupfetzen[21], Vnd was das frume

1) viel vnd mancherley 2) welches denn 3) Zu dem bin ich auch darnach 4) nachdem ich gemeinet 5) solte oder würde derselbige 6) aber es hat mir leider, alles vnd weit gefeilet, Denn 7) allenthalben das 8) Nemlich, Das mein Son Cain, mit der Schlangen wol 9) *Statt* dran ist — wil: dran ist, geschweig denn, das er sollte wieder sie sein, Denn er ist zumal ein böse mutwillig kindt, das sich nicht wil ziehen lassen, fraget nach keiner vermanung oder warnung. 10) Vnnd ist in dem warlich der fehl, oder mangel an mir gar nicht, 11) Hausherren 12) *Statt* mit — ernst: so ernstlich 13) vleis vnd arbeit 14) schendlichen 15) so gar vmb sonst vnd verloren ist. 16) *Nach* gehorsam: thut was es thun sol, vnd ist in Summa ein feiner Gottfürchtiger knabe 17) *Nach* bringen: es helffen bey jm weder gute wort oder straff wort, vnd fürchte nichts 18) nu elter 19) kindt Abelchen 20) vmbs leben bringe 21) *Statt* er ligt — zupfetzen: Denn er ist jm feind,

Z. 23. zupfetzen ligen: *2. beispiel dieser schon Grimm, wb. III, 1575 in der dunklen stelle Keisersbergs unverständlich geblieben redeweise* (die jungen gesellen ligen ze fetzen), *an welcher doch auch schon Jacobi anstoss genommen hat; der sinn scheint: er reisst ihm beim raufen die kleider vom leib, bei Keiserberg überhaupt: raufen, dass die kleider in fetzen gehen; vgl. Wickr. rollw. 23*[b]*: hadern, fetzen, raufen (Grimm a. a. o. sp. 1576); die konstruktion vermag ich auch nicht zu erklären, so lange weitere beispiele nicht bekant. [Es ist wol nicht an* fetze

kind thut, das taddelt der Cain[1], da reifft[2] er jn, da schlegt er jn, da trit er jn mit füssen, Vnd weil der schalck sihet, das wir das kind umb seiner frumkeit vnd einfeltigkeit willen lieb haben[3], so thut er jm, vns zuuerdries, was er[4] kan, vnd mus jmer dar das arme Abelichin sein creutz tragen[5], vnd von dem Cain geplagt 5 vnd gemartert sein, welches vns[6] nicht ein gerings hertz leid ist, Zu[7] solchem jamer vnd elend bringt vns die verfluchte schlang, das sei Gott[8] geklaget dem Himlischen[9] vater, den bitten wir[10], das er vns das verheissen kind geborn werden las, das[11] vns in diesem elend vnd mancherley trübsal ergetz, Vnd den empfangenen 10 schaden an der schlangen rechne, Gott sey lob vnd danck gesagt, das er von vns den ewigen tod durch den verheissenen samen[12] genomen, Vnd lest es nur bey dem zeitlichen trübsal vnd sterben bleiben, das wir nicht auch nach diesem leben mit[13] heulen vnd zeenklappern geplagt sollen werden, Fur solche grosse wolthat sey 15 dir lieber Herr Gott lob vnd danck in ewigkeit gesagt[14].

ADAM Gott grüs dich mein allerliebstes weiblin. EVA Danck habt mein allerliebster Hausswirt. ADAM Ey wie bin ich so müd worden. EVA Ah die schuld ist leider mein, Warumb hab ich der schlangen gefolget, daher vns all vnglück, all mühe vnd erbeit 20 kompt. AD. Wie sihestu so vbel liebes weiblin, was fehlt dir? EVA Ah mein lieber Hausswirt, ist es wunder[15], das ich vbel

1) der böse bube Cain 2) reuffet 3) *Statt* kind — haben: kind Abelchen lieber haben vmb seiner frümigkeit vnnd gehorsams willen, denn jn, den Cain 4) was schalckheit vnd büberey er nur weis vnnd 5) Vnnd mus also das liebe Abelchen sein Creutz jmerdar tragen 6) vns denn warlich 7) Vnd zu 8) Gott im Himel 9) gütigen 10) wir auch 11) *Statt* das er — das: Das er vns den verheissenen des Weibes Same, lasse geboren werden, Der 12) Das er durch den verheissenen Samen des Weibes, von vns den ewigen Todt 13) dort mit 14) *Statt* Fur — gesagt: doch so ferne, Das wir an den verheissenen Samen des Weibes gleuben, vnd in solchem glauben bis ans ende beharren. Dz wölle vns Gott durch denselbigen Samen verleihen vnd helffen. AMEN. *Darnach:* Caput Secundum. In welchem Adam sein weib Euam tröstet, von wegen des Jamers vnd elends, So der Teuffel durch die Schlange, jnen vnnd dem gantzen Menschlichen Geschlechte im Paradis hat zugericht. *Von hier an sind nur die wesentlichen abweichungen angeführt.* 15) *Statt* ist — wunder: dünckets euch seltzam

(pannus) *zu denken, sondern an das verbum* pfetzen *(D. wb. VII, 1694 fg.), welches ursprl. „kneipen, stechen", dann in übertragenem sinne „sticheln, schmähen, tadeln" bedeutet; also: „er hört nicht auf (er lässt es sich angelegen sein), an ihm zu mäkeln."* *Red.]*

Z. 11. rechne: *diese verwechslung zwischen rächen (etwas an jem.) und anrechnen (jem. etw.) rührt wol daher, weil 1. beide begriffe einander verwandt, 2. weil schon mhd.* rechenen *durch zusammenziehung mit* rechan (rëchen) *gleichlautend wurde.*

sehe? es were doch nicht wunder, das ich mein leben lang nicht frölich würde, vnd fur leid stürbe, wenn ich gedencke an den greulichen vnd erschrecklichen fall, damit ich vns vnd alle vnser Erben verderbet vnd in gross angst vnd not gebracht habe, wie kan ich denn frölich sein? ADAM Nu wolan liebes weiblin, es were wol 5 ia nicht wunder, das wir uns drumb fressen, vnd[1] zu tod gremeten, denn vnser vnfal nicht allein vns, sondern auch allen vnsern Erben gilt, Doch haben wir dagegen den trost, das Gott durch des Weibs samen, vns vnd unsern Erben, so wir an jn gleuben, vnsere sunde zuuergeben, Vnd nach diesem leben das ewig leben zugeben 10 verheissen hat, denn vns vnd vnsern kindern ist das verheissen. Ist nu das nicht ein grosser trost, das sich Gott nach vnserm fall so hertzlich annimpt, vnd wil durch den verheissen des Weibs samen vnser lieber Vater sein, vnd vns behüten, vnd fur vns sorgen als[2] fur seine liebe kinder, darumb er auch vns röcke von felln 15 gemacht, vnd dieselbige vns selbst angezogen hat, welchs ein mercklich zeichen ist der gnaden Gottes gegen vns.

Nu ist es wol nicht vnrecht, das wir vns vmb vnser sunden willen bekümern vnd leid tragen, so fern doch, das wir vns auch widerumb trosten lassen, durch die Gottliche zusag, dadurch unser 20 sunde vertilget werden, vnd sollen warten auff die zeit der erquickung, denn die rew vmb die sunde on glauben ist oder bringt verzweiuelung, vnd ewige verdamnis.

Haben wir nu vnter des hie auff erden mancherley anfechtung vnd trübsal, so wissen wir doch, das vns die selbige nicht 25 allein nicht schaden, sondern auch zum besten dienen, ia dieser zeit leiden ist nicht wert der herrligkeit die an vns sol offenbar werden, Vnd ob wir schon (wo es Gott also gefellt) in der welt vnfriden haben, So haben wir doch friden mit Gott in dem verheissenen Heiland, durch welchen wir auch einen zugang haben im 30 glauben zu dieser gnad, darin wir stehen, Vnd rhümen vns der hoffnung der zukunfftigen herrligkeit, die Gott geben wird, nicht allein aber das, sondern wir rhümen vns auch der trübsaln, die weil wir wissen, das trubsal gedult bringt, die gedult aber bringt erfarung, die erfarung aber bringt hoffnung, die hoffnung aber lest 35 nicht zu schanden werden, das alles darumb, das die liebe Gottes in vnser hertz ausgegossen ist durch den heiligen Geist, welcher vns gegeben ist.

1) *Statt* fressen vnd: gleich 2) Als ein Vater

Z. 27—37 = *Rom. V,* 2—5.

Ist nu Gott fur vns, wer wil wider vns sein? Wer wil die auserweleten Gottes beschuldigen? Gott ist hie, der da gerecht macht, Wer wil vns verdammen? Da ist des Weibes samen uns verheissen, der dem Teuffel den kopff zutretten wird, Wer wil vns scheiden von der lieb Gottes? Trübsal oder angst? oder 5 verfolgung? oder hunger? oder blösse? oder ferligkeit? Aber in dem allem vberwinden wir weit umb des willen, der vns zuhelffen verheissen ist, denn ich bins gewis, das weder tod noch leben, noch Engel, noch Furstenthum, noch gewalt, noch gegenwertiges, noch zukunfftiges, noch hohes, noch tieffes, noch kein 10 ander Creatur mag uns scheiden von der liebe Gottes, die da ist in dem Heiligen verheissenen des weibes samen. EVA Es ist (Gott lob) also, wie jr dauon redt, aber doch fellt mir offt ein die grosse sunde, damit mich der Teuffel zufall bracht hat, vnd dencke offt an den jamer, der vns daraus entstanden ist. ADAM Es ist ein 15 gut zeichen, das eim menschen seine sunde einfallen, vnd sich derhalben bekummert, aber in solchem schrecken sol man nicht beharren, sondern (wie ich vor gesagt) ergreiffen die gnedige zusage Gottes mit festem glauben, Denn das ein mensch seiner sund halben erschrickt, Ist ein werck des Heiligen geistes, so fern anders 20 der mensch sich widerumb zu der gnadenreichen verheissung Gottes helt, Denn gleich wie ein Basilick so gifftig ist, das wer jn ansihet, sterben mus, also gifftig ist auch die sunde, das der mensch, der allein auff die selbige sihet, vnd auff solchem ansehen in der sunden beharret, vnd nicht dagegen die verheissung Gottes helt, 25 vnd sich der selbigen trostet, so mus er verzweiueln, vnd in seinen sunden sterben vnd verderben, welchs denn ein werck des Teuffels ist, vnd nicht des heiligen Geistes, der aller blöden[1] hertzen ein tröster ist. EVA, Ich weis auch warlich kein grössern trost auff erden, denn die gnedige zusage vnsers lieben Himlischen vaters, 30 daran wil ich mich mit hülffe des heiligen Geistes halten, Wenn ich in anfechtung fall, so halt ich mich zu Gottes wort, wie ich denn von Euch, lieber Herr, offt gehort hab, Wolt Gott, das ich

1) betrübten

Z. 1 *bis zum schluss der rede frei nach Rom. IX, 31—39.* 3 Da ist — 4 zutretten wird: *offenbar mit bezug auf den inhalt ihres gespräches statt des bibeltextes:* Christus Jesus, qui mortuus est etc. *(v. 34).* 28 blöden; *wunderbar, dass Jacobi an dem von Luther so gerne gebrauchten worte anstoss genommen und dass er es nicht zutreffender umschrieben hat.* blöde (vulg.: pavidus, formidolosus) = *unerfahren, hier am besten: verzagt.*

mich mit erst auch also gehalten, vnd ewr guten lere, vnd nicht der schlangen falschen lere gefolget hette[1]. ADAM Nu liebes weib, es ist leider geschehen, Doch sey zufriden, es ist alles vergeben, Las vns Gott bitten, das wir furthin bey seinem wort bleiben, das vns sein wort süsser sey denn honig, vnd lieber denn alle creaturn, EVA Ich hab auch mit euch grosses mitleiden, vnd bin mir selber feind, das ich nicht allein fur mich gesundiget, sondern euch auch zufall bracht hab[2], Denn wenn jr von der verbotten frucht nicht gessen hettet, so würde es freilich kein not gehabt haben, Vnd were noch nicht die gantze welt umb meiner sunden willen verdampt worden. ADAM, Ja liebe hausfraw, das ich gesundiget hab, das ist dir zu gutt geschehen, Sonst hette mir Gott wol ein ander weib geschaffen, vnd du allein hettest müssen verdampt sein, Nu aber hat sich Gott dein erbarmet, vnd mich vmb deinet willen auch fallen lassen, Auff das er sich vnser, vnd aller vnser Erben miteinander erbarmet, darumb du Gott viel zu dancken hast. EVA, Ah du allerliebster herr Gott vater, wie sol ich dirs jmermehr voldancken[3]?

ADAM, wo ist Abel? EVA, Er futtert die Schaffe. AD. Das ist recht, Was thut denn der Leckerbub Cain? EVA, Ah lieber Gott was sol denn das vngehorsam Belials kind thun? Ich hies jn holtz jns haus tragen, da murret er vnd flucht mir, vnd schnurret flux zum haus hinaus, Ich weis nicht wo er ist, Er schlegt sich etwa mit den kindern auff der gassen, wie sein gewonheit ist, denn selten ein tag vergehet, das nicht ein klag vber jn kompt, Er quelet mir mein hertz. ADAM, Ich furcht jmer wir werden kein guts an jm erleben, Wolan es sey Gott befolhen.

1) *Darnach:* so würde es, sonder zweiffel vmb vns vnd vnsere Erben viel besser stehen, denn es leider stehet, Aber doch, sey Gott lob vnnd danck für seine gnedige verheissung, von des Weibes Samen. 2) *Statt* euch — hab: euch vnnd alle menschen in solchen grossen vnüberwindlichen verderben vnd schaden, welcher von der sünde herkomen, gefüret habe, 3) *Statt* Ah — voldancken: Das will ich hertzlich gerne thun, Aber wie kan ich dem lieben trewen Gott vnd Vater gnugsam dancken? *Darnach:* Das ander Theil dieses Gesprechs. Caput primum. In welchem Adam vnd Eua mit jren zweyen Sönen, Abel vnd Cain reden, vnd wird hierin Abel beschrieben als ein Gottfürchtiger fromer gehorsamer Son, Cain aber, als ein roher Gottloser bube, der weder Got noch seine Eltern vor augen helt.

Z. 1. mit erst: *wofür jezt dialektisch:* ersten, = *vorher, früher, im 16. jh. öfter.* 2. gefolget hette: *haben statt sein beim prät. nach dem mhd. gebrauch in der ersten nhd. zeit algemein.*

Ich hab vom Engel Gabriel verstanden, Vnser Herr Gott
werde zu vns komen, vnd sehen wie wir haushalten, Vnd vnser
kinder verhören, was sie im Catechismo gelernet haben, denn es
ist morgen ein Hochfest, das man opffern vnd Gottes wort hören
mus, Darumb zwag die kinder vnd strele sie, auff[1] die zukunfft 5
des Herrn. EVA Das wil ich gern thun, vnd bin hertzlich fro,
das vnser lieber Herr Gott ein mal zu vns komen, vnd vns in vn-
serm elend trösten wil, Vnd sihe, da kompt eben vnser liebes Abel-
chin, Gehe hin liebes kind, vnd sihe, wo dein bruder sey. ABEL,
Ah liebes mütterlein ich furcht, wenn ich jn heis heim gehen, so 10
werde mich der tuckmeusser schlagen[2]. ADAM, Gehe hin lieber
Son, er wird dir auff dis mal nichts thun, Vnser lieber Herr Gott
wird bald zu vns komen. AB. Ey Gott sey gelobt in ewigkeit, das
der gütig Himlisch Vater zu vns armen Sundern komen wil. Ich
wil gern hin gehen, lieber Vater, und euch vnd meiner lieben mut- 15
ter allzeit gehorsam sein, wie mir Gott befolhen hat, Schlegt mich
schon mein bruder, so werde ich dennoch in Gottes gehorsam erfun-
den, der wird mir mein kumer wol wenden[3]. Ah lieber Herr Gott,
Wo mag doch mein bruder sein? ich hab jn so lang gesucht vnd
finde jn doch nirgend, mich wundert wo er sey, Sihe doch was ist 20
dort fur ein handel? Wer leufft dort her so schnel? Ah es ist
mein bruder, Er wird wider auff der gassen vnter den kindern ein
vnlust angericht haben, Sihe wie leufft er, ich besorge, er habs
vbel ausgericht, das er also eilt[4]. Bruder Cain, bruder Cain, wo

1) wasche die kinder vnd kemme sie gegen 2) *Statt* Ah — schlagen: Ach liebste Mutter, ich wil es gerne thun, ich fürchte aber, wenn jch jn heisse heim gehen, das er mich schlage. 3) *Statt* der — wenden: der alle ding kan zum besten wenden. 4) *Statt* Sihe wie — eilt: denn er leufft eilends, ich besorge, es werde nicht wol zu gehen.

Z. 1. verstanden: *in der heute nicht mehr gebräuchlichen bedeutung: erfahren, hören.* 4. das: *so dass.* 5. zwage — strele: *beides offenbar mehr worte der täglichen umgangssprache, daher von Jac. gemieden, der trotz seiner absicht, das Albersche gespräch allen, die lesen können, zugänglich zu machen, dergleichen „verbesserungen" häufig anbringt.* auff: *Jac.* gegen, *beides gleichbedeutend: in erwartung der zukunft, auf sie wartend, ihr entgegensehend;* auf *so noch heutzutage,* gegen *noch im vorigen jahrhundert gebräuchlich.* zukunfft: *des herrn, in der bedeutung: widerkehr am jüngsten tage, noch heute gebräuchlich; in der bedeutung: zu erwartende ankunft, bevorstehender besuch, wie es hier gebraucht, längst erstorben.* 11. tuckmeusser *oder* tückmeuser *(z. b. im dial. v. Interim v. Carl V.), sind die von Alber mit deutlicher anlehnung an tücke gebrauchten formen,* dockmauser *bei H. Sachs.*

leuffstu hin? Du solt heim gehen. CAIN, Wer ist da[1]? Sihe bist dus lecker? ich dürfft dem buben auch wol ein kappen[2] geben, ich bin wol so lustig darzu, aber ich mus des dings nicht zu viel machen, ich habs schon auff dis mal vbel gnug ausgericht[3].

ABEL, Du solt flux heim gehen, die mutter wil vns zwagen[4]. CAIN Ich hab schon jtzt auch einem gezwagen[4], mit rotter laugen, were ich nicht entlauffen, man hett mir auch gezwagen[5]. ABEL, Es ist warlich ein feiner rhum, du must jmerdar vnglück stifften, jch mein du wölst ein mörder werden? CAIN, Warumb nicht? ich dürffts wol ein mal[6] an dir versuchen. AB. Du wirst mir dennoch heut nichts thun, Vnser herr gott wird bald zu vns komen mit seinen lieben Engeln, darumb mach dich heim vnd stelle dich auch wie ein liebhaber Gottes, denn es wird morgen ein hoch fest sein. CAIN, Es sey hoch oder nidder, was ligt mir dran? AB. Du must dich dennoch auch stellen wie ein Gottfurchtiger.

CAIN, Ich wil mich wol also stelln, vnd doch bleiben, wie ich bin, das kan ich meisterlich wol[7], Woher weistus, das unser Herr Gott komen werde? ABEL, Der vater hats gesagt. CA. Er bliebe mir lieber aus. AB. Warumb? Bitten wir doch in vnserm gebet, das Gott der vater bey uns sey, vnd las vns nicht verderben. CAIN, Ich habs auch offt also müssen beten, habs aber nie im hertzen begert, ich nèhm[8] dis leben, vnd lies Gott sein ewiges leben, Ich weis, wie es hie ist, Wer weis wie es dort sey? ABEL, wie magstu doch so Gottlos sein? Furchtestu dich nicht fur der ewigen verdamnis? CA. Was verdamnis? Meinstu das war sey, was der vater von der hell predigt? Ich gleub nicht, das ein hell sey. AB. Des wirstu wol gewar werden, wo du dich

1) *Statt* Wer — da: Wer ruffet mir. 2) klappen 3) aber ich — ausgericht *fehlt.* 4) waschen — gewaschen. 5) *Statt* man — gezwagen: die iungen hetten mich wider gewaschen 6) einesmals 7) *Statt* ich bin: vorhin das — wol *fehlt.* 8) im hertzen betracht, ich nem

Z. 2. lecker: *in der bedeutung: schurke, schuft, nur in der älteren sprache, wo es gerne mit dem gleichbedeutenden* bube, dieb *verbunden.* 2. kappe: *einem eine kappe geben, einem eins versetzen, eine namentlich im 16. jahrhundert sehr beliebte redensart, sicher durch einen sprung abgeleitet aus: einem eins auf die kappe geben (s. Grimm, wb. V, 193); das Jacobische:* klappe *dagegen ist schalwort, schlag mit der hand, dass es schalt, rein hochd.* klapf; *ihm erschien wol jene redensart wider zu vulgär.* 22 *Der gravis auf dem* e *in* nehm *soll wol den conj. praet. andeuten: nähme, würde nehmen, wenn mir die wahl gestellt würde, und liess (würde lassen).*

nicht besserst. CA. Sweig du grundter[1] lecker, wiltu mich leren? Ich weis besser was ich gleuben sol denn du, Bin ich versehen zum ewigen leben, so kome ich wol drein, der Teuffel hole mich denn[2], ists anders war, das man vom ewigen leben sagt, Wil mich Gott nicht, so ist der Teuffel fro, das er mich vberkome. ABEL, Ah lieber Herr Gott wie kome ich darzu, das ich solchs höre? Der vater sagt, du solst flux heim gehen. CA. Ich frage souiel nach jm als nach dir, wenn ich mich nicht mehr fur der ruten furcht, denn fur dem vater, ich wolt noch in zwo stunden nich heim gehen, sondern wolt lieber hingehen, vnd noch ein gezenck anrichten, wenn ich blut sehe, das ist mein lust[3]. ABEL, Vater, ich kome wider. AD. Bistu da Abel? wie bistu so lange aussen gewest? ABE Ich kund den Cain nirgend finden, zuletzt da ich jn lange gesucht hatte, kam er daher gelauffen, vnd hatte sich mit den kindern auff der gassen geschlagen, Ey wie waren jm die hend so rot von blut. EVA, Ah lieber Gott, wie sollen wir jm jmermehr thun mit dem bösen buben? ADAM, Wo ist er? ABEL, Er sitzt draussen vorm thor, vnd sihet mürrisch vnd wil nicht herein gehen. ADA Cain wo bistu? CA. Er sol mir noch wol drey mal ruffen, ehe ich jm ein mal antwort. AD, Cain wo bleibstu? Cain hörestus nicht? EVA, Hörestus nicht Cain, das dir der vater rufft? CA. Wo sol ich sein? hie sitze ich. AD., Gehe herein, vnd las dich auch zwagen[4], denn morgen werden wir ein feirtag haben, das wir opffern, beten vnd predigt hören. CAIN, Ich

1) amechtiger 2) der Teuffel — denn *fehlt.* 3) *Statt* sondern — lust: Ich hette lust noch ein gezencke anzurichten, denn wenn ich mag blut sehen, das ist meines hertzen lust. 4) waschen

1. grundter lecker: lecker *wider wie oben, gleich schalk, bube,* grundter? *dem sinne nach sicher = grundlecker, bube von grund aus, wie das ebenso beliebte* in der heut *(haut), aber die form? am wahrscheinlichsten verkürzt aus* gegründeter. *Jacobis:* amechtiger = infirmus, *schwächlich, armselig; die mhd. form* (âmacht, âmehtic) *auch von Luther gern gebraucht.* 3. *Bei H. Sachs (238 fgg. Tittm.):*

Du lecker, wiltu mich erst lern?
ich weiss wol, was ich glauben sol.
wil mich der Herr nicht haben wol
im himl, mich hat der teufel gern.

Jacobi hat die worte: der Teuf. — denn *weggelassen, weil sie nicht ganz logisch sind; denn sie sollen den vorangehenden satz nicht einschränken, sondern den gegensatz zu ihm bilden: bin ich nicht dazu bestimt, mag mich der teufel holen; vgl. unten s. 459.* 16. wie sollen — buben: *was sollen wir mit ihm anfangen, machen, mit dem bösen buben?*

wolt, das predigen vnd beten[1] nie erdacht worden were, das opffern
lies ich hingehen, wen es gelüst, der mag beten vnd predigt hören,
jch wolt morgen lieber füchs jagen, vnd der büberey nach lauffen,
denn predigt hören, es ist doch ein tag wie der ander. AD.
Was sagstu? CA. Ich fragt wie es euch im haus gieng. ADAM, 5
Ah du lest doch dein schalckstück nicht, Wolan vnser Herr Gott
wird dich verhören werden, was du gelernt hast CA. Ich halt[2],
wenn ich jm ein gebund leerstro opffer, so werde er zufriden
sein. AD. Vnserm Herrn Gott ist viel mehr gelegen am gehor-
sam vnd Gottseligem wesen, weder am opffer, Hörestus nicht, das 10
du herein gehest vnd dich weschen last CA. Ich mag nicht
gezwagen[3] sein, wenn ich gern gezwagen[3] were, so wolt ich
wider vnter die knaben auff die gassen lauffen, da wolten wir
vns einander zwagen[4], das vns das blut die backen herab ken-
deln[5] solt. AD. Was sagstu von blut? EVA, Ah lieber 15
Adam, wil der lecker nicht gezwagen[3] sein, so bleib er ein vn-
flat. CAIN, Ja liebe mutter, du redest wol dauon, auff der weise
bleib. EVA, Kum du her Abel, las mich dich zwagen[4] vnd hübsch
machen, das du morgen fur dem Herrn fein ehrlich vnd reinlich
stehest, so wird der Cain fur jm stehen wie ein saw[6]. AB. Ich 20
wils gern thun, liebes mütterlein, ich wil euch gern gehorsam sein.
CA. Ich wolt, das ich jm zwagen[4] solt. AD. Ich sehe wie vn-
ser Herr Gott dorthin kompt mit seinen lieben Engeln. EVA,
Wolan stelt euch fein, wenn jr fur vnsern Herrn Gott tretten solt,
Cain wie stehestu da, vnd wendest den rück gegen dem Herrn? 25
stelle dich dahin bey den Abel vnd hab acht auff jn wie er sich
helt, wenn der vater vnd ich vnserm Herrn Gott die hend gegeben
haben, so trettet jr auch herzu vnd neiget euch fein fur jm, vnd
gebt jm die hende, Sihe wie stelt sich der Cain[7]. GOT, Der fried
sey mit euch mein lieben kindlin. AD. Amen, Wir dancken 30

1) Opffern, beten vnd Predigen. 2) *Statt* Ich halt: Das weis ich selber nicht, aber es wird vberig viel nicht sein, Ich achte 3) gewaschen 4) waschen 5) herunter kendeln 6) vnfletige Saw. 7) *Darnach* Caput secundum. In welchem angezeiget wird, das Gott zu Adam vnd zu Eua komen, mit jnen geredt, vnnd sie von wegen des grewlichen falss im Paradis geschehen tröstet mit dem verheissenen des Weibes Samen, vnd darnach wie er die kinder Abel vnd Cain verhöret, was sie im heiligen Catechismo gelernet haben.

Z. 1. *Jacobis zusatz:* opffern *ist natürlich vom übel, denn* opffern *will ja Cain gerade gelten lassen.* 15. kendeln: *ein wetterauisches wort*, käneln, kenneln, kendeln (*von* känel, kändel, kendel = *canal, rinne*) = *tropfen, wie der regen von der dachrinne (Grimm, wb. V, 160 fg.).*

dir Himlischer Vater, das du nach deiner grossen güte vns arme
Sunder so gnediglich daheim suchest EVA, Ah aller liebster Herr,
wie kunden wirs jmer vmb dich verdienen, das du hieher jns elend
zu vns armen leuten kompst, Vnd lest mich[1] nicht entgelten, das
ich dein Heiliges wort veracht, vnd der[2] Schlangen gehorcht hab, 5
Welchs dir Himlischer vater ewiglich geklagt sey, wie bekümmer
ich mich so hart drumb. GOT, Sey zufriden liebe tochter, dein
sund ist dir vergeben, denn ich von natur gnedig vnd gütig bin,
Vnd ein[3] vater aller armen bekümmerten vnd betrübten hertzen,
die hülff[4] bey mir suchen, Vnd ich wil meine vnaussprechliche lieb 10
gegen euch[5] ein mal beweisen, wenn ich euch nu des weibs samen,
den ich euch verheissen hab, senden werde, durch den selben wil
ich euch von allem vbel erlösen, Vnter des aber solt jr doch vn-
getröst nicht bleiben, sondern durch den glauben an mich, vnd mei-
nen lieben[6], den ich zu seiner zeit senden werde, ein gnedigen 15
zugang zu mir haben, vnd mich in allen ewern nöten anruffen, so
wil ich euch vmb des verheissenen des weibs samen willen erhören,
darzu ich euch geb meinen Heiligen geist, welcher den waren rei-
nen glauben in euwer hertzen erwecken vnd wircken sol, Wenn jr
ansehet mein ewiges wort, vnd meinē gnedige zusag. AD. Sihe[7] 20
wie stelt sich der Cain, vnd wendt vnserm Herrn Gott den rücken
zu, Sihestu nicht du Eselskopff, wie sich der Abel so fein stellt,
vnd das hütlin abzeugt, Trit hinzu vnd, heiss den Herrn wilkom
sein. CAIN, Wilkom Herr. EVA Ey reichstu vnserm Herrn gott
die lincke hand, du grober filtz. AB. Allerliebster Herr gott vater, 25
Schöpffer Himels vnd erden, ich danck dir hertzlich, das du dich
vnser annimpst, vnd komest her jns elend zu vns, Wie sollen wir
dirs jmer voldancken? GOT, Abel ist ein fein holdselig wolgezo-
gen kind, vnd hat seine freundliche geberden, Der Cain sihet all-
zustörrig. EVA Ah lieber Herr Gott, er wil sich nicht ziehen 30
lassen. GOT, Künnen sie auch beten? Kum her Abel, ich wil
dich mit ernst hören, Sage mir her wie betestu? ABEL, O vnser
allerliebster Himlischer vater, ich bit dich umb des lieben Heilands
willen, den du vns, aus vnsprechlicher[8] gnad zugesagt hast, das
er dem Teuffel den kopff zutretten, vnd vns von seiner gewalt erlö- 35

1) mich armes betrübtes Weib 2) der boshafftigen verfluchten 3) ein tröst-
licher behulfflicher 4) Trost vnnd hülffe 5) euch vnd ewre Nachkomen 6) lieben
Son 7) Darfür sey dir O Herr Gott himlischer Vater, lob ehr vnd danck gesagt,
von nu an bis zu ewigen zeiten. Kompt her ir kinder, empfahet vnsern lieben Herrn
Gott vnd mit hertzlicher andacht vnd ehrerbietung. Sihe 8) vnaussprechlicher

sen sol, Gib vns deinen Heiligen geist, das wir lernen allein deinen namen heiligen, loben vnd preisen, vnd den selben in allen nöten anruffen, Las fern von vns sein alle heuchley, vnd falsche heiligkeit, dadurch dein name verlestert wird, Las vns Himlischer vater dein Reich zukomen, Vnd nym nicht von vns das tröstlich 5 wort der verheissenen gnaden, Las dein wort ein leuchte sein vnsern füssen vnd ein liecht auff vnserm wege.

Las allein deinen willen geschehen hie auff erden, wie er im Himel vnter deinen lieben Engeln geschicht, Wehre des Satanas vnd aller bösen menschen willn, den sie zu vns haben, Vnd vns 10 gram sind, weil wir deinen namen bekennen und anruffen, vnd in deinem Reich dir allein dienen, Vnd weil wir arme sünder, die an dich gleuben, auch in vnsern sterblichen gliedern ein bösen willn wider dein wort befinden, So hilff vns himlischer vater, das der selbe böse will wider dein Gesetz in vns, nicht vberhand neme, 15 Sondern durch deinen heiligen Geist vberwunden vnd getödtet werde, das allein dein Gottlicher, guter, lieber[1] will in vns die vberhand habe. Wir bitten dich auch Himlischer vater vmb vnser teglich brot, vnd allerley zeitliche notturfft, Behüt vns fur dem geitz, der alles vbels ein wurtzel ist[2], O Herr Himlischer vater vergib vns 20 vmb deines verheissenen Heilands[3] willen vnsere schuld vnd sunde, Vnd gib vns gnad, allen denen hertzlich zu vergeben, die sich an vns versundigt haben. Nicht las vns Himlischer vater, in versuchung vnd anfechtung fallen, sondern hilff vns durch deinen heiligen Geist vnser sundig fleisch zwingen, die welt mit jrem Gott- 25 losen wesen verachten vnd den Satan mit allen seinen tücken[4] vberwinden, vnd vnter vnser füsse tretten. Vnd zuletzt bitten wir Himlischer vater, du wollest vns erlösen von allem vbel[5], Das wir dauon bringen das ende vnsers glaubens, der seelen seligkeit Amen. GO, Was heist Amen? AB. Amen ist ein wort, damit wir 30 vngezweiuelt bekennen vnd gleuben, du werdest vns gewislich geben, was wir gebet vnd begert haben. GOT, Woher wirstu gewis, das dein gebet erhöret sey? ABEL, Aus deiner gnedigen verheissung, die nimermehr fehlen kan, Himel vnd erden werden vergehen, aber dein wort vnd verheissung bleibet ewiglich, Denn du 35 Himlischer vater bist der lügen feind, vnd ein vater[6] der warheit,

1) guter, lieber *fehlt.* 2) der eine wurtzel ist alles bösen. 3) vmb des verheissenen des Weibes Samens vnsers lieben Heilands willen 4) mit allen seinen tückischen anschlegen zurücke treiben vnd 5) vbel leibs vnd der seelen 6) liebhaber

Dagegen ist der Teuffel ein vater der lügen, welchs vnser liebe Eltern[1] leider wol gewar sind worden im Paradeis, Dir aber himlischer vater sey lob vnd danck in ewigkeit gesagt, das du vns widder durch den verheissenen Heiland zu gnaden angenomen hast, durch welchen wir behalten fur dem zukunfftigen zorn. GOT, Wenn ich aber nicht bald gibe, was man bittet, Wie sol sich als denn der gleubig halten? ABEL, Da sol er bey leib nicht ablassen zuhoffen auff deine tröstliche zusage, denn wie lang du die hülffe verzeuchst, so wirstu doch gewislich helffen, wenn es zeit ist[2]. GOT, Das ist recht, warumb verziehe ich aber offt mein hülffe[3]? ABEL Das thustu Himlischer Vater vns zum besten vnsern glauben zu vben vnd zu prüfen, Auff das die bewerung an vnserm glauben rechtschaffen erfunden werde. GOT, Wenn ich aber gar nichts gib was man von mir bittet, wie helt sichs als denn? ABEL, Das ist gewis, das du vns vmb des verheissenen Heilands willen lieb hast, vnd wilt vns geben, was vns nütz vnd gut ist, Darumb wenn wir aus vnuerstand bitten, das vns nicht nütz vnd gut ist, Wie wir denn arme Sünder sind, vnd nicht wissen, was wir bitten sollen, wie sichs gebürt, so wiltu ein bessers, vnd mehr geben denn wir gebeten haben, das ist gewislich war. GO, Kanstu auch die Zehen gebot? AB. Ja Herr Gott himlischer vater, ich kan sie von deinen gnaden wol erzelen, wie sie mich mein liebe Eltern geleret haben, Hilff vns nur lieber vater, das wir sie auch also von hertzen thun künnen, wie wir sie mit dem munde bekennen.

GOT, Du weist doch wol, das ich euch darumb meinen Heiland vnd des weibs samen verheissen hab, das er ewer sunde die jr aus gebrechlichkeit ewers fleischs wider mein gesetz thut, auff sich neme. ABEL Fur solche vnaussprechliche wolthat sey dir Himlischer vater ewig danck gesagt, Amen. GOT, Wie heist das erste gebot? ABEL, Du solt nicht andere Gotter neben mir haben. GOT, Was ist das gesagt? ABEL, Wir sollen Gott vber alle ding furchten, lieben vnd vertrawen. GOT, Wie heist das ander gebot? AB. Du solt den namen deines Gottes nicht vnnützlich füren. GOT, Was ist das gesagt? AB. Wir sollen Gott furchten vnd lieben, das wir bey seinem namen nicht fluchen, schweren, zaubern, liegen oder betriegen, sondern den selbigen in allen nöten anruffen, beten loben vnd[4] dancken. GOT, Wie heist das dritte? AB. Du

1) *Darnach* beide mit jrem vnd vnserm schaden alle sampt 2) *Darnach* vnnd dir gefellig ist. 3) mit der hilffe *ebenso vorher* mit der hülffe verzeuchst 4) vnnd Gott

solt den feirtag heiligen. GOT, Was ist das? AB. Wir sollen Gott furchten vnd lieben, das wir die predigt, vnd sein wort nicht verachten, sondern dasselbig heilig halten, gern hören vnd lernen. GOT, Wie heist das vierde? AB. Du solt deinen Vater vnd deine Mutter ehren. GOT, Was ist das? AB. Wir sollen Gott furchten vnd lieben, das wir vnser Eltern nicht verachten noch erzurnen, sondern sie in ehren halten, jnen dienen, gehorchen, lieb[1] und werd haben GOT, Wie heist das funffte. ABEL, Du solt nicht todten. GOT, Was ist das? ABEL Wir sollen Gott furchten und lieben, das wir vnserm negsten an seinem leibe keinen schaden noch leid thun, sondern jm helffen vnd fordern in allen leibs nöten. GOT, Wie heist das sechste? AB. Du solt nicht ehebrechen. GOT, Was ist das? ABEL, Wir sollen Gott furchten vnd lieben, das wir keusch vnd züchtig leben in worten vnd wercken, vnd ein jglicher sein gemahel lieben vnd ehren. GOT, Wie heist das siebende? AB. Du solt nicht stelen. GOT, Was ist das? AB., Wir sollen Gott furchten vnd lieben, das wir vnsers negsten gut nicht nemen sollen[2], sondern jm sein narung helffen bessern vnd behüten[3]. GO. Wie heist das achte? AB. Du solt nicht falsch[4] gezeugnis reden wider deinen negsten. GOT, Was ist das? AB. Wir sollen Gott furchten vnd lieben, das wir vnsern negsten nicht felschlich beliegen, verrhaten, affterreden[5] oder bösen leumund machen[6], sondern sollen jn entschuldigen, vnd guts von jm reden, vnd alles zum besten keren. GOT, Wie heist das neunde? AB. Du solt nicht begeren deines negsten haus. GOT, was ist das? AB. Wir sollen Gott furchten vnd lieben, das wir vnserm negsten nicht mit list nach seinem Erbe oder haus stehen, vnd mit einem schein des rechts an vns bringen, sondern jm dasselbige zubehalten[7] forderlich vnd dienstlich sein. GOT, Wie heist das zehend? AB. Du solt nicht begern deines negsten weib, knecht, magd, vihe vnd alles was sein ist. GOT, Was ist das? ABEL, Wir sollen Gott furchten vnd lieben, das wir vnserm nehesten nicht sein weib, gesind oder vihe abspannen, ab dringen oder abwendig machen, sondern die selbigen anhalten[8], das sie bleiben, vnd thun was sie schuldig sind.

1) sie auch lieb 2) *Darnach* noch durch einige wege entfremblden. 3) erhalten. 4) falsche 5) *Statt* affterreden: im an sein ehr reden 6) *Statt* oder — machen: vnd in ein böse geschrey bringen 7) erhalten 8) anhalten vnd vermanen

Z. 22. affterreden: *das wort war Jac. offenbar zu derb.*

GOT, Kanstu auch den Glauben? ABEL, Ja Herr Vater. GOT, Sage her. AB. Ich gleub an Gott vater Allmechtigen, Schepffer Himels vnd der erden, Vnd gleub an den lieben Heiland vnsern Herrn, den vns der Himlisch vater zugeben verheissen hat, das er dem Satan seinen kopff zutrett, Vnd vns vom tod, teuffel, 5 hell vnd ewiger verdamnis erlöse, Auff den hoffen wir, Auff den verlassen wir vns, Vnd bitten Gott, das er vns denselben bald sende, der wird vns helffen von vnsern sunden. Ich gleube an den heiligen geist, Eine heilige Gemein vnd ein Himlische bürgerschafft, Vergebung der sunden[1], Aufferstehung des fleischs, Vnd ein ewiges 10 leben. GOT, Was heist an Gott gleuben? AB. Es heist sich hertzlich auff jn verlassen, vnd nicht zweiueln, du[2] himlischer vater habst[3] vns tausent mal lieber, denn ein jglicher leiblicher vater sein kind jmer lieben kan. GOT, Was heist Schopffer himels vnd erden? ABEL, Es heist, das ich vnd alle creatur von dir[4] geschaffen sind, 15 vnd das du[5] vns allezeit ernéren wilt[5], leib vnd seele bewaren, vnd sorgest fur vns[6]. GOT, Was heist an heiligen geist gleuben? AB. Das wir aus vnsern krefften nicht künnen zu deiner[7] erkentnis komen, Sondern dein heiliger[8] geist heiliget vns, vnd erweckt in vnsern hertzen den waren glauben. GOT, Was ist die heilige 20 Gemein? ABEL, Das sind alle die an dich gleuben, vnd auff den verheissen heiland warten[9], welche aber solchen glauben nicht haben, vnd durch ein ander mittel hülff[10] suchen, die sind von dieser heiligen[11] bürgerschafft abgesondert, vnd[12] nimermehr selig werden, sondern der zorn Gottes bleibt vber jm[13]. GO. Warumb sprichstu, 25 Vergebung der sunden? AB. Darumb das wir nicht mit vnsern wercken künnen sunde vertilgen, sondern die sunde müssen durch deinen[14] Heiligen heiland, den du vns senden wirst[15], vergeben werden, (sonst ist kein hülff noch rat, zufinden. GOT, Warumb gebiet ich denn gute werck zuthun) vnd zu opffern, so jr dadurch 30 nicht frum vnd selig werd[16]? AB. Weil du gnediger vater[17] vns vergebung der sunden, durch den verheissen Heiland zugesagt hast[17], So ists ia billich, das wir dir[18] dagegen danckbar seien, und

1) sünden, durch den verheissenen Heiland 2) der liebe himlische 3) hab 4) Gott 5) er — wil 6) vnd für vns sorgen. 7) Gottes 9) der heilige 9) *Statt* an dich — warten: an Gott vnd an den verheissenen Heiland gleuben 10) suchen in Himel zukomen 11) himlischen 12) vnd können 13) jnen. 14) den verheissenen 15) den Gott senden wird 16) *Statt* Warumb — werd: Warumb werden denn gute werck zu thun geboten, so man dardurch nicht kan from noch selig werden? vnd wazu dienet denn das Opffern? 17) Gott der genedige Vater — hat 18) *Fehlt.*

deinen[1] geboten gehorchen, Vnd wenn wir schon alles gethan haben, das vns durch dein[1] gnade möglich ist, so sollen wir dennoch sagen, **Wir sind vnnütze knechte, so weit fehlets noch, das vns vnser** werck gerecht vnd selig machen, desgleichen helt sichs mit dem opffer, das wir dir Himlischen vater[1] nicht der meinung opffern, als wolten wir allererst dadurch frum[2] vnd selig werden, Sondern wir sind fur allen vnsern opffern, fur allen vnsern wercken, frum, gerecht, vnd selig, allein durch dein[1] vnaussprechliche gnade vnd barmhertzigkeit, die du[1] vns zugesagt hast[1] durch deinen[1] lieben Heiland vnd erlöser, Vnd ist vnser opffer nicht mehr denn ein gedechtnis des zukunfftigen opffers, dadurch wir sollen mit dir[3] versünet werden, welchs opffer sein wird, der verheissen samen des weibs, der sich selbst fur vnser sunde, als ein vnschuldiges Lam opffern wird, Auff das wir nu vns[4] in solchem glauben auff die zukunfft des Seligmachers der gantzen welt, gesterckt werden, vnd zuneme, darumb opffern wir nach deinem[5] Gottlichen befelh[5], Auch bedeut das rauchwerck im opffern, der gleubigen gebet, welches die wolcken durch dringt, Vnd die kolen bedeuten deine[5] Gottliche lieb vnd verheissung des zukunfftigen Heilands, darauff[6] das reuckwerck legen, das ist, vnser gebet geschicht im glauben an deine verheissung[7], Vnd wie das feur das rauchwerck anzundt, also wird vnser glaub entzundet durch deine Himlische[8] verheissung. GOT, Was heist aufferstehung des fleisches? ABEL, Es heist, wenn ein mal der iungste tag kompt, so sol vnser fleisch, das ist vnser leib wider lebendig werden vnd aufferstehen. GOT, Wie kan ein todter leichnam der verfaulet ist, wider lebendig werden? ABEL, Solchs, wie alle ander ding, Befelhen wir dir Himelischer Vater, denn es **ist dir alles müglich[9], Aus nichts sind wir worden, aus nichts wirstu vns wider zum leben beruffen, auff das wir der ewigen** freude in der zukunfftigen welt teilhafftig werden, fur welche vnauspreche[10] wolthat dir Himlischer[10] Vater lob vnd danck ewiglich gesagt sey Amen.

GOT, Wie heltestu dich, wenn du dich schlaffen legest? ABEL, Da befelh ich mich Dir Himelischer Vater, mit diesen worten, Ich dancke dir mein Himlischer Vater, durch deinen verheissenen hei-

1) seinen — Gottes — dem himlischen Vater — Gottes — er — hat — seinen 2) from, gerecht 3) Gott 4) *Statt* nu vns: nur 5) nach Gottes befehl die 6) darauff wir 7) an die verheissung Gottes 8) *Statt* deine Himlische: die 9) sol man Gott befehlen, welchem alles müglich ist. 10) vnaussprechliche — dir O himlischer

land vnsern Herrn, das du mich diesen tag gnediglich fur allem schaden vnd fahr behüttet hast, Vnd bitte dich, du wollest mir alle meine sunde vergeben, Vnd mich diese nacht gnediglich behüten, denn ich befehl mich, mein leib vnd seele, Vater vnd Mutter, vnd alles in deine hende, dein heiliger Engel sey mit mir, das der 5 böse feind keine macht an mir finde, Amen GOT, Wie sprichstu des morgens, wenn du auff stehest? AB. Also sprich ich, Ich dancke dir mein Himlischer vater, durch deinen verheissenen Heiland, vnsern lieben Herrn, das du mich diese nacht gnediglich fur allem schaden vnd fahr behüttet hast, vnd bitte dich, du wollest 10 mich diesen tag auch behütten, fur sunden vnd allem vbel, das dir all vnser thun vnd leben gefalle, denn[1] ich befelh mich mein leib vnd seele ꝛc.[1] GOT, Wolan liebes kind fare also furt[2], darzu wil ich dir meinen heiligen geist geben, der dich[3] in allem trübsal tröste, Vnd furcht dich nicht, denn es ist mein wolgefallen, dir 15 das reich zugeben. AB. Danck sey dir gesagt allerliebster vater. CAI, Du[4] solt mirs warlich halten[5], ich wil den böswicht noch erwürgen, Ich kan nicht ein wort dauon, was er geantwort hat, vnd mus noch drüber[6] zuschanden werden. GOT, Kum her Cain, las mich hören was du gelernet hast, wie sihestu so sawer, Vnd 20 warumb verstellt sich dein geberd? Bete her. CA. Es ist mir vergessen. GOT, Dir wird nicht viel vergessen sein, weil du nichts gelernet hast, Sag her souiel du kanst. CA. Vater Himel unser, las vns dein reich geschehen im Himel vnd erden, Gib vns viel brods, vnd alles vbel Amen. GOT, Was ist das fur ein verkert 25 gebet? EVA, Ah lieber Herr Gott, es hilfft kein lerens an jm, ja er darff wol den Abel schlagen, wenn er jn heist beten. GOT, Sage mir her den glauben. CA. Ich glaub an Gott vater himelischer erden, der des weibs samen ist, vnd der heilig geist sund fleisch leben, Amen. GOT, Ists schon aus? CA. Ich hab das 30

1) *Statt* denn — seele ꝛc.: vnnd befehle mich dir mit allem was ich bin vnnd habe. 2) fort wie du angefangen hast 3) dich weiter lere, vnd 4) Harr lecker, du 5) *Statt* warlich halten: bezalen 6) darüber zum spot vnd zu schanden werden.

Z. 23 fgg. Hans Sachs a. a. o. 664 fgg.: O vatter himel vnser, lass vns allhie dein reich geschehen in himel und in erden sehen, gib uns schult und teglich vil brot un alles übel, angst und not. amen. *ebda 676.* Datan spricht: Ich glaub an Got, himel und erden, und auch des samens weib muss werden und des heiligen geistes namen, die sünde, fleisch und leben. amen. (Der Herr:) Ist so kurz deines glaubens grunt? (Dat.:) So viel ich kaum behalten kunt.

kaum können behalten. GOT, Sage mir her die Zehen gebot. CA. Da kan ich gar nichts von behalten. GOT, Gedenckstu denn auch selig zu werden? CA. Ich weis wol wie es hie ist, Wer weis wie es dort sey? Bin ich versehen, so werde ich villeicht auch einmal ein wenig[1] selig, Bin ich nicht versehen, ich thue gleich was ich wölle, so mus ich doch verdampt werden, das ist mein glaube. GOT, Ist das dein glaube? Was heltestu denn vom opffer? CA. Mit opffern verdienet man das ewig leben, wo anders ein ewig leben ist. GO. Wer hat dich also geleret? CA. Ich finds in meiner vernunfft. GO. Du solt nicht gleuben, was dich vnd dein verderbte vernunfft gut dunckt, Sondern was ich deinen Eltern befolhen hab[2]. CA. Was die augen sehen, das gleubt das hertz. GOT, Selig sind, die nicht sehen vnd gleuben doch. Wolan gedencke vnd folge deinen Eltern, vnd las dich den Abel leren, der sol dein schulmeister sein, Gedencke vnd gehorche jm, du wirst sonst in die ewige finsternis geworffen werden, da wird sein heulen vnd zeen klappern, Abel las dir den Cain befolhen sein. AB. Himlischer vater, Ich wil jn gern leren, wolt er mir nur folgen. CAIN Du solt mirs warlich halten, soltu mich leren? Der bösswicht macht mich gantz zuschanden mit seinem Catzencismo. GOT, Was murrestu? Ich weis deine gedanken wol, richt ein spil an, das du vnsted vnd flüchtig werdest auff erden, vnd darnach ewiglich verdampt. Wolan Adam du wirst vns ein predigt thun. AD. Ja gerne lieber himelischer vater[3].

Lieben kinder, auff das wir Gottes wort fruchtbarlich hören, so last vns vnsern Herr gott vmb gnade anruffen, Höret das heilig Euangelium[4].

1) ein wenig *fehlt.* 2) was ich deine Eltern geleret, vnd jnen befohlen habe. 3) *Darnach* Caput Tertium. Von Adams Euangelion, vnd seiner Auslegung. Adam. 4) *Statt* vnsern — Euangelium: vnsern lieben Herren Gott anruffen vnd bitten vmb seine genade, das diese prediget geschehen möge jm zu lob vnd zu ehren, vnd vns zur besserung vnsers lebens, zu sterckung des Glaubens, vnd der Seelen heil vnd seligkeit. Amen. Höret das heilige Euangelium Genesis am 3.

Z. 3 *fgg. ebda 688 fgg. (Achan:)* Ich weiss wol, wie es stet auf erden; wies dort zuget, das weiss ich nicht; doch wenn mich Got darzu versicht, das ich auch selig werden söl, so wirt ich selg, tu was ich wöl. 8. *Hans Sachs 695 (Esau:)* Ich halt, Got wert das ewig leben uns von des opffers wegen geben . . . wo anderst ein ewigs leben ist. 12. *ebda (Nimrot:)* was mein augn sehen, glaubt das herz. 20. Catzencismo: *der scherz ist wol von Alber aufgebracht;* katze *soll wie in* katzenglaube, katzengold, katzengebet *das falsche bezeichnen.* 22 *fg. vgl. 1. Mose 4, 12: Unstät und flüchtig solst du sein auf erden; ebda 11: Und nun verflucht seist du auf der erde.*

Also sprach Gott der Herr zu der schlangen, Ich wil feindschafft setzen zwisschen dir vnd dem weibe, vnd zwisschen deinem samen vnd jrem samen, der selb sol dir den kopff zutretten, vnd du wirst jn in die fersen stechen. Das sind die wort des heiligen Euangelij, der selbigen gebe vns Gott einen reinen lautern verstand amen[1].

Lieben kinder, das heilig Euangelium hat zwey stück, Im ersten wird angezeigt, was der barmhertzige Gott vns armen Leuten zu gut thun, vnd vns fur der schlangen tyranney behüten wil. Im andern wird angezeigt, das wir in diesem zeitlichen leben anfechtung haben werden, vnd die Schlang werd sich wider die gleubigen setzen, vnd in des weibs samens fersen beissen[2], aber das ist vnser trost, das jhn sein beissen nichts helffen wird, denn Gott hat wol ein kilch in der hand, daraus gibt er seinen lieben kindern zu drincken, aber der Satan vnd sein Gottloser hauff mus die heffen aussauffen.

Von diesen zweien stücken wollen wir handeln.

Zum ersten habt jr nu offt gehört, wie wir arme Leute von der teuffelischen Schlangen so jemerlich betrogen, vnd verfurt sind wider Gottes gebot zusundigen mit listen vberredt sind[3], Vnd wiewol wir billich, nach dem gerechten vrteil Gottes, ewiglich verdampt sein solten, So hat sich doch vnser lieber Herr Gott vnsers ewigen verderbens erbarmet[4], vnd vns seinen lieben Heiland, nemlich des weibs samen zu geben verheissen, der dem teuffel den kopff zutretten, das ist, sein gewalt vber vns neme, vnd vns von sunden vnd allem vnglück erlösen, das also wer an des weibs samen gleubt, vnd sich auff jn verlest[5] der sol das ewig leben haben, Vnd hat also Gott der Herr die ewige straffe in eine zeitliche verwandelt.

Also mussen wir nu wol leiblich sterben, aber nach diesem leben werden wir wider aufferstehen von den todten, vnd bey Gott ewiglich sein, da werden wir vns frewen mit vnaussprechlicher vnd herrlicher freude, So sollen wir Gott allzeit fur solche grosse gnade, die er vns durch den verheissen Heiland zugesagt hat, danckbar sein, Vnd sol sich ein jglichs gegen seinem nehesten halten, wie sich Gott gegen vns erzeigt.

1) *Darnach* Auslegung des heiligen Euangelij. 2) *Darnach* das ist, die gleubigen verfolgen, vnd vmbringen, 3) *Statt* verfurt — sind: verfüret, vnd mit listen vberredt worden sind, wider Gottes gebot zu sündigen. 4) erbarmet vnd angenomen, 5) *Statt* vnd sich — verlest: vnd in solchem glauben bis ans ende beharret,

Auch solt jr mercken, das der verheissen Same des weibs on sunde sein wird, weil er die sund vertilgen vnd vergeben sol, Es mus je der on alle sund sein, der allen armen sündern von sunden helffen sol, darumb wird er auch nicht geborn werden aus sundlichem samen wie wir, Sondern vom heiligen Geist empfangen, 5 Vnd von einer jungfrawen geborn werden, darumb heisst er des weibs, vnd nicht des mans Samen, denn alles was von man und weib geborn wird, das gehört vnter die verdamnis vnd ist dem ewigen fluch vnterworffen, Aber dieser einiger mensch, der vnser Heiland sein sol[1], wird heilig sein, vnd von keinen sunden wis- 10 sen, Sondern durch sein vnschuld, heiligkeit vnd gerechtigkeit, alle arme sunder frum, heilig vnd gerecht machen, die an jn gleuben[2].

Wenn aber Gott der Herr diesen heiligen Man geben werde, das hat er vns nicht wissen lassen, sondern wir warten sein in gedult, vnd haben kein zweiuel, was vns Gott der Herr zugesagt 15 hat, das werde er auch gewislich halten, Vnd weil wir doch vnser zuuersicht auff die selbige zusag Gottes, vnd vnser hoffnung auff den zukünfftigen Heiland setzen, So werden vns eben so wol dadurch vnser sunde vergeben, als wenn wir die zeit seiner geburt erlebten, Darumb helt vns Gott sein wort fur, vnd hat vns befolhen 20 dasselbig stets zutreiben, auff das vnser glaub dadurch gesterckt werde in allerley anfechtung, gute hoffnung zuhaben, Gott werde vns nimer mehr verlassen, Vnd dis sey jtzt gnug vom ersten teil des heiligen Euangelij. Vom andern teil wollen wir kurtzlich hören, was das sey, das die Schlang dem heiland in die fersen stechen 25 werde, das hat nu die meinung, das der teuffel nicht ablassen werde, die heilige Gemein Gottes die an den verheissen heiland gleub, zuuerfolgen[3], vnd von dem waren glauben abzureissen vnterstehen wird[4], beide durch blutvergiessen vnd ketzerey[5], das wird uns nu angezeigt vnd furgehalten, zur warnung vnd zum trost, Zur war- 30 nung darumb, das wir nicht lass vnd sicher seien in der Gottseligkeit, vnd nicht gedencken, als ob der böse feind ferr von vns sey, Sondern wie er vns im Paradeis gethan hat, also wird er furthin vns vnd allen vnsern erben vnterstehen zuthun, bis an der welt ende, denn der gifftig wurm kan vns vmb seines vnmeslichen hass 35 vnd neids willen, das ewig leben nicht günnen, daraus er vmb sei-

1) sol vnnd sein wird. 2) die — gleuben *fehlt*. 3) *Darnach* vnd werde sich in alle wege vnterstehen diselbig von *usw*. 4) vnterstehen wird *fehlt*. 5) *Statt* beide — ketzerey: beide durch lügen vnd mordt, das ist, durch falsche leren, ketzereien vnd jrthumb, vnd durch krieg vnd bluturgiessen.

ner hoffart willen verstossen ist, darumb er, vnser widersacher, vmbher gehet wie ein brüllender lewe, vnd sucht welchen er verschlinde[1], dem sollen wir vhest widerstehn im glauben, So sehet nu zu, wir jr fursichtiglich wandelt, nicht als die vnweisen, sondern als die weisen, Vnd schickt euch in die zeit, denn es ist böse 5
zeit[2], Seid starck in dem Herrn vnd in der macht seiner stercke, ziehet an den harnisch Gottes, das jr bestehen kund gegen dem listigen anlauff des teuffels, denn wir haben nicht mit fleisch vnd blut zukempffen, sondern mit fursten vnd gewaltigen, nemlich mit den herrn der welt, die in der finsternis dieser welt herschen, mit 10
den bösen geistern vnter dem Himel, vmb des willen, so ergreifft den harnisch Gottes, auff das jr widerstehen kund an dem bösen tage, vnd in all ewerm thun bestehen möget, So stehet nu, vmbgürtet ewer lenden mit warheit, vnd angezogen mit dem krebs der gerechtigkeit, vnd gestiffelt an füssen mit dem Euangelio des frie- 15
des, damit jr bereit seid, Fur allen dingen aber ergreifft den schilt des glaubens, mit welchem jr auslesschen künd alle fewrige pfeil des bösswichts, vnd nemet den helm des heils, vnd das schwerd des Geistes, welchs ist das wort Gottes, Vnd betet stetts in allem anligen, mit bitten vnd flehen im geist, Vnd wachet darzu mit allem 20
anhalten vnd flehen. In solchem kampff aber den wir mit dem Satan haben, sol das[3] vnser trost sein, das Gott auff vnser seitten ist, der ist stercker denn der Furst dieser welt, darzu hat vns Gott seinen heiligen geist verheissen, das er vnser sterck vnd trost sey in aller anfechtung, Vnd in summa, vnser trübsal diese zeit sol ein 25
ende haben, vnd wird darauff folgen die ewige freude, Vnd zwar Gott kund wol dafur sein, das vns der Satan gar nicht anfechten must, aber weil Gott weis, das vns die trübsal nütz ist vnd zum

1) verschlinge 2) *Statt* So — zeit: vnd sollen fürsichtiglich wandeln vnd vns schicken in die zeit, denn es ist böse zeit, sintemal wir stets mit der alten Schlangen zu kempffen haben. *Alles folgende bis* den wir mit dem Satan haben *fehlt.* 3) *Statt* sol das: Aber doch sol dis

Z. 2. verschlinde: *1. Petr. 5, 8, woher die worte stammen, hat Luther, der sonst* verschlingen *gebraucht,* verschlinde, *wie das verb. ursprünglich gelautet (got.* slindan, *ahd.* slintan, *mhd.* slinden), *auch noch im 16. jh., ehe der anfänglich nur dialektische übergang des* nd *in* ng *algemein wurde; siehe Weigand III*^{2}*, 597.* 15. *Die ganze stelle (z. 1—z. 21* flehen = *Ephes. V, 15. 16 und VI, 10—18, und zwar nach Luthers übersetzung, ausser z. 14, wo der griech. text lautet: 15. καὶ ὑποδησάμενοι τοὺς πόδας ἐν ἑτοιμασίᾳ τοῦ εὐαγγελίου τῆς εἰρήνης; Luth.:* Und an den beinen gestiefelt, als fertig, zu treiben das Evangelium des Friedens, damit ihr bereitet seid.

besten dienet, als dadurch vnser glaub geubt, die hoffnung wechst, vnd die liebe zu Gott dester mehr zunimpt, vnd wird also vnser alter Adam gezüchtiget vnd gedemütiget, auff das er sich nicht wider Gott aufflehne, vnd den Gott faren las, der jn gemacht hat, Darumb helt vns Gott also in der furcht, auff das vnser sundlich 5 fleisch nicht von sich werffe des glaubens joch, Vnd zuchtiget vns der liebe Gott aus veterlicher lieb, die selbig zuchtigung sollen wir gedultiglich tragen, der hoffnung, es werde vnser traurigkeit zur freude werden, darzu helff vns der Allmechtige Gott Vater durch den lieben Heiland, den er vns verheissen hat, Amen. Vnd sey 10 also auff dismal gnug[1].

So habt jr nu, lieben kinder das heilig Euangelium gehöret, Darumb wir Gott hertzlich dancken vnd vmb gnad bitten sollen, das sein Heiliges wort in vnsern hertzen wachs vnd frucht bringe in gedult[2]. 15

GOTT, Ir habt wol gehört, was euch Ewer vater Adam geprediget hat, Gedenckt vnd halt das predig ampt in grossen ehren, denn dadurch lernet man mich recht erkennen, Ich hab mein wort in seinen mund gelegt, Wer das wort nicht lieb hat, der wird sein anathema, maharam motha[3]. ABEL, Wir wollen durch dein gnad 20 von deinem Heiligen wort nimermehr weichen. EVA, Amen lieber Herr gott Vater, Amen[4].

Folget Frag vnd antwort[5]

1) *Statt* Amen — gnug: an welchen fest zu gleuben vnd in solchem Glauben zuuerharren, wolle vns der gütige Vater dazu seinen heiligen Geist verleihen vnd geben, Amen. 2) *Darnach* Beschlus des andern Teils dieses Gesprechs. 3) *Statt* Ich hab — motha: on welch erkentnis niemand wird können selig werden Ich habe mein Wort in seinen mundt geleget, Wer das wort nicht lieb hat, der sey verflucht. 4) Ende dieses schönen Gesprechs, von Adams fall, wie derselbige ist gebüsset worden, durch Jesum Christum der gantzen welt Heiland. Volget nu die auslegung vber das erste Capitel des ersten theils, dieses Gesprechs. *8¾ seiten. Darnach* Nützlich Lere aus diesem Ersten Capitel *4¼ seiten; darnach* Auslegung vber das ander Capitel des ersten Theiles, *3¼ seiten:* Volget nu die Auslegung vber das erste Capitel des andern Theils, *14¼ seiten; 2. capitel des andern teiles, sowie Adams predigt haben keine auslegung.* 5) Folget Frag vnd antwort *usw. bis zum schluss fehlt; auch in unserm abdrucke weggelassen, weil zu dem gespräch gar nicht in beziehung stehend.*

NORDHAUSEN. E. MATTHIAS.

EIN BRIEF JOHANN LAUREMBERGS.

Wann und mit wem Lauremberg seinen hausstand begründete, lässt die sorgfältige und verdienstliche arbeit Lappenbergs (1861) über seinen lebensgang unentschieden; doch teilt er s. 165 ein glückwunschgedicht zum 18. april 1619 mit, in welchem der junge Rostocker professor einem Hamburger freunde, dem pastor Heinrich Rump, bekent, dass er im vergangenen winter zu Hamburg eine geliebte gefunden habe, mit der er sich im frühlinge zu verheiraten hofte:

Me per hortulos vagantem, quos Cythera prolicit, —
Mellea suave cepit Lilium fragrantia, —
Lilium, quod mox magistra casti Amoris dextera
Inserendum, sponte Lauri complicabitur comis,
Una radix sub gemello floriturum surculo. —
Mox obumbrabit cupitum nostra Laurus Lilium.

Wenn schon die auffällig oft widerholte vergleichung der geliebten mit einer lilie, verbunden mit der in Laurus *enthaltenen anspielung auf den namen Lauremberg, auf den namen der braut hinzudeuten scheint, so findet diese vermutung ihre bestätigung in der von L. Daae*[1] *aus J. Worms* Forsøg til et Lexicon over laerde maend *1, 583 (1771) entlehnten nachricht, dass Lauremberg mit Maria Lelin (Lilie) verheiratet war. Volle sicherheit gewärt nun der nachfolgende aus dem Wolfenbütteler Mscr. Gud. lat. 12 entnommene brief, in welchem Lauremberg seinen früheren lehrer Kirchmann zu seiner am 23. mai 1619 zu Hamburg zu feiernden hochzeit mit Maria Lilie, tochter des Hamburger bürgers Sebastian Lilie, feierlich einladet. Johann Kirchmann, geb. 1575 zu Lübeck, gest. ebenda 1643, hatte 1603—1613 in Rostock die später von Lauremberg verwaltete professur* poëseos *bekleidet, war dann aber als rektor der Lübecker gelehrtenschule in seine vaterstadt zurückgekehrt*[2]. *Wir können an der hand dieses authentischen dokuments zugleich eine bisher auffällige nachricht des historikers Joh. Loccenius, auf welche Daae aufmerksam gemacht hat, als irtümlich nachweisen. Loccenius*[3] *schreibt nämlich am 23. mai 1630 aus Upsala an den Soröer professor Joh. Meursius, dass* Sebastianus Lilie, D. Joannis Laurembergii, communis nostri amici, gener *im begriffe*

1) *Om humanisten og satirikeren Johan Lauremberg, Christiania 1884 s. 15.*
2) *Barsian, Allgem. deutsche biographie 16, 11 fg.*
3) *Joa. Meursius, Opera 11, 511 (Florentiae 1762).*

sei nach Dänemark zu reisen. Unmöglich konte Lauremberg 1630 schon eine heiratsfähige tochter und einen schwiegersohn besitzen: Loccenius hat eben gener *und* socer *verwechselt.*

Der brief steht auf einem folioblatte und ist mit noch zierlicherer und zarterer schrift als die von mir im Jahrbuche für nd. sprachforschung 13, 49 zusammengestelten autographen Laurembergs geschrieben.

S. Amicitiae nostrae nuper renatae et bono cum Deo perennaturae leges postulant, Vir Clariss. vt audacius nunc te compellem, et sanctum piumque a te poscam Honoris obsequium. Ego dum vestigijs tuis insistens per hortos Apollineos felicissime à te excultos ambulo, et calore Poetico nonnunquam accendor, alius quoque mentem invasit igniculus, qui casti Amoris ala ventilatus, in coniugalem flammam tandem erupit. Solet sanè Medicorum et Poëtarum communis praeses interdum adseclas suos in hortos Dioneos deducere, ijsque spectanda praebere herbarum florumque genera quam plurima: Ego quoque non invitus eò perductus, quemnam è tot flosculis seligerem, diu multumque mecum perpendj: sed nec rosae purpura, nec ligustri splendor, nec viror amaraci, nec caltae aurum nec odor violarum ita animum meum affecit, ut unius lilij candor et fragrantia. Hoc quod dico lilium, virgo est honesta et liberalis, Maria Lilia, viri integerrimi et prudentissimi Sebastiani Lilij, civis Hamburgensis filia, quam legitimè mihi desponsam solemniter et ritu consueto domum deducere constitui ad diem 23 Maij, qui S. Trinitatj sacer est. | Intelligis nunc ipse, Vir Clarissime, quid a te petiturus sim. Cum Floralia celebrant virgines, et ad serta conficienda flosculos decerpturae eunt, amicularum et familiarium turbam convocant, vt ne secretò ac sine testibus tam pulcra pereat florum amoenitas. Ego dum coronam mihi plectit Hymenaeus, et pronubus Amor me ducit ad delibandum virgineum lilij mei flosculum, non possum non convocare ad hanc celebritatem viros quos eruditio et virtus amicos mihi conciliavit: quos inter Tu non postremus es Clariss. Kirchmane, quem olim praeceptorem venerabar, nunc amicum haereditarium et fautorem suspicio ac colo. Tu itaque hoc officij largiturus es amicitiae nostrae, atque ita te compositurus, ut ad diem modò dictum Hamburgi praesto esse[1], ibique lucem hanc sollemnem et Hymenaeo ac Hilaritudini sacram devotamque ducere proque felici nostro coniugio vota ad Deum fundere possis. Facies eo ipso quod dignum est sua Virtute, et me iam ante tibi devinctum aeternum

1) *Hier folgt in der hs.* possis, *das nachher durchgestrichen ist.*

porrò obstringes. Vale Vir Clarissime, et me tui obseruantissimum amare perge.

Rostochij, Prid. Non. Maj. An. CIƆIƆCXIX.

T. Exc. obs.

Joannes Laurembergius.

BERLIN. JOHANNES BOLTE.

KARL BARTSCH.[1]

Mit Karl Bartsch, † zu Heidelberg am 19. febr. 1888, ist ein gelehrter dahingeschieden, der auf dem gebiet der germanischen, wie auf dem der romanischen philologie eine vielseitige und erstaunlich ausgedehnte tätigkeit entfaltet hat, auf beiden gebieten als kritiker und herausgeber der hervorragendsten einer.

Karl Bartsch wurde zu Sprottau am 25. febr. 1832 geboren. Von seiner frühesten jugend hat er uns in dem bruchstück einer autobiographie „Aus der kinderzeit" erzählt. Seine erste ausbildung erhielt er auf den gymnasien zu Gleiwitz und Breslau. Im jahre 1849 bezog er die dortige universität um klassische philologie zu studieren, wendete sich aber bald und dauernd der germanischen philologie zu, in die er durch Weinhold eingeführt wurde. Seine studien sezte er in Berlin fort, wo namentlich W. Grimm anregend auf ihn wirkte. Neben der altdeutschen zog ihn auch die altfranzösische und provençalische litteratur in hohem grade an, und um sich mit diesen näher bekant zu machen, unternahm er 1852—53 eine reise nach Paris, London und Oxford und durchforschte die dortigen bibliotheken. Früchte dieser reise sind das altfranzösische und das provençalische lesebuch, hilfsmittel die dem studium der romanischen sprachen ausserordentlich zu gute gekommen sind und eine reihe von auflagen erlebt haben. Nachdem er die folgenden jahre privatisierend und in vorübergehender lehrerstellung verbracht, erhielt er 1855 eine anstellung als custos der handschriften am germanischen museum zu Nürnberg. In diesen jahren knüpfte er die bekantschaft mit Franz Pfeiffer an, die für seine wissenschaftliche richtung von eingreifender bedeutung war. Pfeiffers bestrebungen, die deutsche philologie von den fesseln engherziger schulmeinungen zu befreien und der altdeutschen litteratur mehr als es bisher der fall war, in den kreisen der gebildeten eine stätte zu bereiten, fanden durch Bartsch warme unterstützung. Von anfang an gehörte er zu den eifrigsten mitarbeitern der zeitschrift Germania, deren redaction er vom 14. bande ab nach Pfeiffers tode übernahm. In Nürnberg begann er seine tätigkeit als herausgeber mhd. bisher unedierter werke, durch die er viele neue quellen der altdeutschen litteratur erschloss und die deutsche philologie um eine reihe kritischer leistungen ersten ranges bereicherte. Noch in Nürnberg erschienen in rascher folge: des Strickers Karl, die bruchstücke des Berthold von Holle, die Erlösung mit reichhaltigen mitteilungen über andere geistliche dichtungen, die analyse der compilation Karlmeinet. Erst als er im jahr 1858 einen ruf als professor der deutschen litteratur an die universität Rostock erhielt, kam er in eine stellung, die ihm völlig zusagte und ihm erlaubte mit frischerem mute fortan sich seinen wissenschaftlichen arbeiten

[1) Der nachstehende nekrolog, dessen abfassung hr. prof. v. Bahder auf unsere bitte freundlichst übernommen hatte, gelangt seinem wunsche gemäss unverändert zum abdruck, wir bemerken jedoch, dass wir mit den von dem herrn verf. ausgesprochenen urteilen und anschauungen in mehreren punkten nicht übereinstimmen. Red.]

zu widmen. Wie uns Bartsch in seinem auf der Karlsruher philologenversamlung gehaltenen vortrag „Über die gründung germanischer und romanischer seminare und die methode kritischer übungen“ selbst erzählt, war schon bei der berufung verabredet, dass das seit 1839 bestehende philosophisch-ästhetische seminar in ein deutsch-philologisches verwandelt werden solte. Bartsch eröfnete dies seminar im herbst 1858 — das erste deutsch-philologische, das den späteren gründungen der art vielfach zum vorbild gedient hat. In die Rostocker zeit fallen eine reihe kritischer untersuchungen und ausgaben, von denen ich nur erwähne seine untersuchungen über das Nibelungenlied, die meisterlieder der Kolmarer handschrift, die altfranzösischen romanzen, Albrecht von Halberstadt, herzog Ernst. In den von Pfeiffer gegründeten „Deutschen klassikern des mittelalters“ übernahm er die Kudrun, das Nibelungenlied, später Wolfram von Eschenbach. Die berufung nach Heidelberg (1872) als professor der germanischen und romanischen philologie erschloss ihm einen ausgedehnteren wirkungskreis. Auch hier war die begründung eines deutschen seminars (in verbindung mit einem romanisch-englischen) seine erste tat. Hier in Heidelberg wirkte er in einem immer wachsenden kreise von schülern bis zum jahr 1876, wo ihn eine lungenkrankheit dem tode nahe brachte. Aber seine kräftige natur überwand den anfall, bis ihn 1886 kurz vor dem Heidelberger jubiläum, an dessen vorbereitungen er tätigen anteil genommen hatte, die tückische krankheit von neuem ergriff und nicht wider gesunden liess. Die lezten lebensjahre muste der unermüdlich tätige mann ohne akademische und fast ohne schriftstellerische tätigkeit verbringen. Sehr gross ist die zahl der schriften, die in Heidelberg von ihm ausgegangen sind, ich nenne hier den grundriss der provençalischen litteratur, die sagen, märchen und gebräuche aus Mecklenburg, die ausgaben von Konrads v. Würzburg Partonopier, Hugo v. Montfort, Reinfrid von Braunschweig, die schweizerischen Minnesinger, die die neubearbeitung von Kobersteins grundriss und Gervinus litteraturgeschichte, das buch „Zur quellenkunde der altdeutschen litteratur.“

Im mittelpunkt der gelehrten tätigkeit Bartschs auf germanistischem gebiet steht die kritische behandlung altdeutscher, vornehmlich mhd. gedichte. Als kritiker wandelt Bartsch in den fussstapfen von Lachmann und Haupt. Als geistigen schüler Lachmanns müssen wir Bartsch in der tat bezeichnen, trotz der kluft, die ihn von der Lachmannschen schule trente; er selbst hat sich als solchen gern bekant. Wie Lachmann hatte er es sich zum ziel gesteckt, die herausgegebenen gedichte in ihrer ursprünglichen form wider herzustellen. Die mit sicherheit durchgeführte kritische methode, die volle beherschung der mhd. sprache, die vertrautheit mit der altdeutschen litteratur, die poetische veranlagung, die es ihm ermöglichte, die worte des dichters bei trümmerhafter überlieferung wider herzustellen, liessen ihm auch schwere aufgaben glänzend gelingen. Sein versuch das gedicht des Albrecht v. Halberstadt aus Wickrams überarbeitung in die ursprüngliche form zurückzuübertragen, legt von seinem talent rühmliches zeugnis ab. Notwendige voraussetzung einer kritischen ausgabe ist die gründliche durchforschung der sprache und metrik des behandelten denkmals. Bartsch führte nicht wie Lachmann in seinen ausgaben ein normalisiertes mittelhochdeutsch durch, sondern suchte durch sorgfältige betrachtung der reime die sprachformen des dichters festzustellen. So hat er bei den mitteldeutschen denkmälern, die ihn nach Pfeiffers vorgang besonders anzogen, die ursprünglichen formen zu erschliessen gesucht. Dass es ihm bei diesem verfahren auch nur annähernd gelungen wäre, die sprachformen des dichters überall herzustellen, wird jezt allerdings niemand behaupten können, dazu sind speciellere dialektische untersuchungen

erforderlich mit benutzung urkundlichen materials und der modernen mundart. Solche eingehendere sprachliche forschungen vorzunehmen, lag Bartsch fern, wie das gebiet der sprachforschung überhaupt nicht das war, auf dem er sich mit vorliebe bewegte. — Von bleibenderem werte sind Bartschs metrische untersuchungen. Auch hier durchaus von Lachmanns forschungen ausgehend, gelangte er doch bald in wichtigen punkten zu abweichenden ansichten. Sein feines gefühl für rhythmus lehrte ihn das unhaltbare von betonungen wie *líebe mít leíde.* Eine reihe von monographien, wie über den strophenbau in der höfischen lyrik, den inneren reim in der höfischen lyrik, die lateinischen sequenzen, legen für seine begabung für metrische untersuchungen zeugnis ab.

Als litterarhistoriker komt Bartsch die gleichmässige beherschung der germanischen und romanischen litteraturen zu gute. So konte er über die zusammenhänge der provençalischen und mhd. lyrik, über die bearbeitungen der Rolandsage, über die quellen des Parzival wichtige aufschlüsse geben. Das meiste hierher gehörige findet sich in den einleitungen zu den ausgaben; die zu Albrecht v. Halberstadt und zum herzog Ernst seien besonders hervorgehoben. Die einleitungen zu den „Classikern“ geben in geschmackvoller form über die entstehung und grundlage der dichtungen aufschluss. Nach diesen leistungen durfte sich Bartsch wol als berufen ansehn, die neubearbeitung von Kobersteins grundriss und Gervinus geschichte der deutschen dichtung zu übernehmen. Die den altdeutschen zeitraum behandelnden teile des grundrisses sind, namentlich in der 6. auflage, fast ganz zum eigentum Bartschs geworden, wir verdanken ihm nicht bloss die fülle des bibliographischen materials, sondern auch den darstellenden text zum grossen teile.

Fragt man nach dem höhepunkt der wissenschaftlichen tätigkeit Bartschs, so werden hier unstreitig seine untersuchungen über das Nibelungenlied zu nennen sein. Die ansichten, die sich Bartsch aus seinen früheren kritischen untersuchungen über die bearbeitungen älterer gedichte gebildet hatte, übertrug er hier auf das gröste deutsche epos und trat mit einer theorie hervor, welche berufen schien, die sich einander schroff gegenüberstehenden meinungen zu versöhnen. Wenn sie in fachkreisen keine ungeteilte zustimmung gefunden hat, so lag das zum teil daran, dass man sich nicht entschliessen konte oder wolte, den kernpunkt der theorie, die annahme der beiden bearbeitungen, von einigen weniger gesicherten annahmen zu sondern, zu denen sich Bartsch bekante, z. b. zur autorschaft des Kürenbergers, oder dass man der art und weise, wie Bartsch das original zu reconstruieren suchte, nicht durchaus zustimte. Mögen auch einzelne von Bartschs aufstellungen als zweifelhaft oder hinfällig erscheinen, die grundlagen seiner theorie sind unerschüttert, ja es ist kaum der versuch zur widerlegung derselben gemacht worden. Bartsch gereichte es zur besonderen genugtuung, dass man auch von ehemals gegnerischer seite seinen ansichten in wesentlichen stücken entgegenkam.

Nicht geringschätzen wollen wir Bartschs tätigkeit auf bibliographischem gebiet. In seinen seit 1863 in der Germania erscheinenden bibliographischen übersichten gab er zuerst einen überblick über das gesamtgebiet der deutschen philologie, welcher diese als eine in sich geschlossene, wolgegliederte wissenschaft hervortreten liess, und hat die algemeine anerkennung der deutschen philologie als einer selbständigen, philologischen wissenschaft dadurch nicht wenig gefördert, vor allem aber den fachgenossen ein bequemes und unentbehrliches hilfsmittel geliefert. Bartsch hat diesem unternehmen, das fast allein auf seinen schultern ruhte, einen grossen teil seiner zeit geopfert, er führte es auch noch weiter fort, als im jahresbericht der geselschaft

für deutsche philologie ein concurrenzunternehmen entstanden war; nur in den lezten jahren verhinderte ihn seine schwere krankheit die bibliographie zu liefern. — Sehr ausgedehnt war auch Bartschs recensionstätigkeit. Er hat fast über alle werke, die ihn näher berührten, recensionen geschrieben, meist in der Germania. Viele derselben enthalten höchst wichtige beiträge zur kritik. Es ist erstaunlich, wie ausserordentlich weit Bartsch den kreis seiner kritischen untersuchungen zog und doch begegnet unter diesen kaum eine, die nicht von gründlicher bekantschaft mit der handschriftlichen überlieferung und tiefer versenkung in den sprachgebrauch des besprochenen werkes zeugte.

Bei diesen untersuchungen kam Bartsch namentlich noch eins zu gute: seine bedeutenden kentnisse auf dem gebiete der paläographie und handschriftenkunde. Die zahl der handschriften, welche durch seine hände gegangen sind, ist enorm. Er besass auch eine kentnis der gedruckten und noch ungedruckten altdeutschen litteratur wie kaum ein anderer. Zeugnis davon legt der katalog der altdeutschen handschriften der Heidelberger universitätsbibliothek ab; leider konte er die den einzelnen stücken beigefügten verweise nicht in der volständigkeit geben, wie es ursprünglich sein plan war. Seit jahren arbeitete er an einer quellenkunde der altdeutschen litteratur, eine kleine probe daraus veröffentlichte er in dem gleichnamigen buche, das übrige war bei seinem tode schon so weit gediehen, dass eine veröffentlichung des ganzen zu erwarten ist.

Die persönlichen schüler Bartschs gedenken mit besonderer dankbarkeit dessen, was er ihnen als lehrer in colleg und seminar gewesen ist. Seinem vortrag fehlte jeder phrasenhafte aufputz; schlicht gehalten, wie er war, fesselte er doch den zuhörer durch die klare gedankenentwicklung und die zu herzen gehende wärme des tones. Den teilnehmern am seminar werden besonders die textkritischen übungen unvergesslich sein. Hier wusste er den schüler selbst zur kritischen arbeit anzuregen und ihn in stand zu setzen, seine grammatischen und metrischen kentnisse zur kritischen reconstruction der texte zu verwerten. Nirgends so wie hier gewann man den eindruck, dass Bartsch von seinem eigensten gebe und aus dem reichen schatze seiner durch die eingehendsten forschungen gewonnenen erfahrungen schöpfe.

Seinem wesen nach eine milde und versöhnliche natur, liess sich Bartsch doch hie und da zu scharfer und verletzender polemik hinreissen, doch meist nur da, wo er es mit einem in parteihochmut befangenen gegner zu tun zu haben glaubte. In der wissenschaft hat er nie den einseitigen parteistandpunkt eingenommen, der alles nicht innerhalb der parteikreise entstandene ignoriert oder nur gelegentlich mit hämischen bemerkungen abfertigt, sondern hat auch das von gegnerischer seite kommende gute willig anerkant, das nach seiner ansicht verfehlte mit gründen bekämpft. Die kleinliche freude, wissenschaftliche gegner vom katheder herab zu verunglimpfen, hat sich Bartsch nie bereitet. Wenn er sich im colleg über die in unsrer wissenschaft bestehenden gegensätze aussprach, tat er es nie ohne auch seinen gegnern mit achtung zu begegnen.

Viel zu früh ist Bartsch seiner rastlosen tätigkeit entrissen worden. In der deutschen philologie wird der reichbegabte mann, der gründliches wissen und methodische schulung mit feinem sinn für poesie verband, allezeit eine ehrenstelle einnehmen.

LEIPZIG. KARL VON BAHDER.

JÓN ARNASON.

Soeben bringt mir ein brief des isländischen geologen Þorvaldur Thoroddsen die traurige nachricht von dem am 4. september l. j. erfolgten tode seines pflegevaters, des bibliothekars Jón Árnason in Reykjavík. Die hervorragenden verdienste des treflichen mannes um die volks- und sagenkunde seiner heimat begründen für ihn doch wol einen nachruf in einem deutschen fachblatte, und meine langjährige verbindung mit demselben mag es entschuldigen, wenn gerade ich dem lieben freunde einen solchen zu widmen wage.

Jón Árnason war am 17. august 1819 zu Hof auf den Skagaströnd in der Húnavatnssýsla geboren; nicht am 7. august, wie bei A. de Gubernatis, Dictionnaire international des écrivains du jour, s. 83 verdruckt steht. Schon in früher jugend verlor er seinen vater, Árni Illugason († 1825), welcher am genanten orte pfarrer war, und wuchs unter der obhut seiner mutter auf, bis er die gelehrte schule bezog, welche damals noch in Bessastaðir ihren sitz hatte. Im jahre 1843 absolvierte er diese laut des mir vorliegenden schulberichts über dieses jahr, mit welchem auch die angaben von Erslew, Forfatter-lexicon, Suppl. I. s. 38 und Kr. Kålund, in J. C. Bricka's Dansk biografisk Lexikon, I, s. 334 übereinstimmen; das mir anderweitig genante jahr 1845 muss darnach auf einem irtum beruhen. Unter der leitung Sveinbjörn Egilssons, des tüchtigen rectors, und Hallgrim Schèvings, des vortreflichen lehrers der genanten schule, erwarb sich Jón eine gründliche klassische bildung nicht nur, sondern auch eine sehr eingehende bekantschaft mit der isländischen sprache und litteratur; beiden männern bewahrte er ein treues und dankbares angedenken. Lange jahre diente er sodann selbst an der gelehrten schule, zuerst als aushilfslehrer und später als inspector; andererseits bekleidete er mehrere jahre hindurch den dienst eines bischöflichen secretärs, und über 30 jahre lang, anfangs unentgeltlich, später um geringen lohn, das amt eines vorstandes der landesbibliothek, welche unter seiner verwaltung einen sehr bedeutenden zuwachs erhielt. Endlich gehörte er auch zu den begründern und eifrigsten förderern der isländischen altertümersamlung und zu den fleissigsten mitgliedern der in Reykjavík sesshaften abteilung des Íslenzka Bókmentafélags, überall seine kräfte einsetzend, wo sein land deren zu bedürfen glaubte. — Am 25. august 1866 verheiratete sich Jón Árnason mit Katrín, einer tochter des administrators Þorvaldur Sivertsen von Hrappsey; ein hofnungsvoller sohn, welcher aus dieser ehe hervorgieng, starb im jahre 1883, und sein verlust beugte den ohnehin schon leidenden vater vollends darnieder. Durch gicht schon seit geraumer zeit am schreiben gehindert, und in den lezten jahren überdies auch nahezu erblindet, ertrug er gottergeben sein schweres leiden, bis er demselben vor wenigen wochen endlich erlag. Schlichte frömmigkeit war überhaupt der grundzug im charakter des mannes, so wenig er davon sprach, und so wenig er jemals neigung zum geistlichen stande verspürt hatte, zu welchem ihm sein bildungsgang den zutritt eröfnet hätte. Einfach und grundehrlich, zurückhaltend im verkehr mit andern, und doch wolwollend und dienstfertig gegen jedermann, war er bei allen beliebt die ihn kanten; alzu bescheiden um sich irgendwie vorzudrängen, spielte er aber trotz seiner nationalen gesinnung und seiner begeisterung für alles volkstümliche nie eine rolle im öffentlichen leben seiner heimat, und nie konte er es zu einer stellung bringen, die ihm ein sorgenfreies dasein gesichert hätte. Sein leben war ein leben voller arbeit und not, und wird er seinen lohn erst im jenseits erhalten.

Jón Árnason hatte schon frühzeitig eine lebensbeschreibung Luthers (Ágrip af æfisögu dr. Marteins Lúters, Reykjavík 1852), und eine solche kaiser Karls des grossen geschrieben (Sagan af Karlamagnúsi keisara; Kopenhagen 1853); er war ferner mitherausgeber der Drápa um Örvar-Odd von Benedikt Gröndal (Reykjavík 1851) und der gesammelten schriften Sveinbjörn Egilssons gewesen (Reykjavík 1855—56), für welche lezteren er auch eine lebensbeschreibung dieses seines lehrers beisteuerte. Der schwerpunkt aber seiner leistungen lag in seinen werken auf dem gebiete der isländischen volkskunde. Der brüder Grimm „Kinder- und hausmärchen" gaben den anstoss zu diesem seinem wirken. Sie waren ihm, der damals als hauslehrer bei Sveinbjörn Egilsson in Bessastaðir lebte, und zugleich Magnús Grimsson in die hände gefallen, welcher damals als schüler die dortige gelehrte schule besuchte; schon im jahre 1845 verabredeten beide gemeinsames sammeln isländischer volkssagen und märchen, volkslieder, sprüche, spiele, rätsel u. dgl., und als erste frucht ihrer gemeinsamen tätigkeit veröffentlichten sie bereits im jahre 1852 ein büchlein, welches den titel „Íslenzk æfintýri" führt (Reykjavík). Teils der frühe tod seines freundes und mitarbeiters, welcher am 18. januar 1860 als pfarrer zu Mosfell in der Mosfellssveit starb, teils auch die schwierigkeit für die rasch anwachsenden samlungen einen verleger zu finden, liess diese später etwas ins stocken geraten; als sich aber eine namhafte buchhandlung in Deutschland bereit erklärte, den verlag zunächst der volkssagen und märchen zu übernehmen, und als auch das Íslenzka Bókmentafélag zu solchem behufe seine unterstützung zusagte, strömte rasch neuer stoff von allen seiten bei, und bereits in den jahren 1862—64 konte die samlung in zwei starken octavbänden erscheinen (Íslenzkar þjóðsögur og æfintýri; Leipzig J. C. Hinrichs). Hatte noch im jahre 1849 ein dänischer arzt, welcher doch anderthalb jahre lang die insel in amtlichem auftrage bereist hatte (P. A. Schleisner, Island undersøgt fra et lægevidenskabeligt synspunkt, s. 164—65) behaupten können, dass auf Island zwar noch viel aberglaube hersche, aber ohne den dichterischen schwung, welchen er im übrigen norden zeige, und dass man dort nur sehr wenig den elben und sonstigen naturgeistern entsprechendes kenne, mit welchen das volk in Norwegen, Schweden und Dänemark die natur zu bevölkern verstehe, so zeigte sich jezt in schlagendster weise die völlige unhaltbarkeit dieses ausspruches. Das statliche werk hat bereits so viele bearbeitungen in englischer, dänisch-norwegischer und deutscher sprache erhalten, und ist von fachmännern und reisebeschreibern schon so vielfach benüzt worden, dass es unnötig erscheint über dessen bedeutung hier etwas zu sagen; aber dafür darf ich hier zeugnis ablegen, dass Jakob Grimm, welchem dasselbe gewidmet ist, unmittelbar nach dessen empfang in einem briefe an mich eine wahrhaft rührende freude aussprach über den ebenso reichen als eigentümlichen zuwachs, welchen die samlung der germanischen sagenkunde bringe. Neuerdings hat nun das Bókmentafélag angefangen einen zweiten teil der volkstümlichen samlungen Jóns und einiger jüngerer freunde desselben herauszugeben, nämlich die rätsel, reimsprüche und spiele; das erste heft der rätsel hat noch Jón Árnason selbst, das erste heft der spiele aber hat im einverständnisse mit ihm Ólafur Davíðsson bearbeitet, welchem lezteren man auch eine sehr verdienstliche einleitung über die geschichte der spiele auf Island verdankt (Íslenzkar gátur, þulur og skemtanir, 1887 und 1888). Hoffentlich wird nicht nur die veröffentlichung dieser samlung glücklich zu ende geführt, sondern auch die überaus reiche liedersamlung bald herausgegeben, welche Jón Árnason zusammengebracht hat. Da sein handschriftlicher nachlass teils beim Bókmentafélag, teils in der isländischen landesbibliothek untergebracht ist, dürfte die heraus-

gabe keine übertriebenen schwierigkeiten bieten; der mann selbst und die wissenschaft haben aber anspruch darauf, dass des ersteren treue lebensarbeit nicht nutzlos verloren gehe.

Indem ich diesen nekrolog abschliesse, gehen mir die „Isländische volkssagen. Aus der samlung von Jón Árnason ausgewählt und aus dem isländischen übersezt von M. Lehmann-Filhés“ zu (Berlin, Mayer & Müller, 1889), ein werk, welches ganz geeignet scheint, die bekantschaft mit den volkssagen Islands denjenigen zu vermitteln, welche der isländischen sprache nicht hinreichend mächtig sind, um sie im originale studieren zu können. Nur wäre zu wünschen, dass die auswahl etwas reichlicher ausgefallen wäre, und dass der bearbeiter zumal auch von den für Island so überaus charakteristischen Útilegumannasögur einige mitgeteilt hätte.

Ich benütze aber diese gelegenheit, um auf ein weiteres werk aufmerksam zu machen, welches unter dem titel: „Jón Sigurðsson, the icelandic patriot. A biographical sketch, published by one of his relatives“ kürzlich erschienen ist (Reykjavík, 1887). Ganz abgesehen von seinen sonstigen verdiensten hat der am 7. december 1879 verstorbene Jón Sigurðsson für die volkskunde seiner heimat unendlich vieles geleistet, wenn auch zum teil in mehr verborgener weise, durch die von ihm angelegten samlungen und die anderen von ihm gewährte anregung und förderung; aus diesem grunde mag die ebenso warm als wahr geschriebene biographie desselben, welche wir einem seiner jüngeren verwanten, Þorlákur Ólafsson Johnsen in Reykjavík verdanken, hier erwähnt werden.

MÜNCHEN, 26. OCTOBER 1888. KONRAD MAURER.

MISCELLEN UND LITTERATUR.

Die Griseldissage in der litteraturgeschichte von **Friedrich von Westenholz.** Heidelberg, K. Groos. 1888. 1 bl. u. 177 s. 8. 2,40 m.

Eine eingehende untersuchung über die zahlreichen gestaltungen der von dem dichter des Decamerone in die litteratur eingeführten Griseldisfabel ist widerholt in lezter zeit als wünschenswert bezeichnet worden. Sehr erleichtert ist diese arbeit durch den vorzüglichen artikel „Griselda“ in Ersch und Grubers Algemeiner encyclopädie der wissenschaften und künste I. serie, 91. band, s. 413—411 (1871), in welchem Reinhold Köhler die samlung und ordnung des materiales vorgenommen und die wichtigsten fragen knapp und sachkundig erörtert hat, und durch die nachträge, welche Ph. Strauch 1885 in der Zeitschrift für deutsches altertum 29, 373—443 im anschluss an seine veröffentlichung von Albrecht von Eybs Grisardis gab. Auch lagen für die methode einer solchen untersuchung genug ähnliche arbeiten vor, welche als muster dienen konten.

Leider erfült das vorliegende buch, welches nach s. 164 als doktordissertation in Heidelberg eingereicht und genehmigt worden ist, nicht die durch den titel erregten erwartungen. Das von Köhler zusammengebrachte material hat der verfasser nicht volständig ausgenuzt, von Strauchs artikel aber auffallender weise erst nach abschluss des ganzen kunde erhalten, und auch andre neuere einschlagende werke wie C. Schröders ausgabe der Griseldis und des Apollonius (Leipzig 1873), W. Sche-

rers Anfänge des deutschen prosaromans (Strassburg 1877) oder M. Landaus Quellen des Decamerone (Stuttgart 1884) übersehen. In der anordnung des stoffes folgt er durchaus Köhler, indem er seine darstellung in folgende abschnitte gliedert: I. Über den ursprung der sage. II. Die grundlegenden bearbeitungen der sage (Boccaccio und Petrarca). III. Bearbeitungen in prosa (volksbücher und märchen). IV. Poetische bearbeitungen (3 epische gedichte und 4 dramen). Als sein ziel bezeichnet v. Westenholz s. 4, eine geschichte aus dem Decamerone auf ihren wanderungen durch Europa oder doch den hauptstationen derselben zu verfolgen, da ihm ein derartiges unternehmen recht interessante einblicke in die verschiedene auffassungs- und darstellungsweise eines und desselben stoffes bei verschiedenen völkern und zu verschiedenen zeiten zu versprechen schien. In wirklichkeit begnügt er sich mit einer analyse von sechs prosaischen und sechs poetischen bearbeitungen, unter denen die von Dekker, Chettle und Haughton verfasste „Comedy of Patient Grissil" und Halms schauspiel Griseldis (1834) am ausführlichsten, auf 66 seiten, besprochen werden. Ein solches eklektisches verfahren, welches dem mehrverheissenden titel einigermassen widerspricht, liesse sich rechtfertigen, wenn eben wirklich die hauptsächlichsten fragen, welche sich an die entwickelung des stoffes knüpfen, erörtert und eine geschichte der lezteren gegeben würde. Aber die erste hauptfrage, auf welche v. Westenholz, nachdem er über Boccaccios quelle nur zu einem negativen ergebnis gelangt ist, auf s. 21 eingeht, das verhältnis der lateinischen bearbeitung Petrarcas zu dem italienischen originale, vermag er nicht selbständig zu lösen, da ihm die erzählung Petrarcas, die doch für die verbreitung des stoffes nach dem auslande weit wichtiger wurde als Boccaccios novelle, welche nach G. Voigts ausdruck die gattung der novelle überhaupt erst in den humanistenkreisen hoffähig machte, „nicht zugänglich" war; er beschränkt sich also auf die verdeutschung Steinhöwels vom jahre 1472 und die schon von Köhler gegebenen bemerkungen. War es wirklich so schwierig, was die Heidelberger bibliothek nicht bot, von einer andern zu erhalten? Sehr nahe lag es ferner, die verschiedenen deutschen übersetzungen des 15. jahrhunderts mit einander zu vergleichen, von denen eine sogar in Heidelberg selbst handschriftlich vorhanden ist. Wir besitzen drei bearbeitungen nach Petrarca: durch Heinrich Steinhöwel, durch Albrecht von Eyb, durch einen ungenanten obersächsischen klostergeistlichen, und eine nach Boccaccio direkt durch Arigo, den verfasser der ohne ausreichende gründe Steinhöwel zugeschriebenen Decameronübersetzung, während Niclas von Wyles verdeutschung verloren gegangen zu sein scheint. Aber v. Westenholz geht an diesen wertvollen beispielen für das eindringen der italienischen novelle in die deutsche litteratur und für die gestaltung des prosaromans vorüber und citiert weder Bobertag noch Scherer; nur im anhange bespricht er nachträglich Eybs arbeit, freilich ohne der formalen seite genügende beobachtung zu schenken. Die gedruckten volksbücher in verschiedenen sprachen werden nach Köhler aufgezählt; für die vier märchen (s. 33—40) wird ebenfals Köhlers aufsatz „Die Griseldisnovelle als volksmärchen" [Archiv f. litgesch. 1, 409—427] ausgezogen; woher aber Köhler das dänische, das russische und das isländische märchen entlehnt hat, wird nicht gesagt, wie auch sonst die bibliographischen angaben öfter die nötige sorgfalt vermissen lassen; Köhlers grundlegender artikel bei Ersch und Gruber z. b. wird weder s. 8 noch s. 28 genau angeführt. Schrieb vielleicht der verfasser sein buch überhaupt für ein grösseres publikum, dem an dergleichen dingen nicht viel liegt? Allein diesem würde doch auch nicht mit seitenlangen blossen aufzählungen von büchertiteln wie s. 28 fgg. gedient sein.

Besser gelungen ist dem verfasser der 4. abschnitt: „Poetische bearbeitungen“; er gibt hier ausführliche inhaltsangaben von Chaucers „The prioresses tale“, von der altenglischen ballade, welche für die Dekkersche komödie die quelle hergab, und von der „Nouvelle de Griselidis“, welche der märchenerzähler Charles Perrault zuerst in versen und dann in prosa behandelte. Vieles ist hier gut beobachtet und hervorgehoben, wenn auch die darstellung oft gar zu breit wird und die charakteristischen züge jeder fassung nicht genügend erkennen lässt. Das gleiche gilt von den analysen der Griseldisdramen: 1) Comedy of Patient Grissil von Dekker, Chettle und Haughton, 2) Lope de Vega, El exemplo de casadas y prueva de la paciencia (1616); nur ein auszug aus Grillparzers inhaltsangabe; 3) Hans Sachs, Die gedultig und gehorsam markgräfin Griselda (1546), 4) Friedrich Halm, Griseldis (1834). v. Westenholz verrät auch hier in der sorgfältigen widererzählung geschmack, aber zugleich einen wol aus ungeübtheit herrührenden mangel an zielbewusster und das wesentliche vom unwichtigen sondernder methode, während seine beschränkung hinsichtlich des materials ihm die erkentnis der historischen entwicklung und verschiedener zusammenhänge erschwert. Der positive gewinn also, den die wissenschaft aus seinem buche ziehen kann, ist nur ein geringer. Für weitere forschungen bleibt nach wie vor Köhlers artikel die grundlage, nur nebenher wird man den lezten abschnitt des vorliegenden werkes einzusehen haben.

Zu nachträgen wäre somit reiche gelegenheit; ich beschränke mich jedoch auf einige einzelheiten, da schon Ph. Strauch im Anzeiger für deutsches altert. 14, 249—251 verschiedene ergänzungen geliefert hat.

Eine spanische übersetzung von Petrarcas novelle steht in der dem 15. jahrhundert angehörigen samlung „Castigos y dotrinas“ und ist mit dieser herausgegeben von H. Knust in „Dos obras didácticas y dos legendas sacadas de manuscritos de la Biblioteca del Escorial“, Madrid 1878 s. 260—265; vgl. R. Köhler, Zs. für roman. philol. 3, 273. — Über einige neugriechische volkslieder vgl. F. Liebrecht, Jahrb. für roman. litt. 4, 113 und Zur volkskunde (1879) s. 217 nr. 292. — Zu s. 30: R. Bechstein, Altdeutsche märchen, sagen und legenden 1863 s. 34—56. — Zu s. 32: über eine böhmische hds. vom jahre 1459 vgl. J. Dobrowsky, Geschichte der böhmischen sprache und litteratur 1792 s. 153. — Zu s. 83 vgl. L. Petit de Julleville, Les mystères 1880 2, 182. — Ebenda z. 8 v. u. l. Gillot statt Gillet. — Zu s. 167: eine weitere hdschr. von Eybs Grisardis liegt in Wolfenbüttel, 44. 16 Aug. fol.

Zu s. 84 fg. Schon von Köhler angeführt, aber von v. Westenholz übersehen ist die merkwürdige lateinische schulkomödie Grisellis von Eligius Eucharius (= Houckaert), Antverpiae 1519, von der ich exemplare auf der Genter und der Löwener bibliothek sah. Unter den deutschen stücken des 16. jahrhunderts ist das drama des Hans Sachs (1546) das wichtigste; es existiert davon ein Kölner nachdruck ohne jahr (Goedeke 2², 427), 1579 zur fastnacht ward es im rahmhof zu Frankfurt am Main von etlichen gesellen dargestelt (E. Mentzel, Archiv für Frankfurts geschichte, n. f. 9, 14), und ward 1582 von einem landsmanne des dichters, dem schulmeister Georg Mauritius (1539—1610), zu Steier in erweiterter und veränderter gestalt aufgeführt. Diese umarbeitung ist uns in einem drucke vom jahre 1606 erhalten; aus dem prolog geht hervor, dass Mauritius, der inzwischen um seines protestantischen bekentnisses willen vertrieben und in die heimat zurückgekehrt war, sein werk auch in Nürnberg auf die bühne brachte:

Ob wir aber gleichwol von den Altn
Verstandn, das solch Spiel auch sey ghaltn,

Vor vielen Jahrn in dieser Stadt
Eim fürsichtign, wolweisen Rath:
Jedoch was wir dabey habn gthan,
Wird geben die Collation.
Denn drinn gewesn viel Lücken wüst,
Die wir habn ziemlich aussgebüsst,
Dem Handel weiter nachgedacht,
Vnd besser all vmbständ betracht,
Verhoffn nach diesem zu euch alln,
Es werd auch d' Ordnung bass euch gfalln.

Die hier angedeuteten erweiterungen sind sehr äusserlicher art. der prunk der ganzen hofhaltung, das treiben der dienerschaft wird uns vorgeführt, die äusserungen der untertanen des grafen über sein benehmen mitgeteilt. die personenzahl von 13 auf 50 vermehrt. Hofteufel und Eheteufel müssen nach der weise des protestantischen dramas als anstifter der intrigue vor den augen des publikums agieren. Verschiedene reden der räte Walters werden von Mauritius einem „hofprediger" in den mund gelegt; für die ergötzung der zuschauer sorgen verschiedene narren (Rupl, Morio, Veitl) und ein zwerg Pigmäus, deren äusserungen mit der handlung in keinem zusammenhange stehen und auch ganz kunstlos eingeleitet werden; so sagt Morio zu Veitl:

Lass sie beysammen spintisirn,
Wir wollen da ein weil stultirn.

Des Mauritius gleichnamiger sohn übersezte 1621 die Griseldis des vaters in lateinische prosa und liess sie durch studenten auf dem Altdorfer Theatrum academicum, über welches ich nächstens einiges mitteilen werde, aufführen. — Keinen unmittelbaren einfluss von Hans Sachs lassen zwei norddeutsche Griseldisdramen erkennen. Von dem ersten, bisher nirgends erwähnten besizt die Weimarer bibliothek eine gedruckte inhaltsangabe:

ARGVMENTA | *Comoediarum quae Latinè et* | *Germanicè à scholasticis ludi Mariani* | *sunt exhibitae* | *In Hilarijs huius Anni* | *1578.* | *Scripta et edita à M.* | *Valentino Schreckio.* | *Inhalt* | *Der Comedien welche Lateinisch vñ* | *Deudsch von der jugent auß der Pfarr-* | *schulen zu S. Marien sind agiret* | *worden* | *In Faßnacht* | *Dieses Jares 1578.* | *Beschrieben vñ in Druck verfertiget* | *Durch* | *M. Valentinum Schreckium.* | *1 3/4 Bogen. 8.* Am schlusse steht: *Gedruckt zu Dantzigk bey* | *Jacobo Rhodo.* | *1578.* |

Die lateinische widmung gibt an, dass der Danziger schulmeister V. Schreck vorschriftsmässig jährlich eine lateinische und eine deutsche komödie aufzuführen hatte und diesmal den Phormio des Terenz und eine deutsche Griseldis eigner mache dazu wählte. Als seine quelle nent er nur Boccatius; von der anlage des ganzen geben gereimte übersichten der 5 einzelnen akte kunde. Eigentümlich ist, dass die heirat Walthers nicht vorgeführt wird, sondern das stück erst nach derselben begint. Einen breiten raum nimt die schilderung der verschiedenen stände und ihrer schattenseiten (bauer, kaufmann, hofleute) ein. Satan hezt den fürsten wider seine gemahlin, aber der aus der geschichte des Tobias wolbekante engel Raphael tritt ihm entgegen; vergeblich protestieren die stände wider die austreibung der fürstin. — Das andre drama hat den Berliner domküster Georg Pondo (vgl. Allgem. deutsche biogr. 26, 407 fg.) zum verfasser und ist von diesem nebst einer komödie von Isaacs Heyrath dem herzoge Heinrich Julius von Braunschweig 1590 zu seiner hochzeit gewidmet. Der prolog beruft sich auf Petrarcas novelle:

Diese Historien beschreibet fein
Franciscus Petrarcha im Latein,
Sie ist mit vleis ins Deutsch gebracht,
Vnd nun zu einr Comoedien gmacht.

Mit Mauritius und Schreck teilt Pondo die vorliebe für die ausmalung des hoflebens, das er in Berlin selbst beobachten konte. Was die räte, die edelknaben, die trabanten, trompeter, hofnarren, kammermägde von den handlungen der hauptpersonen gewahren, das erzählen sie ausführlich und geben ihr urteil darüber ab; Walther ist ein junger, lebenslustiger herr, der etwas zur völlerei und zur jagd und bauernplackerei neigt und vom eheteufel in seinem widerwillen gegen die ehe bestärkt wird. Gar nicht übel wird die familie der heldin eingeführt; Janiculus und seine frau Gertsch unterhalten sich in schlesischem dialekte über einen traum ihrer tochter, der von einer heirat mit dem markgrafen handelt; nichtsdestoweniger schilt die mutter die mit der schafherde heimkehrende Griseldis wegen ihres hochmutes (wie in den Josephdramen Jakob seinen sohn wegen seines traumes); diese aber entgegnet (in hochdeutscher mundart), dass der markgraf schon öfter, wenn er zur jagd ausritt, freundlich mit ihr geschwäzt habe. Das von Pondo vielfach verwante kunstmittel, durch ahnungen und träume auf die späteren ereignisse vorzubereiten[1], benuzt auch Mauritius; doch träumt bei ihm nicht Griseldis, sondern Janickl von der standeserhöhung seiner tochter. Pondo eigentümlich ist, dass im 4. akt die beiden alten gerade in dem augenblicke auf das schloss kommen, ihre tochter zu besuchen, wie diese von ihrem gatten verstossen wird. Eingelegt sind nd. scenen zwischen den bauern Brix und Stentzel und dem narren Dromo, einzelne hiebe auf die katholische kirche fehlen nicht.

Andre zeugnisse für das fortleben des Griseldisstoffes auf der bühne sind: 1598 aufführung durch gesellen in Deynze (E. Vander Straten, Le théâtre villageois en Flandre 1, 22. 1874.). — 1626 (aber nicht 1671) aufführung einer Chrysilla (= Grissil) in Dresden durch englische komödianten (Fürstenau, Zur geschichte der musik und des theaters zu Dresden 1, 97. 231. C. Heine, J. Velten. Diss. Halle 1887 s. 22). — Jesuitenkomödien (ausser der s. 176 erwähnten Wiener handschr. vom jahre 1681): 1736 in Freisingen: Amor personatus s. Gualterus in Griseldam simulate furens (Strassburg, Universitätsbibl.). 1740 in Grammont (Faber, Histoire du théâtre français en Belgique 1, 49. 4, 347). 1762 in Freisingen: Gaudens patientia (Cod. lat. Monac. 2204 s. 406). 1775 in Renaix (F. Vanderhaeghen, Bibliographie Gantoise 7, 256. 1869). 1783 in Regensburg (Kleinstäuber, Verhandlungen des histor. vereins von Oberpfalz und Regensburg 37, 154. 1883. Mettenleiter, Musikgeschichte der stadt Regensburg 1866 s. 254). — Fernere aufführungen: 1741 zu Frankfurt (E. Mentzel, Archiv f. Frankfurts gesch. n. f. 9, 449) und 1770 zu Kaufbeuren (Trautmann, Archiv f. litteraturgesch. 14, 230).

Zu den italienischen dramen trage ich nach: Rolli, Griselda 1744 (Allacci, Drammaturgia s. 889). Über die opern gibt H. Riemann, Opernhandbuch (1887) s. 196 fg. 725 fg. noch folgende nachweise: Zenos text wurde komponiert von Antonio Pollarolo (Venezia 1701), Predieri (Bologna 1711), Orlandini (Bologna 1720), G. B. Buononcini (Londra 1722), P. Torri (Monaco 1723; F. M. Rudhart, Gesch. der oper am hofe zu München 1, 108. 1865.), Fr. Conti (Vienna 1724; vgl. L. v. Köchel, J. J. Fux 1872 s. 541), Albinoni (Ven. 1728). Andere opern: Chelleri (Piacenza 1707),

1) Vgl. F. Spengler, Der verlorene sohn im drama des 16. jahrh. (1888) s. 60 und 95 fg.

Capello (Rovigo um 1710), Al. Scarlatti (Roma 1721), Vivaldi (Ven. 1735), Porpora (Monaco 1735, text von Salli), Latilla (Roma 1747), Nic. Logroscino (Napoli 1752, text von T. Stanzani), N. Piciani (Ven. 1793), F. Paër (Parma 1796, text von Anelli), Fed. Ricci (Ven. 1847, text von Piave), Or. Scarana (Napoli 1878), Giulio Cottrau (Torino 1878, text von Golisciani). Auf Halms drama gehen ohne zweifel zurück die opern von T. Friedr. Müller, Percival und Griseldis (Agram 1841, text von A. v. Klesheim) und von K. Schnabel, Griseldis und Percival (Breslau 1851, text von Karlo).

BERLIN. JOHANNES BOLTE.

Tobiae komedie, et dansk skuespil fra tiden omkring 1600, udgivet for universitets-jubilaeets danske samfund af **S. Birket Smith.** Kjøbenhavn, Thieles Bogtrykkeri 1887. XVIII, 98 s. 8.

Comoedia de Mundo et Paupere, et dansk skuespil fra begyndelsen af det 17. aarhundrede, udgivet for universitets-jubilaeets danske samfund af **S. Birket Smith.** Kjøbenhavn, Thieles Bogtrykkeri 1888. XVII, 119 s. 8.

S. B. Smith, der schon durch verschiedene tüchtige abhandlungen und ausgaben um die geschichte des älteren dänischen schauspieles wolverdiente vorsteher der Kopenhagener universitätsbibliothek, legt in den beiden genanten bänden uns zwei dänische dramen vor, aus welchen bisher nur kleine bruchstücke veröffentlicht waren. Beide stücke sind einer handschrift der königl. bibliothek in Kopenhagen (Gamle kongelige samling 794 fol.) entnommen, welche für die geschichte des unter dem einflusse der reformation entwickelten schuldramas wichtig ist. Sie enthält nämlich:

1) Nabal, eine dänische übersetzung von Rod. Gualtherus' lateinischem stücke (Tiguri 1549), wahrscheinlich identisch mit der 1578 in Ribe aufgeführten des bürgermeisters Søren Skriver zu Kolding.
2) Tobias.
3) Drei zwischenspiele: Aarets fire tider, Herkules og Omfale, De fire verdens aldre.
4) Samsons fængsel (1599) von Hieronymus Justesen Ranch; gedruckt in Smiths ausgabe von desselben „Danske skuespil og fuglevise“, Kjøbenhavn 1877 s. 135—265.
5) Maria Magdalena.
6) De Mundo et Paupere.
7) Hecastus, eine übersetzung nach dem lateinischen des Niederländers G. Macropedius (Antverpiae 1539), in Aarhus entstanden.

Wie einige kurze vermerke lehren, diente diese handschrift bei einer aufführung, welche der junge rektor der schule zu Randers, Petrus Theocarus oder Thøgersen (1582—1634) mit seinen schülern am 5., 6. und 7. mai 1607 von nr. 6, nr. 1 und von Plautus' Aulularia veranstaltete. In ähnlicher weise scheint nr. 2, der Tobias, zusammen mit dem Heautontimorumenos des Terenz, wozu man den prolog aus Hegelunds Susanna entlehnte, und dem Eunuchus desselben dichters dargestelt zu sein[1]. Der verfasser, welcher nirgends genant wird, hat sich nur bei nr. 1 und 4 ermitteln lassen; doch weisen zwei stellen im Tobias (s. 50 und 98) ziemlich klar auf

1) Man kann hierzu die vorschrift verschiedener schulgesetze in deutschen städten vergleichen, wonach im 16. jahrhundert jährlich eine lateinische komödie des Plautus oder Terenz und eine deutsche biblischen inhalts aufgeführt werden musten.

Viborg als den entstehungsort dieses stückes hin. Die naheliegende vermutung, dass der in Viborg lebende Ranch, der dichter von nr. 4, auch nr. 2 verfasst habe, weist Smith aus inneren gründen zurück, während er für nr. 6, De Mundo et Paupere, dem obengenanten Peter Thøgersen in Randers einigen anspruch auf die urheberschaft zugesteht.

Von diesen beiden stücken nr. 2 und 6 liefert uns der herausgeber einen buchstäblichen getreuen abdruck, in welchem wir nur des bequemeren citierens wegen die verszählung hinzugefügt wünschten; die einleitungen erörtern die fragen nach dem entstehungsorte, dem verfasser und der originalität derselben.

Der Tobias reiht sich der grossen gruppe von schauspielen an, welche auf grund der wolabgerundeten biblischen erzählung im 16. jahrhundert in Deutschland und den nachbarländern entstanden. Das gegenseitige verhältnis dieser bearbeitungen ist noch nicht untersucht und lässt sich, da mehrere stücke noch nicht wider aufgefunden sind, vielleicht nicht mit völliger sicherheit bestimmen[1]. Dem dänischen schauspiel weist Smith eine selbständige stellung zu, da er fünf deutsche, ein lateinisches und ein schwedisches Tobiasdrama untersucht hat, ohne eine nähere verwantschaft zu finden. Indes scheint der Viborger anonymus nicht ganz ohne kentnis älterer dramatischer versuche gearbeitet zu haben. Zwar dass er gleich Hans Sachs und Ackermann die mutter des jungen Tobias ebenso Anna nent wie die mutter der Sara, darf man hier nicht anführen; denn hierfür konte die Vulgata, der auch Luther folgte, die quelle sein, während Rollenhagen, Schonaeus und Martin Bohemus (1618) der mutter der Sara den namen Edna (Hedna), welcher sich im griechischen originaltexte findet, verleihen. Aber auf die mehrfach nachgeahmte komödie des Elsässers Georg Wickram (1551) gehen möglicherweise die beiden scenen I, 3 und III, 2 zurück, in denen Salvator, d. i. gott[2], die engel Gabriel und Raphael aussendet, um die seele eines erschlagenen juden in den himmel zu holen und den jungen Tobias auf seiner reise zu geleiten. Andre gemeinsamkeiten, welche vielleicht auf zufall beruhen, versage ich mir anzuführen. Jedenfals gehört die darstellung im einzelnen, wie die anspielungen auf dänische sitten und volkslieder (s. 57, vgl. s. XI[1]) zeigen, zum grössten teile dem dänischen autor. Sein eigentum ist auch, wie die vergleichung der andern schauspiele lehrt, der ganze zweite akt. Nachdem er nämlich im

1) Vgl. Scherer, Deutsche studien 3 (Wiener sitzungsberichte phil.-hist. kl. 90, 185—193. 1878); Holstein, Dramen von Ackermann und Voith 1884 s. 8; Bolte, Herrigs archiv 77, 305. Bibliographisches material wird nächstens E. Picot in der von Rothschild begonnenen ausgabe des Mistère du Viel testament liefern.

2) Mit dem namen Salvator, der ja unzweideutig Christus bezeichnet, hat es übrigens seine eigene bewantnis. Wenn derselbe sich bei katholiken und protestanten an stelle gottvaters in darstellungen alttestamentlicher geschichten findet, so hat man darin eine anwendung des schon bei Irenäus (202) und Origenes (254) auftretenden dogmas zu erblicken, dass alle offenbarungen gottes durch den λόγος, den präexistenten, wie nachher den incarnierten, also durch Christus, geschehen sind. So erscheint Salvator in dem um 1480 niedergeschriebenen Künzelsauer fronleichnamspiel (Werner, Germania 4, 340) und in dem gleichzeitigen Egerer fronleichnamspiel (herausg. von Milchsack 1881 v. 29—1058) als der weltschöpfer und der gott Adams, Abrahams, Moses und Salomos, in dem 1514 aufgezeichneten Heidelberger passionsspiel (herausgegeben von Milchsack 1880 v. 2239. 4113) als der leiter der geschicke des Elias und Hiob. Ebenso tritt er in den Tobiasdramen von Wickram (1551), Rollenhagen (1579), Gotthart (1619) und in dem Geistlichen spiele vom falle Adams und Even des Holsteiners Joh. Stricerius (1570) auf. Ganz den gleichen sinn hat es, wenn Joh. Avianius 1596 in seiner lateinischen tragödie Adamus lapsus und 1616 sein verdeutscher Joh. Oepffelbach (vgl. Bolte, Allgem. deutsche biogr. 24, 366 fg.) die erschaffung der welt und des ersten menschenpaares dem Logos zuteilen. Dagegen werden in Chr. Richters oper Adam und Eva (Hamburg 1678) Salvator und Jehovah zusammen nebeneinander eingeführt

ersten die fromme gesinnung des Tobias und seine blendung vorgeführt hat, stelt er hier dar, wie die freier der Sara einer nach dem andern vom teufel erwürgt werden, weil sie es verschmähen, ihren ehestand mit gebet zu beginnen. Verständigerweise lässt er dies nicht siebenmal, wie in der bibel, geschehen, sondern beschränkt sich auf drei freier, die er als hoffärtig, reich und als *gamel horejagere* charakterisiert. Dem biblischen eheteufel Asmodeus geselt er noch einen gehilfen, den *bryllupstrold* Misogamus, zu und malt ihr walten mit besondrem behagen aus. Zu den anzüglichen lästerreden der mägde bieten die deutschen stücke parallelen. Im 3. akte wird die aussendung des jungen Tobias, dem sich der engel Raphael unter dem namen Azarias als gefährte anbietet, geschildert; im 4. die wandrung und werbung desselben, hochzeit mit Sara, vertreibung des Asmodeus, ankunft Gabels; im 5. die abreise des jungen paares in die stadt des alten Tobias, welcher sein augenlicht wider erhält. — Die hochzeitsbräuche werden nicht mit der ausführlichkeit wie von Rollenhagen (1576) und Friderici (1637) dargestelt[1], aber die sitte, dass der bräutigam nach der trauung von den gästen schläge erhält, kehrt auch hier (s. 20 und 56) wider: *Hic, ut fit in sponsaliis, terga mutuo verberant astantes.* — Das s. 33 citierte deutsche lied: „Ich bin so lang geuessen“ ist erhalten im Ambraser liederbuche von 1582 nr. 258, auf fl. blättern von 1606 und 1611, in den Niederdeutschen volksliedern (Hamburg 1883) nr. 33; mit melodie im hsl. liederbuche Seb. Ebers vom jahre 1592 (Berliner mscr. germ. qu. 733) 1 nr. 5, in dem um 1608 geschriebenen liederbuche des Petrus Fabricius (vgl. Bolte, Niederdeutsches jahrbuch 13, 55—68) nr. 106 und bei Melch. Franck, Reuterliedlein 1603 nr. 5; vgl. desselben Fasciculus quodlibeticus 1611 nr. 5; eine vierstrophige geistliche umdichtung im Coburger gesangbüchlein 6121 s. 147. — S. 95 wird ein Pygmer- (Pygmäen?), ein reiter- und ein thorentanz aufgeführt. — S. 37 der ausruf: *o hui ioduth.* — S. 65 ein ausfall auf den papst. — S. 85 ein traum des alten Tobias als vorbereitung auf die rückkehr des sohnes. — S. 21 u. ö. halbverse zum ausdrucke der erregtheit, auch als teufelsmetrum.

Das andre stück, die *Comoedia de Mundo et Paupere,* der wir uns nun zuwenden, ist durch seinen eigenartigen, an die französischen und englischen moralitäten älterer zeit erinnernden inhalt merkwürdig. Mundus erscheint dem grammatischen geschlechte zuwider als ein weibliches wesen; es ist die aus der sinreichen dichtung Konrads von Würzburg und den bussreden der predigermönche wolbekante „Frau Welt“, die personifikation der irdischen, von gott abführenden sinnenlust[2]. Unter trompeten- und hörnerschall tritt sie auf und verheisst reichtum und frohes leben dem, der ihr dienen wolle; Pauper naht sich ihr bittend, fast wie der Fortunat des deutschen volksbuches und der englischen komödianten; sie verleiht ihm einen beutel mit geld und prächtige kleider, indem sie ihm befiehlt, übers jahr widerzukommen. Vergeblich warnt ihn der engel Gabriel vor dem truge der welt. Nach ablauf eines jahres stelt er sich wider ein und erhält von frau Welt widerum geld und die weisung, ein jahr lang in freuden zu leben, von ihrer tochter eine goldene halskette. Er nimt nun den ihm begegnenden Claus Schot in seinen dienst und lässt sich zu einer wirtin „fru Thuttensmach“ führen, wo sie unbekümmert um die worte

1) Vgl. Bolte, Alemannia 14, 188—193.

2) Vgl. F. Sachse, Der welt lohn von Konrad von Würzburg, progr. Berlin 1857 s. 14 fg. Erich Schmidt, Goethe-jahrbuch 3, 120—123. In den Gesta Romanorum 202 erscheint einem ritter eine jungfrau, vorn schön und lieblich, hinten voller würmer und verwesung; sie nent sich „Seculum.“ Ähnlich in Dantes Inferno 17, 10: „Gerione.“

des zweiten engels schmausen und zechen. In der 3. scene — die einzelnen auftritte sind durch moralisierende ermahnungen eines interlocutors an die zuschauer unterbrochen — empfängt frau Welt den Pauper widerum gnädig und verheisst ihm kaiserkrone und scepter, doch unter einer bedingung:

Om du vill høre och lyde min bud,
Daa schall du først forsuerre gud,
Thill predicken at høre schall du ey gaa,
Then fathig schall du roffue och slaa,
Ander dieris guodtz schalt du med wold borttage,
Der aff schall du haffue kresen dage ...

Trotz der warnung des dritten engels willigt Pauper ein, wird zum kaiser gekrönt und wirbt sogleich soldaten, denen er gebietet, auf der landstrasse alle wandrer zu berauben und weder mönch noch priester zu schonen. Die soldaten machen sich bereitwillig unter der führung von Claus Schot auf und überfallen nach einander einen mönch, einen priester, einen kaufmann und einen bauern, plündern sie aus und schleppen sie zum kaiser, der neue mahnungen der engel zur gottesfurcht in den wind schlägt. Damit schliesst der 1. akt. — Der 2. beginnt mit einem komischen zwischenspiel. Der bauer, den seine frau, ähnlich wie in Schonaeus' lateinischer posse Vitulus (1595) und in nd. bauernscenen, mit allerlei waaren in die stadt zu markt geschickt hatte, kehrt, nachdem ihn die soldaten beraubt haben, heim und wird von der frau mit scheltworten empfangen; sie beschuldigt ihn, das geld vertrunken zu haben, und prügelt ihn mit hülfe ihrer kinder so arg durch, dass er die hülfe der teufel anruft, die ihn auch alsbald von seinen quälern befreien. Inzwischen naht der kaiser seiner gönnerin mit einer neuen bitte, er wirbt um ihre tochter. Nachdem er das jawort erhalten, wird die hochzeit mit pracht gefeiert, und sein glück scheint volkommen. Aber durch eine neue unbarmherzigkeit macht er das mass seiner sünden voll. Ein altes krankes weib, das vor der pforte seines palastes um speise bettelt, jagt er trotz der fürbitten seiner mitleidigen diener mit harten worten fort. Da befält ihn während des tanzes ein plötzlicher schmerz, er muss sich aufs bett legen und seine gattin, die eben zärtlichen abschied von ihm genommen, um ihre mutter zu besuchen, zurückrufen. Aber diese verlässt ihn jezt herzlos:

Kand du ey leffue och vere min mand,
Ieg thager en anden, huor ieg kand. — —
Derfor vill ieg thill min moder hiemgaa
Och see, huor ieg en anden mand kand faa.

Auch die herbeigeholte frau Welt erklärt ihm nicht helfen zu können, er müsse jezt zur hölle fahren:

Ey anden løn giffuer ieg dig
For all den thieniste, du giorde mig.

Ebenso versagen ihm seine ritter und freunde ihren beistand. Der doktor Frunteius, der zu Köln und Paris studiert hat und Aristoteles und Socrates zu citieren weiss, bereitet dem kranken einen trank; da dieser jedoch nicht anschlägt, rät er ihm, auf sein seelenheil zu denken. Unterdes hat sich das arme weib wider in der nähe eingefunden; in der hofnung, dass sie vielleicht ein mittel anzugeben wisse, lässt sie der kaiser holen; aber seiner früheren abweisung eingedenk weigert sie sich, ihm zu helfen. Er bescheidet den mönch zu sich (hier ein ungeschickt angebrachter aktschluss) und bewegt ihn durch grosse verheissungen, ihm absolution zu verspre-

chen kraft des von papst Sixtus IV. erteilten ablassbriefes. Da tritt der tod selbst herein; die diener schreien entsetzt auf und greifen ihn dann auf des kaisers geheiss an; doch er scheucht sie leicht zurück:

Neij, nei, icke saa, i guode drenge,
Ieg lader mig icke threnge
Aff keiser eller kong,
Fri eller fange,
Herre eller frue,
Det siger ieg paa min loffue.
Thi saa mange, ßom erre
I verden herre,
Maa alle døe
Aff denne verdsens øe.
Saa maa det och eders keiser gaa,
For huilcken ieg nu gich fraa.

Der mönch hört dem sterbenden die beichte, aber statt ihn zu absolvieren, verflucht er ihn in einem mischmasch von latein und dänisch zur hölle, weil er selbst von ihm früher böses erfahren, und ruft den teufeln zu:

O, gribite, gribite, rapideque ducite,
Rychite, slebitte, Orchoque tradite,
Hoc erit ipsius postremum valete.

Wie sich nun die teufel der seele bemächtigen, tritt ein engel ihnen entgegen und fordert sie vor den richterstuhl gottes, der noch ein feierliches verdammungsurteil über den verstockten sünder ausspricht.

Es ist wol ohne weiteres klar, dass diese dramatische fabel nicht erst im jahre 1607 von Peter Thogersen in Randers ersonnen wurde, sondern dass uns hier, wie der herausgeber ausführt, eine bearbeitung eines älteren ausländischen schauspieles vorliegt. Die einfache handlung, die allegorische einkleidung und der stark ausgeprägte moralische oder religiöse zweck erinnern an die dramengruppe, welche sich an die englische moralität Everyman angeschlossen hat; allein während es sich dort um die rettung eines bussfertigen sünders vermittels der guten werke oder des glaubens handelt, ist im dänischen drama die bestrafung des unbussfertigen sünders der grundgedanke. Die zahlreichen moralpredigten, welche der interlocutor und auch einige der handelnden personen an die zuschauer richten, bieten ein gegenstück zu den betrachtungen eines doktors und eines kaufmanns in dem 1510 zu München aufgeführten spiele „Vom aygen gericht vnd sterbenden menschen“, über welches zuletzt K. Trautmann im Jahrbuch für Münchner geschichte 1, 196—201 (1887) gehandelt hat. Zu dem eigentümlichen auftreten der sieben warnenden engel hat Smith s. IV eine wertvolle parallele aus Joh. Herolts Sermones de tempore nr. 62 (1499) nachgewiesen (vgl. ferner G. Reypchen, Spil von den siben Weysen 1559 bl. 15a); mir scheint, dass der dänische bearbeiter hier seine vorlage mehrfach gekürzt hat. Der zweite engel tritt nämlich (s. 19) in weissem gewande und mit palmzweigen auf und deutet dies als ein abzeichen der im himmel weilenden seligen; ebenso trägt der 5. engel (s. 47) specerei, der 6. (s. 51) brot und wein, der 7. (s. 62) eine krone. Die symmetrie erfordert, dass auch der 1., 3. und 4. mit attributen versehen sind; und dies wird sicher im original der fall gewesen sein. Auch auf s. 12, wo Pauper den 1. engel als Gabriel[1] anredet, bevor ihm dieser seinen namen angegeben hat, liegt eine flüch-

1) Der 3. engel wird s. 25 Raphael, der 8. auf s. 109 Ottoniel genant.

tigkeit des übersetzers vor, während sich auf s. 16 fg. wohl durch einige umstellungen der reden des Miles und des Pauper helfen lässt.

Das original, welches trotz aller bemühungen nicht zu ermitteln war, sucht der herausgeber s. VII im benachbarten Deutschland oder in Holland. Dass die vorlage nicht lateinisch abgefasst war, darf man aus der ungeschickten bezeichnung der frau Welt als Mundus und aus der verwendung des lateins in den lezten reden des mönches folgern. Deutsche, besonders nd. worte und wendungen finden sich durch das ganze stück verstreut; für Holland aber spricht die vorliebe der Holländer für allegorische darstellungen, und ausserdem wissen wir, dass P. Thogersen von 1602 ab in Leiden studierte und sich somit einige kentnis nld. litteratur erwerben konte. Allein was von titeln deutscher dramen etwa eine verwantschaft vermuten lässt, gehört entschieden nicht hierher, wie J. Greffs Mundus (1537), V. Boltzs Der welt spiegel (1551), B. Ringwaldts Speculum mundi (1590) und J. Dehns gleichbetiteltes stück (1629), A. Papes Mundus immundus (1612) und die Nordhausener schulkomödie Vom laufe der welt (= Fortunat. 1643). Dagegen bin ich in der glücklichen lage, ein niederländisches schauspiel nachweisen zu können, welches zwar nicht die vorlage Thogersens gewesen sein kann, aber mit derselben in sichtlichem zusammenhange steht. Es führt den titel:

Spieghel des Loops deser Wereldt. | *Dat is:* | *Een schoone Comedia, Waer in* | *betoont wort hoe het huydēsdaechs in deser We-* | *relt toe gaet, ende hoe die Boosheyt overhant genomē hebben-* | *de, den Onnooselen jammerlijc bedriecht, de welcke* | *nochtans wederom tot kennisse comende, door* | *de Waerheyt bekeert, ende op den rechten* | *Wech ghebrocht wordt.* | *Allen Simpelen ende vromen Chri-* | *stenen tot waerschouwinghe in* | *Druck utghegaen.* | [] | *TOT GORCHVM.* || *Voor Adriaen Helmichsz. Boec-ver-* | *cooper, op de Marckt. 1620.* | $2^1/_2$ bogen 8⁰. — Auf bl. Ciijb der druckervermerk: *Tot Dordrecht.* | *By Niclaes Vincenten. Boeck-druc-* | *ker, 1620.* | (Bibl. der Maatschappij voor nederl. letterkunde in Leiden).

Das stück, dessen autor ungenant bleibt, zerfält in 8 akte *(Wtcomen)* und ist in den kunstvoll verschlungenen reimversen der Rederyker geschrieben. Es treten darin folgende 10 personen auf:

Den Onnoselen	*een Man slechtelijc ghecleet.*
De Waerheyt	*een Man statich ende slecht.*
De Liefde	*een Vrou statich en slecht.*
T' ghelooff	*een Vrou statich ende slecht.*
Wellust	*een sinneken.*
Twijffel	*een sinneken.*
Die Wereldt	*een Man Costelijk toeghemaeckt.*
T' schadt	*een vrou Costelijck toeghemaeckt.*
Knaghende Consciency	*een Wachter.*
Schriftuer	*een Priester.*

Akt I. Onnoosele (der unschuldige) tritt klagend auf und wünscht sich den tod:

Want Trouwe mijn vaeder die is verdreuen
En Ootmoedicheyt mijn moeder —

Da komt ein mann herzu, Wahrheit geheissen, fragt nach seinem leide und tröstet ihn, er werde seine eltern wider finden:

Ghy moet beminnen des Heeren woordt
Slecht en recht Godt vreesende, en gaen soo voort,

Mijn reden hoort,, wat ick v ontknoope,
Met een vast betrouwen en vlijtighe hope
Bewijsende altydt trou aen v naesten
Met Caritate wilt v vry haesten,
So coempt ghy ten laetsten,, int huys van Vreden:
Daer suldt ghyse vinden.

II. Wahrheit holt seine frau Liebe und seine tochter Glaube herbei, welche Onnoosele geleiten sollen; dieser verlobt sich mit der tochter und verabredet, sie am andern tage im hause „van Gratien“ zu treffen. — III. Wollust und Zweifel beraten sich, wie die heirat des Onnoosele zu hindern sei.

Twyffel: *Ick weet ons een ranck*
Al met den ganck,, verstaet dees dinghen:
Wy sullen hem tot die Wereldt bringhen
En segghen, die Wereldt weet vrylijck dat,
Off hy wil gheuen zijn dochter Schadt
Den Onnooselen tot eenen wijue.

Wellust: *By dien raedt ick gantschelijck blijue.*
Maer hoe souden wy hem crijgen, hy en soude niet willen?
Off wy sullen moeten maken gheschille
En segghen, dat T'ghelooff en hoer is,
En dat Logen haer vader eñ Bedroch haer moer is,
En dat hy met haer te cort sal clooten.

IV. Onnoosele irrt umher:

Wat ick veel draeue, wat ick veel loope,
Wat ick veel waeye,, met alle winden,
Wat ick veel craeye,, wat ick veel roepe:
Dat huys van Gracie en weet ick niet te vinden.
Ick loope vast soecken ghelijck die blinden
Met zware ghepeynsen, en vreemde ghedachten,
O Geloof, Liefde en Waerheyt, wie sal my ontbinden?

Da begrüssen ihn Wollust und Zweifel und raten ihm ab, seinen weg weiter zu verfolgen; denn die Wahrheit möge niemand leiden, sie werde aus städten und dörfern vertrieben, seine braut Glaube aber werde ihn nur ins verderben ziehen, wie um ihretwillen schon viele propheten, apostel und märtyrer gestorben seien.

Wellust: *Soeckt troost aen die Wereldt, dat is v t'beste,*
So crijcht ghy int leste zijn dochter tot een wijue.

Onnoosele. *Die Wereldts dochter, wats haer bedrijuen?*
Wat can sy doen? off wat is haer hantieringhe?

Twyffel. *Sy cant van als.*

Wellust. *Sy doet veel neeringhe.*
In alle verkeeringhe,, moet mense ghebruycken.

Twyffel. *Sy doet Twist rijsen, ende Oorloge ontlucken,*
Sy maeckt crom recht, ende recht weer crom.

Wellust. *Sy timmert groote Huysen, eñ werpse wederom.*
Al wat sy doet, sy en is niet beschaempt.

Onnoosele. *Hoe heet deese dochter?*

Wellust. *Sy is het Schadt ghenaempt,*
Sy coempt ongheblaemt int openbaer vry.

Onnoosele hat seinen anscheinend wolmeinenden ratgebern schliesslich keinen andern einwand als das misfallen seiner eltern entgegenzusetzen, vernimt aber, dass man mit den grundsätzen von Treue und Demut nicht vorwärts komme. So fügt er sich ängstlich geworden in die vorschläge von Wollust und Zweifel, wird in den gewohnheiten der welt, saufen, fluchen, lügen und betrügen, unterwiesen und für den empfang bei dieser mit andern gewändern bekleidet: mit dem rocke Hooverdicheyt, mit der mütze Hoochmoedt, dem mantel Eerghiericheydt und dem schwert Ghewelt. — V. Unterdes sorgen sich Wahrheit, Liebe und Glaube um den ausbleibenden freund und klagen in vier parallelen strophen.

T'gheloove: *Al moeten wy nv achter lande gaen dolen,*
Al moeten wy nv van een yegelijck vertreden zijn,
Al is den Onnooselen ons nv ontscholen,
Al moeten wy nv van hem verscheyden zijn,
Al moet tribulacy van ons gheleden zijn
Al gaet ons die Wereldt nv verdrucken,
Al wil nv niemandt met ons te vreden zijn,
Al valtet ons contrary in alsulcken stucken,
Al en wil nv niemandt ons rooskens plucken ...

VI. Herr Welt heisst seine knechte Zweifel und Wollust im haus der Sünde ein mahl für seinen gast zurüsten und lässt diesen mit seiner tochter Schaden allein. Beide trinken einander zu, Onnoosele ruft hingerissen:

O lustighe bloeyende wijngaerdt rank,
Al waer ick cranck,, ick worde ghesondt:
Ick moet v eens cussen, u rooder mondt,
Mijn shertsen grondt,, doet ghy ontfoncken.

Schade singt ein lied: *Ontfonckt v hert, wilt vrolijck zijn* im tone: *Een maechdeken heb ick int herte ghesindt.* Da, als Onnoosele wider seine liebste küsst, tönt mitten in den jubel hinein von oben die warnungsstimme eines wächters, Nagendes gewissen geheissen, welcher jedesmal mit den worten schliesst: *Keert, keert weer, tis meer dan tijdt.* Durch die erinnerung an den kreuzestod Christi für den sünder fühlt sich Onnoosele ergriffen und fragt den warner, wo er seine verlobte Glaube finde. Wie dieser ihn an Heiligeschrift verweist, verlässt er Schade und ihre diener und macht sich auf den weg. Von den zurückbleibenden vernimt der eintretende herr Welt, dass sein anschlag mislungen ist. — VII. Onnoosele bekent gott mit den worten des 51. psalms seine sünde. Heiligeschrift erscheint, bestreicht seine augen mit der salbe Licht und heisst ihn andre kleider (Recht, Sanftmut, Einfalt, Reue) anlegen. Dann wird der bussfertige zu Wahrheit, Liebe und Glaube geleitet und mit Glaube zusammen gegeben. Heiligeschrift spricht ihm das ehegelöbnis vor:

Hier coem ick Onnoselen met mijn vryen moetwille
En begheer alleen T'ghelooff te trouwen,
Niet aff te gaen, al soudt mijn rouwen,
Noch van te scheyden om lieff noch leedt.

Nachdem alle kniend gottes segen erfleht, gehen sie in das haus des Friedens, wo Onnoosele seine eltern finden soll. — VIII. Vergebliche wutausbrüche von Wollust und Zweifel.

Das nld. drama reiht sich mehreren französischen moralitäten des 15.—16. jahrhunderts an, welche die bekehrung des sündigen menschen durch personifikationen der ihm zu hilfe kommenden christlichen tugenden und der ihm entgegentre-

tenden laster veranschaulichen[1]. Unter den erhaltenen stücken steht wol die 1494 in Tours gespielte moralität *L'homme pècheur* demselben am nächsten[2]. Auch hier verführen Monde, Franc Arbitre, Peché und andre laster den menschen, aber Charité, Foy, Esperance, Confession, Penitence, Chasteté und die übrigen tugenden leiten ihn zur busse und zu einem seligen ende. Von andern schauspielen kennen wir leider nur die titel: *Le Monde qui tourne le dos a chacun* von Jehan d'Abondance (1538), *L'histoire du Monde* (1575), *L'Innocent* (1507) und *Histoire pieuse du pauvre commun* (1531). Namentlich der vorlezte titel legt es nahe, hier das original des nld. stückes von 1620, welches seiner ganzen anlage nach sehr wol im 16. jahrhundert entstanden sein kann und über dem personenverzeichnis den nebentitel: *Comoedie van den Onnooselen* trägt, zu vermuten. Überdies liefert der 1539 zu Middelburg gespielte *Boom der schriftueren*[3] in der heldin Ele-Bysonder ein weibliches seitenstück zu Onnoosele. Gegenüber den älteren moralitäten zeichnet sich der *Spieghel des loops deser Wereldt* durch eine weniger einförmige, lebendigere einkleidung der allegorischen begriffe aus; Wahrheit, Liebe, Glaube stehen nicht als gleichartige gestalten da, welche sich nach einander dem wandrer als begleiter auf dem wege zum ewigen leben zugesellen, sondern Glaube ist die tochter von Wahrheit und Liebe, mit welcher Onnoosele, der natürliche mensch, einen ehebund eingehen muss: ein zug, welcher den einfluss der reformatorischen rechtfertigungslehre erkennen lässt. Eigentümlicherweise begegnet uns der bisher in französischen bühnenwerken nicht nachgewiesene inhalt des 6. aktes: der besuch bei herrn Welt, der gnädige empfang, das bankett und die verlobung mit der tochter der Welt, auch in Süddeutschland, wo 1562 Joh. Heros[4] in seiner „Tragedia Der irrdisch Pilgerer“ eine unbeholfene travestie verfasste: aus der tochter der Welt ist frau Venus, aus ihren dienern Cupido, aus Onnoosele eine art Tannhäuser geworden.

Trotz mancher mit der nld. moralität übereinstimmenden züge behält das dänische drama freilich noch besonderheiten genug. Vor allem nimt Pauper ein andres ende als Onnoosele; er häuft als schwiegersohn der Welt und mächtiger kaiser freveltaten auf freveltaten und stirbt, nachdem alle seine freunde ihm in der todesnot (ganz wie im Everymandrama) ihren beistand versagt haben, in verzweiflung, während jener sich rechtzeitig durch den abgesanten gottes warnen lässt und zum himmel eingeht. Indes auch für diese lösung des problems bietet die französische bühnendichtung beispiele dar, indem sie in den moralitäten *Bien avisé, Mal avisé* und *L'homme juste et l'homme mondain* dem lebenslaufe eines frommen christen den weg eines gottlosen gegenüberstelt, der von den lastern zu Malefin hingeleitet wird. Wir werden somit kaum fehlgehen, wenn wir die quelle der *Comoedia de Mundo et Paupere* in einer französischen moralität suchen, welche dann in den Niederlanden überarbeitet und ausgestaltet wurde, und von welcher noch ausläufer in dem Gorchumer drucke und in Heros' tragödie vorliegen. Thogersen konte dann, wie schon erwähnt, während seines aufenthaltes

1) Vgl. meine einleitung zu dem in kurzem erscheinenden neudruck von J. Strickers Düdeschem schlömer. Eine geschichte der allegorie und personifikation im ma., welche K. Raab in seinem verdienstlichen programm „Über vier allegorische motive in der lateinischen und deutschen litteratur des ma.“ (Leoben 1885) in angriff genommen hat, verspricht lohnende ergebnisse und würde einem dringenden bedürfnisse abhelfen.

2) L. Petit de Julleville, Répertoire du théatre comique en France au moyen âge 1886 s. 72. 306, 359, 398. Leroy in der Patrie, journal Suisse 1866, 18. avril.

3) Jonckbloet, Geschichte der nld. litteratur 1, 390—393. Textabdruck in Willems' Belgisch museum 10, 327—335 (1846).

4) Goedeke, Everyman (1865) s. 101. Spengler, Der verlorene sohn (1888) s. 143 fg.

in Leiden den stoff kennen lernen; es ist aber auch möglich, dass derselbe auf einem andern wege zu ihm gelangte. Am 7. märz 1561 teilte der schulmeister Christian Schreigelius zu Wismar dem rate der stadt mit: „*dat ick ein Christlick spil mit minen midhulpern habe thogericht, dar de Lop der Welt, wo es itzt in velen Orden thogheit, vast grüntlick inne vorvaten vnd ogenschinlick vorgestellet, desulnige im Nedderlande gemacket vnde ock sünst in etlicken Sesteden gespelet*“, und bat, ihm „*de Kercke thom Grawen Municken*“ zu vergönnen, „*darinne vor de gemeine tho spelen*“[1]. Hier haben wir also eine nld. moralität, die im titel und somit auch wol im inhalte mit dem Gorchumer drucke von 1620 übereinstimt; da dieselbe auch in den seestädten, d. h. Rostock, Lübeck, Hamburg, auch wol Bremen und Danzig, aufgeführt worden war, so mag sie von da aus nach Dänemark, insbesondere nach Randers vorgedrungen und hier 1607 zu einer schulkomödie verarbeitet worden sein. Sicheres können wir, solange nicht neue entdeckungen uns zu hilfe kommen, hierüber nicht feststellen.

Auch über die grössere oder geringere selbständigkeit des dänischen dichters lässt sich, solange uns seine vorlage mangelt, schwer ein urteil abgeben. Von einigen offenbar dem bearbeiter zur last fallenden kürzungen war schon s. 481 die rede. Als zusätze sind der prolog und der epilog zu betrachten, welche teilweise mit dem Tobiasdrama wörtlich übereinstimmen; ebenso die bauernscenen, welche einen frischeren ton anschlagen, und die anspielungen auf dänische lokalitäten und verhältnisse; unter den 40 personen, welche, wenn ich richtig gezählt habe[2], im stücke auftreten, verdankt sicher der aus der nordischen mythologie entlehnte teufel Urgatiloch (s. 37. 38 fg. 104), vielleicht auch der s. 45 genante Claus Narr, sein dasein dem dänischen übersetzer. Auf das katholische bekentnis des ersten verfassers scheint die person des mönches, seine schriftauslegung und lehre vom ablass hinzudeuten; doch haben protestantische bearbeiter diese figur mit burlesken zügen ausgestattet und den ernsten schluss vor dem richterstuhle gottes hinzugefügt. Der ursprünglichen fassung ist vielleicht auch die erwähnung des papstes Sixtus IV. (1471—1484), des erbauers der Sixtinischen kapelle in Rom, auf s. 87 zuzuweisen; indes darf man hierauf nicht zu viel gewicht legen.

Von einzelheiten notiere ich noch: s. 11, z. 3 v. u. ist wol *scenam* statt *sellam* zu lesen, d. h. der standort der nicht auf der bühne tätigen schauspieler; die bühne heisst *theatrum* (s. 13. 38. 42. 49. 62) und *proscenium* (s. 35. 46. 49. 72; s. auch H. J. Ranchs Danske skuespil s. 68). — S. 77 und 80: das lied „Ich stand an einem morgen“ steht bei Böhme, Altdeutsches liederbuch nr. 269; geistliche umdichtungen bei Ph. Wackernagel, Das deutsche kirchenlied 3 nr. 792. 1255. 1258—1260. — S. 89 und 108 „O vae iodut.“ — S. 80 „Jens Plebs“ und „Per Omnes“ = alle menschen. — S. 117 über den „Floriger vel Maigravius“, der hier wie im Tobias s. 97 den beschluss spricht, weil die beiden stücke an einem maifest der schule aufgeführt werden, vgl. Ed. Pabst, Die volksfeste des maigrafen (Berlin 1865. 4.) und W. Mannhardt, Der baumkultus der Germanen (1875) s. 369—382.

1) D. Schröder, Kirchenhistorie des evangel. Mecklenburgs 2, 314 (1788), vgl. Goedeke, Grundriss 2², 402.

2) Leider fehlt ein personenverzeichnis.

BERLIN. JOHANNES BOLTE.

Døbefonten i Åkirkeby kirke. Af **Ludv. F. A. Wimmer.** København, Gyldendalske boghandel, 1887. (VI), 84 s. gr. 4. Mit 4 + 3 tafeln. 20 kronen (= 22,55 m.).

Der hundertjährige geburtstag des grossen dänischen sprachforschers Rasmus Kristian Rask (geb. 22. nov. 1787 zu Brændekilde auf Fühnen, gest. 14. nov. 1832 zu Kopenhagen) hat in seiner heimat eine reihe von festschriften hervorgerufen[1], unter denen die vorliegende zweifellos die wertvolste ist. Sie gilt einem altskandinavischen sprach- und kunstdenkmal, über dessen herkunft und alter bis in die neueste zeit irtümliche ansichten bestanden, die erst durch Wimmer endgiltig beseitigt sind.

Die meinung, dass die runeninschrift auf dem taufsteine der kirche zu Åkirkeby (einem städtchen im südlichen teile von Bornholm) nicht, wie man seit der ersten publikation des denkmals durch Chr. J. Thomsen und Finn Magnusen[2] kritiklos angenommen hatte, den dialekt jener insel repräsentiere, sondern in gotländischer sprache abgefasst sei, war von Wimmer, der den stein 1879 an ort und stelle untersucht hatte, bereits in den Småbidrag til nordisk sproghistorie[3] ausgesprochen und dann in einem in der königl. dänischen geselschaft der wissenschaften am 27. februar 1880 gehaltenen vortrage ausführlich begründet worden. Mit der veröffentlichung dieses vortrages zögerte er indessen, bis zwei neue reisen nach Bornholm (1882 und 1887) die lezten zweifel gelöst und das erfreuliche ergebnis gehabt hatten, dass die ganze inschrift — wenige buchstaben abgerechnet, die durch conjectur gefunden werden musten — mit zweifelloser sicherheit entziffert wurde. Der vortrag gestaltete sich nun zu einer umfangreichen festschrift, die durch die munificenz des dänischen unterrichtsministeriums in einer des gefeierten namens würdigen, höchst gediegenen ausstattung erschienen ist.

Nach einer einleitung über die methode der runenforschung, die mittel zur datierung der inschriften u. ä. (s. 1—11), wendet sich der verfasser zur beschreibung des aus grauem (gotländischem?) sandstein gefertigten baptisteriums, und zwar zunächst (s. 18—21) zur schilderung der auf demselben befindlichen sculpturen. Es ist nämlich der obere, cylinderförmige teil des beckens auf der aussenseite durch elf säulen, die durch kleeblattförmige bogen verbunden sind, in elf felder geteilt, welche zu bildlichen darstellungen aus der heilsgeschichte benuzt sind. Im ersten felde erblicken wir den engel Gabriel (geflügelt und mit einem scepter in der rechten hand), der an die vor ihm stehende jungfrau seine botschaft ausrichtet; im zweiten Maria und Elisabeth, die sich durch umarmung begrüssen[4]; im dritten die geburt

1) Aus veranlassung dieses tages erschienen eine ausführliche biographie Rasks von Fr. Rønning (Kopenh. bei K. Schønberg), eine festrede von Wimmer, gehalten in der Kopenhagener universität (Kopenh. bei Gyldendal) und eine neue ausgabe der altehrwürdigen Íslendingabók von Finnur Jónsson (im auftrage des isländischen bókmentafélag, Kopenh. bei Møller). Von den aufsätzen, die die nordischen zeitschriften infolge des jubiläums veröffentlichten, erwähne ich nur den von Vilh. Thomsen in Nordisk (Letterstedtska) tidskrift, 1887, s. 593—606.

2) Antiqvariske annaler IV (Kjøbh. 1827) s. 140—151. Nachträgliche bemerkungen dazu von Rask ebda s. 269—274.

3) In: Det philologisk-historiske samfunds mindeskrift (Kbh. 1879) s. 193 fgg.

4) Die auffallende zutat, die der glorienschein der jungfrau Maria im 1. und 2. felde erhalten hat (und zwar wolgemerkt nur in diesen!) hat Wimmer nicht genügend erklärt. Es erhebt sich nämlich aus der glorie ein schmaler, durch 2 parallele linien begrenzter streifen, der sich jedoch in der mitte kreisförmig erweitert. Wimmer vermutet zweifelnd, dass dieser streifen einen strahl darstellen solle und hat sicher damit recht, nur geht derselbe nicht, wie Wimmer meint, von Maria aus, sondern senkt sich auf sie herab. Es soll dadurch, wie aus verwanten bildwerken zweifellos hervorgeht, die befruchtung

Christi (Maria im bette liegend, am fussende Joseph, über ihrem haupte ein engel ein räucherfass schwingend, daneben die krippe mit dem eingewickelten Jesuskinde, rechts davon der 8teilige stern und darüber die köpfe von ochs und esel); im vierten und fünften die anbetung der heiligen drei könige, die in langen gewändern mit kronen auf den häuptern langsam heranschreiten und in der emporgehobenen rechten hand ihre gaben darbringen (salbenbüchse, ring und weihrauchfass), während das auf dem schosse der mutter sitzende Christuskind zwei finger der rechten hand wie segnend emporstreckt; über dem haupte der Maria ist widerum der stern angebracht. Im sechsten bis achten felde ist die heimkehr der drei könige dargestelt, die hoch zu rosse davon reiten, in der rechten ihre scepter haltend, die in laubgewinde auslaufen. Die drei lezten felder sind der passion gewidmet: im neunten wird Christus, der bis an die hüften entblösst und an einen pfahl gebunden ist, von zwei kriegsknechten gegeisselt; im zehnten wird er von zwei söldnern zum kreuze geführt und im elften endlich ist er bei demselben angelangt und ein scherge, der hammer und nagel in den händen hält, steht bereit die kreuzigung vorzunehmen.

Die runeninschrift, welche eine erklärung dieser bildlichen darstellungen enthält, ist auf den erwähnten kleeblattförmigen bogen angebracht, doch sind zuweilen, wenn der raum dort nicht ausreichte, auch die kapitäle und säulen mit zu hilfe genommen worden. Dieser inschrift, die natürlich den eigentlichen vorwurf für die untersuchung des verfassers bildet, ist der folgende teil des buches (s. 21 fgg.) gewidmet, und zwar folgt zunächst (s. 21—38) ein ausführlicher rechenschaftsbericht über den gegenwärtigen zustand der inschrift, in welchem über die mehr oder minder deutliche lesbarkeit der einzelnen zeichen, über die risse, sprünge und abblätterungen, die einige von ihnen beschädigt oder ganz zerstört haben, genaue mitteilungen gemacht werden. Es ergibt sich aus diesen, dass von 431 runen, aus denen die inschrift bestand, nur 12 gar nicht mehr erkenbar sind, die aber in den meisten fällen sehr leicht sich ergänzen lassen; nur in einem falle schwankte der verfasser eine zeit lang zwischen mehreren möglichkeiten, bis er schliesslich zu einer entscheidung gelangte, die meines erachtens das richtige getroffen hat. Der verfasser gibt darauf (s. 38) eine transscription der ganzen inschrift in lateinischen buchstaben, behandelt dann (s. 39—42) das zu derselben benuzte alphabet und erklärt im anschlusse daran (s. 42—60) ausführlich die vorkommenden sprachformen, worauf eine nochmalige (normalisierte) widergabe der inschrift, die den genauen phonetischen wert der einzelnen zeichen darzustellen sucht, und eine wörtliche übersetzung folgen (s. 61—62). Die hieran sich anknüpfenden erörterungen (s. 63—75) gelten der datierung des denkmals, für die namentlich ein im jahre 1328 abgefasster gotländischer kalender (herausgegeben von Ole Worm unter dem titel „Fasti danici“ 1626) und die altgotländischen gesetze (Guta lag, herausgegeben von Schlüter im 7. bande von „Sveriges gamla lagar“, Lund 1852, und von C. Säve in den „Gutniska urkunder“, Stockh. 1859) benuzt worden sind. Beide denkmäler müssen, wie die vergleichung der sprachformen lehrt, der taufsteininschrift zeitlich sehr nahe stehen, doch ist diese unzweifelhaft älter. Namentlich ist hierfür der umstand

der Maria durch den heiligen geist bezeichnet werden, und der kreis in der mitte des strahles ist entweder eine rohe (verstümmelte) andeutung der den heiligen geist symbolisierenden taube oder geradezu der embryo des Jesuskindes, der anderwärts noch deutlicher dargestelt wird, vgl. J. E. Wessely, iconographie gottes und der heiligen (Lpz. 1874) s. 29 fg.; Alwin Schultz, die legende vom leben der jungfrau Maria und ihre darstellung in der bildenden kunst des mittelalters (Lpz. 1878) s. 54 fgg.; Heinr. Otto, handbuch der kirchl. kunst-archäologie des deutschen mittelalters, I^5 (Lpz. 1883) s. 527.

beweisend, dass der kalender die unterscheidung zwischen ᚱ *r* (= german. *r*) und ᛉ *R* (= germ. z), welche die taufsteininschrift noch consequent festhält, bereits aufgegeben hat. Das ergebnis, zu dem Wimmer gelangt, ist, dass der taufstein dem lezten viertel des 13. jahrhunderts angehört, ein ergebnis, das durch das von dem kunsthistoriker Jul. Lange abgegebene (s. 75 abgedruckte) gutachten bestätigt wird. Da nun auch die sämtlichen sonst bekanten gotländischen runeninschriften jüngeren datums sind, so stelt sich die taufsteininschrift als die älteste urkunde der gotländischen sprache dar, die wir besitzen. — Der schluss des buches (s. 77 fgg.) behandelt noch ein dem steine von Åkirkeby sehr ähnliches denkmal, den schonischen taufstein in der kirche zu Bjersjö, der jedoch mindestens ein halbes jahrhundert älter ist als jener und zu seiner mit einzelnen dänischen wörtern vermischten lateinischen inschrift nicht runen, sondern lateinische majuskeln verwendet. Eine vergleichung dieser beiden denkmäler, die zum teil dieselben scenen darstellen, ist schon deshalb interessant, weil sie zeigt, wie sehr die künstler des mittelalters an die herschende tradition gebunden waren und mit welcher zähigkeit jahrhunderte hindurch die einmal ausgebildeten typen nicht nur innerhalb eines landes, sondern im ganzen occident festgehalten wurden, wie denn z. b. die darstellung des Christuskindes in der krippe mit den darüber angebrachten köpfen des ochsen und des esels nicht bloss auf den beiden eben besprochenen nordischen taufsteinen, sondern auch auf einem Gernroder taufstein (abgebildet bei Otte a. a. o.) genau in derselben typischen manier ausgeführt ist.

Die inschrift von Åkirkeby ist natürlich, wie alle runendenkmäler aus christlicher zeit, mit den zeichen der sogenanten jüngeren reihe geschrieben, deren zahl zunächst nur 16 betrug, bis almählich (seit dem ende des 10. jahrhunderts) als neue sprossformen die **punktierten runen** hinzutraten, von denen unser denkmal 7 besizt, sodass im ganzen 23 buchstaben vorhanden sind, die wir nachstehend nebst der üblichen lateinischen transscription widergeben (zuerst unter a) den grundstamm von 16 zeichen, dann unter b) die neuen sprossformen):

a) ᚠ ᚢ ᚦ ᚬ ᚱ ᚴ
f u þ o r k
ᚼ ᚾ ᛁ ᛅ ᛋ
h n i a s
ᛏ ᛒ ᛚ ᛘ ᛦ
t b l m R

b) ᚤ ᚵ ᚴ ᛂ ᛆ ᛑ ᛔ
y g ng͡ e z d p

Es ist dies im wesentlichen dasselbe alphabet, das im 13. jahrhundert algemein angewant wurde und z. b. auch in dem bekanten codex runicus des schonischen gesetzes benuzt ist. Nur haben auf dem taufstein die runen ᛅ und ᚬ nicht die geltung *æ* und *o* (diese laute waren dem altgotländischen fremd), sondern bezeichnen *a* und *o*; ferner hat die rune ᛦ, welche in der runenhandschrift bereits den vocal *y* widergibt, auf dem taufstein, wie oben erwähnt, noch die alte geltung (= ʀ); endlich ist es eine sonst nirgends begegnende eigentümlichkeit unseres denkmals, dass aus der alten *k*-rune (ᚴ) zwei sprossformen gebildet sind (ᚵ und ᚴ), von denen die eine zur bezeichnung der gutturalen media (*g*), die andere zur bezeichnung des gutturalen nasals (*ng͡*) verwendet wird.

Wir geben die inschrift nach der Wimmerschen lesung, indem wir wie dieser die durch conjectur gefundenen zeichen in eckige klammern einschliessen, und fügen eine wörtliche übersetzung hinzu (die römischen zahlen bezeichnen die elf bogen):

I. *þita iʀ santi gabrel ok sehþi santa maria at han skuldi barn fyþa.*
II. *þita iʀ elizabeþ ok maria ok heilsas.*
III. *hiar huilis maria sum han barn fydi skapera himiz ok iorþar sum os leysti.*
IV. *þita iʀu þaiʀ þriʀ kunungaʀ [s]um kristi giarþu ofr uarum drotni.*
V. *hiar tok han uiþr kununga ofri uar drotin.*
VI. VII. *hiar riþu þaiʀ burt þriʀ kunungaʀ siþan þaiʀ ofrat h[af]a orum drotni guþi.*
VIII. *þair þet hiar fram s[ah]u.*
IX. *ioþaʀ toku uarn drotin ok be[rþ]u h[a]n uiþ[r t]ri ok getu.*
X. *siþan ladu þaiʀ han burt þiaþan bundin.*
XI. *ok nehldu hiar ioþaʀ iesus a krus.*
si fram a þita.
sihrafʀ [m]ester[i].

I. Dies ist S. Gabriel und (welcher) sagte der S. Maria, dass sie solte ein kind gebären.
II. Dies ist Elisabeth und Maria und (welche) sich begrüssen.
III. Hier ruht Maria nachdem sie als kind gebar den schöpfer des himmels und der erde, so uns erlöste.
IV. Dies sind die drei könige, so Christo machten opfer, unserem herrn.
V. Hier nahm er an der könige opfer, unser herr.
VI. VII. Hier ritten sie fort die drei könige, nachdem sie geopfert haben unserm herrn gott.
VIII. Sie das hier voraus sahen.
IX. Die juden nahmen unsern herrn und schlugen ihn am pfahle und bewachten ihn.
X. Darauf leiteten sie ihn fort von dort gebunden.
XI. und nagelten hier die juden Jesus ans kreuz.
Sieh hin auf dieses!
Sighrafr der meister.

Dass diese inschrift wirklich in der sprache der insel Gotland geschrieben ist, kann keinem zweifel unterliegen. Man braucht nur die ersten kapitel der Gutalag zu vergleichen, um hierüber ins klare zu kommen. Wie die taufsteininschrift, so beginnen auch die Gutalag mit den wörtern *þita ir*, die beide für den altgotländischen dialekt charakteristisch sind, da die übrigen altskandinavischen mundarten (die ostnordischen wie die westnordischen) an stelle des *i* das ältere *e* aufweisen; ferner finden wir auf der ersten seite der Gutalag wie in unserer inschrift die seltsame femininform *han*, die Wimmer gewiss mit recht als eine analogiebildung auffasst; hier wie dort begegnet das verbum *fyþa* (got. *fôdjan*, altn. *fœþa*), das widerum ein unverkenbares merkmal des gotländischen besizt, in welchem altn. *œ* regelmässig durch *ý* vertreten wird; beide denkmäler zeigen ferner die alten diphthonge unverkümmert (auf dem taufsteine *hailsas, þaiʀ, leysti* — in den Gutalag *naika, haiþnu, haisu, hoy, soyþum* usw.), während die übrigen ostnordischen mundarten dieselben schon längst in einfache vocale gewandelt hatten; beide quellen haben die im ostnordischen sonst unbekante pronominalform *órum* usw. usw.

Der beweis, den Wimmer für seine behauptung führt, ist also durchaus unanfechtbar, und ebenso wird das ergebnis seiner lesung (die conjecturen eingerechnet) kaum jemals modificiert werden. Nur über die deutung der worte, die auf dem 8. bogen eingegraben sind, wage ich anderer meinung zu sein als der verfasser. Wimmer glaubt, dass dieselben auf den traum der magier sich beziehen, durch den diese angewiesen wurden, nicht zu Herodes zurückzukehren, sondern auf einem andern wege in ihre heimat sich zu begeben. Ich halte diese erklärung aus verschiedenen gründen für falsch. Wäre sie richtig, so hätte „meister Sighrafr", dessen worte doch sonst an deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen, gerade hier sich verzweifelt unklar ausgedrückt. Ferner würde die darstellung der vision — Wimmers erklärung als richtig vorausgesezt — von der sonst in der abendländischen kunst traditionellen behandlung dieser scene — in welcher der biblischen erzählung entsprechend die könige r u h e n d, aber nicht r e i t e n d abgebildet werden (vgl. Alwin Schultz a. a. o. s. 62) in auffallender weise abweichen. Endlich, solte der bildhauer, der doch sonst mit der einführung von engelgestalten nicht kargt (vgl. feld III) gerade hier, wo sie am platze war, die anbringung des engels unterlassen haben? Alles dies scheint mir unglaublich. Ich betrachte vielmehr die inschrift über dem 8. felde als eine hinweisung auf die in den drei nächsten abteilungen dargestelte passion: „sie sahen das (nämlich das folgende, die marter des herrn) hier voraus." Die leidensgeschichte wird somit gewissermassen als eine v i s i o n der heiligen drei könige hingestelt. Diese bilden überhaupt den mittelpunkt der ganzen, aus 11 bildern bestehenden darstellung; die fünf mittelsten sind ihnen ausschliesslich gewidmet, 1—3 und 9—11 bilden gleichsam nur den rahmen. Dadurch stelt sich der bildliche schmuck des denkmals als ein symmetrisches, wol geordnetes ganze dar: die g e b u r t wie der t o d Christi ist an die geschichte der heiligen drei könige, die dem bildhauer die hauptsache war, angeknüpft. Dass diese heiligen auf dem steine in auffallender weise bevorzugt sind, hat auch Wimmer gefühlt (vgl. s. 77): der umstand lässt sich wol nicht anders erklären, als durch die annahme, dass die kirche, für die der taufstein bestimt war, die heil. drei könige als ihre speciellen schutzheiligen verehrte.

Dies wäre der einzige punkt, in dem ich von dem gelehrten verfasser abzuweichen mich genötigt sehe. Nur beiläufig will ich noch bemerken, dass derselbe einmal in dem verlaufe der arbeit genötigt gewesen ist, sich selber zu berichtigen: während s. 35 die form *bundan* (so hatten die ersten herausgeber der inschrift statt *bundin* gelesen) für eine „versündigung gegen die grammatik" erklärt wird, ist s. 57 zugegeben, dass diese form „a priori" möglich sei.

Ich bin für den leserkreis dieser zeitschrift vielleicht schon zu ausführlich geworden, glaubte aber einem werke gegenüber, das als eine musterleistung besonnener philologischer kritik und interpretation anzusehen ist, zu einem etwas eingehenderen referate verpflichtet zu sein. Wir nehmen das schöne buch dankbar als eine abschlagszahlung an — indem wir hoffen das grosse monumentale werk, das der verfasser seit langen jahren vorbereitet, bald ans licht treten zu sehen. Die aufgabe, die sämtlichen runendenkmäler seines vaterlandes zu deuten, konte in keine würdigeren hände gelegt werden. Der norden, der auf dem gebiete der runenforschung lange genug unberufene dilettanten[1] an der arbeit gesehen hat, darf stolz

1) Der schlimste — und hoffentlich lezte — dieser dilettanten hat auch im 3. bande seines wüsten werkes, das bekantlich ein einziger grosser anachronismus ist, es sich nicht versagen können, aufs neue seinen kindischen fanatismus zu bekunden, indem er die deutsche wissenschaft der „raubgier" bezichtigte. Veranlassung dazu gab ihm ein bild in Joh. Scherrs „nationalem prachtwerk" Germania, das

darauf sein, dass er jezt zwei meister, deren namen längst europäischen ruf erlangt haben — Sophus Bugge und Ludvig Wimmer — sein eigen nent.

HALLE, 9. APRIL 1888. HUGO GERING.

Die runenschrift von **Ludv. F. A. Wimmer.** Vom verfasser umgearbeitete und vermehrte ausgabe. Mit 3 tafeln und abbildungen im texte. Aus dem dänischen übersezt von dr. **F. Holthausen.** Berlin, Weidmannsche buchhandlung. 1887. XXIV, 392 (2) seiten. 14 m.

Die frage nach dem ursprunge der runenschrift hat schon seit langer zeit viele gelehrte beschäftigt, und beinahe ebenso gross ist die zahl der darauf gegebenen antworten; von den schwedischen und dänischen altertumsforschern des 16. und 17. jahrhunderts — unter denen nur Rudbeck und Ole Worm genant seien — bis auf den verfasser der vorliegenden schrift hat fast ein jeder in anderem sinne sich ausgesprochen. Auch dieser gleicht seinen vorgängern darin, dass er zu einem resultat gelangt, das von den meisten früher aufgestelten hypothesen abweicht, doch unterscheidet er sich von ihnen durch die tiefe gründlichkeit seiner untersuchung, die sicherheit der methode und die endlich erreichte richtigkeit des ergebnisses. Das original[1] erschien 1874 (zuerst in den Aarbøger for nordisk oldkyndighed og historie, dann auch separat) und machte auf dem gebiete der runologie geradezu epoche.

Wie das werk jezt in deutscher übersetzung vorliegt, besteht es aus zwei büchern, nebst verschiedenen als anhang beigefügten einzelabhandlungen. Das erste buch (s. 11—176) führt den titel: „der ursprung der runenschrift“ und zerfält in folgende kapitel: 1. frühere ansichten über alter und ursprung der runen (s. 11—22); 2. das verhältnis zwischen dem phönicischen und den alten südeuropäischen alphabeten (s. 22—56); 3. die runenschrift: A. ihre verbreitung (s. 56—74), B. das älteste gemeingermanische runenalphabet (s. 74—89), C. das verhältnis der runenschrift zu den übrigen alten alphabeten. Ihre abstammung vom lateinischen alphabet (s. 89—140), D. verschiedenheiten zwischen der runenschrift und den übrigen alten alphabeten (s. 140—143), E. die richtung der runenschrift, trennungszeichen, binderunen, einfassungslinien (s. 143—171), F. wo entstand die runenschrift (s. 171—176). — Das zweite buch (s. 179—258) ist betitelt: „die entwicklung der runenschrift im norden“ und gliedert sich in nachstehende kapitel: 1. die jüngere, kürzere runenreihe (s. 179—190); 2. das verhältnis zwischen der kürzeren und längeren runenreihe (s. 191—251); 3. die punktierten runen, das jüngste runenalphabet (s. 252—258). Schon diese übersicht zeigt, wie vorzüglich und planmässig der stoff geordnet ist.

Es war für den ref. von besonderem interesse, das original mit der übersetzung zu vergleichen und die fortschritte zu betrachten, die der verfasser infolge neuer funde und fortgesezter studien gemacht hat. Wir begegnen dabei, um es von vornherein zu sagen, den günstigsten und erfreulichsten resultaten.

Zunächst sind im ganzen genommen alle zeitbestimmungen, sowol in der geschichtlichen entwicklung der runenschrift wie auch bei der datierung der einzel-

einen upländischen runenstein darstelt, den aber die unterschrift schlankweg zu einem rügenschen macht. Wir verurteilen natürlich, wie jeder ehrliche mensch, den gewissenlosen unfug, den fingerfertige autoren oder verleger mit der wilkürlichen benutzung von clichés treiben, glauben aber dem auslande gegenüber darauf hinweisen zu müssen, dass mit der wissenschaft das genante bilderbuch von Joh. Scherr ebenso wenig etwas zu schaffen hat, wie die drei folianten des anglodänischen runenopus.

1) Dieses ist s. z. im 6. bande dieser ztschr. (s. 330—341) von Max Rieger besprochen worden.

nen steine, mit weit grösserer sicherheit und genauigkeit angesezt, namentlich für die älteste periode. Der verfasser ist jezt zu dem ergebnis gelangt, dass die einführung der runenschrift im norden erst um das jahr 400 n. Chr. erfolgte, also 1½ jahrhunderte später, als man früher annahm. Hiermit stimmen die jüngsten resultate der archäologischen forschung überein.

Eine durchgreifende änderung haben auch neuere sprachwissenschaftliche untersuchungen und entdeckungen (z. b. über die germanische spirantenreihe *ʒ*, *đ*, *ƀ*) veranlasst. Hierauf komme ich unten noch einmal zurück. Zunächst sei der inhalt der einzelnen teile des buches kurz resumiert.

Das 1. kapitel des 1. buches handelt über die ansichten früherer forscher (von denen jedoch mit recht nur das wichtigste mitgeteilt wird); das 2. kapitel über das verhältnis zwischen dem altsemitischen (phönicischen) alphabet und den südeuropäischen. Von diesen stammen die griechischen alphabete direkt von dem semitischen ab, die zwei italischen hauptgruppen (die etruskisch-umbrisch-oskische [sabellische] und die lateinisch-faliskische) von dem griechischen. Diese beiden kapitel sind nur wenig verändert und vermehrt, doch haben die neuerdings auf Cypern gefundenen phönicischen inschriften-fragmente berücksichtigung erfahren (vgl. s. 23 und 26—27). Die darstellung von dem gegenseitigen verhältnis der verschiedenen alphabete wird auch für klassische philologen sehr lehrreich sein und sei diesen zum studium angelegentlich empfohlen.

Der 1. abschnitt des 3. kapitels bespricht die verbreitung der runenschrift bei den germanischen völkern. Die beweise für Wimmers behauptung, dass die runen ein gemeinschaftlicher besitz aller Germanen gewesen seien, haben sich seit dem jahre 1874 beinahe verdoppelt. Zu den im original besprochenen 6 continentalen denkmälern — das 7., die spange von Freilaubersheim, hatte erst in der nachschrift (Aarb. 1874 s. 263 fgg.) berücksichtigt werden können — sind 6 neue hinzugekommen: das speerblatt von Kovel in Volhynien und die spangen von Nordendorf (b), Hohenstadt, Friedberg, Ems und Engers. Der verfasser geht darauf zu der besprechung der aus dem altertum und mittelalter überlieferten quellenzeugnisse über: Tacitus (Germ. 19), Venantius Fortunatus (dessen „barbara runa“ zweifellos richtig als gegensatz zu lateinischer schrift verstanden wird), Saxo grammaticus (litterae ligno insculptae) usw. Das ergebnis der untersuchung ist, dass „die germanische völkerklasse in den ersten jahrhunderten nach Christi geburt ein runenalphabet gehabt hat.“

Dieses gemeingermanische runenalphabet wird hierauf näher untersucht, unter zugrundelegung dreier „futharke“, die auf 3 in verschiedenen ländern gefundenen denkmälern erhalten sind: dem bracteaten von Vadstena (Schweden), der spange von Charnay (Frankreich) und dem Themsemesser oder richtiger Themseschwert (England). Diese 3 denkmäler liefern den beweis, dass das gemeingermanische alphabet aus 24 zeichen bestand, deren reihenfolge die auf dem brakteaten von Vadstena beobachtete gewesen ist (auf dem jedoch das zeichen für *đ* aus mangel an platz fehlt).

Der wichtige 3. abschnitt enthält den nachweis, dass dieses alphabet aus einem lateinischen abgeleitet worden ist.

Nachdem der verfasser auf die unleugbare verwantschaft einzelner lateinischer buchstaben mit den entsprechenden runenzeichen aufmerksam gemacht hat, wird gezeigt, dass die lezteren weder direkt von dem gemein-semitischen noch von dem griechischen alphabet abstammen können. Hier ist namentlich das zeichen für *f*

massgebend: im griechischen hat *F* (digamma) den lautwert *w* (nicht *f*), im lateinischen dagegen bezeichnet *F* ebenso wie die entsprechende rune *f*. Ungefähr dasselbe wird sodann für *k* geltend gemacht: nur im lateinischen (und etruskischen) ist *C* = *k*, ebenso im runenalphabet. Das etruskische alphabet kann jedoch nicht in betracht kommen, da es in anderen punkten von dem runenfuthark, trotz mehrerer — scheinbarer — übereinstimmungen, recht bedeutend abweicht. Ein direkter zusammenhang zwischen dem lateinischen alphabet und den runen ist somit bewiesen. Die abweichungen einzelner runen von der gestalt der lateinischen buchstaben (z. b. *F* ᚠ, *T* ᛏ, *D* ᚦ) erklären sich einfach aus der beschaffenheit des materials, auf dem jene anfänglich angebracht wurden. Nach den zeugnissen bei Venantius und Saxo wurden die runen auf holztäfelchen eingerizt. Hierzu „sind namentlich senkrechte linien zweckmässig, wogegen die wagerechten leicht undeutlich werden"; das princip: gerade linien mit schräger richtung zu brauchen „hat die runenschrift in ihrer ursprünglichen gestalt in seiner ganzen strenge durchgeführt" (97). Hierzu komt ferner das 2. princip, „die beistriche niemals sich über den senkrechten stab erheben oder unter denselben gehen zu lassen" (100). Auf diese weise lassen sich 17 runen im ganzen sehr leicht aus den entsprechenden lateinischen buchstaben ableiten, nämlich *A B C D E F H I L M N O R S T U*. Dass D die mutterform für ᚦ wurde, könte wunderbar scheinen; es hat jedoch seinen grund darin, dass *d* im germanischen spirantisch war (das verhältnis ist, wie später nachgewiesen wird, dasselbe wie zwischen *k* und *g*). „Wären die laute im lateinischen und germanischen dagegen dieselben gewesen, so wäre es mindestens sehr auffallend, dass man lat. *D* zur bezeichnung für den ganz verschiedenen, im lat. unbekanten laut *þ* gewählt, aber für das dem lat. und germ. gemeinsame *d* ein n e u e s zeichen gebildet hätte. Ganz anders dagegen stelt sich die sache, wenn das germ. den *d*-laut gar nicht hatte, aber sowol *þ* wie *đ*, die beide vom lat. *d* weit ablagen und zwei zeichen im runenalphabet erforderten. Es lag dann ebenso nahe, lat. *D* zur bezeichnung für *þ* wie für *đ* zu wählen, und das hat das runenalphabet ja auch getan, da es ausser allem zweifel steht, dass ᚦ f o r m e l l das lat. *D* ist" (108—109). *đ* wurde darauf auf die weise gebildet, dass man zwei *D* neben einander stelte. So hatte man also aus den 16 lat. buchstaben 17 runen erhalten.

Da nun mehrere zeichen nur aus dem lat. alphabet gebildet sein können und andere zum mindesten ebenso gut aus diesem wie aus dem griechischen, so ist die nächstliegende schlussfolgerung die, dass alle runen ausschliesslich aus den lateinischen buchstaben entstanden sind. „Wo sich ein charakteristischer unterschied in form oder bedeutung zwischen dem lateinischen und den andern alphabeten findet, weisen die runenzeichen ausschliesslich auf das lateinische hin" (111).

Die behandlung der übrigen runen (der zeichen für *ʒ*, *w*, *R* = *r* finale, *n͡g*, *j*, *p*, und der rune ᛇ, deren bedeutung unsicher ist) gehört zu den am meisten umgearbeiteten partien des buches, da für mehrere derselben eine neue auffassung geltend gemacht wird; sie ist daher ganz besonders interessant. Der verfasser beweist unwiderleglich, dass ᚷ = *ʒ* aus zwei neben einander gestelten *C* entstanden ist (das lat. X hat vielleicht als vorbild gedient[1]), ᚹ = *w* aus *Q*, ᛉ = *z* (später = *R*) aus lat. *Z*, ᛜ = *n͡g* widerum aus zwei aneinander gerückten *C*, endlich ᚺ oder ᚾ = *j* (die jāra-rune) aus lat. *G* (der nachweis dieser lezten entwicklung ist

1) Das ist jedoch streng genommen wol nicht notwendig, da die analogie mit ◇ auf dieses zeichen führen m u s t e, das also nur zufällig zu der ähnlichkeit mit lat. X gelangte?

besonders schön und interessant). Diese rune hat übrigens mehrere formen, die sich jedoch fast sämtlich leicht aus dem lateinischen buchstaben herleiten lassen. Die rune für *p* hat ebenfals mehrere formen: ᛒ ᗯ ᛈ usw. Der lateinische buchstabe *P* hätte ja zu ᚹ werden können, dies aber war das zeichen für *w*; folglich konte diese rune nicht = *p* gebraucht werden. Im original hatte der verfasser daran gedacht, dass die angeführten formen auf eine zusammenrückung zweier ᛒ zurückführen könten; jezt nimt er dagegen an, dass man aus *P* eine rune ᛕ und hieraus, der symmetrie halber, das zeichen ᛈ bildete. Ohne diese annahme irgendwie bestreiten zu wollen, erlaubt sich der ref. die frage aufzustellen, ob dieses ᛈ nicht direkt aus *B* abgeleitet ist; da der erfinder des runenalphabets sah, dass er *P* nicht brauchen konte, um ein zeichen ᚹ = *p* daraus zu bilden, so könte er möglicherweise *P* ganz aus dem spiele gelassen und aus *B* zwei zeichen geschaffen haben, ebenso wie aus *C* und *D*, allerdings auf ganz verschiedene weise?

Die bedeutung des lezten zeichens ᛇ ist der verfasser genötigt als ganz unsicher hinzustellen (obgleich es auf dem kreuze von Ruthwell ein *h* widerzugeben scheint). Möglicherweise stamt es von dem lat. *Y* und hat wol niemals einen wirklichen lautwert gehabt.

So gibt es kaum éine rune, die sich nicht bestimt aus einem entsprechenden lateinischen buchstaben ableiten lässt; überdies beweist die jära-rune ganz sicher, dass das lateinische alphabet, nach dessen muster die runen geschaffen sind, das jüngere lateinische alphabet war, ein resultat, das von ganz besonderer wichtigkeit ist. Dieses resultat, obwol dasselbe wie im original, ist hier weit besser begründet, da einzelne zweifel und unaufgeklärte momente jezt volständig entfernt sind.

Auf die folgenden abschnitte geht ref. nicht näher ein und bemerkt nur, dass zwei paragraphen in der 2. abteilung (binderunen; einfassungslinien, bildliche darstellungen) ganz neu sind.

Der lezte abschnitt behandelt die frage, wo die runenschrift entstanden ist. Hierauf kann der verfasser eine bestimte antwort nicht geben, hält aber die annahme für die wahrscheinlichste, dass sie in einem südgermanischen volksstamme geschaffen wurde, vielleicht ohne direkte berührung mit den Römern, sondern indirekt, sodass der erfinder des futhark das lateinische alphabet bei den Galliern kennen gelernt hat. Es muss dies in der ersten kaiserzeit geschehen sein.

Hieraus kann sodann die sehr wichtige folgerung gezogen werden, dass die runenschrift „nicht als beweis für das eindringen eines neuen stammes zu dieser zeit (der eisenzeit) gebraucht werden kann“ (176).

Das zweite buch beschäftigt sich mit der „entwicklung der runenschrift im norden.“ Die runenschrift ist um 400 nach dem norden gelangt; aus dieser zeit ungefähr müssen die ältesten inschriften (auf losen gegenständen) stammen. Während man in diesen noch das gemeingermanische alphabet von 24 buchstaben benuzt findet, erscheint in späteren inschriften (ungefähr nach 800) ein neues alphabet von 16 runen, das im gegensatz zu dem ersteren ein specifisch nordisches genant werden kann. Im widerspruch mit ältern forschern, welche meinten, dass dieses alphabet älter sei als jenes und es mit einer einwanderungstheorie in verbindung sezten, die jedoch aus historischen und archaeologischen gründen so gut wie unmöglich ist, beweist der verfasser punkt für punkt, wie dieses alphabet von 16 zeichen mit notwendigkeit und ziemlich natürlich aus dem älteren von 24 runen entstanden sein muss. Diese entwicklung, die selbstverständlich ganz almählich vor sich gieng, wurde besonders durch veränderungen in der sprache selbst bedingt. Die alte jära-

rune z. b. muste ihren lautwert ändern; da anlautendes *j* durchweg abgeworfen ward, wurde **jāra* zu *ár:* daraus erklärt sich, dass diese rune nun zur bezeichnung eines *a* verwendet ward. Die alte rune ANSUR (die áss-ǫss-rune) bekam die bedeutung eines nasalen *a* (nicht *o*). Obgleich man auf diese weise zwei zeichen für den *a*-laut erhielt, wurde die zahl der runen im ganzen weit geringer. Die rune für *o* wurde aufgegeben, da dieser laut in vielen fällen sich in *u* gewandelt hatte; oft war er auch ganz fortgefallen usw.

An manchen stellen sind vom verfasser auf grund neuerer funde (z. b. des Vatn-steins) umarbeitungen vorgenommen worden und mehrere partien sind weitläuftiger behandelt als im original.

Dies war die 2. periode der runenschrift im norden. Die dritte begint um das jahr 1000; ihr charakteristisches merkmal sind die sogenanten punktierten runen. Zuerst gab es deren nur zwei (ᚽ, ᚴ = *e*, *g*), später kamen andere hinzu. Hierbei macht sich das streben geltend, die runenschrift in genauere übereinstimmung teils mit der herschenden aussprache, teils mit dem lateinischen alphabete zu bringen.

Die resultate, zu denen der verfasser gelangt ist, sind in allen wesentlichen punkten unbedingt sicher, und die zukunft wird sie nicht umstürzen können, ebensowenig wie dies die 14 jahre, die seit dem erscheinen des originals verflossen sind, vermocht haben. Zu erwarten ist nur, dass die gewonnenen ergebnisse durch weitere forschungen eine immer festere stütze erlangen, und dass über einzelheiten, die noch als unsicher betrachtet werden müssen, almählich klareres licht verbreitet wird. Ich erinnere besonders an die eoh-rune und deren gebrauch.[1]

Der grosse wert des buches für geschichte, sprache und kultur des ganzen germanischen volksstammes wird durch die 6 abhandlungen, die der verfasser als anhang hinzugefügt hat, in hohem masse vermehrt. Im original fand sich nur die lezte, die übrigen fünf sind ganz neu. Ich erlaube mir auch über diesen anhang kurz zu referieren.

In der 1. abhandlung („das wulfilanische alphabet") bekämpft der verfasser die von J. Zacher ausgesprochene ansicht, dass Wulfila das runenfuthark „als grundlage für seine schrift gebraucht und die runen zur ähnlichkeit mit den griechischen (und lateinischen) buchstaben umgebildet habe" (270). Wimmer weist im gegenteile nach, dass das griechische alphabet das direkte vorbild für das gotische abgegeben hat, und dass Wulfila aus dem lateinischen alphabet nur die zeichen für *q*, *h*, *j*, *f*, *s* und aus dem runenfuthark nur zwei, nämlich *o* und *u* entlehnte.

In der 2. abhandlung („das altnorwegische runengedicht und die isländische runenreimerei") behandelt der verfasser ein in Norwegen um 1200 gedichtetes und ein auf Island wahrscheinlich im 15. jahrhundert verfasstes runen-lied, die für die spätere entwicklung der runenschrift von bedeutung sind.

In der 3. abhandlung („örtliche abweichungen im gewöhnlichen nordischen futhark") werden besonders solche abweichungen besprochen, wie sie die in mehrfacher beziehung interessanten inschriften der steine von Rök und Kälfvesten aufweisen, sowie die Helsinger „stablosen" runen.

Die 4. abhandlung führt den titel: „das verhältnis zwischen den runen *r* und *R*." In der älteren runenperiode und in den ersten zeiten der jüngeren wer-

1) Gelegentlich komt der verfasser auf den magischen gebrauch der runen zu sprechen. Eine besondere abhandlung über diese verwendung nach dem gegenwärtigen standpunkt der wissenschaft wäre sehr erwünscht, da die frage für die kulturgeschichte von ausserordentlicher bedeutung ist.

den diese zwei zeichen stets unterschieden. Gleichwol wird später ziemlich häufig *R* gebraucht, wo man *r* erwartet hätte (z. b. *ubaR*, *afteR*, *faþeR*). Dies wird zweifellos richtig als eine analogiebildung erklärt; ein *r*, das im auslaute eines wortes stand, bekam den lautwert des *R*, weil dieses nur auslautend vorkam. Um das jahr 900 tritt dann die veränderung ein, dass umgekehrt *R* nach dentalen lauten in *r* übergeht, nach labialen und gutturalen dagegen erhalten bleibt. Zulezt drang *r* überall ein.

Die 5. abhandlung („chronologische übersicht der ältesten nordischen runendenkmäler") enthält eine sehr wilkommene übersicht über die zeitfolge der einzelnen runendenkmäler und zugleich eine sehr interessante und überzeugende darstellung der bewegungen, welche die runenschrift in den nordischen ländern gemacht hat. Dieselbe gelangte, wie es natürlich ist, zuerst nach Dänemark (um 400) und wurde hier nur zu inschriften auf losen gegenständen verwant. Demnächst finden wir sie in allen 3 ländern (500—800); in dieser zeit komt sie jedoch nur in Norwegen und Schweden, nicht auch in Dänemark, auf steinen zur anwendung. Seit sehr alter zeit war es nämlich in Norwegen brauch, zum gedächtnis verstorbener bautasteine zu errichten, und nun fieng man — zuerst wol ebenfals in Norwegen — an, runen auf diesen einzuhauen. Almählich änderte sich jedoch die sitte. Es wurde üblich einen kleineren stein mit ganz kurzer inschrift im innern des grabes selbst anzubringen und auf demselben einen bautastein ohne inschrift aufzustellen. Almählich (nach 650) wurde sodann der ganze brauch in Norwegen aufgegeben, er wanderte aber nach süden und wurde nun in Dänemark angenommen, wo er im 9. jahrhundert zur anwendung kam und hier die sitte hervorrief, steine — und mitunter sehr grosse und prächtige — mit langen inschriften zu versehen. Diese kreisbewegung macht es volkommen erklärlich, warum Island keinen einzigen runenstein aus der zeit vor 1300 aufzuweisen hat. Die besiedelung der insel fält nämlich in die zeit, wo im mutterlande der brauch, bautasteine mit inschriften darauf zu errichten, verschwunden war.

Die 6. und lezte abhandlung, die schon im original sich fand, bespricht „die ältesten dänischen runendenkmäler mit der kürzeren runenreihe." Es wird hier eine genaue abbildung jedes denkmals und zugleich eine musterhafte erklärung desselben gegeben, nachdem eine sprachgeschichtliche übersicht über den lautwert der einzelnen runen (die eine starke umarbeitung erfahren hat) vorausgeschickt ist. Die hier behandelten inschriften sind um 3 vermehrt (die der steine von Örja, Nörrenærå und Rönninge).[1]

Dass der verfasser in seiner schrift gelegentlich manche von den alten inschriften in musterhafter weise behandelt hat, sei zum schluss noch ausdrücklich bemerkt; auch dass öfter neue und sorgfältige abbildungen mitgeteilt sind. Für die veranstaltung der deutschen ausgabe, durch die Wimmer sein werk nun einem weit grösseren leserkreise zugänglich gemacht hat, sind alle freunde der germanischen altertumskunde

1) Gegen die deutungen des verfassers hat der ref. im ganzen genommen nichts einzuwenden. Nur kann er einen zweifel über die auffassung der worte: *at rita sa varþi* (auf den steinen von Glavendrup und Tryggevælde) nicht zurückhalten. Ebenso wie der verf. würde auch ref. einen weit stärkeren ausdruck erwarten als „er soll widerherstellen"; überdies würde diese aufforderung sehr wenig eindruck auf denjenigen gemacht haben, dessen wirkliche absicht es war, den stein zu schädigen oder zu entfernen. *Riti* könte ja möglicherweise ein wort von sehr schlimmer bedeutung gewesen sein, das später verloren gieng und dessen sinn zu finden infolgedessen schwer oder unmöglich sein wird.

ihm zu wärmsten danke verpflichtet. Rühmend sei noch hervorgehoben, dass die verlagshandlung dem buche eine ganz vortrefliche ausstattung gegeben hat.

KOPENHAGEN, IM MÄRZ 1888. FINNUR JÓNSSON.

[Das uneingeschränkte lob, das der ref. dem buche spendet und dem wir uns volständig anschliessen, darf auch auf die übersetzung ausgedehnt werden; einzelne kleine verstösse (z. b. „die kgl. nord. oldskriftselskab" s. XIX) werden den meisten deutschen lesern gar nicht zum bewustsein kommen. Dagegen kann es zu misverständnissen führen, dass die wörter „Germanen" und „germanisch" in dem werke in verschiedenem sinne angewendet worden sind: einmal (z. b. s. 56) nach der in Deutschland üblichen weise als bezeichnung aller völker unseres sprachstammes, dann aber auch (z. b. s. 71 und 73) nach dänischem brauch als benennung der eigentlichen „Deutschen" oder Westgermanen. — Auf s. 5 hätte für deutsche leser, die doch in der nord. litteratur häufig weniger gut zu hause sind, der urheber des dort citierten ausspruches (Niels Math. Petersen) angegeben werden können. RED.]

Badenfahrt von Thomas Murner. Neudruck nach der ausgabe Strassburg 1514. Mit erläuterungen, insbesondere über das altdeutsche badewesen von **Ernst Martin**, professor an der universität Strassburg. Mit sechs zinkätzungen. Strassburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel). 1887. XXII, 44 s. 2 m.

In der einleitung wird zunächst das dreifache interesse hervorgehoben, welches sich an Murners „andechtig geistliche badenfart" knüpfe: nur hier zeige sich der lachlustige ernst, der spötter gefühlvoll; ferner sei das gedicht ein zeugnis für die predigt vor der reformation, und zwar für die predigt, die nach Geilers vorgange nicht einen bibeltext, sondern vorgänge aus dem täglichen leben zu grunde lege; endlich gebe das buch, indem sein verfasser die einzelnen vorgänge des damals üblichen badens zu grunde lege und diese durch die beigegebenen bilder erläutere, einen erheblichen beitrag zu unserer kentnis der badealtertümer. Auf s. VI—XXII folgt sodann eine aufzählung und besprechung von badegebräuchen ältester und älterer zeit, wobei auch ausserdeutsche stämme, wie Finnen und Slawen, berücksichtigung finden und zugleich dankenswerte nachträge und berichtigungen zu der ausführlichen darstellung des badewesens von G. Zappert (Archiv f. kunde österr. geschichtsquell. XXI, Wien 1859) sowie zum III. kap. des 1. bandes von Schultz, Das höfische leben zur zeit der minnesinger (Leipzig, Hirzel, 1879) gegeben werden. Der eigentliche abdruck des in 35 abschnitte zerfallenden gedichtes umfasst 41 seiten; s. 42 fg. gibt auskunft über den der ausgabe zu grunde liegenden druck der Göttinger universitätsbibliothek (poet. germ. 2459), 43 fg. über die im neudruck verbesserten sinstörenden fehler des alten druckes, sowie ein verzeichnis der druckfehler des neuen, 44 endlich über die sonstige gestaltung des textes.

Zu den in der einleitung besprochenen badealtertümern liessen sich ja, wenn raum und gelegenheit es gestatteten, noch nachträge liefern, wie es natürlich ist, da sie eine erschöpfende darstellung derselben gar nicht geben will[1]. Doch wollen wir wenigstens auf ein paar schriften hinweisen, in denen, ähnlich wie in Murners gedichte, die vorgänge beim baden eine allegorische anwendung finden. Zwei

1) Zu *wadel* und *queste* (s. XVI) ist zu vergleichen XI, 493 und XII, 226 dieser zeitschrift.

davon sind in Scheibles Schaltjahr enthalten (III, 212 und 398), Der Jüden Badstub (*auctore Adriano Warnero Franco,* Ursel 1606); und Des Bapst und der Pfaffen Badstub (1546), eine satire gegen den pabst und seinen anhang; die dritte in prosa von einem Nordhäuser landsmann, M. Johannes Spangenberg, scheint eine unmittelbare nachahmung des Murnerschen gedichtes zu sein: Ein geistlich Badt der Seelen, angezeigt im Leiblichen Bade[1].

Der text, dem ein facsimile des alten titels vorangeht, ist eine genaue widergabe des erwähnten Göttinger druckes, nur dass, offenbar um den umfang des buches nicht noch mehr auszudehnen, die zahlreichen lateinischen randglossen fortgelassen und von den 35 bildern, die den 35 abschnitten beigegeben waren, nur das titelbild, II, V, XV, XVII, XXXIV widerholt sind.

Da die bilder einen wesentlichen bestandteil des werkchens bilden, geben wir hier kurz eine beschreibung der im neudrucke fehlenden.

III. Christus neben einem ziehbrunnen, über dessen steinerner einfassung der eimer schwebt, links neben derselben sizt der dichter, den kopf in die linke hand gestüzt.

IV. Laugen machen. Christus giesst in einen dreieckigen, an drei bändern aufgehangenen sack wasser, welches in einen darunterstehenden kübel läuft.

VI. In das bad enphahen. Der dichter wird von Christus empfangen, im hintergrunde das badehaus, an dem aushängeschild kentlich: an einer langen stange hängt eine badehaube, in derselben eine badequaste.

VII. Sich abziehen. Christus zieht dem vor ihm knienden dichter die kutte aus, im hintergrunde das badehaus, kentlich an 3 auf einem bret liegenden badekappen.

VIII. Vor got nackent ston. Christus mit aufgehobener rechter hand, vor ihm der dichter, nur mit einer badehose bekleidet, die linke hand auf der brust, in der rechten die quaste, im hintergrunde das badehaus.

IX. Die Füs weschen. In einer art säulenhalle sizt in gleichem kostüm der dichter, die hände gefaltet, neben ihm auf der bank der wadel, vor ihm kniet Christus, ihm in einem kübel die füsse waschend; vor der tür der ziehbrunnen sichtbar.

X. Den Leib reiben. In derselben halle der dichter lang auf einer bank ausgestreckt, daneben Christus, ihm mit den händen den leib reibend.

XI. Die hut kratzen. Der dichter sizt vornübergebückt, Christus steht vor ihm und krazt ihm mit den nägeln den rücken; links darüber in einer nische ein haufen steine (zur erzeugung des dampfes, vgl. Zappert, a. a. o. s. 88).

XII. Schrepffen. Der dichter auf einem schemel sitzend, hinter ihm Christus, auf die linke schulter einen schröpfkopf setzend; auf dem schemel liegt ein schröpfmesser und ein glashütchen.

XIII. Das haubt waschen. Christus sizt auf einer bank, vor ihm an der erde der dichter, dem von jenem mit beiden händen das haupt gewaschen wird; links ein kübel mit querholz, rechts ein brunnen mit fliessendem wasser, in einer nische die erwähnten steine.

XIV. Das haupt scheren. Der dichter auf einem schemel sitzend, Christus steht vor ihm und rasiert mit einem breiten schermesser, welches er in der

1) Diese bisher unbekante schrift (herausgegeben 1552 von dem sohne des verfassers, Cyriacus) ist enthalten in einem mischband der gräfl. Stolb. bibliothek zu Wernigerode.

linken hand hält, jenem den kopf, offenbar die auf der tonsur nachgewachsenen haare; rechts auf einer bank ein barbierbecken, sowie eine spitzzulaufende barbiertasche mit umhängeriemen.

XVI. Das har strelen. Auf einer bank in einer niedrigen stube, deren decke sichtbar, ein ganz nackender ohne badehose mit reichlicherem haarwuchs als der dichter und ohne tonsur, Christus davor, mit der rechten hand ihm den kopf haltend, mit der linken das haar strehlend. Das bild rührt von einem anderen holzschneider her als die übrigen 34.

XVIII. Die Füs reiben. Auf einer bank ausgestreckt der dichter, ganz nackend, die hände gefaltet, die blösse durch einen wadel verdeckt, den rechten fuss gegen die linke hüfte des vor ihm stehenden teufels stemmend, welcher ihm mit langen krallen die füsse reibt; der teufel mit bocksfüssen, langem schwanz, fledermausflügeln, das gesicht mit wallendem haupt- und barthaar wie mit flammen umgeben.

XIX. Ab giessen. Christus, vor dem hause im freien stehend, giesst mit der linken hand wasser aus einem kübel über den vor ihm gebückt stehenden dichter; rechts ein springbrunnen.

XX. Ein badmantel geben. Christus hängt dem dichter einen bademantel um.

XXI. Niderlegen. Christus deckt den dichter, der auf einem mit hohem kopfkissen versehenen ruhebette liegt, mit einer decke bis an die schultern zu; unter dem bett zwei schuhe.

XXII. In ruwen hüten. Der dichter schläft, den linken arm auf der decke; rechts sizt in einem niedrigen, künstlich geschnizten stuhl Christus, den kopf auf die linke hand gestüzt, der rechte arm ruht auf dem bette.

XXIII. Wider anthuon. Christus und der dichter vor dem bette, lezterer im unterkleid, Christus zieht ihm die kutte an.

XXIV. Heim gon. Der dichter, völlig angekleidet, mit einer kappe auf dem haupte, entfernt sich, Christus gibt ihm den segen, im hintergrund das badehaus.

XXV. Wol leben. Christus sizt an der hinterseite eines gedeckten tisches, auf demselben eine gebratene gans und angeschnittenes brot, links von Christo der dichter, rechts ein bürger, beide grosse becher vor sich.

XXVI. Der Jungbrun. Ein springbrunnen mit grossem becken, aus welchem durch zwei röhren das wasser an den boden läuft, unter der einen sizt eine frau, unter der anderen ein mann, beide nackend, das wasser mit den händen auffangend; aus dem becken erhebt sich eine säule mit drei röhren, im becken zwei kinder, mit den händen das aus jenen fliessende wasser auffangend.

XXVII. Im vordergrunde rechts ein korb mit kräutern, links über einem feuer ein kessel mit kräutern gefült, zu unterst an einem mit noch drei zähnen versehenen eisenstabe hängend; neben dem kessel in einer mit wasser gefülten wanne der dichter, eine kappe auf dem haupte, im hintergrunde ein springbrunnen.

XXVIII. Aus einem mit bäumen bewachsenen bergabhange fliesst wasser aus vier röhren in einen trog, von dem sich eine weibliche person mit zwei gefülten krügen entfernt; im hintergrund das badehaus, dessen aushängeschild ein kranz an einem langen holzkreuz.

XXIX. Unter einer säulenhalle badet eine frau in einer hölzernen wanne ein kleines kind; links davon auf einem feuer ein topf.

XXX. In einem gewölbten badezimmer sizt der dichter, in einer fast leeren badewanne; Christus giesst ihm aus einem kleinen krug öl über die füsse.

XXXI. Das teglich bad. Im freien sizt in einem steinernen troge, in dem aus einem brunnen wasser fliesst, der dichter zwischen zwei jüngeren männern nicht-geistlichen standes.

XXXII. Das wilt bad. In rundem, mit wasser gefülten kübel steht der mit badehose bekleidete dichter, indem er eine vor ihm auf einer strohmatte liegende nackte person segnet, welche die arme kreuzweise über den leib gelegt hat; vor dieser liegt auf einem dreibeinigen schemel neben einem deckelkrug ein stück brot, auf einem teller zwei äpfel (?).

XXXIII. Das schweiss Bad. Der dichter in einem kübel sitzend, welcher von einem spitzen zeltdach völlig überdeckt ist; dasselbe hat vorn einen schlitz, aus welchem jener mit dem oberkörper hervorsieht.

XXXV. Der baderin dancken. In der mitte steht eine schwangere frau, mit beiden händen ein buch haltend, mit einem heiligenschein, in welchem der name: S. Anna. Darüber ein verschlungenes band mit einer offenbar fehlerhaften inschrift *(conceptio aĩe marie in corpore suo ꝓprie ğtialiter absque peccati macla).*

Endlich hat eine vergleichung des von der verwaltung der Göttinger universitätsbibliothek freundlichst zur verfügung gestelten alten druckes mit dem neudrucke folgendes resultat ergeben:

1. Ausser den auf s. 43 fg. als im neudrucke verbessert angeführten fehlern des alten druckes sind in jenem noch folgende stilschweigend verbessert: I, 48 *aue* (im alten drucke *ane*); 71 fehlt *nit zuo;* II, 2 *Da* (*So*), 15 *tugont* (*tugent*), 53 *Das* (*Dass*); V, 25 *weis* (*weiss*), 49 *grfieret* (*ge-*); VI, 2 *dier* (*dir*), 40 *alss* (*als*), 71 *trostlch* (*-lich*); VIII, 4 *standt* (*stan : dran*)[1], 31 *iungfronwen* (*-frouwen*), 57 *gstroffet* (*ge-*); XIV, 54 *sten* (*ston*); XV, 16 *leern* (*leren : eren*); XVIII, 33 *Alss* (*Als*); XX, 27 *glagst* (*clagst*); XXIII, 30 *dennen* (*denen*); XXV, 89 *mecht* (*macht*); XXVI, 5 *gstorben* (*ge-*); XXIX, 58 *Vnss* (*Vns*); XXX, 10 *lelb* (*Leib*); XXXI, 36 *Wnd* (*Vnd*); XXXIII, [30 *Velrürt* (*Verl-*)], 46 *dersrlben* (*-selben*); XXXIV, 63 *würdt* (*würd*); XXXV, 8 *Vrrgiss* (*Ver-*), 20 *strastburg* (*Strassb.*), 38 *gwohnheit* (*gew-*), 44 *spracch* (*sprach*), 171 *vnss* (*vns*).

2. finden sich ausser den s. 43, anm. 1 angeführten druckfehlern im neudrucke noch folgende: I, 22 steht im alten drucke richtig *wil* (im neuen *will*), II, 31 *wuosch* (*wüsch*); III, 7 *letst* (*letzt*), 70 *do rzuo* = *dor zuo* (*do zuo*); V, 1 *gesuntheit* (*gesundh.*), 41 *williklich* (*willickl.*), 53 *ims* = *imes* (*im*), 71 *leyd* (*leid*); VI, 3 *Keim* = *keinem* (*Kein*), 11 *kort* ist richtiges impf., auch sonst im 16. jahrh., aus Murners Luth. narr. b. Grimm (V, 409) im reim, also unzweifelhaft:

alsbald er dis beschwerden hort
das angsicht er gleich von mir kort;

also *kert* im neudrucke nicht richtig. 40 *früm* (*frum*), 45 *lond* (*lont*); VII, 10 *diser* (*dieser*), 35 *notturfft* (— *turft*); VIII, 71 *sichst* (*siehst*); IX überschrift *fůs* (*F.*); X überschr. *leib.* (*L.*), 70 *Darumb* (*Darum*). XI, 70 *barmhertzikeit* (*-igkeit*); XII, 4 *es*, nämlich das *geil bluot* (*er*), 27 *vppikeit* (*vppigk.*), 40 *och* (*ouch*); XIII, 15 *süberleich,* im reime auf *gleich* (*süberlich*); XIV, 6 *Dan* (*Den*), 49 *dennocht bleibst* (*dennoch dl.*); 23 *erfillen : willen* (*erfüllen*); 44 *gerechtikeit* (*gerechtigk.*); ebenso 55; XVI, 5 *fürsichtikeit* (*furs.*), 37 *dennocht* (*dennoch*), 57 *diser* (*dieser*), 24 *den* (*die*); XVIII überschr. *fůs* (*F.*), 44 *Da* (*Das*), 70 *verzweiflen* (*-feln*); XX, 5 *buoss : muoss* (*büoss : müss*), 51 *frummer* (*frommer*); XXII, 31

1) Wol wegen des reimes als druckfehler anzusehen, obgleich alemannisch *stande* als praes. nachweisbar, z. b. gleich 3 zeilen vorher: *wie stand ich, her, so nackend hie.*

doch (*noch*); XXIV, 66 *das* (*des*), *-lant* (*-landt*), 67 *werendt* (*weren*); XXV, 36 *Doch* (*Dach*), XXVII, 42 *vbersach* (*üb.*); XXVIII, 13 *schlechtem* (*schlechten*), 22 *ein* (*im*), 27 *nit* (*mit*), 46 *mit* (*nit*); XXIX, 34 *nie* (*nit*), 65 *seim* (*sein*), 66 *stirpt* (*stirbt*); XXX, 10 *leib* (*Leib*), 12 *gesuntheit* (*gesunt*); XXXI überschr. *Bad* (*bad*), 4 *kat auch* (*kot ouch*); XXXII überschr. *Bad* (*bad*), 19 *Her* (*Herr*), 49 *vernomen* (*-nommen*), XXXIII, 32 *Vnsufer* (*-fufer*), 61 *zuon* = *zuo den* (*zuo*); XXXV, 19 *kuntschafft* (*kundschaft*), 31 *Er-fur* (*Es-für*), 34 *keiserin* (*kais.*), 123 *herschafft* (*-schaft*),

XV, 22 steht im alten wie im neuen drucke: *güt*, im reime auf *duot*, ist zu lesen *guot?* XIX, 52

Ich mag sie nit im dreck lon ligen,
So sie so cleglich zuo mir schreien.

muss es *schrigen* heissen? ich kann freilich diese mhd. form alemannisch nicht nachweisen.

NORDHAUSEN. E. MATTHIAS.

NACHRICHTEN.

Die ord. professoren drr. Th. Möbius in Kiel und K. Weinhold in Breslau erhielten den charakter als geheime regierungsräte.

Von der königl. bair. akademie der wissenschaften wurden professor dr. Ludv. F. A. Wimmer in Kopenhagen und director dr. A. Essenwein in Nürnberg zu auswärtigen mitgliedern, professor dr. Joh. Kelle in Prag zum correspondierenden mitgliede erwählt.

Der privatdocent dr. freiherr von Waldberg in Czernowitz wurde zum ausserordentl. professor befördert.

An der universität Leipzig habilitierte sich dr. Ernst Elster für neuere deutsche litteratur.

Der herausgeber dieser zeitschrift hat einen ruf an die universität Kiel erhalten und angenommen.

Am 30. nov. 1888 starb zu Marburg der ordentliche professor der germanischen philologie, dr. Karl Lucae (geb. 7. aug. 1833).

Am 26. december 1888 starb zu Lund der frühere professor an der dortigen universität, Carl Johan Schlyter, der herausgeber von „Sweriges gamla lagar“ (geb. 29. januar 1795 in Karlskrona).

I. SACHREGISTER.

II. VERZEICHNIS DER BESPROCHENEN STELLEN.

III. WORTREGISTER.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.